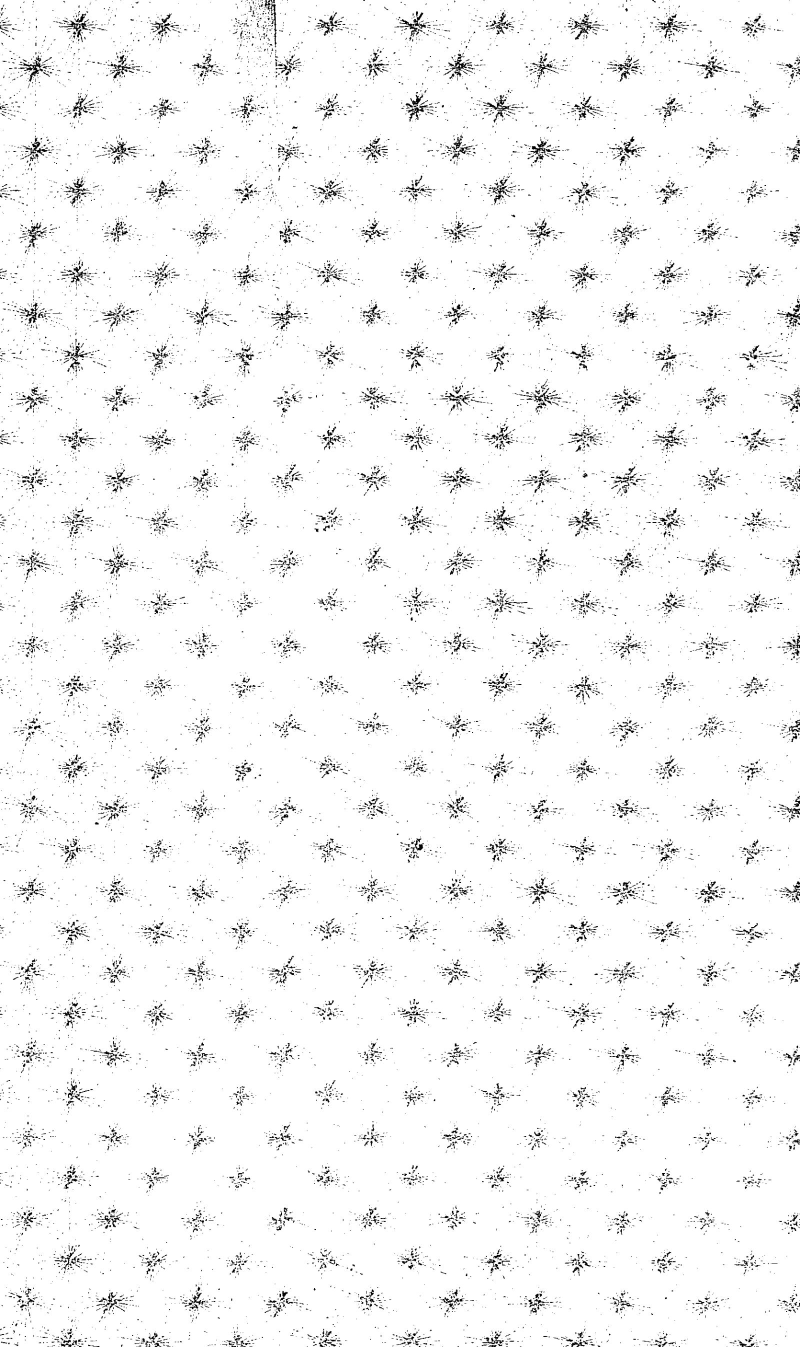
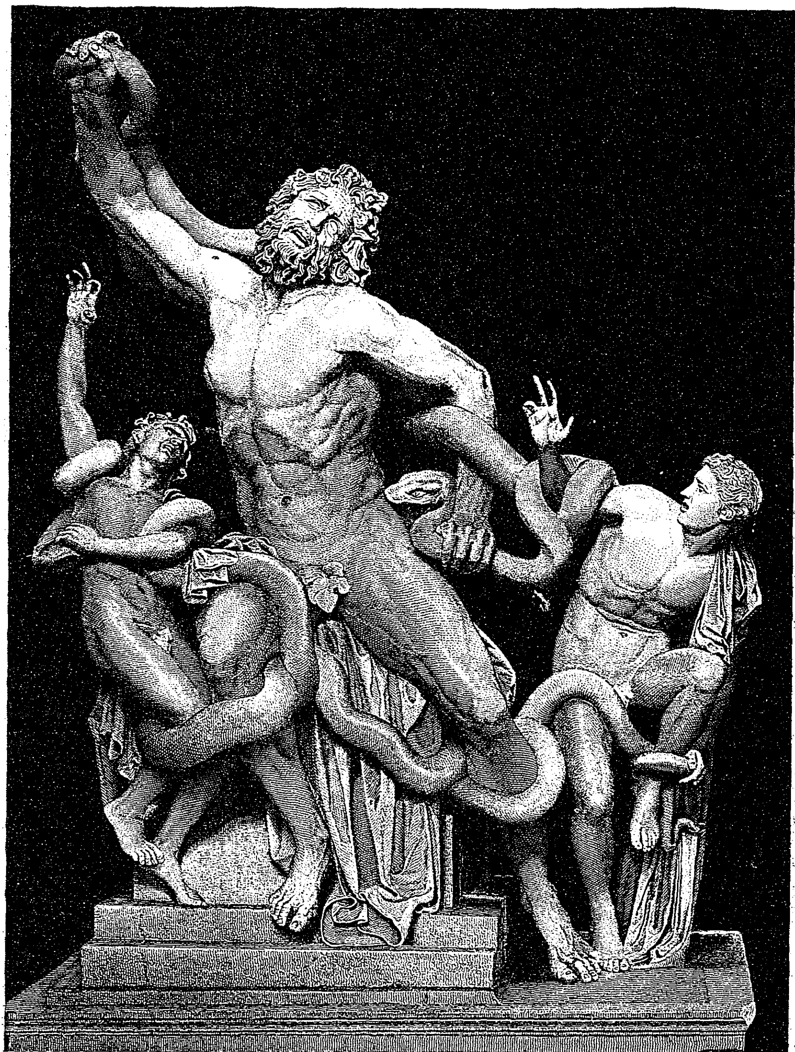




A. Krausse gest.

Laokoon.

Leipzig, Fr. Brandstetter

# Götter und Helden.

## Griechische und deutsche Sagen.

Als Vorstufe des Geschichtsunterrichts

bearbeitet

von

**Albert Richter.**

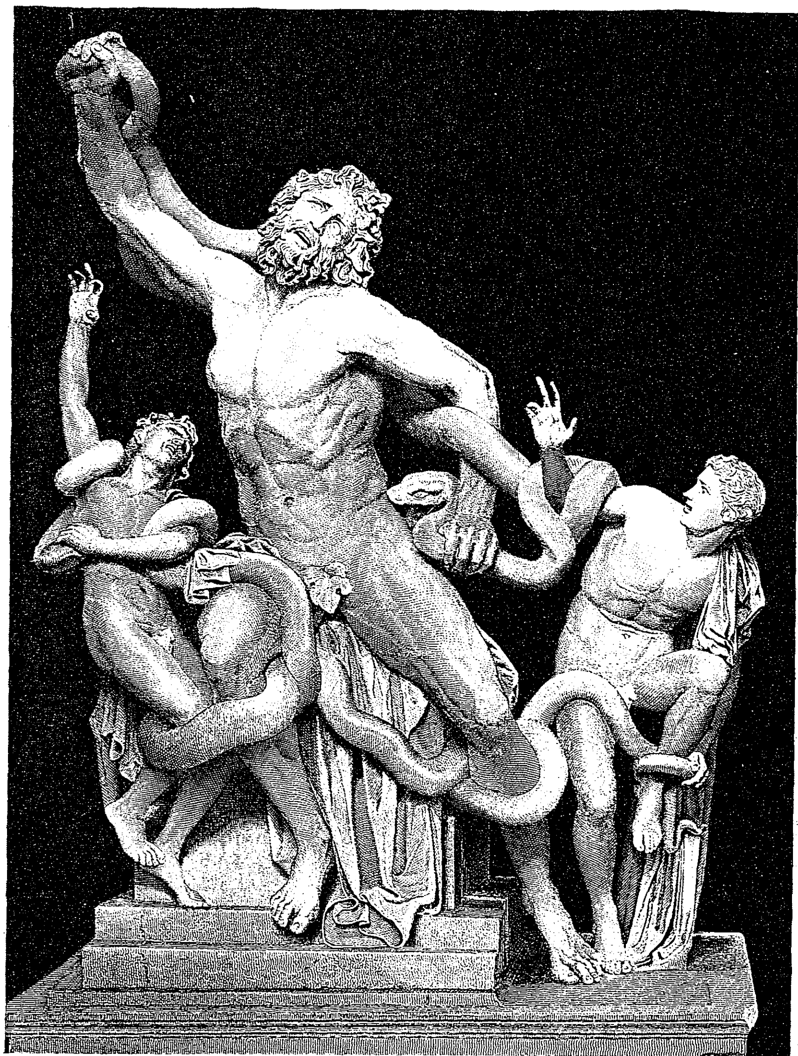
Erstes Bändchen.

Zweite Auflage.

Leipzig.

Verlag von Friedrich Brandstetter.

1880.



Laokoon.

# Götter und Helden.

## Griechische und deutsche Sagen.

Als Vorstufe des Geschichtsunterrichts

bearbeitet

von

**Albert Richter.**

Erstes Bändchen.

Zweite Auflage.

**Leipzig.**

Verlag von Friedrich Brandstetter.

1880.

# Inhalt.



## Inhalt des zweiten und dritten Bändchens.

# Prometheus.

Als das uralte Göttergeschlecht der Titanen durch Zeus vom Throne gestoßen war und dieser selbst als der Beherrscher der Welt auf dem Olymp seinen Thron aufgeschlagen hatte, grünte und blühte es auf der Erde von allerlei Bäumen, Kräutern und Blumen, Thiere aller Arten tummelten sich auf dem festen Lande, im Wasser und in den Lüften; aber es gab noch keine Menschen. Da stieg Prometheus zur Erde nieder, ein Sohn jenes Göttergeschlechts, das Zeus entthront hatte. Er hatte, als der Kampf unter den Göttern begann, zunächst auf der Seite der Titanen gestanden und ihnen klugen Rath gegeben, weil seine Mutter Themis ihm verkündigt hatte, daß der Sieg in dem Kampfe der Götter nicht durch Kraft und Gewalt, sondern nur durch List und Klugheit könne errungen werden. Aber obgleich Prometheus den Titanen das alles gesagt hatte, hatten sie doch auf ihre Macht getrotzt und List und Klugheit verschmäht. Da war Prometheus freiwillig auf die Seite des Zeus getreten, der ihn gern aufnahm und in Folge seines Rathes war der vorige Beherrscher der Welt, Kronos, mit seinem ganzen Anhange in den dunklen Abgrund des Tartarus gestürzt worden.

Nach dem Siege des neuen Göttergeschlechts war es also, als Prometheus zur Erde herabstieg und beschloß, auf ihr Wesen zu erschaffen, die den Göttern ähnlich wären und in denen ein Geist wohnen nnd wirken könnte. Darum knetete er Thon mit Wasser und formte daraus kunstvolle Gebilde, die an Gestalt den Göttern glichen und von allen Thieren nahm er gute und böse Eigenschaften und schloß sie in die Brust der neuen Wesen ein. Als Minerva, des Zeus Tochter und die Göttin der Weisheit, diese Wesen sah, hatte sie ihre Freude an ihnen und auf Prometheus Bitte hauchte sie ihnen den göttlichen Odem, den Geist ein.

So waren die ersten Menschen entstanden. Bald vermehrten sie sich und bevölkerten die Erde. Aber sie wußten noch nicht, wie sie sich ihrer Glieder und ihres Geistes bedienen sollten. Mit offenen Augen waren sie blind, mit offenen Ohren taub, wie im Traume wirrten sie alles blindlings unter einander. Sie verstan-

den nicht, aus Thon Ziegel zu bereiten, die Bäume des Waldes zu Balken zu zimmern und wohnliche Häuser, in die der Strahl der Sonne eindringen konnte, daraus zu bereiten. Gleich wimmelnden Ameisen wohnten sie in unterirdischen, finstern Höhlen. Sie kannten kein sicheres Merkmal für das Nahen des rauhen Winters, des blüthenduftenden Frühlings oder des fruchtspendenden Sommers. Sinn- und zwecklos war all ihr Thun. Da erbarmte Prometheus sich seiner Geschöpfe. Er lehrte sie den Aufgang und Niedergang der Gestirne zu beobachten und die Bahnen derselben zu merken. Auch die Zahlenkunst und die Buchstabenschrift lehrte er sie und gab ihnen das Gedächtniß, das Werkzeug aller Wissenschaften und Künste. Wilde Thiere lehrte er sie ins Joch spannen, daß sie dem Leitseil gehorchten und dem Menschen bei seinen schwersten Arbeiten halfen oder wohl gar seine Stellvertreter waren. Rosse gewöhnte er an Zaum und Zügel, daß sie sich geduldig an den Wagen spannen ließen. Auch die schnellsegelnden, meerdurchfahrenden Schiffe ersann er und lehrte die Menschen, sich ihrer zu bedienen. Wenn früher ein Mensch krank wurde, so wußte er keine Hilfe; weder ein innerliches noch ein äußerliches Mittel war den Menschen bekannt, Krankheiten zu heilen. Da lehrte sie Prometheus den Gebrauch der Kräuter und wie man lindernde Salben mischen müsse. Ebenso unterrichtete Prometheus die Menschen in der Kunst des Weissagens, Träume lehrte er deuten, den Flug der Vögel und die Beschaffenheit der Eingeweide eines Opferthieres lehrte er beobachten und nach ihrer Bedeutung erforschen. Endlich lenkte er den Blick der Menschen auch unter die Erde; die unterirdischen Schätze von Erz, Eisen, Silber und Gold zeigte er ihnen und lehrte sie ihre Verarbeitung und Verwendung.

Als die Menschen so in allerlei Künsten unterrichtet waren und ihr Leben mit allerlei Bequemlichkeiten ausstatten konnten, wurden die Götter des Himmels auf sie aufmerksam und sie waren bereit, ihnen ihren mächtigen Schutz angedeihen zu lassen, wenn die Menschen ihnen dafür Verehrung zollen und Opfergaben darbringen würden. Als aber die Art der Opfer festgestellt werden sollte, da bewirkte Prometheus durch einen Betrug, daß den Göttern von den Opfern der Menschen nur das schlechtere Theil zufiel. Er schlachtete im Namen seiner Geschöpfe einen gewaltigen Stier und sonderte die Stücke desselben in zwei Haufen. Auf die eine Seite legte er das Fleisch und die Eingeweide, eingewickelt in die abgezogene Stierhaut, auf die andere alle Knochen, umgeben und verdeckt von dem Unschlitt. Der letztere Haufen war aber der bei weitem größere. Dann sprach Prometheus listig lächelnd zu Zeus: „Nimm erlauchter Gott, wonach dein Herz Verlangen hat.“ Zeus wußte wohl, auf welchen Betrug Prometheus sann, er stellte

sich aber, als wüßte er nichts und griff nach dem Unschlitt. Und als ob er des Betruges jetzt erst inne würde, sprach er: „Ich sehe wohl, Titanensohn, daß du die alten Liste noch nicht verlernt hast.“

Zeus beschloß aber, doch Rache zu nehmen für den Betrug und versagte den sterblichen Menschen die Gabe des himmlischen Feuers, dessen sie doch bedurft hätten, um an Gesittung vollkommen zu werden. Aber auch dafür wußte des Prometheus Klugheit Rath zu schaffen. Er nahm den markigen Stengel des Riesenfenchels und indem er sich damit dem feurigen Wagen des Sonnengottes näherte, setzte er ihn in glimmenden Brand. Dann stieg er mit demselben zur Erde nieder und entzündete einen schon vorher aufgeschichteten Holzstoß. Als Zeus den davon aufsteigenden Rauch gewahrte, zürnte er sehr und beschloß, Rache dafür an dem Menschengeschlechte und an Prometheus zu nehmen. Er beauftragte den Gott Hephästos, ein herrliches Frauenbild zu formen und als es fertig war, mußten Götter und Göttinnen es mit herrlichen Gewändern und kostbarem Schmuck begaben; frische Blumen zierten das Haar und goldene Borten umschlangen den Leib; Hermes aber, der Götterbote, mußte der holden Frauengestalt die Kunst der Sprache verleihen. Pandora, das ist die Allbeschenkte, nannte man die so geschaffene Jungfrau. Zeus führte sie zur Erde hernieder und gab ihr eine verschlossene Büchse mit dem Auftrage, dieselbe Epimetheus, dem Bruder des Prometheus zu überbringen. Auf der Erde wurde die Jungfrau um ihres Liebreizes willen von allen Menschen angestaunt und Epimetheus trug kein Bedenken, das Geschenk des Zeus aus ihrer Hand entgegen zu nehmen, obgleich sein klügerer Bruder ihn schon längst vor den Listen des Zeus gewarnt und ihm namentlich gerathen hatte, kein Geschenk desselben anzunehmen.

Als Epimetheus die Büchse öffnete, entflog derselben eine unzählige Schaar von Uebeln, die der Gott in ihr eingeschlossen hatte und die nun auf der Erde das Menschengeschlecht heimsuchten. Krankheiten und Fieber irrten nun Tag und Nacht unter den Menschen umher, Noth und Elend waren überall und bedrückten die früher so glücklichen Menschen, ein früher Tod, der jetzt schneller als sonst daherkam, raubte ihnen die Freude des Lebens.

Aber wieder wußte Prometheus Rath. Konnte er auch die einmal gegen die Menschen losgelassenen Uebel nicht wieder bannen, so wollte er sie doch wenigstens lindern. Darum nahm er den Menschen die Gabe, die Zukunft vorauszusehen und gab ihnen dafür die Hoffnung, welche die Menschen wenigstens immer bessere Zeiten erwarten ließ.

Nun wandte sich aber der Zorn des Zeus gegen Prometheus, der die Menschen immer wieder gegen ihn in Schutz nahm. Den

Gott Hephästos beauftragte Zeus, den Frevler in die scythischen Einöden zu schleppen und ihn dort, hangend über einem schauerlichen Abgrunde, an einer Felsenwand des Berges Kaukasus mit unauflöslichen Ketten festzuschmieden. Ein Riese sollte ihm bei dieser Arbeit behilflich sein. Hephästos hatte Mitleid mit Prometheus, dem Befehle seines Vaters Zeus aber mußte er Gehorsam leisten.

Während Prometheus stumm und ohne Klage das Schreckliche an sich vollziehen ließ, seufzte Hephästos und bejammerte das Los des Unglücklichen. Der Riese aber höhnte, als Prometheus festgeschmiedet war: „So, nun kannst du trotzen, kannst den Göttern ihre Vorrechte stehlen und sie deinen elenden Eintagsgeschöpfen, den Menschen, geben. Was können nun deine Sterblichen für dich thun, der du so viel für sie gethan hast? Wahrlich, mit Unrecht nennen dich die Götter Prometheus, das ist den Vorbedächtigen; denn hättest du dich vorher besser bedacht, so dürftest du jetzt nicht in diesen Eisenfesseln schmachten.“ Hephästos warf noch einen Blick des Mitleids auf den Unglücklichen und verschwand dann mit seinem rohen Begleiter.

Als seine Peiniger verschwunden waren, begann Prometheus zu klagen: „O du leuchtender Luftkreis und ihr schnellbeschwingten Winde, ihr Quellen und Ströme, du endloses Meer, du Allmutter Erde und du alles schauender Sonnenring, euch rufe ich an. Sehet, was ich Gott hier von Göttern erdulden muß. O schauet die Qual, deren Marter ich hier ohne Ende leiden soll.“

Sein Schreien hörten die Töchter des Gottes Oceanos, die Oceaniden. Sie kamen herbei, ihn zu beklagen und er erzählte ihnen, weshalb er an den Felsen geschmiedet war und wie Zeus beschlossen habe, ihn in Ewigkeit da hängen zu lassen. Er fügte aber auch hinzu, wie seine Hoffnung sei, daß Zeus dereinst selbst vom Throne gestoßen werde, wie er jetzt einen andern davon verdrängt habe. Von diesem Sturze des Zeus habe ihm schon vor alter Zeit seine Mutter alle Umstände vorausgesagt und wenn er erfolgt sei, dann hoffe auch er, wieder frei zu werden.

Die Götter hatten das gehört und Zeus sendete Hermes, den Götterboten zu Prometheus, ihn zu fragen, was er von dem Sturze des Götterkönigs wisse. Aber kein Bitten und auch kein Drohen des Götterboten war im Stande, Prometheus sein Geheimniß zu entlocken. Da machte Zeus wahr, was er durch Hermes dem Gefesselten hatte androhen lassen. Einen Adler sandte er, der auf Prometheus Knieen sitzend täglich dem Unglücklichen die Leber aushacken mußte, die immer wieder nachwuchs. Diese Qual sollte nicht aufhören, bis einer sich finden würde, der sich freiwillig erböte, für den unsterblichen Prometheus zu sterben.

Schneller als Prometheus es erwarten könnte, erschien ihm Hilfe. Nachdem er dreißig Jahre lang an den Felsen angeschmiedet über den brandenden Wogen gehangen hatte, kam des Weges der starke Held Herkules. Der kannte Prometheus wohl und wollte ihn wegen eines gefahrvollen Abenteuers, das er zu bestehen hatte, um Rath fragen. Da erbarmte ihn des Unglücklichen Geschick. Mit einem starken Pfeile schoß er den Adler todt, dann befreite er Prometheus von den Fesseln. Auch für einen Ersatzmann sorgte er. Der Centaur Chiron, der unsterblich, aber des Lebens überdrüssig war, erbot sich, an Prometheus Statt zu sterben.

Seitdem wagte Prometheus nicht mehr, es den Göttern gleich thun zu wollen. Damit aber des Zeus Spruch, der den Prometheus zum ewigen Angeschmiedetsein verurtheilt hatte, auch so nicht unvollzogen bliebe, mußte Prometheus ewig einen eisernen Ring tragen, an welchem ein Stück des Kaukasusfelsen befestigt war. So konnte Zeus sich rühmen, daß Prometheus noch immer an den Kaukasus geschmiedet sei.

---

# Deukalion und Pyrrha.

Die Uebel, die der Göttervater Zeus den Menschen geschickt hatte, waren nicht die schlimmsten, von denen sie betroffen wurden. Größeres Uebel bereiteten sie sich selbst. Die Sucht nach Reichthum, das Verlangen nach Schätzen brachten Haß und verderbliche Zwietracht unter das Menschengeschlecht. Das früher so friedliche Eisen verwandelte sich in eine fürchterliche Waffe und blutige Kriege waren überall. Der Freund war vor dem Freunde, der Vater vor dem Sohne nicht sicher. Zu Boden lag die Scheu vor den Göttern und tief erzürnt verließen diese die Erde, um nicht mehr mit den Menschen Umgang zu pflegen, sondern allein auf den sonnigen Höhen des Olymp zu leben.

Fürchterliches berichtete der Götterbote Hermes von den Freveln, die er unter den Menschen geschaut hatte. Da beschloß Zeus, sich selbst zu überzeugen und in menschlicher Gestalt auf der Erde zu wandeln. Aber allenthalben fand er, daß die Frevel wohl noch größer waren, als das Gerücht sie bezeichnet hatte. Eines Abends kam Zeus zu dem Palaste des Königs Lykaon in Arkadien, der durch seine Wildheit und Grausamkeit besonders berüchtigt war, und bat um ein Obdach. Dasselbe wurde ihm gewährt und alsbald ließ Zeus an einigen Wunderzeichen, die er that, merken, daß ein Gott in dem Hause eingekehrt war. Da fiel das Volk auf die Kniee und betete an. Lykaon aber spottete des Volkes und sprach: „Laßt sehen, ob ein Gott oder ein Sterblicher zu uns gekommen ist!“ und in seinem Herzen beschloß er, in frevelhafter Weise die Göttlichkeit des Gastes zu erproben, dann aber denselben, wenn er schliefe, zn ermorden. Deshalb ließ der König einen Geisel, den das Volk der Molosser ihm gesandt hatte, schlachten und Stücke desselben am Feuer braten, um sie dann dem Gaste beim Nachtmahle vorzusetzen.

Zeus aber wußte alles und als man ihm das entsetzliche Mahl auftrug, fuhr er erzürnt empor, verließ das Haus und schleuderte seine Blitze auf die Königsburg, daß sie rings in hellen Flammen stand. Da floh auch Lykaon bestürzt aus derselben und erhob ein Wehgeschrei. Das Wehgeschrei aber ward zu einem entsetzlichen

Heulen, das Gewand des Königs verwandelte sich in zottiges Haar, die Arme schrumpften zu mageren Beinen zusammen und bald stand an Stelle des Königs ein scheußlicher, blutdürstiger Wolf.

Nicht länger mochte Zeus auf der Erde weilen; er kehrte zum Olymp zurück, fest entschlossen, das sündige Menschengeschlecht zu vertilgen. Er berief alle Götter zu sich und berieth mit ihnen, ob er die Erde durch seine flammenden Blitze vernichten oder durch eine große Wasserfluth das ganze Menschengeschlecht vertilgen sollte. Er wählte schließlich auf den Rath der Götter das letztere. Sofort strömte ein gewaltiger Regen zur Erde herab. Mit triefenden Schwingen flog Notus, der regenbringende Wind, durch die Wolken dahin; pechschwarzes Dunkel bedeckte sein Antlitz, schwer von Gewölk hing sein Haar hernieder und auf seiner finstern Stirn lagerte grauer Nebel. Auch Poseidon, der Gott des Meeres, trug zu dem Werke der Zerstörung bei; mit seinem Dreizack durchstach er die Dämme des Meeres, daß die Wasser desselben sich ungehindert über das Land ergossen. War schon durch die strömenden Regengüsse die Saat des Landmanns niedergepeitscht und vernichtet worden, so rissen nun die eindringenden Fluthen des Meeres auch die Bäume mit sich hinweg, Häuser und Tempel stürzten ein und bald war Meer und Erde nicht mehr zu unterscheiden. Menschen und Thiere versuchten sich zu retten, indem sie auf Hügel und Berge entflohen, aber auch die waren bald vom Wasser bedeckt und wer auf einen Kahn sich gerettet und nun hoch über seinen Feldern und Wiesen dahinfuhr, der ward endlich doch von den schäumenden, sturmgepeitschten Wellen begraben oder starb den entsetzlichen, qualvollen Hungertod.

Vernichtet war das Menschengeschlecht. Nur zwei Menschen waren dem allgemeinen Verderben entronnen. Auf dem hohen Berge Parnassus, der im Lande Phocis noch mit zwei Spitzen über die alles bedeckende Fluth emporragte, fanden sie Rettung. Deukalion war es, der Sohn des Prometheus, welchem sein Vater bei Zeiten den guten Rath gegeben hatte, sich ein Schiff zu erbauen und Pyrrha, seine Gemahlin. Diese beiden allein hatten ihre Frömmigkeit und ihre Scheu vor den Göttern bewahrt mitten unter den Frevlern, von denen sie umgeben waren. Darum hatte auch Zeus, als er sie einsam auf der Wasserfläche schwimmen sah, beschlossen, sie zu retten und von einem günstigen Winde hatte er sie dem Parnassus zutreiben lassen.

Endlich begann die Fluth zurückzuweichen. Zeus rief den Nordwind herbei, daß er die Wolken zerstreue und Poseidon trieb das Meer wieder in seine Ufer zurück. Die Flüsse kehrten wieder in ihr Bett zurück, Wälder streckten ihre mit Schlamm bedeckten Baumwipfel aus der Tiefe hervor, Hügel folgten und endlich lag

auch das ebene Land wieder trocken da. Aber ringsum war alles wüst und öde; Grabesstille war über das Land ausgebreitet. Mit Schlamm waren Felder und Wiesen bedeckt und unbelebt von Menschen und Thieren lag die Natur.

Trauernd blickten die beiden einzig noch übrig gebliebenen um sich und jede Wolke, die am Himmel emporstieg, flößte ihnen Furcht und Schrecken ein, denn sie fürchteten, das Unwetter möchte von neuem losbrechen. Und als sie sich so einsam sahen, klagte Deukalion, daß sein Vater Prometheus ihn nicht die Kunst gelehrt habe, Menschen aus Thon zu formen. Weinend sanken Deukalion und Pyrrha vor einem durch die Fluth halb zerstörten Altare der Göttin Themis auf ihre Kniee nieder und flehten die Göttin, die Welt wieder mit einem neuen Geschlechte zu beleben.

Da ertönte plötzlich die Stimme der Göttin und ließ sich also vernehmen: „Umschleiert euer Haupt, löset eure gegürteten Glieder und werfet die Gebeine eurer Mutter hinter euch.“ Erstaunt hörten die Beiden den Spruch der Göttin und wußten lange nicht ihn zu deuten. Endlich sprach Deukalion: „Das Wort der Göttin ist gut und fordert keinen Frevel. Nicht sollen wir die Gebeine deiner verstorbenen Mutter kränken, indem wir sie in die Lüfte werfen und sie zerstreuen. Unser beider Mutter ist die Erde und ihre Gebeine sind die Steine. Die wollen wir hinter uns werfen, so werden wir erfahren, was der Spruch der Göttin zu bedeuten hat.“ Und dem Worte der Göttin folgend, verhüllten sie ihr Haupt, entgürteten ihre Glieder, erfaßten Steine und warfen sie hinter sich.

Da verlor das Gestein seine Härte und Sprödigkeit, es wurde geschmeidig, wuchs und gewann Gestalt. Allmählich trat an ihnen immer mehr die menschliche Form hervor. Was an den Steinen Weiches und Erdiges war, das wurde zu Fleisch, das Feste verwandelte sich in Knochen, das Geäder in den Steinen aber blieb Geäder. Die Steine, die Deukalion hinter sich geworfen hatte, wurden zu Männern, die der Pyrrha zu Frauen.

Neue Menschen waren somit entstanden, ein hartes, rauhes Geschlecht, tauglich zu schwerer Arbeit und den Ursprung, den es genommen, nimmer verleugnend.

---

# Herkules.

I. Herkules war ein Sohn des Zeus und der Alkmene, der Gattin des Königs Amphitryon zu Theben. Hera, des Zeus Gemahlin, haßte aber den Knaben und strebte darnach, ihn zu verderben, um so mehr, als Zeus selbst gesagt hatte, daß dieser Knabe zu Großem auserſehen sei. Daher sandte sie, als der Knabe acht Monate alt war, zwei gewaltige Schlangen in seine Wiege, daß sie ihn erwürgten. Ehe die Mutter und die Dienerinnen der Schlangen inne wurden, ringelten sich dieselben um den Hals des schlafenden Knaben. Dieser erwachte und schrie, griff aber auch unwillkürlich nach den Schlangen. Mit jeder Hand erfaßte er eine derselben und so groß war bereits die Kraft des Götterknaben, daß er beiden den Kopf zerdrückte. Auf sein Schreien waren die Wärterinnen herbeigeeilt, als sie aber der Schlangen gewahr geworden waren, hatte die Furcht ihre Füße gefesselt, daß sie nicht zur Wiege herangetreten waren. Auch die Mutter hatte das Schreien des Knaben gehört und war herbeigeeilt. Auf ihren Hilferuf kamen Amphitryon und andere Helden mit gezückten Schwertern herbei, die nun erstaunt die Schlangen bereits erwürgt fanden.

Der Seher Tiresias, dem das Ereigniß berichtet wurde, sagte den Eltern des Knaben dessen zukünftigen Lebenslauf voraus: wie er an Stärke und Tapferkeit unter allen Helden der erste sein und Riesen und Ungeheuer siegreich bekämpfen werde, wie er auch nach mühevollem Erdenleben einst mit den Göttern des ewigen Lebens theilhaftig sein solle.

Darum war Amphitryon auch bemüht, dem Knaben die eines solchen Helden würdige Erziehung geben zu lassen. Von allen Enden berief man die besten Helden, die ihn in den Künsten des Krieges und des Friedens unterrichten sollten. Einer lehrte ihn den Bogen spannen und mit Pfeilen schießen, ein anderer unterwies ihn in der Kunst, den Wagen zu lenken und wie das Fechten, das Ringen und den Faustkampf, so erlernte der Knabe auch die Buchstabenschrift, das Singen und das Schlagen der Leier. Herrlich wuchs der Knabe heran, an Größe und Stärke alle seine Genossen überragend und als er achtzehn Jahre alt geworden war,

war er der schönste und stärkste Mann in Griechenland, dabei auch der gewandteste und geschickteste, dessen Pfeil und Wurfspieß nie des Zieles verfehlten.

Einst war der Jüngling dem Geräusch der Stadt entflohen und in die Einsamkeit hinausgegangen. Dort überdachte er, was er nun beginnen und wozu er seine Stärke und seine Gewandtheit anwenden wolle. Da naheten sich ihm zwei weibliche Gestalten, beide schön, die eine aber in ernster, ruhiger Haltung und angethan mit einfacher, reinlicher, sittsamer Kleidung, die andere geschminkt und selbstgefällig das Haupt umher werfend und in nachlässiger, mit allerlei Flitter aufgeputzter Kleidung. Die zweite der Frauen eilte in schnellem Laufe auf den Jüngling zu und redete ihn an: „Ich sehe, daß du unschlüssig bist, welchen Weg durchs Leben du einschlagen sollst. Willst du nun mich zur Freundin und Führerin annehmen, so will ich dich die angenehmste und gemächlichste Straße führen. Keine Unannehmlichkeit soll dich berühren und keine Lust sollst du ungekostet lassen. Mühen und Arbeiten sollen dir erspart sein, aber keinen Genuß soll es geben, den du dir versagen müßtest.“ Da frug Herkules die so Sprechende nach ihrem Namen und sie erwiederte: „Meine Freunde nennen mich das Vergnügen, meine Feinde aber schimpfen mich Laster.“

Unterdessen war auch die andere der beiden Gestalten herangetreten. Ernst und sinnend hatte sie den Jüngling betrachtet und auf dessen Fragen: „Wie heißt du? Und wohin gedenkst du mich zu führen?“ erwiederte sie: „Sie nennen mich die Tugend. Auf dem Wege aber, den ich dich führen will, warten deiner Arbeit und Mühe. Nicht Genüsse und ein sorgenloses Leben kann ich dir versprechen, denn wisse, daß die Götter den Menschen das wahrhaft Gute nicht ohne Anstrengung gewähren wollen. Wünschest du, daß die Götter dir gnädig seien, so mußt du die Götter verehren; willst du, daß deine Freunde dich lieben, so mußt du deinen Freunden nützlich werden; strebst du von einem Staate geehrt zu werden, so mußt du ihm Dienste leisten; willst du, daß ganz Griechenland dich um deiner Tugend willen bewundere, so mußt du Griechenlands Wohlthäter werden; willst du ernten, so mußt du säen; willst du deinen Körper gesund erhalten, so mußt du ihn durch Arbeit und Schweiß abhärten. Wenn du das thust, so wirst du viele der sogenannten Genüsse nicht vermissen und vieles wird dir Genuß sein, was andern Mühe ist. Du wirst nur essen, wenn du hungrig bist, trinken, wenn dich dürstet, ruhen, wenn du müde bist und zu neuer Arbeit Kräfte sammeln willst. Darum werden Essen, Trinken, Ruhen dir wahrhafte Genüsse sein und dir mehr Freude gewähren, als jenen Trägen, welche nichts thun als essen und trinken, welche nie müde werden. Und kommt das Ende des Weges, so wirst du

nicht ruhmlos in Vergessenheit sinken, fortleben wird dein Name unter den Geschlechtern; preisen wird dich die Nachwelt, wie die Mitwelt dich liebte."

Herkules war keinen Augenblick unschlüssig, welcher Führerin er folgen sollte. Er wählte die Tugend und bald fand er Gelegenheit, zu erfahren, wie wahr sie geredet hatte.

Griechenland war damals noch voll von Wäldern und Sümpfen, in denen Räuber und grimmige Raubthiere aller Arten hausten. Von ihnen Griechenland zu befreien, war er entschlossen und den Anfang machte er mit dem Kampfe gegen einen grimmigen Löwen, der auf dem Berge Cithäron hauste und unter den Herden schon oft arge Verwüstungen angerichtet hatte. Er bezwang ihn, das Fell desselben warf er um sich und den Rachen setzte er als Helm auf. In dieser Kleidung vollbrachte er seine ferneren Waffenthaten. Seine Hauptwaffe war eine gewaltige Keule, die er aus einem Olivenstamme sich bereitet hatte, doch beschenkten auch die Götter den siegreichen Halbgott mit herrlichen Waffen. Der Götterbote Hermes gab ihm ein Schwert, der Sonnengott Pfeile, der Meergott einen goldenen Köcher und die Göttin Athene einen kostbaren Waffenrock.

II. Von dem Orakel zu Delphi war Herkules der Ausspruch geworden, er müsse dem Könige Eurystheus von Mycenä dienstbar werden und zwölf Arbeiten vollbringen, die dieser ihm auftrage; dann erst könne er der Unsterblichkeit theilhaftig werden. Dieser Ausspruch hatte Herkules sehr bekümmert; wie ungern er aber auch einem Sterblichen dienstbar werden mochte, wollte er doch dem Willen der Götter nicht zuwiderhandeln und ging zu dem Könige Eurystheus, dessen Aufträge entgegen zu nehmen. Eurystheus, dem ein Orakelspruch gesagt hatte, daß Herkules einst seine Herrschaft einnehmen werde, wollte den Helden gern beseitigen und sandte ihn daher auf Abenteuer aus, von denen er hoffte, daß sie Herkules den Tod bringen würden.

Die erste Aufgabe, welche Eurystheus dem Helden stellte, war, ihm das Fell des nemeischen Löwen herbeizuschaffen, welcher in dem Walde von Nemea in der Landschaft Argolis hauste. Gegen ihn zog der Held aus, den Köcher auf dem Rücken, den Bogen in der einen Hand, in der andern seine Keule. Lange irrte Herkules im Walde umher, ohne die Spur des Löwen finden zu können; auch war kein Mensch im Walde, der ihm Bescheid hätte sagen können, denn keiner wagte es vor dem Ungeheuer, den Wald zn betreten. Endlich sah er den Löwen bluttriefend von seinem Raube daherkommen. Er verbarg sich in ein Gebüsch und sandte von hier aus mehrere Pfeile gegen das Ungeheuer. Aber Waffen vermochten das

Thier nicht zu verwunden und wie von einem Steine prallten die Pfeile von der Haut des Löwen zurück. Als er eben wieder einen neuen Pfeil gegen ihn senden wollte, bemerkte der Löwe seinen Gegner und alsbald machte er sich zum fürchterlichen Sprunge fertig. Seinen langen Schweif zog er an sich bis zu den hintern Kniekehlen, sein ganzer Nacken schwoll von Zorn auf, unter Murren sträubte sich seine Mähne, sein Rücken ward krumm wie ein Bogen. Als der Held das sah, warf er Bogen und Pfeil weg und die Keule hoch geschwungen haltend, erwartete er den Gegner. Schon streckte das Thier in weitem Sprunge seine Tatzen gegen den Helden aus, da sauste mit fürchterlicher Gewalt die Keule auf seinen Schädel nieder, daß es betäubt zur Erde fiel. Rasch warf Herkules auch die Keule weg und ehe das Thier sich wieder erholen konnte, hatte er es mit seinen starken Händen am Halse gepackt. So fest drückte der Held die Kehle zu, daß das Thier in kurzer Zeit erstickt war.

Nun wollte Herkules ihm die Haut abziehen, die er als Zeichen des Sieges zu Eurystheus bringen sollte. Aber weder Stein noch Eisen waren im Stande, die Haut zu schneiden. Da versuchte es Herkules mit den Krallen des Thieres und siehe da, es gelang. Dann hing er das Fell über den Arm und trug es zu Eurystheus. Der erschrak, als er Herkules unverletzt daher kommen sah und fürchtete sich vor der göttlichen Kraft des Helden von nun an nur um so mehr. Herkules aber verfertigte sich aus dem undurchdringlichen Löwenfell ein neues Kleid und aus dem Rachen einen neuen Helm.

Als zweite Arbeit ward dem Herkules von Eurystheus aufgetragen, die Hydra zu erlegen, welche in dem Sumpfe von Lerna im Lande Argolis lebte und unter den Herden der umwohnenden Bevölkerung nicht geringere Verwüstungen anrichtete, als der nemeische Löwe. Die Hydra war aber eine außerordentlich große Schlange mit neun Häuptern, deren mittelstes unsterblich war, während die übrigen acht, die um dasselbe herumstanden, sterblich waren. Die Schlange hatte auch die Eigenschaft, daß jedesmal, wenn ihr eins der sterblichen Häupter abgeschlagen wurde, an dessen Stelle zwei andere hervorwuchsen.

Auch zu diesem Abenteuer zog Herkules getrosten Muthes aus; er gestattete aber seinem Neffen Jolaus, dem Sohne seines Bruders Iphikles, ihn auf diesem Zuge zu begleiten und daß der Jüngling mit Bitten nicht nachgelassen hatte, bis ihm die Erlaubniß zum Mitgehen gewährt war, sollte später dem Herkules sehr zu statten kommen. Als die beiden Helden an dem lernäischen Sumpfe angekommen waren, trieb Herkules zunächst durch Schüsse mit brennenden Pfeilen das Ungeheuer aus seinem Schlupfwinkel heraus.

Zischend und die Häupter hoch empor haltend ringelte sich das Thier gegen Herkules heran. Der griff es unerschrocken an und begann, mit dem Schwerte die Häupter des Thieres abzuhauen. Er konnte aber damit zu keinem günstigen Ende kommen, weil an Stelle eines abgeschlagenen Hauptes immer zwei neue hervorwuchsen.

Da kam Jolaus seinem Oheim zu Hilfe. Er zündete den danebenstehenden Wald an und reichte dann dem Oheim Feuerbrände zu, mit denen dieser, sobald er ein Haupt abgeschlagen hatte, die Stelle, an der es gestanden, ausbrannte, so daß kein neues Haupt nachwuchs. Wenig hatte es nun zu bedeuten, daß aus dem Sumpfe ein Riesenkrebs hervorbrach, der der Schlange zu Hilfe kommen wollte und mit seinen riesigen Scheeren die Füße des Herkules packte. Herkules griff nach seiner Keule und erschlug den Krebs mit einem einzigen gewaltigen Schlage.

Endlich schlug Herkules mit seinem Schwerte auch noch das unsterbliche Haupt der Hydra ab. Er verscharrte dasselbe am Wege und wälzte einen gewaltigen Stein, den eines andern Menschen Kraft nicht bewegen konnte, auf die Grube. Dann tauchte er noch seine Pfeile in das giftige Blut der Hydra und seitdem waren alle Wunden, die von des Herkules Pfeilen herrührten, unheilbar.

Die dritte Aufgabe, welche Eurystheus dem Herkules stellte, bestand darin, daß derselbe die Hirschkuh Cerynitis, welche der Göttin Artemis (Diana) geweiht war, lebendig fangen sollte. Diese Hirschkuh hatte eherne Füße und ein goldenes Geweih und lief so schnell, daß kaum ein Pfeil sie einholen konnte. Ein Hügel in Arkadien war ihr Aufenthaltsort. Den ihm gewordenen Auftrag auszuführen, bedurfte Herkules eines ganzen Jahres, während dessen er die Hirschkuh unablässig verfolgte, ohne sie jedoch ermüden zu können. Endlich entschloß er sich, das Thier durch einen Pfeilschuß zu lähmen und so in seine Gewalt zu bringen. Er that es und war nun im Stande, das gelähmte Thier einzuholen. Er lud dasselbe auf seine Schultern, um es zu Eurystheus zu bringen. Da begegnete ihm auf dem Wege die Göttin Artemis, die ihm Vorwürfe machte, daß er ein ihr geweihtes Thier habe tödten wollen. Er aber entschuldigte sich und sprach: „Nicht tödten wollte ich das Thier, sondern nur lähmen, damit ich es einholen könnte"; und, wie ihm aufgetragen, brachte er das Thier lebendig nach Mycene.

III. Zum vierten Male schickte Eurystheus den Herkules gegen ein Ungeheuer aus. Diesmal galt es, einen Eber lebendig zu fangen, der am Berge Erymanthus in Arkadien große Verwüstungen angerichtet hatte. Auf seinem Wege dahin kehrte Herkules bei einem Centauren ein, der wie alle Centauren halb Roß, halb Mensch war. Freundlich ward er hier empfangen und gebratenes Fleisch

ward ihm vorgesetzt, während der Centaur selbst das Fleisch roh aß. Es wohnten aber in der Gegend noch mehr Centauren, die nicht so freundlich gegen Menschen gesinnt waren, wie des Herkules Wirth. Sie kamen mit Felsstücken und Fichtenstämmen bewaffnet herbei und verlangten von ihrem Genossen, daß er ihnen den Helden ausliefere. Herkules aber schwang seine gewaltige Keule gegen sie, verwundete auch manchen mit seinen Pfeilen. Da flohen sie zu der Höhle des Centauren Chiron, der ein Meister in der Musik und in der Arzneikunde war; Herkules aber verfolgte sie mit seinen Pfeilen. Einer derselben traf einen Centauren am Arm, verwundete aber dann auch noch Chirons Knie. Gegen die Wunde, die dieser vergiftete Pfeil verursacht hatte, half keine der Arzneien, die Chiron kannte. Weil aber Chiron von den Göttern die Unsterblichkeit verliehen war, so hätte er sich nun ewig mit der unheilbaren, schmerzenden Wunde herumtragen müssen. Er bat deshalb die Götter, die Unsterblichkeit wieder von ihm zu nehmen und sein freiwilliger Entschluß zu sterben rettete später den Prometheus von dem Felsen des Kaukasus; denn Chiron war es, den Herkules herbeibrachte, als Zeus den Prometheus loslassen wollte, wenn ein Unsterblicher freiwillig stürbe.

Nach diesem Abenteuer zog Herkules weiter, den erymanthischen Eber aufzusuchen. Er verscheuchte ihn aus dem Dickicht des Waldes, trieb ihn in den tiefen Schnee des Feldes und nachdem der Eber bis zu völliger Erschöpfung ermüdet war, fing ihn der Held mit einem Stricke und brachte ihn, wie Eurystheus befohlen hatte, lebendig nach Mycene.

Die fünfte Arbeit, die Herkules von Eurystheus aufgetragen ward, war eines Helden wenig würdig. Er sollte nämlich den Viehstall des Königs Augias in einem Tage reinigen. Augias aber war König in Elis und hatte dreitausend Rinder jahrelang in einem Stalle stehen gehabt, ohne denselben je zu reinigen. Als Herkules, der zu der Arbeit bereit war, mit seinem Anerbieten vor dem Könige Augias erschien, versprach ihm dieser, ihm nach Vollendung der Arbeit eine große Belohnung zu geben. Nicht weniger versprach er ihm, als den zehnten Theil seines ganzen Viehstandes; er hoffte aber im Stillen, es würde dem Helden nicht gelingen, die Arbeit in einem Tage zu bewältigen. Herkules nahm jedoch den Sohn des Königs zum Zeugen für das ihm gegebene Versprechen.

Alsdann ging Herkules an die Arbeit. Er begann aber nicht, wie der König gemeint hatte, zu schaufeln und den Dünger mit den Armen hinauszutragen, sondern er grub einen Kanal und leitete einen nahe vorbeifließenden Strom durch den Stall; da ward bald der ganze Unrath hinweggeschwemmt. Als das dem Könige Augias angesagt ward, erstaunte er über des Fremdlings Klugheit, den Lohn aber enthielt er ihm vor, trotz des Zeugnisses seines Sohnes.

Als sechste Arbeit ward Herkules von Eurystheus aufgetragen, die stymphalischen Vögel zu vertilgen. Das waren Raubvögel, die an Größe den Kranichen gleich kamen, deren Flügel, Schnäbel und Krallen aber ehern waren. Sie hausten schaarenweise am See Stymphalis in Arkadien und besaßen die Macht, ihre Federn wie Pfeile abzudrücken und mit ihren Schnäbeln selbst die schärfsten Panzer zu durchbrechen. Unter Menschen und Vieh hatten sie schon große Verwüstungen angerichtet und manches Thier hatten sie in ihren Krallen durch die Lüfte getragen, um es dann auf dem Felsen zu verzehren. Herkules trieb sie durch ein gewaltiges Getöse, das er mit großen Klappern verursachte, aus dem Walde hervor und schoß dann Pfeil um Pfeil gegen sie ab; manche tödtete er auch durch geschickte Würfe seiner Keule. Die von den Pfeilen und der Keule nicht getroffenen Vögel aber flohen aus der Gegend und kamen nicht wieder.

IV. Immer neue gefährliche Aufgaben ersann Eurystheus in der Hoffnung, endlich doch den verhaßten Herkules bei einem solchen Abenteuer umkommen zu sehen. So schickte er ihn denn nach der Vernichtung der stymphalischen Vögel nach Kreta, daß er einen daselbst hausenden wüthenden Stier einfange und zu ihm bringe.

Dem Könige Minos in Kreta hatte der Meergott Poseidon einen besonders schönen Ochsen gesandt mit der Bestimmung, daß er denselben opfere. Der König hatte aber den Ochsen unter seine Herde gesteckt und einen weniger schönen dafür geopfert. Darüber erzürnt, hatte Poseidon jenen Stier rasend werden lassen, der nun wüthend durch das Land rannte und überall große Verwüstungen anrichtete. Als nun Herkules nach Kreta kam und dem Könige Minos von dem Auftrage sagte, der ihm geworden war, freute sich der König. Herkules aber fing den Ochsen und bändigte ihn so vollkommen, daß derselbe sich wie ein geduldiges Lastthier reiten ließ, als ihn der Held nach dem Schiffe brachte, das ihn nach Griechenland tragen sollte. Eurystheus war erstaunt, als Herkules auch diese Arbeit vollbracht hatte, ohne irgend einen Schaden zu nehmen, er ließ aber den Ochsen, nachdem er ihn mit Wohlgefallen betrachtet hatte, wieder frei. Als der Stier nicht mehr in des Herkules Gewalt war, verfiel er wieder in seine frühere Wuth und richtete nun auch in Griechenland viel Schaden an, bis er endlich von dem Helden Theseus zum zweitenmale gefangen und dann geopfert wurde.

Aufs Neue sandte Eurystheus den Herkules aus und wieder lautete der Auftrag, wilde Thiere zu fangen und zu zähmen. In Thracien regierte damals Diomedes, dessen feuerschnaubende Rosse durch ihre Größe und Stärke weit und breit berühmt waren. Sie waren aber so stark, weil man sie nicht wie andere Rosse mit Hafer, sondern mit Menschenfleisch fütterte. Slcaven wurden ihnen

zum Fraße vorgeworfen und wenn ein Fremdling nach Thracien kam, so fing man ihn gern, den Rossen zum Futter. Darum wollte gar niemand mehr eine Reise nach Thracien unternehmen. Als Herkules nach Thracien kam, überwältigte er sofort den König Diomedes und zur Strafe für seine Grausamkeit zerstückte er ihn und warf ihn den Rossen, die mit eisernen Ketten an die Krippen gefesselt waren, zum Futter vor. Da wurden die Rosse zahm und Herkules brachte sie nach dem Schiffe. Als er sie zu Eurystheus brachte, weihte dieser sie der Himmelskönigin Hera und die Sage geht, daß Abkömmlinge dieser Rosse lange als die stärksten und tüchtigsten von Helden viel begehrt waren. Selbst der König Alexander von Macedonien soll ein Roß geritten haben, das von den Rossen des Diomedes abstammte.

Als neuntes, von Eurystheus ihm aufgetragenes Abenteuer unternahm Herkules eine Fahrt zu den Amazonen, die in Pontus wohnten und ein großes, starkes Frauenvolk waren, das einzig Männerwerk trieb und dessen liebste Beschäftigung Kampf und Krieg war. Hippolyta, die Königin der Amozonen, trug als Zeichen ihrer Würde einen goldenen Gürtel, den sie von dem Kriegsgotte selbst geschenkt erhalten hatte und diesen Gürtel sollte Herkules dem Eurystheus bringen. Als Herkules in die Hauptstadt der Amazonen kam, ward er von der Königin Hippolyta freundlich aufgenommen und als diese die Absicht des Fremdlings erfuhr, war sie bereit, freiwillig ihren Gürtel demselben zu überlassen. Die Himmelskönigin Hera aber, die dem Herkules feindlich gesinnt war, nahm die Gestalt einer Amazone an, mischte sich unter die übrigen Amazonen und verbreitete das Gerücht, ein Fremder wollte ihre Königin entführen.

Augenblicklich schwangen sich die Amozonen zu Pferde, Herkules aber erschlug ihrer viele und ihre Anführerin nahm er gefangen. Die Königin gab dem Helden, wie sie es schon vor dem Kampfe versprochen hatte, den Gürtel und Herkules gab dafür die gefangene Anführerin wieder frei.

Als er sich dann mit dem erlangten Kleinode wieder auf den Heimweg machte, kam er an der trojanischen Küste vorüber. Hier fand er Hesione, die Tochter des trojanischen Königs Laomedon, auf einem Felsen ausgesetzt und erfuhr von ihr, daß sie einem Seeungeheuer zum Fraße bestimmt war. Der Meergott Poseidon hatte nämlich ihrem Vater die Mauer um Troja erbaut, aber von ihm den dafür ausbedungenen Lohn nicht erhalten. Deshalb hatte Poseidon dem Könige zur Strafe ein Meerungeheuer gesandt, welches das trojanische Gebiet so lange verwüstete, bis ihm der verzweifelnde Laomedon seine eigene Tochter preisgab. Herkules war bereit, das Ungeheuer zu bekämpfen und die Jungfrau zu retten, wenn ihm der König dafür seine schnellen Rosse schenken wollte.

Der König versprach es und als das Ungeheuer herankam, die Jungfrau zu verschlingen, ward es von dem Helden erschlagen. Nun aber hielt der König sein Wort nicht und verweigerte ihm die versprochenen Rosse. Da zog Herkules unter Drohungen weiter, die sich später erfüllten.

V. Kaum hatte Herkules den Gürtel der Hippolyta an Eurystheus abgeliefert, als dieser schon wieder einen neuen Auftrag bereit hatte. Diesmal sollte der Held die Rinder des Riesen Geryon herbeischaffen, der in Iberien wohnte und einen dreifachen Leib, sechs Arme und sechs Füße hatte. Auf der Reise dahin gelangte er auch nach Libyen. Hier wurde er von dem Riesen Antäus zum Ringkampfe aufgefordert. Während des Kampfes bemerkte Herkules, daß der Riese stets neue Kräfte empfing, wenn er mit den Füßen die Erde berührte. Darum hielt ihn Herkules in freier Luft empor und drückte ihn da zu Tode.

Auch an den atlantischen Ocean gelangte Herkules. Da durchgrub er die Landenge, welche Europa und Afrika verband und setzte so die beiden Oceane mit einander in Verbindung. Zu beiden Seiten der dadurch entstandenen Meerenge errichtete er Säulen, die man noch lange die Säulen des Herkules nannte.

Endlich fand er auch den Riesen Geryon. Er besiegte denselben und trieb dessen schöne Rinder zu Lande durch Iberien, Gallien und Italien, von wo er nach Griechenland zurückschiffte.

Als elfte Arbeit ward dem Herkules aufgetragen, einige von den Aepfeln der Hesperiden zu holen. Bei der Vermählung des Himmelskönigs Zeus mit Hera wollte auch die Erde ein Geschenk darbringen. Sie ließ daher am Westende des Weltmeeres einen Baum hervorwachsen, der goldene Aepfel trug und vier Jungfrauen, Hesperiden genannt, wurden bestellt zu Wächterinnen des Baumes, an dessen Fuße auch ein hundertköpfiger Drache lag.

Als Herkules die Aepfel holen sollte, wußte man aber gar nicht mehr, wo sie eigentlich zu finden seien. So wußte denn Herkules nicht, ob er zu Wasser oder zu Lande, nach Süden oder Norden reisen sollte. Er überließ sich daher dem Zufall und fragte alle, die er auf seinem Wege traf, nach den Aepfeln der Hesperiden. Niemand konnte ihm Auskunft ertheilen. Endlich erfuhr er, daß Prometheus, der an den Kaukasus Angeschmiedete, darum wissen müsse. So machte er sich denn auf, diesen aufzusuchen. Auf mühevollen Pfaden zog er durch die macedonischen und thracischen Wälder und Gebirge, setzte über den Bosporus und kam dann, nur von seinem Bogen und seiner Keule begleitet, am Kaukasus an.

Da sah er über sich den Adler dahinfliegen, der täglich Prometheus Leber zerhackte. Herkules spannte den Bogen und legte

einen seiner nimmer fehlenden Pfeile darauf. Durchbohrt fiel der mächtige Vogel herunter und in demselben Augenblicke ertönte ein Freudenschrei von den fernen Felsen. Herkules ging der Stimme nach und fand Prometheus, den er nun von seinen Fesseln frei machte, weil er der von Zeus geforderten Bedingung gemäß einen Unsterblichen bringen konnte, der freiwillig zu sterben bereit war, jenen Centauren Chiron, den er selbst dereinst ohne seinen Willen verwundet und der seitdem an unheilbarer Wunde litt.

Von dem dankbaren Prometheus erfuhr Herkules, daß der Garten der Hesperiden am östlichsten Ende Afrikas sich befinde; dort am Fuße eines Berges, wo der Riese Atlas das Himmelsgewölbe auf seinen Schultern trage, werde er die goldenen Aepfel finden. Prometheus rieth dem Helden auch, nicht selbst den Raub der goldenen Aepfel zu unternehmen, sondern den Riesen Atlas nach ihnen auszusenden, unterdessen aber an des Riesen Stelle das Himmelsgewölbe zu tragen.

Herkules kam bei dem Riesen Atlas an und fand ihn bereit, die Aepfel der Hesperiden zu holen. Alsbald stemmte Herkules seine kräftigen Schultern dem Himmelsgewölbe unter, der Riese aber machte sich auf, schläferte den unter dem Baume liegenden Drachen ein, tödtete ihn, überlistete die hütenden Jungfrauen und kam mit drei Aepfeln, die er gepflückt, glücklich zu Herkules.

Er sprach aber: „Meine Schultern haben nun einmal empfunden, wie es ist, wenn sie nicht das schwere Himmelsgewölbe tragen müssen. Ich mag es fernerhin nicht mehr tragen." Damit warf er die Aepfel vor dem Helden auf den Rasen und ließ diesen mit der ungewohnten Last stehen.

Herkules mußte auf eine List sinnen, um los zu kommen. Er sprach daher: „Laß mich wenigstens erst aus Binsen eine Wulst flechten und sie mir um den Kopf binden, damit mir die entsetzliche Last nicht die Hirnschale zerdrückt." Diesen Wunsch fand der Riese billig und er nahm das Himmelsgewölbe noch einmal auf seine Schultern. Sobald aber Herkules frei war, las er die Aepfel auf und lief davon. Er brachte sie dem Eurystheus, der sie auf dem Altare Athenens niederlegte.

Eurystheus wußte kaum noch ein Abenteuer ausfindig zu machen; endlich glaubte er eins gefunden zu haben, das ihn von dem Anblicke des verhaßten Herkules befreien würde. Er trug diesem nämlich auf, den Höllenhund Cerberus aus der Unterwelt herbeizuholen und dann wieder in dieselbe hinabzuschaffen. Dieses Unthier hatte drei Hundsköpfe mit gräßlichen Rachen, aus denen unaufhörlich giftiger Geifer floß und der Schwanz desselben war eine lebendige Schlange.

Um sich zu diesem gefährlichen Unternehmen auszurüsten, ließ

sich Herkules zu Eleusis von einem Priester in die Geheimnisse der Götter und namentlich in die der Unterwelt einweihen. Dann machte er sich muthig auf die Fahrt. An dem Eingange zur Unterwelt gesellte sich Hermes, der Führer der Seelen, zu ihm und geleitete ihn zu Pluto, dem Gotte der Unterwelt. Von diesem erhielt der Held die Erlaubniß, den Cerberus mitzunehmen, wenn er bei dessen Bändigung sich nicht der Waffen bediente, mit denen er gerüstet erschien. So ging der Held, einzig mit einem Brustharnisch bedeckt und mit der Löwenhaut umhangen, aus, das Unthier zu suchen.

Er fand es bei der Mündung des Flusses Acheron und ohne auf das Bellen desselben zu achten, das wie ein dumpfer, vielfach wiederhallender Donner tönte, umschlang er mit seinen nervigen Armen den Hals des Thieres. Zwar stellte sich das Thier sehr ungeberdig und mit dem Schweife, der ja eine Schlange war, biß es den Helden in die Füße; Herkules aber hielt den Nacken des Thieres fest und schnürte ihm den Hals so lange zu, bis er des Thieres Meister geworden war. Dann hob er es auf und brachte es glücklich zu Eurystheus, der sich entsetzt abwendete und dem Helden befahl, den Cerberus wieder an seinen Ort zu bringen.

VI. Als nun die Zeit der Knechtschaft vorüber und Herkules von Eurystheus entlassen war, zog der Held frei in den Landen umher und verrichtete noch manche Heldenthat. Auf diesen Wanderungen kam er auch zu dem Könige Admetus, dem Beherrscher von Pherä in Thessalien. Dieser ward von einer unheilbaren Krankheit verzehrt und ein Göttersspruch hatte verkündet, daß er nur dann gerettet werden könne, wenn jemand sich für ihn freiwillig dem Tode opfern wolle.

Aber niemand wollte sich zu diesem Opfer bereit erklären. Selbst Vater und Mutter des Admetus, die doch alt waren und deren Ende nicht mehr sehr fern sein konnte, mochten die kurze Spanne Zeit, die ihnen noch übrig blieb, nicht dahingeben. Da erbot sich Alcestis, die treue Gemahlin des Königs, für ihren Gatten zu sterben und nur die eine Bitte sprach sie aus, daß Admetus nach ihrem Tode ihren Kindern keine Stiefmutter geben möchte.

Als Herkules zu dem Könige kam, war die treue Gattin eben begraben und große Trauer herrschte in dem Palaste. Sobald der Held den Grund dieser Trauer erfahren hatte, machte er sich wieder auf, fest entschlossen dem Könige seine treue Gattin wieder zu verschaffen, wenn es irgend in seiner Macht stünde. Im Freien angekommen, betete er zu Zeus: „Schon einmal hast du mich aus den Schrecken der Unterwelt glücklich herausgeführt; o, so erbarme

dich auch jetzt und gewähre mir, daß ich dem verlassenen Gatten seine treue Gefährtin, die zu früh der Erde geraubt ist, glücklich aus der Unterwelt wieder zurückführe!"

Er stieg nochmals unerschrocken in den Schlund der Unterwelt hinab, um von der Göttin Persephone (Proserpina) den Schatten der gestorbenen Königin wieder loszubitten. Die Göttin, die von so treuer Liebe der Gattin gerührt war, gewährte des Helden Bitte und siegesfroh führte Herkules die Wiedererstandene ihrem Gatten zu.

In einen dichten Schleier gehüllt brachte er sie vor denselben; er erzählte dem König aber, es sei eine Sklavin, die er im Kampfe gewonnen und die Admetus beherbergen solle, während Herkules in einen neuen Kampf ziehe. Admetus war bereit, des Gastfreundes Bitte zu erfüllen; als er aber die Sklavin bei der Hand nahm, um sie in den Palast zu führen, enthüllte Herkules die Verschleierte. Sprachlos und zitternd blickte der König seine wiedergekehrte Gattin an, während Herkules ihm erzählte, wie ihm die Befreiung derselben gelungen sei. Alcestis aber blieb auch dann noch sprachlos, als Admetus sie mit zärtlichen Ausdrücken begrüßte.

Da sprach Herkules: „Du wirst ihre Stimme nicht vernehmen, bis die Todtenweihe von ihr genommen und der dritte Tag erschienen ist." Darnach machte er sich wieder auf den Weg und überließ die wiedervereinten Gatten ihrem Glücke.

Das Gift aber, welches bei den Bissen des Höllenhundes in des Helden Wunden gekommen war, wirkte schleichend nach und zog ihm eine Gemüthskrankheit zu, welche sich endlich bis zum Wahnsinn steigerte. In diesem Zustande verübte Herkules manche heillose That; er erschlug sogar einen seiner Freunde und raubte den Dreifuß des Orakels zu Delphi.

Seinen Freunden, welche die Götter um die Heilung des Helden fragten, ward die Antwort, daß er nur dann vom Wahnsinn genesen könne, wenn er sich auf drei Jahre als Sklave vermiethe. Da schifften sich einige seiner Freunde mit ihm nach Asien ein, wo sie ihn als Sklaven an Omphale, die Königin von Lydien, verkauften.

In seinem Sklavenstande ward Herkules wieder gesund und im Vollgefühl seiner wiedergewonnenen Kräfte zeigte er sich wieder als ein echter Held. Er erwies sich als ein Wohlthäter der Menschen, indem er alle Räuber züchtigte, welche das Gebiet seiner Herrin oder ihrer Nachbarn unsicher machten und manches Ungeheuer im Kampfe überwand.

Omphale war verwundert über die Thaten ihres Sklaven und ahnte, daß er nicht ein gemeiner Knecht sein könnte. Und als sie erfuhr, wer ihr als Sklave diente, gab sie dem Helden seine Frei-

heit wieder. Aber in dem üppigen Leben, das nun für ihn anging, vergaß er der Lehren, welche ihm einst die Tugend am Scheidewege seiner Jugend gegeben hatte. Er vergaß sich so weit, daß er Weiberkleider anlegte und mit den Frauen Wolle spann. Der Nacken, der einst den Himmel getragen hatte, trug jetzt ein goldenes Halsband und die nervigen Heldenarme umspannten mit edlen Steinen geschmückte Armbänder. Statt Heldenthaten zu vollbringen, erzählte er höchstens noch den spinnenden Frauen, wie er einst Riesen und Ungeheuer bezwungen habe.

Als aber die drei Jahre um waren, in denen er nach dem Willen der Götter aufs neue dienen sollte, erwachte er aus seiner Verblendung. Er schlang wieder die Löwenhaut um sich, ergriff seine Waffen und war wieder der krafterfüllte Held der früheren Jahre.

Jetzt beschloß er, an seinen Feinden Rache zu nehmen und vor allen Dingen den König Laomedon zu züchtigen, der ihm den für die Befreiung seiner Tochter versprochenen Lohn vorenthalten hatte. Er sammelte Schiffe und Kriegsvolk und belagerte die Stadt Troja. Bald war die Mauer durchbrochen und Herkules drang mit seinen Genossen in die Stadt ein. Laomedon wurde in dem Kampfe getödtet und auch von seinen Kindern waren nur jene von Herkules einst befreite Tochter Hesione und ein Sohn am Leben geblieben. Herkules schenkte die Tochter einem seiner Genossen als Siegesbeute. Zugleich aber gab er ihr die Erlaubniß, nach eigener Wahl für einen der Gefangenen die Freiheit zu erbitten.

Sie wählte ihren einzigen noch am Leben gebliebenen Bruder Podarkes. Da sprach Herkules: „Er soll dein sein; aber er muß vorher die Schmach erlitten haben, Sklave gewesen zu sein, dann magst du ihn hinnehmen für einen Preis, den du selbst bestimmen darfst." Als der Knabe nun wirklich als Sklave verkauft war, riß Hesione ihren königlichen Schmuck vom Haupte und gab ihn als Lösegeld für den Bruder hin. Daher trug dieser von nun an den Namen Priamus, d. i. der Losgekaufte und von ihm weiß die Sage viel zu erzählen.

VII. Auf seinen weiteren Fahrten kam Herkules auch zu dem König Oeneus in Aetolien. Dieser hatte eine wunderschöne Tochter, Dejanira mit Namen und zu ihr entbrannte des Herkules Herz in Liebe, so daß er sie von ihrem Vater zur Gemahlin begehrte.

Um die Königstochter warb aber auch der Flußgott Achelous, der auf einem Menschenleibe ein Stierhaupt trug. Dem Könige und seiner Tochter kam daher die Bewerbung des herrlichen Helden Herkules sehr erwünscht und es ward bestimmt, daß die beiden Bewerber um den Besitz der Königstochter mit einander kämpfen sollten.

Vor den Augen des Königs, der Königin und ihrer Tochter ward der Zweikampf gehalten. Nach langem und heißem Ringkampfe warf Herkules den Flußgott zu Boden; der aber verwandelte sich sofort in eine Schlange. Auch diese ergriff Herkules und sie wäre von ihm zerdrückt worden, wenn Achelous nicht plötzlich in neuer Verwandlung die Gestalt eines Stieres angenommen hätte. Herkules ließ sich aber nicht irren; er ergriff das Thier bei den Hörnern und warf es mit solcher Gewalt zur Erde, daß Achelous sich für überwunden erklärte und dem Sieger die Braut überließ.

Als Herkules darnach mit seiner Gattin nach seiner Heimath Theben reiste, gelangte er an den Fluß Evenus. Hier wohnte der Centaur Nessus, der von den Göttern das Recht erhalten hatte, die Reisenden um ein Fährgeld über den Fluß zu tragen. Herkules bedurfte nun zwar eines solchen Dienstes nicht, wohl aber nahm der Centaur des Helden Gattin auf seinen Rücken, um sie ans andere Ufer zu tragen. Als er daselbst angekommen, setzte er sich in Galopp, um die schöne Dejanira zu entführen. Erschreckt rief diese um Hilfe und Herkules legte einen jener Pfeile, die mit dem Gifte der Lernäischen Hydra getränkt waren, auf den Bogen und schoß ihn dem Centauren durch den Leib.

Der Centaur fühlte augenblicklich, daß seine Wunde tödtlich war und schnell entwarf er einen tückischen Racheplan. Er sprach zu Dejanira: „Weil du die letzte bist, die ich getragen habe, so sollst du auch noch einen Vortheil von meinem Tode haben. Ich rathe dir nämlich, von dem Blute, das aus meiner Wunde quillt, etwas zu sammeln. Tränkst du mit demselben die Wolle, aus dem du deinem Gatten ein Unterkleid bereitest, so wirst du seiner Treue sicher sein und niemals wird er ein Weib mehr lieben, als dich."

Der Centaur starb, Dejanira aber that, wie er ihr gerathen hatte, sammelte etwas von dem Blute und bewahrte es ohne Wissen des Herkules auf.

Lange Jahre lebte hierauf Herkules mit seinem Weibe in gutem Frieden; selten zog er noch auf Krieg und Abenteuer aus, sondern widmete sich vorzugsweise der Erziehung seines Sohnes Hyllus.

Einst aber zog er in den Krieg gegen Eurytus, einen König auf der Insel Eubäa. Er belagerte dessen Stadt Oechalia und bei der Einnahme derselben wurden der König und seine drei Söhne getödtet, Jole aber, die schöne Tochter desselben, gefangen genommen.

In banger Sorge um den Ausgang des Krieges wartete Dejanira auf Nachricht von ihrem Gatten. Da kam ein Bote desselben und verkündete ihr, daß Herkules siegreich heimkehre und nur noch durch ein Opfer zurückgehalten werde, welches er dem Zeus bringen wollte. Auch berichtete der Bote von den Gefangenen,

die Herkules mit sich führe; besonders aber rühmte er die Schönheit der gefangenen Königstochter Jole und in dem Lobe derselben konnte er sich gar nicht genug thun.

Da entstand in Dejanira die Befürchtung, daß Jole ihr ihres Gatten Liebe entwenden könnte und sie dachte wieder an das Blut, von dem ihr der Centaur gesagt hatte, daß es ihr die Liebe ihres Gemahls zu bewahren vermöge. Sie nahm daher ein schönes wollenes Untergewand, tränkte es mit dem aufbewahrten Blute und gab es dem Boten, daß er es Herkules entgegentrage und ihn bitte, es bei dem Opfer anzulegen.

Beruhigt erwartete sie nun des Gemahls Heimkehr. Endlich kam ihr Sohn Hyllus, der den Vater auf dem Kriegszuge begleitet hatte. Schon von ferne rief er der Mutter zu: „O, Mutter, ich wollte, du hättest nie gelebt oder die Götter hätten dir einen andern Sinn ins Herz gelegt.“ Erschrocken frug Dejanira, was geschehen sei und der Sohn erwiederte: „Ich komme vom Vorgebirge Cenäum, wo mein Vater dem Zeus ein Opfer brachte. Ihn hast du ermordet mit dem verfluchten, mörderischen Gewande, das du ihm durch seinen Boten sendetest. Kaum hatte er es angelegt, als es wie von einem Schmiede angelöthet an seinem Körper festklebte. Als fräße eine giftige Natter an seinem Leibe, so schrie der Gequälte, bald wälzte er sich an dem Boden, bald sprang er heulend wieder auf und versuchte, das Gewand, das wie glühendes Erz an seinem Leibe brannte, herabzureißen. Umsonst, es schmiegte sich unablösbar wie eine zweite Haut an seine Glieder und er konnte nur sich selbst zerfleischen. In diesem jammervollen Zustande, aus tausend Wunden blutend, haben wir den Helden in einem Nachen hierher gebracht, wo er bald den Ehebund mit dir verflucht, bald seine Freunde bittet, ihn zu tödten und so von seinen Qualen zu erlösen.“

Sprachlos vor Schrecken hörte Dejanira, was ihr Sohn berichtete. Nachdem sie endlich vermocht hatte, dem Sohne zu erzählen, welche Absicht sie bei der Uebersendung des Unterkleides gehabt habe und wie sie von dem Centaur selbst getäuscht sein müsse, ging sie in ihr Schlafgemach und warf sich weinend auf das Lager. Als aber der Sohn ihr dahin nacheilte, weil es ihm leid that, daß er sie mit Unrecht so gescholten hatte, fand er sie von einem Schwerte durchbohrt.

Auch Herkules ward milder gestimmt, als er erfuhr, daß ein unglückliches Verhängniß über ihm waltete und nicht der böse Wille seiner Gattin ihm so grenzenlose Pein zugefügt hatte. Er verlobte seinen Sohn Hyllus mit der gefangenen Jungfrau Jole und weil ein Orakel verkündet hatte, daß Herkules auf dem Berge Oeta sterben müsse, so ließ er sich trotz seiner Qualen auf den Gipfel des Berges bringen.

Hier ließ er dann einen Scheiterhaufen herrichten, auf welchem er sich zum erlösenden Tode niederlegte. Herzlich bat er die Seinigen, ihn von seinen Qualen zu befreien und den Holzstoß von unten anzuzünden; aber niemand wollte ihm den traurigen Liebesdienst erweisen. Endlich entschloß sich sein Freund Philoktet, ihn von seinen endlosen Qualen zu erlösen. Zum Danke dafür reichte ihm der Sterbende noch seinen siegreichen Bogen und seine nie des Zieles verfehlenden Pfeile.

Hoch schlugen die Flammen des Scheiterhaufens empor und keinen Laut vernahm man mehr von dem Helden. Da stieg eine große finstre Wolke am Himmel herauf; zuckende Blitze fuhren aus derselben in den lodernden Holzstoß und beschleunigten das Werk der Flammen. Dann senkte sich die Wolke auf den Holzstoß herab und trug den unsterblichen Helden unter lautem Donner zum Olymp empor. Im Himmel aber empfing den Helden die Göttin Athene, welche ihn in den Kreis der Unsterblichen einführte.

# Theseus.

I. In Athen herrschte der König Aegeus. Er hatte keine Kinder und war darüber sehr betrübt. So beschloß er, heimlich einen neuen Ehebund einzugehen, ob er vielleicht einen Sohn erhielte, der dereinst seine Stütze im Alter und sein Nachfolger in der Herrschaft werde. Er reiste deshalb zu seinem Gastfreunde Pittheus, welcher König in Trözen war, und begehrte von ihm dessen Tochter Aethra zur zweiten Gemahlin.

Pittheus wollte es nicht gefallen, daß seine Tochter nur heimlicher Weise die Gattin des Aegeus sein und niemand von diesem Ehebunde etwas erfahren sollte und auch Aethra war anfangs dagegen; in Folge eines Orakelspruches aber willigten Pittheus und seine Tochter endlich ein. Das Orakel hatte dem Könige von Trözen nämlich gesagt, seine Tochter würde zwar eine unrühmliche Ehe schließen, aber sie würde dadurch die Mutter eines hochberühmten Sohnes werden.

Schon wenige Tage nach der in aller Stille gefeierten Vermählung machte Aegeus sich wieder zur Abreise fertig. Vorher aber führte er seine Gemahlin an die felsige Meeresküste. Dort hob er einen gewaltigen Felsblock auf, legte seine Sohlen und sein Schwert darunter und sprach dann zu Aethra: „Wenn du einen Sohn bekommst, so ziehe ihn auf, bis er zu der Stärke herangewachsen ist, daß er diesen Felsblock aufheben und Schwert und Sohlen hervornehmen kann. Dann sage ihm den Namen seines Vaters und schicke ihn nach Athen; an dem Schwert und an den Sohlen will ich ihn erkennen.“ Aethra versprach zu thun, wie ihr Aegeus geheißen und dieser reiste ab.

Nach der Abreise des Königs bekam Aethra einen Sohn, dem der Großvater den Namen Theseus gab. Derselbe wuchs unter der Aufsicht des Königs Pittheus fröhlich heran, aber weder er selbst, noch irgend jemand in der Stadt wußte, wer sein Vater war. Von den meisten ward er für einen Sohn des Meergottes Poseidon gehalten.

Als der Knabe sieben Jahre alt war, kehrte der Held Herkules bei seinem Großvater als Gast ein. Da zeigte sich schon,

was wohl dereinst aus dem Knaben werden würde; denn als der Held seine Löwenhaut abgelegt hatte und die übrigen Knaben des Hauses vor Schrecken davon liefen, ergriff der junge Theseus eine Waffe, um auf den vermeintlichen Löwen loszugehen. Voll Bewunderung hörte Theseus den Helden auch von seinen Abenteuern erzählen und während ihn diese des Nachts in seinen Träumen beschäftigten, sann er am Tage auf nichts anderes, als dereinst ähnliche Thaten zu unternehmen.

Endlich war Theseus sechzehn Jahre alt geworden. Nicht nur zu herrlicher Körperstärke war er herangewachsen, sondern auch an Kühnheit und Einsicht überragte er alle seine Altersgenossen. Da führte ihn seine Mutter zu dem Steine, unter dem Schwert und Sohlen für ihn verborgen waren und unterrichtete ihn über seine wahre Herkunft. Mit Leichtigkeit hob er den Stein bei Seite, gürtete sich dann das Schwert um und band die Sohlen unter seine Füße. Dann zeigte ihm die Mutter die Stelle am Ufer, von welcher einst sein Vater nach Athen abgesegelt war und hieß ihm, nun auch zur See zu gehen und seinen Vater in Athen aufzusuchen.

Theseus wollte lieber den Landweg einschlagen, aber Mutter und Großvater riethen ihm dringend, zu Schiffe zu reisen, weil die Landstraße durch viele Räuber unsicher gemacht würde. Doch gerade diese Gefahren reizten den Jüngling; dem Vorbilde des Herkules, der so viele Räuber schon gezüchtigt und seinem Vaterlande damit eine Wohlthat erwiesen hatte, wollte er nacheifern und so wählte er trotz alles Abrathens den Weg zu Lande.

Gleich auf der ersten Tagereise sollte der Jüngling Gelegenheit finden, seinen Müth mit der That zu bewähren. In dem Grenzgebirge zwischen Trözen und Epidaurus wohnte nahe an der Straße ein übermüthiger Unhold, Periphetes mit Namen. Derselbe führte als Waffe eine eiserne Keule, die ihm sein Vater, der Gott Hephästos (Vulkan) selber geschmiedet hatte und davon hatte er den Beinamen: der Keulenschwinger. Er war aber lahm und wie hilflos ächzend lag er an der Straße und flehte, so oft ein Wanderer vorüberzog, daß er sich seiner erbarmen und ihm aufhelfen möge. Wer dann mitleidig sich ihm nahte, den schlug er mit seiner Keule todt und dann lachte er über die Einfalt der Menschenkinder.

Dem Theseus gedachte er ebenfalls so zu thun, doch kampfgeübt fing dieser den Schlag mit beiden Händen auf, entriß dem Unhold die Keule und erschlug ihn selbst mit derselben. Die Keule aber nahm er als Siegeszeichen und Waffe mit sich.

Einen andern Unhold traf Theseus auf der Landenge, welche den Peloponnes mit dem übrigen Griechenland verbindet. Dieser hieß Sinnis und ward der Fichtenbeuger genannt. Er bog zwei junge Fichten mit ihren Wipfeln zusammen und band die vorüber-

gehenden Wanderer mit je einem Fuße an eine Fichte. Dann ließ er die Bäume zurückschnellen, so daß die Menschen in Stücke zerrissen wurden. An ihm erprobte Theseus die Kraft der erbeuteten Keule. Er betäubte den Riesen mit einem Schlage derselben, und band ihn dann an die beiden Fichten und that ihm, wie er vorher vielen Wanderern gethan hatte.

Theseus erlegte auf der Landenge auch einige wilde Eber, die den Feldern der Landleute schon viel Schaden gethan hatten und großen Dank erntete er dafür von den Bewohnern. Ebenso überwand er einen Wegelagerer, der die Vorüberziehenden zum Ringkampfe aufforderte und die ihm Unterliegenden erschlug.

Auch von dem Riesen Skiron befreite er die Gegend. Derselbe saß an einem steilen Felsenabhange, an welchem tief unten im Grunde das Meer vorüberfluthete. Wandelte jemand den schmalen, hier vorüberführenden Weg, so zwang ihn der Riese, ihm seine Füße zu waschen. Sobald der Wanderer aber vor dem Riesen kniete, stieß ihn dieser mit dem Fuße in das Meer hinab. Theseus überwand den Riesen nach langem Kampfe und schleuderte ihn sodann in dieselben Fluthen, in welche er so manchen Reisenden hinabgeschleudert hatte.

Das letzte Abenteuer auf seiner Reise bestand Theseus gegen den Riesen Polypemon, den aber jedermann besser kannte unter dem Beinamen Prokrustes, d. i. der Gliederausrecker. Dieser hatte zwei Bettstellen, eine sehr kurze und eine sehr lange. Kam nun ein Fremder in sein Gehege, der klein war, so führte ihn der Riese beim Schlafengehen zu der großen Bettstelle und sprach: „Du siehst, mein Bett ist für dich viel zu groß; doch ich will es passend machen", und damit reckte er dem Fremdling die Glieder so lange auseinander, bis dieser den Geist aufgab. Kam jedoch ein langer Gast, so führte er ihn zu der kurzen Bettstelle und sprach: „Es ist mir leid, daß das Bett zu klein ist; doch dem soll bald abgeholfen sein", und dabei hackte er dem Fremdling die Füße ab, so weit sie über die Bettstelle hinausragten.

Dem Theseus wies er das kleine Bett an. Doch dieser ergriff den Riesen plötzlich, legte ihn selbst in das Bett und hieb ihm mit dem Beile nicht nur die Beine, sondern auch den Kopf ab.

So räumte Theseus alle diese Ungeheuer aus dem Wege und ließ sie desselben Todes sterben, den sie den armen Wanderern bereitet hatten.

II. Glücklich kam Theseus in Athen an. Er fand daselbst die Bürgerschaft in Zwietracht und Verwirrung; in seines Vaters Hause aber hielt sich Medea auf, die auf ihrem Drachenwagen aus Korinth entflohen war.

Medea wußte in Folge ihrer Zauberkünste sehr wohl, wer der angekommene Fremdling war, der seinen Namen nicht nannte und weil sie fürchtete, daß sie vertrieben werden möchte, wenn der Königssohn in seines Vaters Hause zu Gewalt und Ansehen gelangte, beredete sie den König Aegeus, den Fremdling beim Mahle zu vergiften, indem sie vorgab, daß der Jüngling gekommen sei, dem Könige seinen Thron zu rauben.

Der König ging auf die Rathschläge der Zauberin ein und so stand denn beim Mahle ein mit Gift gefüllter Becher vor dem Jünglinge. Ungeduldig wartete Medea des Augenblickes, wo Theseus trinken würde. Dieser aber wollte gern von seinem Vater erkannt sein und legte daher das Schwert, welches er unter dem Steine hervorgenommen hatte, vor sich auf den Tisch.

Als der König Aegeus dasselbe erblickte, warf er sofort den Giftbecher um und nachdem er sich durch mancherlei Fragen überzeugt hatte, daß er seinen Sohn vor sich hatte, nachdem dieser auch die Sohlen gezeigt, die für ihn unter dem Steine gelegen hatten, umarmte und küßte er den Jüngling.

Es ward nun eine Versammlung des Volkes berufen, welcher der König seinen Sohn vorstellte. Dieser erzählte die Abenteuer seiner Reise und ward als früh erprobter Held von dem Volke mit Jubel willkommen geheißen. Medea aber, die mordlustige Zauberin, ward aus dem Lande vertrieben und floh nach Asien.

Bald fand Theseus Gelegenheit, den bereits errungenen Ruhm durch neue Thaten zu vermehren. In Athen lebte Pallas, ein Bruder des Königs Aegeus, mit einer zahlreichen Schar von Söhnen. Diese waren nach der Herrschaft begierig und kaum hatten sie warten wollen, bis der nach ihrer Meinung kinderlose König starb, sondern schon bei seinen Lebzeiten hatten sie unter den Bürgern Zwietracht und Verwirrung angestiftet. Als nun Theseus erschien und ihnen so die Aussicht auf künftige Herrschaft benommen wurde, beschlossen sie, den Jüngling zu tödten und mit Gewalt die Herrschaft an sich zu bringen.

Theseus aber erhielt Kunde von ihren Plänen und kam ihnen zuvor. Als sie mit einer Schar Bewaffneter in einem Hinterhalte lagen, um bei günstiger Gelegenheit die Stadt zu überfallen, suchte der Held sie auf und erschlug sie alle. So kehrte in Athen wieder Friede und Ruhe ein.

Bald sollte Theseus auch Gelegenheit erhalten, den Bewohnern der Umgegend einen großen Dienst zu erweisen. Ein grimmiger Stier wüthete damals in den Feldern von Marathon, den man den marathonischen Stier nannte. Er kam oft bis in die Nähe von Athen und schädigte Thiere und Menschen. Die Landbewohner fürchteten dieses Thier ebensosehr, wie man einst den nemeischen

Löwen oder den erymantischen Eber gefürchtet hatte, und viele hielten es für unverletzlich.

Gegen diesen Stier zog Theseus aus. Es gelang ihm nach langem Kampfe, in dem er sich oft vor den Hörnern des Stieres hatte retten müssen, dem Thiere eine Kette um die Hörner zu schlingen und es dann zu bändigen. Als er den Stier dann in die Stadt führte und dem Gotte Apollo opferte, begrüßte das Volk den Helden mit lautem Jubelrufe als seinen Retter.

III. Den größten Dienst erwies Theseus den Athenern dadurch, daß er sie von dem schmachvollen Tribute befreite, den sie aller sieben Jahre an den König Minos auf der Insel Kreta abliefern mußten. Damit hatte es aber folgende Bewandtniß.

Einst war der Sohn des Königs Minos in das Gebiet von Attika gekommen und hatte daselbst sich an den Spielen der Griechen betheiligt. Weil er in allen Spielen siegte, waren die Athener neidisch auf ihn und einer der Neider hatte ihn hinterlistig getödtet. Darum hatte sein Vater ein Heer ausgerüstet und Athen mit Krieg überzogen.

Vor der Stadt lag das Heer des Königs Minos, in der Stadt aber brachen Pest und Seuchen aus. Kein den Göttern dargebrachtes Opfer vermochte Hilfe zu schaffen und so wendete man sich endlich an das Orakel des Gottes Apollo mit der Frage, wie die Götter versöhnt werden könnten. Das Orakel gebot, die Stadt dem Könige Minos zu übergeben und sich gehorsam der Strafe zu unterwerfen, welche der König selbst bestimmen werde.

Man that, wie das Orakel befohlen und Minos verlangte, daß ihm die Athener jedesmal nach Ablauf von sieben Jahren sieben edle Jünglinge und sieben edle Jungfrauen als Opfer für den Minotaurus übersendeten. Der Minotaurus aber war ein Ungeheuer halb Mensch und halb Stier, welches auf der Insel Kreta in einer Höhle wohnte, die man das Labyrinth nannte und die aus einer solchen Menge von unter einander verschlungenen Gängen und Kammern bestand, daß sich aus ihnen niemand wieder herausfinden konnte.

Als nun Theseus in Athen angekommen war, war eben die Frist von sieben Jahren zum dritten male abgelaufen und überall hörte man in den Familien der Edlen Klagen, denn bald sollte durch das Los entschieden werden, welche Jünglinge und Jungfrauen diesmal nach Kreta zu senden seien.

Da erbot sich Theseus freiwillig, einer der sieben Jünglinge zu sein und alles Abmahnen seines Vaters, der nun fürchten mußte, aufs neue kinderlos zu werden, konnte seinen Entschluß nicht wankend machen. Er hoffte vielmehr, den Minotaurus zu erlegen und

so die Athener für immer von dem schimpflichen Tribute, der schon so viel Thränen verursacht hatte, zu befreien.

Die übrigen Jünglinge und die Jungfrauen wurden durch das Los bestimmt und unter Thränen wurden sie von ihren Eltern und Verwandten an den Strand begleitet, wo schon das Schiff gerüstet war, das sie nach Kreta bringen sollte. Der König Aegeus war auch am Ufer erschienen und obgleich er wenig Hoffnung hatte, daß seines Sohnes Wagniß gelingen werde, bat er den Steuermann des Schiffes doch, ein weißes Segel aufzuziehen, wenn die Jünglinge und Jungfrauen glücklich wieder zurückkehrten; denn bisher war das Schiff, das die durchs Los zum Tode Erwählten nach Kreta gebracht hatte, stets mit schwarzen Segeln gefahren, um damit anzudeuten, daß das Schiff ein Trauerschiff sei und daß man an jeder Rettung verzweifle.

Als das Schiff auf Kreta landete und die unglücklichen Opfer dem Könige Minos vorgestellt wurden, zog die Schönheit und die stattliche Erscheinung des Theseus die Augen der reizenden Königstochter Ariadne auf sich und Ariadne beschloß, den Heldenjüngling wo möglich zu retten.

Sie gab ihm zu diesem Zwecke einen Knäuel, dessen Faden er am Eingange des Labyrinths festknüpfen und dann beim Weiterschreiten in der Hand abwickeln sollte, damit er sich, dem Faden nachgehend, aus den Irrgängen des Labyrinths wieder herausfinden könnte. Zugleich gab sie ihm ein geweihtes Schwert, mit welchem man allein im Stande war, den Minotaurus zu verwunden und zu tödten.

Darauf ward Theseus mit seinen Genossen in das Labyrinth geschickt. Er that, wie ihm Ariadne gerathen, erlegte den Minotaurus und führte mit Hilfe des Fadens seine Genossen wieder aus dem Labyrinthe heraus.

Den Geretteten verhalf Ariadne nun auch noch zu schleuniger Flucht und sie selbst schloß sich auf derselben dem Helden Theseus an. Vorher aber hatte sie diesem noch den Rath gegeben, in den Schiffen der Kreter die Boden zu zerschlagen, um so eine Verfolgung unmöglich zu machen.

Unbehelligt von Verfolgern und geleitet von günstigen Winden gelangten die Schiffenden zur Insel Naxos, wo sie einen Tag zu ruhen beschlossen. Da erschien der Gott Bacchus dem Theseus im Traume und gebot ihm, Ariadne, die dem Gotte zur Braut bestimmt sei, auf der Insel zurückzulassen und fürchterliches Unheil drohte der Gott, wenn Theseus seinem Befehle nicht gehorche. Ungern fügte sich Theseus in des Gottes Willen, doch ließ er, als er am nächsten Morgen weiter schiffte, die klagende und weinende Jungfrau einsam auf der Insel zurück, von wo sie bald durch den Gott Bacchus abgeholt wurde.

Als das Schiff sich der attischen Küste näherte, vergaß der Steuermann das schwarze Segel desselben einzuziehen und dafür zum Zeichen glücklicher Heimkehr ein weißes aufzuhissen. Theseus Vater aber saß schon seit langer Zeit täglich auf einem Felsenvorsprunge am Strande des Meeres, sehnsüchtig die Rückkehr des Schiffes erwartend und voll banger Sorge, was für ein Segel das zurückkehrende tragen würde.

Als er endlich das Schiff zurückkommen sah, angethan mit der Farbe der Trauer, wie es vor Wochen fortgesegelt war, da begann er laut den Verlust seines einzigen Sohnes zu beklagen und in unbegrenztem Schmerze seines Lebens überdrüssig stürzte er sich von dem Felsen in das Meer hinab, das seit jener Zeit den Namen des ägeischen erhielt.

Als Theseus in Athen ankam, fand er die Bürger theils in Trauer über den Tod des Königs, theils in freudiger Aufregung über die Rettung ihrer Söhne und Töchter und über die Befreiung von dem schimpflichen Tribute. Theseus, der von dem dankbaren Volke sofort zum König ausgerufen ward, bereitete zunächst seinem Vater ein feierliches Leichenbegängniß, dann aber beeilte er sich, noch eine andere heilige Pflicht zu erfüllen.

Er hatte nämlich vor seiner Abreise nach Kreta dem Apollo ein reiches Opfer auf der Insel Delos gelobt, wenn er siegreich von dem Zuge nach Kreta zurückgekehrt sein würde. Deshalb machte er sich nun in dem nämlichen Schiffe, das ihn nach Kreta getragen hatte, auf und brachte zu Delos das versprochene Opfer.

Auch stiftete er zum Andenken an die glückliche Errettung aus dem Labyrinth einen Tanz auf der Insel Delos, in welchem die Krümmungen des Labyrinths nachgeahmt wurden. Dieser Tanz wurde von der Zeit an alljährlich zu Delos aufgeführt. Auch die Fahrt nach Delos ward seitdem von den dankbaren Athenern alljährlich um dieselbe Zeit wiederholt und zwar auf demselben Schiffe, das den Theseus getragen hatte und das deshalb sorgfältig aufbewahrt und an dem jeder etwa entstehende Schaden sofort ausgebessert wurde. Während aber das Schiff auf der Fahrt war, durfte in Athen kein Verurtheilter hingerichtet werden, denn man wollte dem Tode kein Opfer bringen zu einer Zeit, in der man das Gedächtniß der Errettung der athenischen Jugend vom Opfertode feierte.

IV. Als König war Theseus darauf bedacht, das herrliche Gebiet, dessen Herrschaft er überkommen hatte, zum mächtigsten unter den damaligen kleinen Reichen zu machen. Damals lebten nämlich die Bewohner der Landschaft Attika in zwölf von einander getrennten Ortschaften, deren jede ihre eigene Verwaltung und Ge-

richtsbarkeit hatte. Es bestand aber unter ihnen keine Eintracht und oft bekriegten sie sich gegenseitig.

Da machte Theseus den Bewohnern der Landschaft den Vorschlag, sich unter einander zu vereinigen und durch Ueberredung wußte er die Reichen wie die Armen für seinen Plan zu gewinnen. Die Armen konnten bei dem Zusammenleben mit den Vermöglicheren nur gewinnen, den Mächtigen und Reichen aber trat er viele von seinen königlichen Rechten ab. Er selbst wollte nur der Anführer im Kriege und der Beschützer der Gesetze sein.

So kam die Vereinigung aller Bewohner zu einem Volke in einer Stadt zu Stande und an die Stelle der verschiedenen Verwaltungen und Gerichte in den einzelnen Ortschaften trat jetzt das Gericht und die Regierung zu Athen. Erst jetzt wurde Athen zu einer förmlichen Stadt, während es vorher kaum etwas anderes gewesen war, als eine Königsburg, die nur von wenigen Bürgerhäusern umgeben war.

Um die neue Stadt noch mehr zu vergrößern, rief Theseus unter Zusicherung gleicher Bürgerrechte aus allen Gegenden neue Ansiedler herbei. Das Volk aber theilte er in Landbauer, Handwerker und Adliche. Unter die letzteren wurden alle Familien aufgenommen, welche in den zwölf Ortschaften regiert und gerichtet hatten und aus ihnen wurden auch in der neuen Stadt die Mitglieder des Gerichtshofes und die Priester der angesehensten Gottheiten erwählt.

Auch diese Vereinigung der getrennten Ortschaften, durch welche der Grund zu der spätern Macht und Bedeutung Athens gelegt wurde, wurde durch ein jährliches Fest gefeiert, welches man die Metökien d. i. Zusammenwohnung nannte.

Nachdem Theseus dies alles geordnet hatte, hielt er seine Anwesenheit in Athen nicht mehr für nöthig, zumal auch überall Friede herrschte und er daher sein Amt als Heerführer im Kriege nicht anzutreten brauchte. Er zog daher auf allerhand Abenteuer aus und ahmte so seinem Vorbilde Herkules nach. Kämpfe der verschiedensten Art bestand er auf seinen Zügen und bald schwang er sein Schwert im Kampfe gegen die Amazonen, bald rächte er an den Centauren den frechen Raubversuch, den einer derselben gegen die Braut seines Freundes und Waffenbruders Pirithous unternommen hatte.

Den letzteren hatte Theseus auf folgende Weise zum Freunde gewonnen. Pirithous hatte längst von der Stärke und Kühnheit des Theseus gehört und war begierig, ihn kennen zu lernen. Darum trieb er einst Rinder hinweg, die dem Theseus gehörten, in der Hoffnung, daß dieser ihm nachsetzen werde. Dies geschah auch. Da floh Pirithous nicht länger, sondern kehrte um, lief

Theseus entgegen und ihm die Rechte wie zum Gruße entgegenhaltend rief er: „Sei du der Richter über den Raub der Rinder. Welche Genugthuung du fordern wirst, der will ich mich gern unterwerfen, nachdem ich dich kennen gelernt habe.“ Theseus freute sich des schönen, trotzigen Jünglings, der auf so übermüthige Weise seine Bekanntschaft gesucht hatte und sprach: „Die einzige Genugthuung, die ich verlange, ist die, daß du mein Freund und Kampfgenosse werdest.“ Dann umarmten sich die Helden und schwuren einander treue Freundschaft.

Während Theseus nach Abenteuern in der Welt umherzog, hatte in Athen ein Vornehmer, Namens Menestheus, das Volk gegen ihn aufgewiegelt in der Hoffnung, ihm dann die Herrscherwürde entreißen und sich selbst zum Herrscher machen zu können.

Als daher Theseus endlich zurückkehrte, fand er die Bürger in großer Zwietracht und obgleich er die Zügel der Regierung wieder ergriff und die Partei des Menestheus zurückdrängte, hatte er doch keine Freude mehr an den Verhältnissen, in denen sich der von ihm gegründete Staat befand. Immer aufs neue brachen Empörungen gegen ihn aus und je strenger Theseus gegen die Empörer verfuhr, desto verhaßter wurde er bei dem Volke.

Da beschloß er, der undankbaren Stadt ganz den Rücken zu kehren. Vor der Stadt schüttelte er den Staub von den Füßen und schiffte sich nach der Insel Scyrus ein, auf welcher er ansehnliche Güter besaß und bei deren König er freundliche Aufnahme zu finden hoffte.

Aber er hatte sich getäuscht. Der treulose König Lykomedes, der damals über Scyrus herrschte, war mit Menestheus im geheimen Einverständnisse. Er führte Theseus auf einen Felsengipfel unter dem Vorgeben, ihn von da aus all seine Güter mit einem Blicke überschauen lassen zu wollen. Während aber die Augen des Helden über die herrlichen Gefilde schweiften, gab ihm Lykomedes einen Stoß, daß er über die Felsen hinabstürzte und nur sein zerschmetterter Leichnam in der Tiefe ankam.

Die Athener bereuten bald ihre Undankbarkeit, denn Menestheus herrschte, nachdem er die Gewalt einmal an sich gerissen, grausam. Sie bauten dem Andenken des Theseus Tempel und Altäre und holten später des Helden Gebeine von der Insel Scyrus nach Athen, wo sie feierlich bestattet wurden.

---

# Jason und Medea.

I. In der Landschaft Thessalien lag nahe am Meere die Stadt Jolkos. In derselben herrschte Pelias, der seinen älteren Bruder Aeson, dem die Herrschaft rechtmäßig gebührt hätte, vertrieben hatte. Aeson war mit seinem Weibe und mit seinem Sohne Jason in die Einsamkeit gezogen und hatte sich da dem Landbaue und der Erziehung seines Sohnes gewidmet. Um aber den Knaben vor etwaigen Nachstellungen des Pelias zu schützen, übergab er ihn später der Zucht des weisen Centauren Chiron, der schon viele Heldensöhne erzogen hatte und unter dessen Pflege Jason zu einem kräftigen, schönen und muthigen Jünglinge heranwuchs.

Pelias glaubte seine Herrschaft völlig gesichert, als er sah, daß Aeson gar keinen Versuch zur Wiedererlangung seiner Rechte machte; auch hatte er gehört, daß der Sohn des Aeson gestorben.

Doch hatte ihn ein Orakelspruch wieder mit Furcht und Sorge erfüllt, der ihn gewarnt hatte vor dem, der einst mit einem Schuh nur angethan zu ihm kommen würde.

Als Jason herangewachsen war, machte er sich auf, seinen Oheim Pelias zu besuchen und von ihm die Herrschaft als ihm gehörig zurückzufordern. Sein Weg führte ihn an den Fluß Anaurus, den er überschreiten mußte. Dieser Fluß war für gewöhnlich so klein, daß man bequem hindurchwaten konnte, jetzt aber war er von langen heftigen Regengüssen hoch angeschwollen.

Am Ufer des Flusses fand Jason eine alte Frau stehen, die den jungen Helden flehentlich bat, ihr über den Strom zu helfen. Jason nahm sie mitleidig auf die Arme und watete mit ihr durch den Fluß. Als er aber am andern Ufer angekommen war, bemerkte er, daß ihm ein Schuh im Schlamme des Flusses stecken geblieben war und schon meinte er, es sei daher besser, wieder umzukehren und nicht an den Hof des Pelias zu gehen. Das Weib aber beruhigte ihn und gab ihm den Rath, die Reise nur getrost fortzusetzen.

Als sie dies gesagt hatte, verschwand sie und nun erkannte Jason erst, daß er wohl eine Göttin, die menschliche Gestalt angenommen, über den Fluß getragen habe und beruhigt ging er weiter.

Als Jason in Jolkos ankam, brachte Pelias gerade dem Poseidon ein feierliches Opfer und das ganze Volk war auf dem Marktplatze um ihn versammelt. Alle bewunderten schon von ferne die edle, schöne Gestalt des herannahenden Jünglings, der ein Pantherfell über die Schultern gehängt hatte und in der Hand zwei Speere trug. Doch wunderte man sich, daß nur einer seiner Füße beschuht war.

Pelias erschrack über diesen Umstand am meisten; aber er ließ sich nichts merken und nahm den Fremdling freundlich auf. Auch als Jason sich zu erkennen gegeben hatte, änderte Pelias sein Benehmen gegen ihn nicht, ja er zeigte sich sogar willig, die Herrschaft an Jason abzutreten; doch fügte er hinzu: „Dafür aber sollst auch du mir eine Bitte gewähren und eine That für mich ausrichten, die deiner Jugend und deinem Heldensinne wohl ansteht, zu der aber mein Alter nicht mehr fähig ist."

Und nun erzählte er seinem Neffen, wie ihm allnächtlich im Traume der Schatten des Phrixus erscheine und ihn auffordere, zu dem Könige Aeëtes nach Kolchis zu reisen und von dort das goldene Vließ des Widders zurückzuholen. Wenn Jason das für ihn gethan hätte, dann wollte er ihm das Reich abtreten.

In seinem Herzen dachte der schlaue Pelias, Jason werde von dieser gefahrvollen Reise nie zurückkehren, sondern auf derselben sein Ende finden. Jason jedoch freute sich, seine Heldenkraft so bald bewähren zu können und war zu dem Zuge bereit.

Das goldene Vließ aber war auf folgende Weise nach Kolchis gelangt.

In der Stadt Orchomenos in Böotien herrschte einst der König Athamas und als ihm seine Gemahlin Ino starb, hinterließ sie ihm zwei Kinder, den Sohn Phrixus und die Tochter Helle. Der König aber vermählte sich wieder und die Kinder hatten üble Tage bei ihrer Stiefmutter, welche ihnen sogar nach dem Leben trachtete.

Da hatte ihre rechte Mutter im Grabe keine Ruhe; sie erschien den Kindern um Mitternacht und gab ihnen zur Flucht einen Widder, der goldene Wolle trug und goldene Hörner, welche wie die Sichel des Mondes glänzten. Auf diesem wunderbaren Thiere sollten die Geschwister nach Asien entfliehen.

Sie setzten sich auf den Widder und dieser trug sie fort. Als sie an die Meerenge kamen, welche Europa und Asien von einander scheidet, schwamm der Widder über das Meer. Helle aber, die hinter ihrem Bruder saß, fürchtete sich, der Schwindel ergriff sie und sie fiel ins Meer, welches von ihr den Namen Hellespont d. i. Meer der Helle erhielt. Den Knaben trug der Widder weiter und glücklich gelangte er zu dem Lande Kolchis an der Küste des schwarzen Meeres.

Phrixus wurde von Aeëtes, dem Könige von Kolchis, freundlich aufgenommen und später gab er ihm sogar seine älteste Tochter zur Gemahlin. Den Widder opferte Phrixus dem Jupiter, dem Beförderer seiner Flucht, und das Vließ desselben ließ Aeëtes, dem es Phrixus zum Geschenk gemacht hatte, in einem dem Kriegsgotte Ares geweihten Haine aufhängen, wo es von einem ungeheuren Drachen bewacht wurde, dessen Augen sich nie zum Schlafe schlossen.

Dem Könige Aeëtes mußte viel daran liegen, daß das Vließ nicht aus jenem Haine entwendet wurde, denn ein Orakelspruch hatte ihm gesagt, daß von dem Besitze dieses Vließes sein Leben abhänge.

In der ganzen Welt aber ward das goldene Vließ als ein herrlicher Schatz betrachtet und mancher Held hatte sich schon mit dem Gedanken getragen, wie es wohl möglich sei, dasselbe zu erwerben und namentlich griechische Helden waren der Meinung, daß es ja doch nach Griechenland gehöre.

Darum ließ sich auch Jason zu dem Zuge nach Kolchis gern bereit finden. Die Absicht seines falschen Oheims, ihn in den Gefahren dieses Zuges untergehen zu lassen, durchschaute er nicht.

II. Als Jason sich entschlossen hatte, dem Wunsche seines Oheims zu willfahren, machte er sich auf, um die berühmtesten Helden Griechenlands zur Theilnahme an dem Zuge einzuladen.

Eine Menge kühner Jünglinge, ja selbst Männer von großer Berühmtheit erklärten sich zur Theilnahme bereit. Der herrlichste der ganzen Heldenschaar, die sich zusammenfand, war Herkules. Nächst ihm wahren die beiden Brüder Kastor und Pollux die berühmtesten Theilnehmer. Auch Telamon, der Vater des später vor Troja so berühmt gewordenen Ajax, Menötius, der Vater des später vor Troja gefallenen Patroklus, Peleus, der Vater von Achilles, dem treuen Freunde des Patroklus, Admetus, dem Herkules die Gemahlin aus der Unterwelt wiedergewonnen hatte und viele andere berühmte Helden hatten sich eingefunden.

Große Freude war unter den Theilnehmern, als auch Orpheus sich einstellte, ein thessalischer Fürst, der in der Kunst des Saitenspiels und des Gesanges so erfahren war, daß er die Herzen der Menschen damit aufs höchste zu erquicken wußte. Ja, es ging sogar von ihm die Sage, er habe durch sein Saitenspiel und durch seinen Gesang wilde Thiere gezähmt, Wälder und Felsen bewegt, reißende Ströme im Laufe gehemmt und brausende Stürme besänftigt.

Am Fuße des Berges Pelion ward für die Theilnehmer an dem kühnen Zuge ein herrliches Schiff gezimmert. Noch nie war in Griechenland ein so großes Schiff gebaut worden und der ge-

schickteste Baumeister Griechenlands, Argos mit Namen, war sein Erbauer. Daher wurde das Schiff auch Argo genannt. Auswendig war es mit vielen geschnitzten Arbeiten verziert und gleichwohl war es so leicht, daß die Helden, wenn es nöthig war, dasselbe zwölf Tagereisen weit auf den Schulten über Land tragen konnten.

Als das Schiff fertig war, wurde es auf untergelegten Walzen ins Meer geschoben, dann ward dem Meergotte Poseidon ein feierliches Opfer dargebracht und die Helden nahmen ihre Plätze ein. Auf Jasons Vorschlag ward Herkules zum Führer der Schar gewählt, der aber lehnte diese Ehre ab und schlug vor, daß derjenige die Schar führe, der sie versammelt habe. Damit waren die Helden auch einverstanden.

Nun begannen die fünfzig Ruderer ihren regelmäßigen Taktschlag, ein günstiger Wind schwellte die Segel und bald hatte das Schiff, während Orpheus mit Gesang und Saitenspiel die Herzen erfreute, den Hafen von Jolkos hinter sich.

Nicht ohne mancherlei Abenteuer sollten die Helden zu dem Lande Kolchis gelangen. Nach einer stürmischen Fahrt landeten sie einst an der Küste von Mysien und hier büßten sie einige Theilnehmer an dem Zuge ein, unter ihnen auch Herkules. Derselbe war mit seinem jungen Freunde Hylas in den Wald gegangen, um sich ein neues Ruder zu schneiden. Hylas aber, der an einer Quelle Wasser schöpfen wollte, war von der Nymphe der Quelle um seiner Schönheit willen ins Wasser gezogen worden. Da war Herkules ausgegangen, seinen jungen Freund zu suchen.

Als am nächsten Morgen ein den Argonauten günstiger Wind wehte, schlugen einige vor, denselben zu benutzen und nicht auf des Herkules Rückkehr zu warten, andere aber widersetzten sich diesem Vorschlage. Da tauchte aus den schäumenden Fluthen der Meergott hervor und sprach: „Begehret nicht wider des Zeus Willen, den gewaltigen Herkules mit euch in das Land des Aeëtes zu führen; ihm sind von Zeus ganz andere Arbeiten zu verrichten bestimmt.“

Da die Helden das hörten, fuhren sie von dannen, Herkules aber ging, wohin ihn die Bestimmung des Zeus rief.

Darauf landeten die Argonauten an der bithynischen Küste, wo der wilde König Amykus über das Volk der Bebryken herrschte. Als derselbe die Fremdlinge erblickte, lief er auf sie zu und rief ihnen entgegen: „Nicht darf ein Fremdling mein Land verlassen, ohne vorher mit mir gerungen zu haben. So suchet denn euern besten Helden heraus und stellet ihn mir entgegen; sonst wird es euch übel ergehen.“

Pollux nahm sofort die Herausforderung freiwillig an und erwiederte: „Wenn dich nach Schlägen gelüstet, so komm; ich will

dich zum friedliebenden Manne machen." Dabei schwang er die Hände in der Luft, gleichsam als wollte er versuchen, ob sie nicht von der langen Ruderarbeit erstarrt seien.

Darauf warf ein Sklave des Königs zwei Paar Fechterhandschuhe zwischen die Kämpfer; Pollux, der als der Herausgeforderte wählen durfte, ergriff die ihm zunächst liegenden und ließ sie sich von seinen Freunden an die Hände fest binden.

Dann begann der Kampf. Schlag auf Schlag erfolgte von den beiden starken Gegnern, Pollux aber wußte zugleich geschickt den Schlägen des Gegners auszuweichen. Eben hatte des Königs Arm das Haupt des ausweichenden Pollux wieder verfehlt, so daß der Schlag wirkungslos am Arme heruntergeglitten war, da erhielt der König einen Schlag ans Ohr, der ihm die Besinnung raubte. Mit blutendem Gesichte stürzte er in den Sand.

Als die Bebryken das sahen, griffen sie den Pollux mit Knütteln an; aber die Griechen vertheidigten ihren Freund mit Speeren und Schwertern und bald waren die Bebryken in die Flucht geschlagen.

Auf der Weiterfahrt gelangten die Argonauten zu dem Lande des Königs Phineus. Dieser hatte einst die ihm von den Göttern verliehene Gabe der Weissagung mißbraucht. Dafür hatten ihn die Götter nicht nur mit Blindheit gestraft, sondern sie sendeten auch jedesmal, wenn er essen wollte, die Harpyen, die gräßlichen Wundervögel, die ihm die Speise vor dem Munde raubten.

Es war dem Könige aber die Weissagung geworden, daß einst griechische Helden auf einem kunstvoll gezimmerten Schiffe kommen und ihn von seiner Qual befreien würden. Als er daher von der Landung der Argonauten hörte, ließ er sich zu ihnen bringen. Bis auf die Knochen abgemagert, war er anzuschauen wie ein Schatten, seine Glieder zitterten und ein Stab unterstützte seine schwankenden Tritte, als er sich Hülfe flehend den Griechen nahte.

Diese erbarmte sein Schicksal und sie versprachen, ihm zu helfen. Sogleich ließen sie ihm ein kräftiges Mahl zubereiten, als er aber essen wollte, erschienen wieder die gräßlichen Harpyen. Zwei der Griechen griffen sie mit gezücktem Schwerte an und verfolgten sie. Aber die Götterbotin Iris trat ihnen entgegen und sprach: „Nicht ist es erlaubt, die Harpyen des Zeus mit dem Schwerte zu fällen. Doch schwöre ich euch bei den Göttern, daß sie den König nicht mehr beunruhigen sollen."

Als darauf dem Könige ein neues Mahl zubereitet ward und er anfing zu essen, erschienen in der That die Harpyen nicht wieder und zum ersten male seit Jahren labte sich der König wieder an Speise und Trank.

Zum Danke theilte König Phineus den Argonauten mit, was ihnen auf dem Wege nach Kolchis noch begegnen würde und gab ihnen guten Rath, wie sie den Gefahren entgehen könnten.

So erzählte er ihnen auch von den Symplegaden. Das waren zwei Felsen am Eingange in das schwarze Meer, die von den Wellen getrieben sich hin und her bewegten und bald zusammenschlugen, bald auseinander gingen. Ihr Fuß reichte nicht bis auf den Grund des Meeres und noch hatte kein Schiff versucht, zwischen ihnen hindurchzufahren, ohne das es von ihnen zerdrückt worden wäre.

Der König Phineus rieth den Argonauten, eine Taube vorherzuschicken. Wenn diese glücklich hindurchflöge, so möchten sie getrost weiter segeln, wenn sie aber umkomme, so sollten sie die Durchfahrt nicht versuchen.

Als die Helden an den Eingang zum schwarzen Meere gelangten, thaten sie nach des Königs Rathe und ließen von dem Schiff aus eine Taube fliegen. Sie kam glücklich hindurch, nur die äußersten Federn des Schwanzes wurden ihr von den zusammenschlagenden Felsen ausgerissen. Nun fuhren auch die Argonauten hindurch und nur der hintere Theil des Schiffes ward verletzt.

Von dieser Zeit an standen die Symplegaden fest auf dem Grunde des Meeres, denn ein Orakelspruch hatte verkündet, daß sie feststehen würden, wenn zum erstenmal ein Schiff glücklich hindurchgefahren sei.

Bald kamen die Argonauten zu dem Lande der Chalyber. Diese pflügten nicht das Erdreich, pflanzten keine fruchttragenden Bäume, weideten keine Herden auf der thauigen Wiese, sie gruben nur Erz und Eisen aus dem rauhen Boden und tauschten gegen diese ihre Lebensmittel ein.

Noch an mancherlei Völkern kamen sie vorüber, bis sie endlich an der Mündung des Flusses Phasis landeten, der durch das Land Kolchis fließt.

III. Es war Abend, als die Helden in Kolchis landeten. Am nächsten Morgen machte sich Jason mit zweien seiner Freunde nach der Burg des Königs Aeëtes auf, während die anderen Helden bei dem Schiffe zurückblieben.

Die Griechen wurden in der Burg wohl empfangen und ein vortreffliches Mahl ward ihnen zugerichtet. Unter denen, die sich des Anblicks der stattlichen Helden freuten, war auch des Königs jüngste Tochter, Medea, deren Augen besonders der herrliche Held Jason wohlgefiel und deren Herz bald in heftiger Liebe zu ihm entbrannte.

Als aber Jason dem Könige mittheilte, wie er gekommen sei,

um nach dem Wunsche seines Oheims das goldene Vließ nach Griechenland zurückzuholen, ward der König sehr zornig, denn er gedachte des Orakelspruches, der des Königs Leben von dem Besitze des goldenen Vließes abhängig gemacht hatte. Er beruhigte sich aber bald wieder bei dem Gedanken, daß das Vließ zu wohl bewacht sei, als daß es den Griechen gelingen könnte, sich desselben zu bemächtigen. Auch gedachte er, dem Jason Aufgaben zu stellen, die er wohl nimmer lösen würde.

Darum sprach er: „Tapfern Männern gönne ich alles. Darum magst du, Jason, das Vließ mitnehmen, wenn du im Stande bist, es zu gewinnen. Bevor du aber mit dem Drachen kämpfst, der es bewacht, sollst du mir eine Probe deiner Stärke geben und eine Arbeit verrichten, die ich sonst selbst zu thun pflege, so gefährlich sie auch ist. Von den Göttern habe ich zwei Stiere zum Geschenk erhalten, die eherne Füße haben und Feuerflammen ausathmen. Mit ihnen durchpflüge ich am Morgen das rauhe Feld und wenn ich alles umgeackert, dann säe ich in die Furchen nicht gelbes Korn, sondern die gräßlichen Zähne eines Drachen. Diese Zähne sind ein Rest jener Drachenzähne, welche Kadmus von Athene zum Geschenk erhielt und bei Theben in den Acker säete. Aus ihnen wachsen geharnischte Männer hervor, die mich von allen Seiten umringen und die ich dann mit meiner Lanze erlege. Mit dem frühen Morgen schirre ich die Stiere an und am späten Abend ruhe ich von der Ernte. Wenn du das Gleiche vollbracht hast, so magst du das Vließ mit dir fortnehmen nach deines Königs Haus."

Solche Aufgaben hatte Jason nicht erwartet und wohl ward ihm bange vor denselben; doch erbot er sich, die Lösung zu versuchen. Am nächsten Tage sollte er das Probestück vollbringen, vorher aber ging er wieder zu seinen Genossen nach dem Schiffe, die seinen kühnen Muth lobten.

Jason wäre wohl kaum im Stande gewesen, den Forderungen des Königs zu entsprechen, wenn nicht unvermuthete Hilfe sich ihm dargeboten hätte.

Die Königstochter Medea, die den Helden sehr lieb gewonnen hatte, beklagte, daß er vielleicht so bald dem Tode zur Beute werden sollte und sie beschloß, ihm zu helfen. Das war ihr leicht möglich, weil sie in Zauberkünsten wohl erfahren war. Wohl fürchtete sie den Zorn ihres Vaters und in jungfräulicher Scham zögerte sie, dem Helden ihre Hilfe anzubieten, doch überwand sie endlich alle Scheu und ging zu nächtlicher Stunde nach dem Schiffe der Griechen.

Jason, dessen Augen der Schlummer floh und der mit Sorgen des nächsten Morgens gedachte, war über ihr Kommen sehr erstaunt und sprach: „Jungfrau oder Göttin — wie soll ich dich

nennen? — ich vertraue deiner Güte und hoffe, daß du zu meiner Rettung erschienen bist."

Da gab ihm Medea die mitgebrachten Zaubermittel und belehrte ihn, wie er sie anwenden solle.

Zuerst gab sie ihm ein Kästchen, in welchem eine wunderbare Salbe war. Sie war bereitet aus dem schwarzen Safte einer Wurzel, die aus dem Blute emporgekeimt war, welches aus der zerfressenen Leber des Prometheus auf die Haiden des Kaukasus geträufelt. Wer mit dieser Salbe seinen Leib salbte, konnte an diesem Tage von keinem Schwertstreiche verwundet und von keinem Feuer versehrt werden. Er war auch während des ganzen Tages allen seinen Gegnern an Kräften weit überlegen.

Als Medea dem Helden gesagt, daß er, wenn er sich mit dieser Salbe striche, die fürchterlichen Stiere leicht unter das Joch zwingen werde, fuhr sie fort: „Sind dann aus den Drachenzähnen, die du gesäet, geharnischte Männer emporgewachsen, so wirf einen großen Stein unter dieselben. Dann werden sie sich unter einander selbst zerfleischen und es wird dir leicht werden, sie alle zu erlegen."

Freudig erstaunt hatte Jason zugehört; er frug aber noch, wie er wohl dem Drachen beikommen könne, der das Vließ bewachte. Da gab ihm Medea ein Fläschchen und sprach: „Mit dem Safte, der in diesem Fläschchen enthalten ist, sollst du den Drachen besprengen. Dann wird er in tiefen Schlaf verfallen und du kannst ohne Gefahr das Vließ vom Baume lösen."

Medea kehrte zu dem Palaste ihres Vaters zurück, Jason aber erzählte seinen Genossen, welche Hilfe ihm durch die Jungfrau geworden war.

Am nächsten Morgen waffnete sich Jason, nachdem er seine Waffen und sich selbst mit der Zaubersalbe bestrichen hatte. Als er dann auf dem Felde ankam, das er umpflügen sollte, waren die vornehmsten Kolchier schon um den König Aeëtes versammelt. Jason forderte kühn die Stiere und den Pflug. Da wies ihm der König die unterirdische Felsenkluft, in welcher die Ungeheuer verschlossen waren.

Kaum hatte der Held die Riegel weggeschoben, als die Stiere mit entsetzlichem Schnauben wüthend und feuersprühend hervorstürzten; er aber hielt ihnen seinen Schild entgegen, packte sie dann mit gewaltiger Faust an den Hörnern und legte ihnen, sie fest haltend, das Joch auf. Alle Kolchier staunten über die Kraft des Helden, der König aber stand in starrer Bestürzung.

Das Pflügen geschah nun ohne Schwierigkeit. Mit starker Hand lenkte der Held den Pflug und mit der Lanze trieb er die feuerschnaubenden Thiere an. Des Königs Hoffnung, den kecken

Fremdling vernichtet zu sehen, stand einzig noch auf den geharnischten Männern, die aus der Erde hervorsteigen sollten und mit denen Jason, wie er meinte, doch bei aller seiner Stärke nicht fertig werden würde.

Die Furchen waren gezogen und der König reichte Jason in einem ehernen Helme die Drachenzähne, die dieser sofort aussäete. In wenig Augenblicken war das ganze Feld mit Helmen bedeckt und unter diesen hoben sich, Schulter an Schulter aus der Erde wachsend, riesige Gestalten empor, die mit Harnisch, Schild und Schwert versehen waren.

Im Augenblicke ihrer Vollendung ergriff Jason einen mächtigen Stein, der im Felde lag und den wohl vier andere Männer kaum hätten erheben können, und schleuderte ihn in weitem Bogen unter die Emporgewachsenen. Der getroffene Riese meinte, sein Nachbar habe ihn geworfen und begann mit diesem Streit. Bald ward der Kampf allgemein. Da stürzten die geharnischten Männer auf einander los und zerfleischten sich gräßlich und Jason ward es leicht, einen nach dem andern von hinten niederzustoßen.

So hatte Jason vollbracht, was der König von ihm verlangt hatte, den Kampf gegen den Drachen aber verschob er auf den nächsten Tag und mit seinen Genossen kehrte er zu dem Schiffe zurück.

IV. Der König Aeëtes berathschlagte in der nächsten Nacht mit den Häuptern seines Volkes, auf welche Weise wohl die Argonauten überlistet werden könnten, denn er hielt sich überzeugt, daß Jason nicht mit eigener Kraft die Stiere überwunden hatte. Ja, er sprach die Vermuthung aus, daß wohl seine eigene Tochter Medea ihn mit ihren Zauberkünsten unterstützt haben möchte und fürchterliche Rache schwur er seiner Tochter, wenn mit ihrer Hilfe die Argonauten in den Besitz des goldenen Vließes gelangten.

Als Medea von dem Zorne ihres Vaters hörte, überlegte sie, was sie noch zu Jasons Gunsten thun und wie sie sich selbst der Rache ihres Vaters entziehen könnte. Mit ihrem jüngsten Bruder Absyrtus machte sie sich auf den Weg zu dem Schiffe Jasons, um diesen zu ermahnen, sich noch in der Nacht des Vließes zu bemächtigen, dann aber schleunig zu entfliehen. Sie selbst aber wollte mit nach Griechenland entfliehen.

Darum sprach sie zu Jason: „Rette mich und euch vor dem Zorne meines Vaters. Mache das Schiff zur Abreise fertig und nimm mich mit in deine Heimath; schwöre mir aber, daß du mich, die Verwaiste, in der Fremde nicht verlassen oder beschimpfen willst.“ Da umschlang Jason die Jungfrau mit seinen Armen und schwur ihr, sobald er nach Griechenland zurückgekehrt sei, sie als Gattin in sein Haus einzuführen.

Medeas Herz schwoll hoch auf, als sie solche Worte aus dem Munde dessen vernahm, den sie heimlich liebte, seit sie ihn zum ersten mal gesehen hatte. Jetzt drängte sie aber zum Aufbruch nach dem Haine, in dem das Vließ aufbewahrt war. An einem hohen Eichbaume hing dasselbe und strahlte mit goldigem Scheine durch die Nacht. Unter demselben aber reckte der schlaflose Drache seinen langen Hals den Herannahenden entgegen und zischte fürchterlich.

Die Jungfrau ging ihm keck entgegen, während ihr Jason nicht ohne Furcht folgte. Die Jungfrau sang ein Zauberlied, da senkte der Drache die Wölbung seines Rückens und sein geringelter Leib dehnte sich auf der Erde aus. Nur der Hals stand noch aufrecht und der aufgesperrte Rachen drohte die beiden zu verschlingen. Als aber Medea ihn mit dem Zaubersafte besprengte, schlossen sich Rachen und Augen und schlafend streckte das Unthier auf der Erde sich aus.

Nun ergriff Jason das Vließ und eilend entflohen der Held und die Jungfrau aus dem Haine. Schon begann die Morgenröthe zu erglühen, als sie wieder zu dem Schiffe kamen, freudig empfangen von Jasons Genossen, die bereits von ferne das Vließ hatten erglänzen sehen.

Sobald Jason und die Jungfrau in das Schiff eingestiegen waren, in welchem auch Medeas Bruder Absyrtus saß, wurden die Anker gelichtet und unter den kräftigen Ruderschlägen der Helden flog das Schiff über die Wogen davon.

Als Aeëtes am Morgen den Verlust des goldenen Vließes und die Flucht der Argonauten und seiner Tochter erfuhr, gab er sofort Befehl, die Flotte der Kolchier zu bemannen und den Räubern nachzusegeln; er selbst wollte sich an der Verfolgung betheiligen. Ehe aber die nöthigen Vorbereitungen getroffen waren, war das Schiff der Argonauten schon so weit entfernt, daß man nirgend auf dem Meere etwas davon entdecken konnte.

Medea kannte ihren Vater wohl und fürchtete, daß er sie einholen möchte. Aengstlich schaute sie daher immer aus, ob sie irgendwo ein nacheilendes Segel erblicken möchte. Zwei Tage waren vergangen und nichts hatte sich blicken lassen; am dritten Morgen aber gewahrte sie eine ganze Reihe von Segeln, die sie sofort als kolchische erkannte.

Die Argonauten hatten unterdessen beinahe die ganze Länge des schwarzen Meeres zurückgelegt, statt aber wieder durch die Meerenge zu fahren, an deren Eingange die Symplegaden standen, hatten sie sich einem Orakelspruche folgend nach der Mündung des Ister (Donau) gewendet. Als sie hier eben in einen Arm des Flusses einlaufen wollten, war ihnen Aeëtes ganz nahe gekommen.

Jetzt hielt sich Medea für verloren. In ihrer Verzweiflung immer noch auf Rettung für sich und für den Geliebten sinnend, kam ihr ein fürchterlicher Gedanke. Sie wußte, daß ihr Vater seinen jüngsten Sohn Absyrtus mit besonderer Zärtlichkeit liebte, und diese Liebe war es, die sie durch eine schauderhafte That sich zu Nutze machen wollte.

Sie tödtete den Knaben mit einem raschen Streich und zerstückelte seinen Körper in viele Theile, die sie dann einzeln ins Meer streute. Der Vater erkannte zuerst das Haupt des geliebten Kindes, dann sah er auch die übrigen Glieder umherschwimmen. Da ließ er tief erschüttert und mit Thränen in den Augen ab von der Verfolgung, um erst die Ueberreste des geliebten Sohnes zu sammeln. Als er sie beisammen hatte, ging er ans Ufer, um sie feierlich auf einem Scheiterhaufen zu verbrennen. Dann kehrte er mit der Asche seines Sohnes traurig nach Kolchis zurück, ohne die Argonauten weiter zu verfolgen.

V. Glücklich landeten die Griechen in der Heimath. Bei seiner Ankunft in Jolkos übergab Jason dem Pelias das goldene Vließ und besuchte darauf seinen Vater Aeson. Dieser war unterdessen alt geworden und konnte kaum noch gehen. Mit Kummer sah Jason seinen Vater von Tag zu Tag schwächer werden, ohne ihm helfen zu können. Da beschloß Medea, durch ihre Zauberkünste den alten Aeson zu verjüngen.

Sie schlachtete einen jungen Bock und mischte unter sein Blut den Saft von vielen kräftigen, verjüngenden Zauberkräutern. Hierauf öffnete sie dem Aeson die Adern, ließ das alte krankhafte Blut ausfließen und goß das Blut des Bockes mit den Zauberkräutern hinein. Kaum begann das neue Blut in den Adern des Aeson seinen Kreislauf, als sich neues jugendliches Leben in ihm regte. Er sprang auf mit frischer Kraft und konnte hüpfen wie ein Knabe.

Weil aber Pelias dem Jason das gegebene Versprechen nicht hielt und ihm das Reich nicht abtrat, beschloß Medea Rache an ihm zu nehmen. Sie erzählte den Töchtern des Pelias, wie sie den alten Aeson verjüngt habe und da Pelias auch schon sehr alt war, baten seine Töchter, daß Medea auch ihren Vater verjünge.

Auf diese Bitte hatte Medea gewartet. Sie versprach, den Wunsch der Töchter zu erfüllen und trat mit ihnen in das Schlafgemach des alten Königs. Da befahl sie den Töchtern, ihrem Vater die Adern zu öffnen und das kranke Blut herauszulassen. Die Töchter befolgten den treulosen Rath, als ihnen aber Medea dann das Bocksblut zum Einfüllen übergab, hatte sie unterlassen, demselben die Zauberkräuter beizumischen und Pelias war und blieb todt.

Darauf zogen Jason und Medea nach Korinth, wo sie bei dem Könige Kreon gastliche Aufnahme fanden. Zehn Jahre lebten sie daselbst in herzlicher Eintracht und genossen der Freuden, die ihnen ihre beiden Söhne bereiteten.

Der König Kreon hatte aber eine Tochter, Kreusa mit Namen. Die war von lieblicher Gestalt und holdselig in ihren Sitten. Zu ihr entbrannte Jasons Herz in Liebe und er gedachte, sich mit ihr zu vermählen, weil er dann zugleich hoffen durfte, das Königreich Kreons zu erben, der keinen Sohn hatte.

Als Medea das erfuhr, irrte sie verzweifelnd in dem Palaste umher und rief: „Wehe mir! Möchte die Flamme des Himmels auf mein Haupt herniederzucken! Was soll ich länger leben? O Vater, den ich schimpflich verlassen, o Bruder, den ich grausam gemordet und dessen Blut nun über mich kommt! Aber nicht an meinem Gatten Jason war es, mich zu strafen, denn für ihn habe ich gesündigt."

So rief sie in ihrem Jammer. Da begegnete ihr Kreon und befahl ihr, mit ihren Kindern die Stadt zu verlassen. Alle Bitten Medeas vermochten nicht, den Sinn des Königs zu ändern und so bat sie endlich nur um einen einzigen Tag Aufschub, um einen Weg zur Flucht und ein Asyl für ihre Kinder zu wählen.

So sehr aber hatte die Leidenschaft ihre Seele verblendet, daß sie nur darüber nachdachte, wie sie an dem ihr noch gewährten Tage Rache nehmen könnte an denen, die sie einst so sehr geliebt hatte und die sie nun so sehr haßte.

Sie stellte sich ruhig und in ihr Schicksal ergeben, ging zu Jason und bat ihn, daß er wenigstens die Kinder bei sich behalte und nur sie allein ziehen lasse. „Damit aber", sprach sie, „die neue Gattin und ihr Vater dieses dulden, will ich das Herz der jungen Königstochter für die Kinder zu gewinnen suchen. Aus meiner Vorrathskammer will ich goldene Gewänder holen, die sollen die Kinder Kreusa zum Brautgeschenk bringen."

Jason war es zufrieden und Medea holte ein Gewand und ein Diadem, daß es die Kinder der Braut überbrächten. Die Zauberkräfte Medeas aber, die einst Jasons Glück begründet hatten, sollten es jetzt auch vernichten. Gewand und Diadem waren mit unheilbringenden Zaubersäften getränkt.

Kreusa nahm erfreut die Geschenke an und versprach, die Kinder bei sich zu behalten. Als sie aber das Gewand anlegte und das Diadem sich aufs Haupt setzte, züngelten plötzlich leuchtende Flammen an ihr empor. Auf Kreusas Geschrei und auf ihrer Dienerinnen Wehklagen eilte alsbald der König Kreon herbei und als er sich verzweiflungsvoll neben seiner Tochter niederwarf, ergriffen die giftigen Flammen auch ihn und endeten sein Leben.

Ein vertrauter Bote hatte Medea die Nachricht von der Wirkung ihrer Geschenke gebracht. Da freute sich ihr rasendes Herz und ein noch schrecklicherer Gedanke durchzuckte sie plötzlich. Sie fürchtete, ihre Kinder möchten ihre That büßen müssen; darum eilte sie nach der Kammer, wo dieselben schliefen. „Waffne dich, mein Herz", sprach sie unterwegs zu sich selbst, „was zögerst du, das Gräßliche zu vollbringen, das doch nothwendig ist? Vergiß, Unglückliche, daß es deine Kinder sind. Nur diese eine Stunde vergiß es. Dann beweine sie dein ganzes Leben lang. Du thust ihnen ja nur einen Dienst. Tödtest du sie nicht, so sterben sie unter tausendfältiger Qual von feindseliger Hand."

Als Jason in sein Haus geflogen kam, die Mörderin seiner jungen Braut aufzusuchen, scholl ihm das Jammergeschrei der Diener entgegen, die ihm den Mord der Kinder verkündigten. Er eilte in die Kammer und fand die Knaben entseelt auf den Betten liegen.

Nach Medea suchte man vergebens. Auf einem von Drachen gezogenen Wagen hatte sich die Zauberin in die Lüfte erhoben. Erst in Athen ließ sie sich nieder, wo sie bei dem Könige Aegeus, dem Vater des Theseus, eine Zuflucht fand. Jason aber stürzte sich in der Verzweiflung in sein eignes Schwert und fiel auf der Schwelle seines Hauses.

---

# Der trojanische Krieg.

I. Priamus, der König von Troja, der einst durch seine Schwester Hesione aus der Gewalt des Herkules losgekauft worden war, bekam von seiner Gemahlin Hekuba einen Sohn, den er Hektor nannte und bald darnach einen zweiten, Paris mit Namen. Die Königin Hekuba hatte aber kurz vor der Geburt des Paris einen erschreckenden Traum; sie träumte, sie habe eine Fackel in der Hand, von welcher die ganze Stadt Troja in Brand gesetzt und in Asche gelegt würde. Ein Wahrsager hatte den Traum dahin gedeutet, daß der neugeborne Sohn Paris der Stadt Troja zum Verderben gereichen und ihr den Untergang bereiten werde.

Darum beschlossen die Eltern, das Kind auszusetzen und so wuchs Paris am Berge Ida unter den Hirten auf. Er hütete, als er erwachsen war, mit ihnen die Herden und zeichnete sich ebenso durch Schönheit wie durch Körperstärke aus.

Eines Tages, als seine Herde sich gelagert hatte und er mit verschränkten Armen träumend in die Landschaft hinausschaute, erhielt er den Besuch mehrerer Göttinnen. Das ging aber so zu.

Als Peleus, der König von Phthia in Thessalien, seine Vermählung mit der Meergöttin Thetis feierte, waren alle Götter und Göttinnen zum Feste eingeladen, nur Eris nicht, die Göttin der Zwietracht, denn man hatte gefürchtet, sie möchte nach ihrer Gewohnheit Zank und Hader anstiften und die Heiterkeit des Festes stören. Eris aber sann, erzürnt über diese Zurücksetzung, auf Rache. Während die Gäste vergnügt waren und laute Lust und Fröhlichkeit in dem Festsaale herrschte, öffnete sich die Thüre des Saales und über den Fußboden rollte, von der Hand der erzürnten Göttin geworfen, ein goldener Apfel hin, mit der Aufschrift: „Der Schönsten."

Kaum hatten die Göttinnen den Apfel gesehen und seine Aufschrift gelesen, so erhob sich unter ihnen ein lebhafter Streit über seinen Besitz. Die meisten Ansprüche darauf machte Hera, die stolze Himmelskönigin und Gemahlin des Zeus; aber auch Athene, die Göttin der Weisheit, und Aphrodite, die Göttin der Liebe, strebten nach seinem Besitz.

Den Streit, in dem keine Göttin der andern nachgeben wollte, zu schlichten, befahl Zeus, daß Hermes, der Götterbote, die streitenden Göttinnen nach dem Berge Ida führe, wo Paris, der Sohn des Königs Priamus die Herden hüte. Welcher dieser Königssohn den Preis der Schönheit zugestehe, die solle den Apfel besitzen.

So kamen denn die Göttinnen zu Paris, jede in der Hoffnung den Apfel zu erhalten und jede versuchte, durch Versprechungen das Urtheil des Jünglings für sich zu gewinnen. Hera versprach ihm die Herrschaft über das schönste Reich der Erde, Athene wollte ihm den höchsten Ruhm der Weisheit und Männertugend unter den Menschen gewähren, Aphrodite aber sagte ihm den Besitz des schönsten Weibes, das auf der Erde wandelte, zu.

Lange stand der Jüngling unentschlossen und immer erschien ihm die Göttin, die er gerade anschaute, als die schönste. Sein Urtheil schwankte hin und her. Hera war majestätisch in ihrer ganzen Erscheinung und ragte an Wuchs und Hoheit über die beiden andern hervor, aber schön war auch Athene mit der freien gewölbten Stirn, den tiefblauen Augen und dem jungfräulichen Ernst im Antlitz. Daneben freilich drang das bezaubernde Lächeln Aphroditens dem Jünglinge bis in's Herz und als er eben in ihrem Anschauen versunken war, reichte er ihr ohne weiteres Besinnen den Apfel. Hera und Athene wandten ihm zürnend den Rücken und schwuren, an ihm und an dem Volke und Lande der Trojaner den ihnen angethanen Schimpf zu rächen und von diesem Augenblicke an waren sie die unversöhnlichsten Feinde der Trojaner. Aphrodite aber schied von ihm mit holdseligem Gruße und ihr Versprechen erneuernd.

Noch lange Zeit darnach lebte Paris als Hirte auf den Höhen des Ida. Da veranstaltete Priamus einst ein großes Opferfest und für die Spiele der kämpfenden Helden wurden Preise ausgesetzt. Ein solcher Preis war auch der schönste Stier aus den Herden am Ida. Weil aber dieser Stier der Liebling des Paris war, so entschloß sich dieser, sich an den Spielen zu betheiligen, ob er vielleicht seinen Liebling zurückgewinnen könnte.

Er siegte und der Stier ward ihm als Preis zuerkannt. Alle Zuschauer waren erstaunt über den schönen fremden Jüngling, ein Seher aber verkündete, es sei der ausgesetzte Sohn des Königs Priamus und der Königin Hekuba. Da freuten sich die Eltern des unverhofften Wiedersehens, sie nahmen ihren Sohn wieder auf, über der Freude des Wiedersehens der verhängnißvollen Weissagung bei seiner Geburt vergessend, und wiesen ihm in der Stadt eine stattliche Wohnung an.

II. Priamus sehnte sich schon seit langen Jahren darnach,

seine Schwester Hesione einmal wiederzusehen, die Herkules seinem Freunde Telamon zum Weibe gegeben und die nun als Königin zu Salamis herrschte. Er rüstete daher eine stattliche Gesandtschaft aus, an deren Spitze sein Sohn Paris nach Griechenland ziehen sollte, um des Königs Schwester einmal nach Troja zu holen. Herrlich waren die Schiffe und die Helden ausgerüstet und wo Paris mit seinen Begleitern unterwegs landete, da staunte man über den Reichthum und die Pracht.

Auch auf der Insel Cythere landete Paris, um daselbst in einem der Diana geweihten Tempel ein Opfer zu bringen. Der Ruf von seiner Schönheit und von dem Reichthume und der Pracht seiner Ausrüstung war ihm aber voraus geeilt und so hatte auch die Königin Helena in Sparta schon davon gehört. Sie war gerade allein zu Hause, denn ihr Gemahl war bei seinem greisen Freunde Nestor in Pylos zu Besuch, und in weiblicher Neugier beschloß sie, auch ein Opfer auf der Insel Cythere zu bringen und dabei den schönen asiatischen Königssohn zu schauen.

Helena war aber das schönste Weib in Griechenland und so viele Könige hatten nach ihrem Besitze gestrebt, daß ihr Vater Tyndareus, als er aus so vielen Bewerbern den Menelaus zu ihrem Gemahl erwählt hatte, alle übrigen Freier schwören ließ, dem Menelaus zu Hilfe zu eilen, wenn er etwa von einem der zurückgewiesenen Freier mit Krieg überzogen würde.

Als Paris dieses Weib erblickte, sanken ihm die zum Gebet erhobenen Hände herab und in sprachlosem Staunen stand er da, denn er meinte die Göttin Aphrodite selbst wieder zu erblicken. Bald hielt er sich für überzeugt, daß nur Helena das Weib sein könne, das ihm die Göttin versprochen hatte.

Auch Helena hatte mit Wohlgefallen den herrlichen Jüngling betrachtet und sie fürchtete, in Liebe zu ihm zu entbrennen. Darum reiste sie schnell wieder ab und wünschte, daß ihr Gemahl bald wieder nach Hause kommen möchte. Statt seiner aber kam Paris nach Sparta, der jetzt keinen Gedanken weiter hatte, als wie er Helena erwerben könne. An seines Vaters Auftrag dachte er gar nicht mehr.

Seine Schönheit, seine einschmeichelnde Rede und sein kunstgeübtes Saitenspiel bethörte das Herz der Königin Helena. Wenn auch widerstrebend so willigte sie endlich doch darein, mit Paris zu entfliehen. Auch die Schätze des Königs Menelaus nahmen die treulose Gattin und der Verführer mit sich.

Als sie über das Meer fuhren, tauchte der in den Tiefen des Oceans wohnende Gott Nereus vor dem Schiffe auf und verkündigte den Flüchtlingen, daß um dieses Frevels willen griechischer Feuerbrand die Häuser Trojas verzehren und griechisches Erz die

trojanischen Helden morden werde. Mit Entsetzen hatte Paris zugehört, bald aber vergaß er in den Armen des schönen Weibes der Weissagung wieder und an der Insel Kranae landete er mit seiner Beute. Dort lebten die beiden und ihre Genossen herrlich von den mitgenommenen Schätzen und vergaßen Heimath und Vaterland, so daß Jahre vergingen, ehe sie wieder nach Troja aufbrachen.

In Griechenland hatte die Verletzung des Gastrechts, die sich Paris hatte zu Schulden kommen lassen, allgemeine Entrüstung hervorgerufen. Menelaus war, als er bei Nestor von dem Raube seiner Gemahlin gehört hatte, zu seinem Bruder, dem Könige Agamemnon von Mycene gereist und hatte ihm seine Noth geklagt und nun forderten die beiden Brüder alle Fürsten in Griechenland zur Theilnahme an einem Kriege gegen Troja auf. Die Fürsten leisteten dem Rufe Folge und bald war in dem Hafen Aulis in Böotien eine Flotte von zwölfhundert Schiffen beisammen, die mehr als hunderttausend streitbare Krieger trug. Unter den Führern derselben waren aber die besten Helden Griechenlands: Agamemnon, der zum Führer des ganzen Heeres erwählt worden war, und sein Bruder Menelaus, der riesige Ajax, ein Sohn jenes Telamon aus Salamis, dem Herkules die trojanische Königstochter Hesione zur Gemahlin gegeben hatte und ein anderer Held, der ebenfalls Ajax hieß und zwar ebenso tapfer wie jener, aber kleiner war und aus dem Lande Lokris stammte; ferner der Greis Nestor aus Pylos, der schon drei Menschenalter gesehen hatte und der zwar nicht mehr rüstig genug war, um mit Schwert und Lanze zu kämpfen, dessen weisen Rath die Griechen aber nicht entbehren mochten; da waren weiter Idomeneus, der König von Kreta und seine Freunde Meriones und Philoktet, sodann Palamedes, der Königssohn aus Euböa, Diomedes, der Königssohn aus Aetolien und zahllose andere.

Nur zwei berühmte Fürsten fehlten noch. Der eine derselben war Odysseus, der König von Ithaka. Ihm war die Weissagung geworden, daß er erst nach zwanzig Jahren von dieser Kriegsfahrt heimkehren würde; deshalb stellte er sich wahnsinnig, pflügte mit einem Ochsen und einem Esel auf einem steinigen Acker und streute statt des Samens Salz in die Furchen. Der Fürst Palamedes, der ihn abzuholen kam, durchschaute aber den schlauen Odysseus doch; er holte seinen kleinen Sohn Telemach und legte ihn in die Furche. Da hob Odysseus den Pflug, um sein Kind nicht zu beschädigen und nun ward er von dem Helden seines Verstandes überwiesen und mußte mit zwölf bemannten Schiffen an dem Zuge theilnehmen.

Der andere der fehlenden Fürsten war Achilles, der an Tapfer-

keit, Schönheit und Schnelligkeit alle andern überragende Fürst von Phthia in Thessalien, von dem der griechische Seher Kalchas geweissagt hatte, daß ohne ihn Troja nicht erobert werden könne. Als aber die Griechen sich zum Zuge gegen Troja versammelten, wußte man nicht einmal, wo Achilles sich aufhielt.

Das ging so zu. Achilles war der Sohn des Peleus und der Meergöttin Thetis. Nach seiner Geburt wollte ihm seine Mutter die Unsterblichkeit verleihen und tauchte daher ohne Wissen des Vaters den Knaben bei nächtlicher Weile in ein himmlisches Feuer, um dadurch zu vertilgen, was sterblich an ihm war. Bei Tage aber heilte sie die versengten Stellen, indem sie dieselben mit Ambrosia bestrich. Peleus aber hatte das Wimmern des Knaben gehört und lauschte einmal. Als er den Knaben über dem Feuer zappeln sah, schrie er laut auf und hinderte dadurch Thetis, ihr Vorhaben ganz zu vollenden. Diese verließ deshalb ihren Gemahl und taucht wieder hinab in die Tiefe des Meeres zu ihrem Vater und ihren Schwestern. Der Knabe aber war durch das Feuer bereits unverwundbar geworden; nur an den Fersen nicht, an denen ihn die Mutter gehalten hatte und die deshalb von dem Feuer nicht berührt worden waren.

Peleus brachte nun seinen Sohn zu dem weisen Centauren Chiron, der schon viele Helden erzogen hatte. Derselbe nährte den Knaben mit Bärenmark und mit dem Fleische von Löwen und Ebern, so daß er bald sehr stark und kräftig wurde.

Ein Orakelspruch hatte aber verkündigt, Achilles werde entweder fern von Waffen und Kämpfen unberühmt in hohem Alter in der Heimath sterben oder er werde in der Blüthe der Jahre mit unsterblichen Ruhme gekrönt in ferner Feldschlacht sein Ende finden. Thetis, die noch immer um das Wohl ihres Knaben besorgt war, entführte daher denselben und brachte ihn zu dem Könige Lykomedes auf der Insel Scyros, wo er in Mädchenkleidern mit den Töchtern des Königs erzogen ward.

Dort lebte Achilles, als die Griechen sich zum Zuge gegen Troja versammelten. Der Seher Kalchas aber kannte sein Versteck und als er es den Griechen verrathen, ward dem schlauen Odysseus aufgetragen, den Helden herbeizuschaffen.

Als Odysseus in der Verkleidung eines Kaufmanns auf der Insel Scyros ankam, vermochte er nicht den Jüngling unter der Schar der Jungfrauen zu erkennen. Da nahm er seine Zuflucht zu einer List. Wie ein fremder Kaufmann breitete er vor den Jungfrauen schöne Bänder, Armspangen, Ringe und andere Schmucksachen aus, darunter aber auch etliche schöne Waffen. Die Töchter des Königs Lykomedes griffen nach den Schmucksachen und bewunderten sie, Achilles aber streckte seine Hände sogleich nach den Waf-

fen aus. Damit war er entdeckt und der ruhmbegierige Jüngling weigerte sich nicht, an der Spitze seiner Thessalier und in Begleitung seines Erziehers Phönix sowie seines Freundes Patroklus zu dem Heere der Griechen zu stoßen.

III. Während die Flotte in Aulis sich versammelte, vertrieb sich der Völkerfürst Agamemnon die Zeit mit der Jagd. Einst erlegte er eine schöne Hindin, die der Göttin Artemis (Diana) geheiligt war; die Göttin aber war darüber erzürnt und ließ eine langandauernde Windstille eintreten, welche die Griechen an der Abfahrt verhinderte. Schon fing das Volk an, unwillig zu werden. Da verkündete der Seher Kalchas, Artemis sei es, die den Griechen zürne, weil Agamemnon ihre Hindin erlegt habe und sie werde nur versöhnt werden, wenn Agamemnon ihr seine Tochter Iphigenia opfere.

Diese Worte raubten dem Feldherrn der Griechen allen Muth und wenn Menelaus und die übrigen Fürsten es ihm zugelassen hätten, wäre er jetzt am liebsten von der Feldherrnwürde zurückgetreten. Endlich willigte er doch darein, daß seine Tochter Iphigenia in das Lager geholt wurde. Der Mutter derselben aber ließ man sagen, Iphigenia solle vor der Abreise der Griechen noch mit dem herrlichen Achilles vermählt werden.

Als Iphigenia ins Lager kam, traf sie zufällig mit Achilles zusammen und erfuhr, daß man sie getäuscht hatte. Als ihr aber gesagt wurde, daß sie geopfert werden sollte, da beklagte sie ihr Schicksal und bat, sie leben zu lassen. Endlich jedoch ergab auch sie sich in den Willen der Göttin und zu den versammelten Helden sprach sie: „Auf mir ruht jetzt jedes Auge Griechenlands, auf mir die Fahrt der Flotte und der Fall Trojas, auf mir die Ehre der griechischen Frauen. Alles dieses werde ich mit meinem Tode schirmen; mit Ruhm werde ich gekrönt sein und die Befreierin Griechenlands werde ich heißen. Darum gebe ich willig mein junges Leben dahin. Opfert mich, zerstört Troja, das soll mein Denkmal sein.“

In dem Haine der Göttin war der Altar errichtet und neben ihm stand der Priester und Seher Kalchas. Schon zückte der Priester den Stahl, die Jungfrau zu durchbohren: da erbarmte sich Artemis der Unschuldigen; in eine dichte Wolke hüllte sie die Jungfrau ein und führte sie nach Tauris, wo sie dieselbe zu ihrer Priesterin machte. An ihrer Stelle aber fand man am Altar eine weiße Hindin, die man der Göttin opferte. Die Göttin war versöhnt. Bald schwellte ein günstiger Wind die Segel der Griechen, die sich nun auf die Fahrt machten.

Nach kurzer Fahrt landeten sie auf der kleinen Insel Chryse,

um frisches Wasser in die Schiffe zu nehmen. Da entdeckte Philoktet, der frühere Waffengefährte des Herkules, der des Helden Scheiterhaufen in Brand gesteckt und dafür seine nie fehlenden Pfeile geerbt hatte, einen verlassenen Altar der Göttin Athene und brachte darauf ein Opfer. Während des Opfers aber fuhr eine giftige Natter unter dem Altare hervor und verwundete den Helden am Beine.

Die Wunde eiterte und bereitete dem Helden auf der weiteren Fahrt unerträgliche Qualen. Die Genossen vermochten kaum mehr den üblen Geruch des Geschwüres und das beständige Jammergeschrei des Helden zu ertragen und weil sie fürchteten, der Kranke möchte das Lager vor Troja verpesten, beschlossen sie ihn an der Küste der Insel Lemnos auszusetzen. Während der Kranke einmal schlief, wurde er ans Land getragen und Nahrungsmittel ließ man ihm zurück, daß er für die nächste Zeit sein Leben fristen konnte; die Flotte aber segelte schnell weiter.

Glücklich landeten die Griechen in Kleinasien, nachdem auch Paris nach Troja zurückgekehrt und Helena bei dem Volke der Trojaner gastliche Aufnahme gefunden hatte. Anfangs fürchteten die Trojaner zwar die Rache der Griechen, bald aber gewannen sie die schöne und holdselige Griechin so lieb, daß sie bei dem Erscheinen der griechischen Flotte gutes Muthes und zum Kampfe bereit waren.

Als die Griechen in Kleinasien ankamen, zogen sie ihre Fahrzeuge ans Land und stellten sie in vier Reihen hinter einander auf; vor ihnen aber warfen sie einen Erdwall auf, so daß das Schiffslager zugleich zur Vertheidigung diente. Das ganze Lager war wie eine Stadt mit vielen Gassen und Wegen durchschnitten, die Hauptstraßen aber liefen zwischen den vier Reihen hindurch. Vom Lande nach dem Meere gingen Quergassen, welche die Schiffe der einzelnen Völkerschaften von einander trennten und neben den Schiffen standen die aus Holz und Erde erbauten und mit Schilf bedeckten Lagerhütten, in denen die Helden wohnten.

Zwischen dem Schiffslager der Griechen und der Stadt Troja breitete sich eine große Ebene aus, die zum Schlachtfelde bestimmt war und von den Flüssen Skamander und Simois begrenzt wurde.

Lange Jahre lagen die Griechen vor Troja und das Kriegsglück schwankte herüber und hinüber, ohne daß es den Griechen gelungen wäre, die Stadt zu erstürmen, die von gar tapfern Helden, unter denen Hektor, des Priamus Sohn, der beste war, vertheidigt wurde. Auch die Nachbarn Trojas eilten der Stadt zu Hilfe, wurden aber alle von den Griechen nach und nach besiegt. Achilles allein nahm mit seiner Schar mehrere Städte ein und zerstörte sie. Auch Ajax der Telamonier zog mit seiner Schar zu

Plünderungszügen weit in das Land hinein und so unternahmen auch andere Abtheilungen der Griechen weitere Züge, um Nahrungsmittel und reiche Beute herbeizuschaffen. Wenn es aber an das Theilen der Beute ging, so erhielt Agamemnon als der Führer der Griechen jedesmal einen Theil voraus.

Von einem solchen Streifzuge, den Achilles nach Mysien unternahm, brachte der Held zwei schöne Jungfrauen gefangen mit: Chryseïs die Tochter des Chryses, eines Priesters des Phöbus Apollo, und Briseïs, die Tochter des Königs Brises. Alle Griechen staunten über die Schönheit der beiden Jungfrauen und wohl jeder wünschte, es möchte ihm eine derselben als Theil der Beute zugesprochen werden. In dem Rathe, der wegen der Vertheilung der mitgebrachten Beute gehalten wurde, ward beschlossen, die Tochter des Priesters Chryses dem Völkerhirten Agamemnon als Sklavin zuzuweisen, um damit seine Königs- und Feldherrnwürde zu ehren, das Anrecht auf die schöne Briseïs aber ward dem Achilles bestätigt.

IV. Neun Jahre waren schon in vergeblicher Belagerung der Stadt Troja vergangen. Als die Griechen im Beginn des zehnten eben zu einem Hauptangriffe sich rüsteten, erschien Chryses, der Priester Apollos, in dem Lager. Er kam, um Agamemnon zu bitten, daß er ihm seine Tochter wieder zurückgebe und bot dem Fürsten dafür reiches Lösegeld. Agamemnon aber wies ihn mit sehr schnöden Worten ab und gab ihm den Rath, sich nicht wieder im Lager blicken zu lassen, wenn ihm sein Leben lieb sei.

Der unglückliche Vater entfernte sich weinend und schweigend und ging zum Meeresstrande. Dort bat er den Gott Apollo, daß er die Griechen seine Thränen möge büßen lassen. Der Gott erhörte ihn und schoß Pfeil um Pfeil in das Lager der Griechen, daß sein Bogen laut erklang. Wen aber sein unsichtbarer Pfeil traf, der starb den plötzlichen Tod der Pest und bald loderten unaufhörlich die für die Todten errichteten Scheiterhaufen.

Neun Tage lang hatte das Sterben schon gedauert, da berief am zehnten Achilles das Volk zu einer Versammlung und rieth, einen Seher zu fragen, durch welche Opfer der Zorn Apollos besänftigt werden könne.

Da erhob sich Kalchas und deutete den Zorn des Gottes. „Der Gott“, so sprach er, „ist ergrimmt über die Behandlung, die Agamemnon seinem Priester hat angedeihen lassen und er wird das Verderben nicht eher wieder von uns nehmen, als bis dem Vater das Mägdlein wieder zurückgegeben ist und zwar ohne Entgelt.“

Bei diesen Worten ward Agamemnon zornig und erklärte, die Jungfrau nur dann zurückgeben zu wollen, wenn ihm zum

Ersatz ein anderes Ehrengeschenk gegeben werde. Da erwiederte ihm Achilles: „Woher sollte dieses Ehrengeschenk genommen werden, da alle Beute bereits vertheilt ist und man doch nicht wohl schon Vertheiltes wieder zurückfordern kann. Willst du dich aber gedulden, bis Troja erobert ist, dann wollen wir dir deinen Verlust doppelt oder dreifach ersetzen."

Aber auch davon mochte Agamemnon nichts hören und er drohte, daß er an der Beute eines anderen Fürsten, sei es Achilles oder Ajax oder Odysseus, sich schadlos halten werde. Auf solche Anmaßung antwortete Achilles mit scheltender Rede und warf dem Führer vor, wie er anderen überlasse, die Beute zu gewinnen, bei der Vertheilung aber immer das beste Theil für sich in Anspruch nehme. Auch drohte er, daß er nicht länger eine solche Behandlung dulden wolle, sondern mit seinem Gefolge nach Phthia, seiner Heimath, zurückkehren werde.

Auf Agamemnon machte auch diese Rede keinen Eindruck und er sprach: „Gehe getrost, wohin du willst, ich werde dich nicht halten. Aber ehe du gehst, will ich zu deinem Zelte kommen und mir deine Sklavin Briseïs holen, damit ich Ersatz für die Priesterstochter habe. Daran magst du erkennen, wie viel mehr ich gelte, als du."

Schon griff Achilles bei dieser Rede nach dem Schwerte, er ließ es aber in der Scheide und bändigte seinen Zorn. Doch schwur er, nicht wieder in den Reihen der Griechen zu kämpfen und umsonst solle Agamemnon ihn um seine Hilfe bitten, wenn der kühne Hektor männermordend durch die Scharen der Griechen stürmen werde.

Den entstandenen Streit zu schlichten, erhob sich der greise Nestor aus Pylos; aber vergebens waren seine wohlwollenden Worte, zürnend und grollend gingen die Helden auseinander. Agamemnon schickte seine Sklavin Chryseïs ohne Lösegeld zu ihrem Vater zurück, der dankend seine Hände zum Himmel erhob und Apollo um Abwendung der Plage anflehte, die er den Griechen gesandt, und in demselben Augenblicke hörte die Pest in dem Heere der Griechen auf.

Dann sandte Agamemnon zwei Herolde nach dem Zelte des Achilles, die Sklavin Briseïs von Achilles zu fordern. Zitternd vollführten diese den Auftrag, Achilles aber überließ ihnen die Jungfrau ohne Widerrede und war freundlich gegen die Herolde, die ja nur ihres Herrn Befehl vollzogen; an Agamemnon aber schwur er Rache zu nehmen, wenn die Stunde dazu gekommen sein würde.

Dann ging Achilles an das Gestade des Meeres und klagte sein Leid seiner Mutter Thetis. Diese stieg aus den Fluthen em-

por und verhieß ihm Hilfe. Darum stieg sie auch zum Olymp empor und bat Zeus, daß er den Trojanern so lange Sieg über die Griechen gewähre, bis die Griechen ihrem Sohne die verdiente Ehre wieder erwiesen. Zeus versprach es, obgleich Hera, seine Gemahlin und die Feindin der Trojaner ihm widerredete. Achilles aber blieb von nun an bei seinem Zelte und ging nicht mehr zum Rathe der Männer und nicht mehr zur Schlacht, wie sehr sich auch das Herz des Helden nach Feldgeschrei und Getümmel sehnte.

V. Zeus gedachte des Versprechens, welches er Thetis gegeben und entsandte einen trügerischen Traum zu Agamemnon, um diesen zu einer Schlacht zu bestimmen, in welcher Zeus die Trojaner siegen lassen wollte. Der Traum flüsterte mit schönen Worten dem Fürsten ins Ohr, daß im Rathe der Götter Trojas Untergang beschlossen worden sei und daß in der nächsten Schlacht dem Heere der Griechen der Sieg verbleiben werde.

Am Morgen theilte Agamemnon seinen Traum den Fürsten der Griechen mit und alle glaubten ihm; selbst der alte Nestor rieth zur Schlacht. Vorher aber wollte Agamemnon das Volk erst versuchen, ob es auch voll Kampfmuth und zur Schlacht bereit wäre. Darum stellte er sich, als verzweifle er daran, Troja jemals einzunehmen und als habe er beschlossen, das Heer der Griechen wieder in die Heimath zurückzuführen. Im Stillen hoffte er, das Volk werde diesen Plan verwerfen und nicht unverrichteter Dinge von Troja abziehen wollen.

Aber er hatte sich getäuscht. Kaum sprach er von der Rückkehr in die Heimath, wo Weiber und Kinder der Helden warteten, als das ganze Heer in hellen Jubel ausbrach. Alle stürzten zu den Schiffen, um die so schnell als möglich wieder ins Wasser hinabzulassen.

Troja wäre gerettet gewesen und ruhmlos wären die Griechen heimgekehrt, wenn nicht Odysseus sich dem Volke entgegengestellt und mahnende und drohende Worte an dasselbe gerichtet hätte. „Haltet ihr“, sprach er, „so euer Wort, daß ihr nicht eher von dannen ziehen wolltet, als bis ihr Troja vertilgt hättet? Erinnert ihr euch nicht, daß der Spruch der Götter uns vorhergesagt, wie wir neun Jahre lang Troja vergeblich belagern würden und daß jetzt das zehnte, das Jahr der Eroberung angebrochen ist? Wollt ihr, daß Priamus sich rühme, die Griechen haben neun Jahre lang vor seiner Stadt gelegen und seien dann ruhmlos zurückgekehrt und wollt ihr Helena hier lassen, um die so viele Griechen schon dem Tode zur Beute geworden sind? So harret doch wenigstens eine kleine Weile noch miteinander aus, vielleicht, daß Trojas Untergang ganz nahe ist.“

Des Odysseus Worte hatten das Volk wieder zur Besinnung gebracht. Sie kehrten zur Versammlung zurück, einmüthig versprachen sie Agamemnon, treu bei ihm auszuharren, bis Troja gefallen und wie sie vorher stürmisch zur Abfahrt sich gedrängt hatten, so entbrannten sie jetzt von neuer Kampfbegier.

Nur einer der Griechen hatte bei Odysseus Worten seinen Sinn nicht geändert; es war Thersites. Wie Achilles der schönste und edelste Mann unter den Griechen, so war Thersites der häßlichste und verachtetste. Immer ging sein Mund über von thörichten Worten, immer haderte er mit den Fürsten; schielend war er und lahm, hatte höckrige Schultern und einen zugespitzten Kopf, der dünn mit Haaren bewachsen war. Allen war er verhaßt, besonders aber dem Achilles und Odysseus, denn diese verlästerte er am meisten.

Auch jetzt wieder erhob er seine Stimme; diesmal gegen den Führer des Heeres, gegen den er die Griechen aufzureizen gedachte. „Viel besser thun wir“, sprach er, „heimzusegeln, als daß wir hier kämpfen, um Agamemnon an Beute reich zu machen.“ Odysseus aber schalt ihn mit harten Worten, erhob seinen Herrscherstab und schlug damit auf den Häßlichen los, daß dieser grollend in heimlicher Wuth und mit blauen Striemen auf dem Rücken sich aus der Versammlung stahl. Das Volk aber lachte und gönnte dem Verhaßten die wohlverdiente Züchtigung.

Bald waren die Griechen zu neuem Kampfe bereit und Stamm für Stamm brachen sie auf ins Gefilde. Aber auch die Trojaner waren nicht müßig. Hektor sammelte sie um sich und an ihrer Spitze stürzte er durch die geöffneten Thore den Griechen entgegen. Doch sollte es noch nicht gleich zur Schlacht kommen.

Als die Heere einander nahe gekommen waren, trat aus den Reihen der Trojaner Paris, der Urheber des Krieges, hervor. Er war mit einem bunten Pantherfell bekleidet, auf der Schulter hing ihm der Bogen, an der Seite das Schwert und zwei Lanzen schwenkte er hoch in der Luft. Uebermüthig forderte er den tapfersten der Griechen auf, mit ihm den Zweikampf zu wagen.

Als Menelaus das hörte, freute er sich wie ein Löwe, der erwünschte Beute erblickt; durfte er doch nun hoffen, an dem Räuber seines Weibes Rache nehmen zu können. Darum sprang er sofort von seinem Streitwagen und stellte sich dem trojanischen Königssohne entgegen.

Dieser aber erschrak, als er den als seinen Gegner erblickte, an dem er so freventlich das Gastrecht verletzt hatte. Wie einer, der in einsamer Gebirgsschlucht sich plötzlich einem Drachen gegenüber erblickt, wendete er sich zur Flucht und kehrte wieder unter die Heerhaufen der Trojaner zurück.

Als Hektor das sah, schalt er den Bruder mit ernsten Worten: „O, du Feigling, der du nur die Gestalt, aber nicht das Herz eines Helden hast, der du wohl Weiber verführen, aber nicht gegen Helden kämpfen kannst? Ach, wärest du doch lieber gestorben, ehe du Helena entführen und so viel Unglück über deine Landsleute bringen konntest. Dem Manne gegenüber, dem du das Weib geraubt, nützen dir freilich deine Locken und dein schönes Gesicht, dein Saitenspiel und dein Gesang nichts; im Staube würdest du dich vor ihm wälzen müssen."

Paris erschrack über diese harte Rede des Bruders und er sprach: „Wahrlich, dein Herz ist hart und dein Sinn unerschütterlich und mit Unrecht spottest du über meine Schönheit, die ja auch ein Geschenk der Götter ist. Damit du aber siehst, wie unrecht du mir gethan hast, will ich mit Menelaus kämpfen um Helena und ihre Schätze. Wer von uns beiden siegt, der soll sie heimführen. Dann mögen die Trojaner in Frieden ihr Feld bauen und die Griechen mögen in ihre Heimath zurückkehren. Darum heiße die Trojaner und die Griechen sich lagern, daß wir zwischen ihnen kämpfen. Vorher aber möge ein beschworener Bund geschlossen werden, daß die Völker anerkennen, was der Zweikampf entscheidet."

Da ward Hektor froh und vor die Schlachtordnung heraustretend und den Speer vorhaltend, hemmte er den Anlauf der Trojaner. Als die Griechen aber seiner ansichtig wurden, schossen sie mit Pfeilen und Speeren nach ihm. Da trat Agamemnon hervor und rief laut: „Haltet ein, ihr Griechen, Hektor begehrt zu reden."

Die Griechen enthielten sich des Kampfes und schwiegen still und Hektor verkündete laut den Entschluß seines Bruders. Schweigend verhielten sich die Griechen, auch nachdem sie Hektors Rede vernommen hatten; endlich nahm Menelaus vor den Heeren das Wort und sprach: „Nun dürfen wir hoffen, daß Griechen und Trojaner, nachdem sie in dem Kampfe, den des Paris That angefacht hat, so viel Schlimmes erduldet haben, versöhnt von einander scheiden. Einer von uns beiden soll sterben, mögen nun die Götter mich oder Paris dazu auserkoren haben; ihr andern aber sollt in Frieden scheiden. Laßt uns also opfern und schwören, dann mag der Zweikampf beginnen."

Beide Heere freuten sich dieser Worte, denn sie sehnten sich nach dem Ende des verderblichen Krieges. Die Helden sprangen von den Streitwagen, legten ihre Waffen neben sich auf die Erde und rückten von beiden Seiten so nahe zusammen, daß nur ein geringer Zwischenraum blieb.

Hierauf schickte Hektor zwei Herolde zur Stadt, um den König herbeizurufen und die Lämmer zum Opfer zu holen. Auch Aga-

memnon schickte einen Herold zu den Schiffen, daß er Opferlämmer herbeibrächte.

Unterdessen hatte Priamus auf der Mauer der Stadt gestanden, um dem bevorstehenden Kampfe zuzuschauen. Zu ihm war auch Helena gekommen, von zwei Jungfrauen begleitet, denn sie hatte vernommen, daß jetzt die Würfel des Krieges um sie geworfen werden sollten. Der König rief sie freundlich heran, um sie nach Namen und Vaterland der einzelnen griechischen Helden zu fragen, die auf dem Gefilde vor der Stadt waren. Da zeigte sie ihm ihren früheren Gemahl Menelaus, ferner Agamemnon, Odysseus, Idomeneus, Ajax und noch viele andere.

Während Helena und der König mit einander sprachen, kamen auch die Herolde heran, welche die Bundesopfer aus der Stadt trugen, bestehend aus zwei Lämmern und aus Wein, der zum Trankopfer bestimmt und in einen Schlauch von Ziegenfell gefüllt war. Einer der Herolde, der einen blinkenden Krug und goldene Becher in der Hand trug, näherte sich dem Könige und sprach zu ihm: „Dich lassen, o König, die Edelsten der Trojaner und der Griechen rufen, damit ihr unter heiligen Opfern einen Bund mit einander schließt. Paris und Menelaus wollen um Helena mit einander kämpfen und wer den Sieg davon trägt, dem sollen das Weib und die Schätze folgen."

Alsbald gebot der König, die Rosse anzuschirren, dann stieg er auf den Streitwagen und die Zügel ergreifend lenkte er die schnellen Rosse durch das Thor in die Ebene hinaus. Zwischen den Heeren angekommen, stieg er vom Wagen, Agamemnon aber und Odysseus traten grüßend zu ihm. Die Herolde schafften die Opfer herbei, mischten den Wein in den Krügen und besprengten die Hände der Könige mit Weihwasser.

Dann riß Agamemnon das Schlachtmesser von seiner Seite, welches er allezeit neben dem mächtigen Schwerte hängen hatte und schnitt den Lämmern das Haar von der Stirn, welches die Herolde unter die Edelsten der Griechen und Trojaner vertheilten. Hierauf durchschnitt er den Lämmern die Kehlen und die Könige schöpften aus den Krügen Wein in die Becher und sprengten damit und alles Volk der Griechen und Trojaner betete unterdessen laut: „Zeus, dich rufen wir an, den größten unter den unsterblichen Göttern, zum Zeugen des Bundes, der hier geschlossen wird. Welche von uns zuerst wider das Bündniß freveln, deren Gehirn möge zur Erde fließen, wie der Wein, der hier vergossen wird und ihre Frauen mögen als Sclavinnen unter das Joch des Fremdlings gerathen."

Als das Opfer vollendet und der Bund beschworen war, sprach Priamus: „Lasset mich nun zur Stadt zurückkehren, denn nimmer

möchte ich mit meinen Augen sehen, wie mein geliebter Sohn mit Menelaus im Streite steht. Zeus allein weiß, welchem von beiden der Untergang bestimmt ist.“ Dann stieg er auf seinen Streitwagen und eilte in schneller Fahrt der Stadt wieder zu.

Von den beiden feindlichen Heeren wurden nun Hektor und Odysseus bestimmt, den Kampfplatz abzumessen und durchs Los zu entscheiden, welcher der beiden Gegner zuerst den Wurfspeer schleudern sollte. Mit abgewandtem Antlitz schüttelte Hektor die beiden Lose in einem Helme und heraus sprang das Los des Paris.

Da waffnete sich Paris. Um die Beine legte er die mit silbernen Spangen zusammengehefteten Beinschienen, um die Brust gürtete er den Panzer. Das mit Silber verzierte Schwert hing er sich an die Seite und den mächtigen Schild auf die Schultern; das Haupt deckte er mit dem schweren, mit Roßschweifen verzierten Helme und in die Hand nahm er den wuchtigen Speer.

Auch Menelaus waffnete sich und dann traten sich die beiden Helden in dem abgemessenen Kampfplatze gegenüber.

Paris warf zuerst die Lanze nach dem Gegner. Sie traf den Schild desselben, vermochte aber nicht, durch denselben hindurchzudringen. Die Spitze bog sich an dem Erze des Schildes krumm und die Lanze fiel wirkungslos zurück.

Nun erhob auch Menelaus den Speer und betete: „Herrscher Zeus, verleihe mir, daß ich denjenigen strafe, der mir zuerst Böses gethan hat, damit man noch unter späten Enkeln sich scheue, das Gastrecht freventlich zu verletzen.“ Damit schleuderte er die Waffe so gewaltig nach seinem Gegner, daß sie durch das Erz des Schildes und durch den kunstreichen Panzer hindurchdrang. Doch beugte sich Paris schnell zur Seite und so entging er größerem Verderben, der Speer durchschnitt ihm nur den Leibrock an der Seite.

Menelaus hatte aber, nachdem er den Speer geworfen, sofort das wuchtige Schlachtschwert aus der Scheide gerissen und schlug damit schmetternd auf des Paris Helm nieder. Der widerstand dem Schlage, so daß das Schwert zersprang und in Stücken zu Boden fiel.

„O Zeus, warum mißgönnst du mir den Sieg?“ rief Menelaus bestürzt. Schnell entschlossen aber packte er mit nerviger Faust den Helm des Paris, kehrte sich um und schleppte so seinen Gegner hinter sich her. Schon würgte der reichgestickte Riemen, mit dem der Helm auf dem Haupte festgehalten wurde, den Helden am Halse und es wäre um Paris Leben geschehen gewesen, wenn nicht Aphrodite, die aus Paris Hand den Apfel der Eris empfangen hatte, ihrem Schützlinge zu Hilfe gekommen wäre. Sie schaffte es, daß der Riemen zersprang und Menelaus blos den Helm in der Hand behielt.

Diesen schleuderte der Held dem Heere der Griechen zu, die ihn aufhoben, dann wendete er sich wieder gegen Paris, voll Begier ihn niederzuschlagen. Allein Aphrodite hatte denselben durch Göttermacht in einen schützenden Nebel gehüllt und so den Augen des Gegners entrückt.

Während Paris bereits wieder zu Troja im süßduftenden Gemache neben Helena saß, durchstürmte Menelaus auf dem Kampfplatze noch immer wie ein Raubthier das Heer, ob er den Verschwundenen nicht wieder erspähen könnte. Aber weder ein Trojaner noch ein Grieche vermochte ihm den Königssohn zu zeigen und doch hätten sie ihn gewiß nicht verhehlt, denn er war ihnen allen zuwider.

Endlich erhob Agamemnon seine Stimme und sprach: „Höret mich an, ihr Trojaner und ihr Griechen. Offenbar ist Menelaus der Sieger und ihm gehören daher das Weib und die Schätze, um die er gekämpft.“ Die Griechen jubelten diesen Worten Beifall zu, die Trojaner aber vernahmen sie schweigend.

VI. Der Krieg wäre beendet gewesen und Friede hätte wieder geherrscht zwischen Trojanern und Griechen, wenn das beschworene Gelübde erfüllt worden wäre. Aber anders war es bei den olympischen Göttern beschlossen und namentlich war es Hera, deren Haß gegen die Trojaner es nicht zugeben wollte, daß Troja unzerstört bliebe. So ward denn Athene ausgesendet, um neuen Kampf unter den Helden zu erregen.

Sie ging in das Lager der Trojaner und überredete mit trügerischen Worten den berühmten Bogenschützen Pandarus, daß er einen seiner stets treffenden Pfeile gegen Menelaus entsende. Unsterblichen Ruhm, sprach sie, werde er erlangen, wenn er diesen Helden erlege.

Pandarus ließ sich bereden und trotz der Eide, die kurz vorher von den Völkern geschworen worden waren, richtete er den Bogen auf den Griechenfürsten und schnellte das scharfe Geschoß gegen ihn. Aber umsonst hatte er gehofft, ihn zu tödten. Zwar drang das Geschoß durch Gürtelspange und Harnisch, aber nur leicht verwundete es den Getroffenen.

Erschrocken standen alle Umstehenden, als sie das rothe Blut der Wunde entströmen sahen. Agamemnon aber ergriff den Bruder bei der Hand und sprach: „O Geliebter, wer hätte glauben sollen, daß die Trojaner so ihre Schwüre halten würden! Sollen wir dich verlieren, so ist unsre Heerfahrt vergeblich, denn die Griechen werden ihre Gedanken auf die Heimkehr richten, wenn der nicht mehr lebt, dessen Rächer sie sein wollten. Mit Schimpf beladen werde ich in Griechenland ankommen, während deine Gebeine

am fremden Gestade ruhen und die Trojaner werden höhnend sprechen: Möge es allen Feinden Agamemnons ergehen wie uns, gegen die er umsonst ein großes Heer herangeführt hat. Aber noch hoffe ich, daß Zeus der Gerechte den gebrochenen Schwur rächen wird, noch hoffe ich, daß der Tag erscheinen wird, wo Troja hinsinkt und Priamus und das trojanische Volk."

Mit tröstenden Worten erwiederte Menelaus: „Sei getrost und setze das Volk der Griechen nicht in Schrecken. Nicht an tödtlicher Stelle haftete das Geschoß und mein guter Panzer hat ihm die Kraft genommen."

Da sandte Agamemnon nach dem Helden Machaon, der im Heere der Griechen der Arzt war. Als der kam, zog er den Pfeil aus der Wunde, wusch diese aus und bestrich sie mit heilender Salbe.

Aber schon stürmte das ganze Heer der Trojaner zu neuem Kampfe heran und die Griechen mußten sich zur Schlacht rüsten. Heras Wunsch war erfüllt, von neuem entbrannte der Krieg. Agamemnon aber stürmte durch die Reihen, hier die Muthigen mit tapfern Worten anfeuernd, dort die Saumseligen scheltend und in den Kampf treibend.

Wunder der Tapferkeit verrichtete in diesem Kampfe der Grieche Diomedes, ein Königssohn aus Aetolien. Mitten im Kampfgetümmel stürmte er umher, daß man kaum unterscheiden mochte, ob er ein Trojaner oder ein Grieche war; einem angeschwollenen Strome war er zu vergleichen, der alles mit sich fortreißt. Zwar verwundete auch ihn Pandarus, der treffliche Bogenschütze der Trojaner, aber als der Pfeil aus der Wunde gezogen war, stürzte Diomedes nur noch wüthender in die Schlacht und viele Trojaner mußten seine Wunde entgelten.

Auch Pandarus stürzte, von des Diomedes Speere durchbohrt, vom Wagen und als sein Freund Aeneas wenigstens den Leichnam zu retten suchte, ward auch er von Diomedes verwundet.

Als die Götter das Wüthen dieses Helden sahen, gesellte sich Ares, der Kriegsgott, zu den Trojanern, denen dadurch der Muth wieder wuchs. Laut klirrten die Schwerter, sausend fuhren die Speere durch die Luft und manches tapfern Mannes Blut benetzte den Boden. Grausam wüthete der Kampf, zahlreiche Griechen sanken dahin unter den wuchtigen Schlägen Hektors und seiner Genossen und mehr und mehr neigte sich der Sieg auf die Seite der Trojaner, mit denen der Kriegsgott Ares war.

Als Hera, die erbitterte Feindin der Trojaner das sah, bat sie Athene, daß sie in das Gefilde hinabeile und den Muth der Griechen wieder anfache. Athene ging, mischte sich in das Getüm-

mel und stieg mit auf den Streitwagen des Diomedes, um diesen gegen Ares zu führen. Sie schützte ihn gegen die Lanze des Gottes, dieser selbst aber wurde von Diomedes verwundet, so daß er laut aufschreiend vor Schmerz zum Olymp zurückfuhr, wo Zeus seine Wunde wieder heilen ließ. Als aber Athene den Kriegsgott aus den Reihen der Trojaner entfernt sah, kehrte auch sie zum Olymp zurück.

Die Götter hatten das Schlachtfeld verlassen; unter den Sterblichen aber dauerte das Morden fort und der Sieg neigte sich wieder auf die Seite der Griechen. Ein Held der Trojaner nach dem andern ward überwunden und getödtet. Immer dringender feuerte der alte Nestor die Griechen zum Vordringen an und fast ließen sich die Trojaner nicht mehr von der Flucht zurückhalten.

Da trat Helenos, ein Sohn des Priamus und der vortrefflichste unter den Vogeldeutern, an seinen Bruder Hektor heran und bat ihn, in die Burg zu Troja zu eilen und Hekuba, ihrer Mutter, zu sagen, daß sie der Göttin Athene ein schönes Gewand weihe und zwölf untadelige Kühe gelobe, damit die Göttin der Stadt gnädig sei, Verderben und Untergang von ihr fern halte und den Diomedes bändige, der jetzt schlimmer wüthe, als Achilles es jemals gethan. Unterdessen wollten die Trojaner die Griechen so lange zurückhalten, bis Hektor zurückgekehrt sei.

Hektor war zu der Botschaft bereit und eilte in die Stadt. Schon am Thore umringten ihn die Frauen und Töchter der Trojaner, um nach ihren Gatten, Brüdern und Verwandten zu fragen, die draußen vor der Stadt kämpften. Nicht allen vermochte er Auskunft zu geben und manchen gab er solche Auskunft, daß bittere Thränen derselben folgten; alle aber ermahnte er, zu den Göttern um Sieg und Hilfe zu flehen.

In den hohen Marmorgemächern der väterlichen Burg traf er seine Mutter Hekuba und schnell richtete er ihr seinen Auftrag aus, damit Athene bald durch ein Opfer den Trojanern gnädig gesinnt werde.

Während Hekuba mit andern edeln Frauen zum Tempel der Athene ging, das Weihegeschenk daselbst niederzulegen und zwölf Kühe der Göttin zu geloben, eilte Hektor, die dargebotenen Erfrischungen verschmähend, weiter, um seinen Bruder Paris zur Theilnahme an dem Kampfe aufzufordern. Er fand ihn im Frauengemache, wußte ihn aber durch Scheltworte dahin zu bringen, daß er sich zu wappnen und mit in den Kampf hinauszuziehen versprach.

Während Paris zum Kampfe sich bereitete, eilte Hektor in sein Haus, um sein Weib Andromache und sein Knäblein noch einmal zu sehen, denn er dachte daran, daß es das letztemal sein

würde, wenn die Götter ihm in der Schlacht zu sterben bestimmt hätten. Er fand jedoch die Gattin nicht daheim, sie war auf einen der Mauerthürme gegangen, die die Stadt umgaben, weil sie von der großen Noth der Trojaner gehört hatte und wollte sehen, wie es den Ihrigen erginge.

Als aber Hektor ihr nacheilte, kam sie ihm unterwegs schon entgegen. Mit stillem Lächeln betrachtete der Vater seinen Knaben, Andromache aber trat dem Gatten unter Thränen zur Seite, drückte ihm zärtlich die Hand und sprach: „O Geliebter, erbarme dich doch deines stammelnden Kindes und meiner, des schwachen Weibes, das nur dich allein zur Stütze hat. Vater und Mutter sind mir gestorben, auch meine Brüder hat der Tod dahingerafft. Du bist mir jetzt alles, bist mir Vater und Mutter, Bruder und liebender Gatte. O, ich bitte dich, daß du dich nicht immer der äußersten Gefahr aussetzest, daß du mich nicht zur trostlosen Witwe machst, die der Feind als Sklavin fortführt, in seinem Hause die Wolle zu spinnen. Erhalte mir dein Leben, ohne das auch das meinige mir ohne Werth ist."

So bat sie unter Thränen, aber nicht gelang es ihr, den muthigen Mann zurückzuhalten, der gewöhnt war, stets im Vordertreffen zu streiten und ein Schutz zu sein für die Trojaner. Mit milden Worten erwiederte er der Gemahlin: „Wohl fühl ich all das Weh deines Herzens, aber mich jammert auch das Elend meines Vaterlandes und meines Volkes. Laß mich hinaus, Troja zu schirmen und damit auch dich und unser Kind. Und haben die Götter bestimmt, daß man mir bald den Grabhügel häufe, dann sollst du, wie unglücklich du auch seist, doch stolz blicken dürfen, wenn die Leute auf dich weisen und sagen: „Das war Hektors Weib."

So sprach er und streckte die Arme nach seinem Knäblein aus. Das aber wendete sich weinend und schmiegte sich an die Mutter, denn es fürchtete den gepanzerten Mann mit dem ehernen, roßschweifverzierten Helme auf dem Haupte. Da legte der Vater den Helm zu Boden, nahm sein Kind auf den Arm, küßte es und wiegte es auf den Armen.

Dann betete er: „O Zeus und all ihr seligen Götter! Laßt diesen meinen Knaben werden, wie ich bin, laßt ihn heranwachsen zu einem kraftvollen Helden und zu einem mächtigen Fürsten der Trojaner. Und wenn er einst heimkehrt, beutebeladen und mit der blutigen Rüstung seines Feindes, wenn ihn die Mutter jauchzenden Herzens empfängt, dann möge das Volk ausrufen: „Seht, das ist Hektors Sohn; er ist noch tüchtiger als sein Vater." Damit legte er den Knaben der Mutter wieder in den Arm, die ihn unter Thränen lächelnd ans Herz drückte.

Hektor hob seinen Helm wieder vom Boden auf, streichelte

sein Weib und sprach: „Armes Weib, laß nicht das Herz ganz dem Kummer zur Beute werden. Nichts werden die Feinde über mich vermögen, wenn es nicht Beschluß der Götter ist, aber seinem Schicksal ist noch kein Sterblicher entflohen. Laß mich gehen, damit mich die Männer nicht mit Unrecht den Schutz Trojas nennen.“

Dann ging er. Andromache aber sah ihm noch lange nach und heiße Thränen flossen ihr von den Wangen.

Am Thore traf Hektor seinen Bruder, der sich unterdessen auch gerüstet hatte und schnellen Schrittes eilten sie beide zum Kampfplatz.

VII. Die Griechen merkten bald, daß Hektor wieder unter den Kämpfenden war; unter seinen wuchtigen Hieben sanken viele Männer dahin, zum Tode getroffen.

Bald aber hemmte Hektor die trojanischen Heerhaufen und trat, den Speer in der Mitte haltend, aus der Kampfreihe heraus. Daran erkannten die Griechen, daß er zu reden begehre und alsbald ruhte der Streit auf beiden Seiten, denn auch Agamemnon hieß seine Griechen sich lagern.

Hektor aber begann laut rufend: „Höret mich, Trojaner und ihr Griechen. Das Schwurbündniß, das wir vor kurzem geschlossen, ist nicht gehalten worden, die Götter haben es anders gewollt. Dauern soll Kampf und Männermord, bis ihr Griechen entweder unsere Burg erobert oder bei euren Schiffen unterlieget. So möge denn derjenige unter euch, der Muth und Lust dazu hat, hervortreten und mit mir kämpfen. Und nur diese Bedingung stelle ich: Wenn mein Gegner mich überwindet, so möge er meine Waffen und meine Rüstung mit sich zu den Schiffen nehmen, den Leichnam aber gebe er den Trojanern, damit mir in Troja die Ehre des Scheiterhaufens erwiesen werden kann. Siege ich jedoch, so will ich des Gegners Waffen mit mir nehmen, den Leichnam aber euch überlassen, damit ihr eurem Helden an der Küste einen Todtenhügel aufwerfen könnt, bei dem noch in späten Zeiten Vorübersegelnde sprechen: „Hier liegt jener wackere Held, der einst mit Hektor kämpfte.“

Die Griechen schwiegen alle, als sie das hörten, denn schimpflich war es, den Kampf abzuschlagen, gefährlich aber, ihn anzunehmen.

Endlich erhob sich Menelaus und die Griechen scheltend sprach er: „Griechinnen ihr, denn nicht mehr darf ich euch Griechen nennen, welche Schmach wollt ihr unserm Volke bereiten, daß ihr Hektors Forderung nicht annehmt? Wohlan, ich will ihm selber entgegentreten; mögen die Götter zwischen uns entscheiden.“

Agamemnon aber erwiederte ihm: „Verblendeter, wie magst

du es wagen, dich dem gegenüber zu stellen, vor dem selbst Stärkere zittern, als du bist, dem auch Achilles nicht ohne Bangen in der Schlacht gegenüber gestanden hat? Ich hoffe aber, es finden sich schon noch andere Griechenhelden, die Hektors Worte mit dem Schwerte zu beantworten bereit sind."

Auch Nestor erhob sich und seiner Jugend gedenkend, da er in manchem gefährlichen Zweikampfe gestanden hatte, beklagte er sein Alter, das ihm nicht mehr gestattete, Hektors Herausforderung anzunehmen.

Seine Rede verfehlte des Eindruckes nicht. Neun der Griechenhelden erhoben sich und boten sich zum Kampfe mit Hektor an: vor allen Agamemnon, ihm zunächst Diomedes, darauf die beiden Ajax zugleich, dann Idomeneus und sein Genosse Meriones, ferner Eurypylos, Thoas und Odysseus.

Da begann Nestor von neuem: „So möge das Los entscheiden, wer der Kämpfer sein soll. Und wie es auch falle, die Griechen werden sich desselben freuen können."

Nun bezeichnete jeder der neun ein Los und in dem Helme Agamemnons wurden die Lose gemischt. Als aber Agamemnon den Helm schüttelte, sprang heraus das Los dessen, den alle Griechen am liebsten als Kämpfer gegen Hektor gesehen hätten, das Los des älteren Ajax. Ajax selbst freute sich, daß das Los ihn getroffen hatte und freudig sich zum Kampfe bereit erklärend, ermahnte er seine Landsleute, für ihn zu beten.

Nun wappnete sich der Held mit glänzendem Erze und wie er daherstürmte, durchschauerte Schrecken die Glieder der Trojaner und sogar das Herz Hektors erbebte.

Ajax näherte sich, den ehernen, mit sieben Stierhäuten bezogenen Schild vortragend. Als er ganz nahe vor Hektor stand, sprach er drohend: „Jetzt sollst du erfahren, daß es im Heere der Griechen auch außer dem löwenherzigen Achilles, der bei den Schiffen müßig liegt, noch Helden giebt. Wohlan, laß den Kampf beginnen."

Da warf Hektor den Speer und so gewaltig war der Wurf, daß die Waffe sechs Stierhäute an dem Schilde des Ajax durchdrang und erst in der siebenten stecken blieb. Auch Ajax schleuderte den Speer und traf Hektors kreisrunden Schild. Er durchbohrte denselben, sowie den kunstreich geschmiedeten Panzer und verletzte den Helden an der Seite. Hätte sich Hektor nicht gewandt zur Seite gebogen, so wäre ihm größeres Verderben gewiß gewesen.

Beide Helden zogen hierauf die Speere wieder aus den Schildern und stürzten gegen einander wie zwei Löwen. Zunächst stieß Hektor mit dem Speere auf den Schild des Gegners, aber der Speer zersprengte nicht die Erzdecke desselben, sondern die Spitze

des Speeres bog sich krumm. Des Ajax Speer dagegen durchdrang den Schild des Gegners aufs neue und verwundete Hektor am Halse, so daß ein dunkler Blutstrom ihm nachquoll.

Gleichwohl ließ Hektor nicht vom Kampfe ab. Er wich eine Strecke zurück, ergriff dann mit nerviger Faust einen gewaltigen Feldstein und traf mit demselben des Gegners Schild. Ajax aber ergriff einen noch größeren Stein und schleuderte ihn mit solcher Gewalt, daß Hektors Schild einen Bruch nach innen erhielt und der Held selbst zum Fallen kam. Sofort richtete er sich jedoch wieder auf und mit den Schlachtschwertern würden jetzt die Helden auf einander losgegangen sein, wenn nicht die Herolde dazwischen gesprungen wären.

Der Trojaner Idäus und der Grieche Talthybius traten mit ausgestreckten Stäben zwischen die Kämpfer und Idäus rief: „Höret auf zu kämpfen, denn schon sinkt die Nacht herab.“ Ajax aber antwortete ihm: „Sage das deinem Landsmann, der mich zum Kampfe gefordert hat. Will er es so, so möge er dir gehorchen.“

Da sprach auch Hektor: „Laß uns heute vom Entscheidungskampfe ausruhen; hast du doch schon genug bewiesen, was für Kraft und Gewandtheit die Götter dir verliehen haben. Ein andermal wollen wir kämpfen, bis die Götter einem von uns Sieg und Ruhm verleihen. Heute aber wollen wir einander noch Ehrengaben schenken, damit man einst sage: „Sehet, sie kämpften mit einander den Kampf der Zwietracht, aber in Freundschaft sind sie von einander geschieden.“

Mit diesen Worten reichte Hektor dem Gegner sein schön mit Silber verziertes Schwert samt der Scheide und dem schön geschnittenen Riemengehenk; Ajax aber löste die Spange seines von Purpur strahlenden Leibgurtes und reichte diesen dem Hektor dar. Dann schieden beide von einander und gingen zu ihren Heeren zurück.

Die Trojaner freuten sich, daß Hektor unüberwunden heranschritt und geleiteten ihn zur Stadt, den Ajax aber begleiteten seine Genossen zu dem Zelte des Agamemnon.

Dort saßen die Helden beim Opfermahle und ruhten. Lang und heiß war die Schlacht gewesen und viele Heldenleichen deckten den Boden. Darum machte Nestor den Vorschlag, am nächsten Tage den Kampf ruhen zu lassen, damit die Heere ihre Todten zusammensuchen und feierlich verbrennen könnten. Auch schlug er vor, eine Mauer vor dem Schiffslager zu erbauen und einen Graben vor derselben zu ziehen, damit die Schiffe mehr geschützt wären, wenn es den Trojanern einmal gelingen sollte, bis zu denselben vorzudringen. Diesen Vorschlägen gaben alle Griechenhelden ihren Beifall.

Zu derselben Zeit rathschlagten auch die Trojaner in der Burg des Priamus. Sie fürchteten, daß sie endlich doch den Griechen unterliegen würden, zumal sie jetzt gegen den heiligen Schwur kämpften, den sie selbst vor dem Zweikampfe des Paris und Menelaus geleistet hatten und der dann durch des Pandarus unheilvollen Pfeil gebrochen worden war.

Darum machte Antenor, einer der edelsten unter den trojanischen Helden den Vorschlag, Helena samt den geraubten Gütern den Griechen zurückzugeben, damit Troja wieder in Frieden und Wohlstand erblühen könnte. Viele der Helden spendeten seinen Worten Beifall, Paris aber sprach: „Nicht kann mein Freund sein, wer solches räth. Nimmermehr werde ich das Weib wieder zurückgeben, das ich lieb gewonnen. Die Schätze aber will ich den Griechen gern geben, wenn sie uns dafür Frieden gewähren, und von meinem eigenen Besitz will ich noch vieles hinzufügen."

Da erhob sich auch Priamus und rieth der Versammlung, sich zur Ruhe zu begeben. Am andern Morgen aber sollte man Idäus, den Herold der Trojaner, mit des Paris Anerbieten zu den Griechen senden, ob sie es etwa annehmen möchten. Auch um Waffenstillstand zur Bestattung der Todten sollte der Herold bitten.

Am andern Morgen erschien Idäus mit seinem Auftrage im griechischen Lager. Wenig Beifall fanden da seine Worte; des Paris Sühnegebot ward verworfen und Diomedes fügte noch die stolzen Worte hinzu: „Auch wenn ihr Helena uns jetzt zurückgeben wolltet, könntet ihr den Frieden damit nicht erkaufen. Troja soll fallen, und ihr sehet wohl selbst, daß der Tag des Falles nicht mehr fern sein kann."

Den Waffenstillstand zur Bestattung der Todten bewilligten die Griechen aber und damit ward der Herold entlassen.

Bald wimmelte das Schlachtfeld von Trojanern und Griechen, die ihre Angehörigen suchten. Die Griechen aber benutzten den Waffenstillstand zugleich dazu, vor ihrem Schiffslager Graben und Mauer zu ziehen.

VIII. Jetzt gedachte Zeus wieder des Versprechens, das er der Mutter des Achilles gegeben. Er versammelte daher am Morgen alle Götter um sich und verbot ihnen, sich in die Schlacht der Menschen zu mischen. „Keiner", fügte er hinzu, „möge es wagen, mir hierin zu widerstreben, wenn er nicht will, daß ich ihn zur Unterwelt hinabschleudere." Da fügten sich die Götter, obwohl ungern, ihrem starken Beherrscher.

Auf der Erde begann das Kampfgetümmel von Neuem und vom Frühroth bis zum Mittag blieb die Schlacht ohne Entscheidung. Da aber sank die Wagschale, in der das Geschick der Griechen lag

und vor den mächtig andringenden Trojanern mußten sie weichen. Idomeneus floh, auch Agamemnon und die beiden Ajax.

Dem alten Nestor war eins seiner Rosse vor dem Streitwagen getödtet worden und er wäre wohl verloren gewesen, wenn Diomedes nicht seine Noth gesehen hätte. Während Nestor noch bemüht war, mit dem Schwerte die Stränge des getödteten Rosses zu zerschneiden, stürmte schon Hektor gegen ihn heran. Diomedes aber nahm den Greis auf seinen Wagen und barg ihn so vor dem Wüthen der Trojaner.

Aber auch Diomedes mußte sich zur Flucht wenden und wurde von Hektor und seinen Genossen bis zu der neugebauten Mauer verfolgt.

Noch einmal versuchten die Griechen, von Agamemnon angefeuert, einen Ausfall aus ihrer Verschanzung, ob sie die draußen jubelnden Trojaner in die Stadt zurückzuschlagen vermöchten. Wunder der Tapferkeit verrichteten sie, allen voran Diomedes, Agamemnon und die beiden Ajax; aber einer nach dem andern sank von den Griechen dahin und zum zweitenmale wurden sie in ihr Lager zurückgetrieben.

Als Hera und Athene vom Olymp aus das sahen, ging ihnen das Geschick der Griechen sehr zu Herzen und sie wagten, Zeus um Erbarmen für ihre Schützlinge zu bitten. Der aber verwies ihnen zürnend ihre Bitte und sprach: „Noch mehr des Unglücks wird über die Griechen kommen und nicht eher soll Hektor aufhören, Tod und Verderben in ihre Scharen zu tragen, als bis Achilles sich erhebt, der jetzt noch zürnend bei den Schiffen sitzt.“

Die Nacht hatte dem Kampfe ein Ziel gesetzt. Die Trojaner blieben auf dem Schlachtfelde, rüsteten ein Siegesmahl zu und setzten sich um die angezündeten Feuer zum Schmause nieder. Auch ihre Rosse labten sich an Spelt und Gerste.

Im Lager der Griechen dagegen herrschte tiefe Bekümmerniß und sie beriethen, was nun zu thun sei. So sehr war ihnen allen der Muth gesunken, daß Agamemnon selbst rieth, auf den schnellen Schiffen zum Lande der Väter zurückzukehren. Lange blieben die Helden Griechenlands stumm, als sie das traurige Wort vernommen hatten, bis endlich Diomedes sich erhob, dem noch nicht der Muth durch das Unglück gebrochen. „Ich will hier bleiben“, sprach er, „bis Troja zerstört ist und wer so denkt wie ich, der schließe sich mir an. Die Verzagten aber mögen getrost heimkehren.“

Diese Worte regten den Muth in den Herzen der Griechen wieder an und alle jubelten Beifall.

Nun wurden auf Nestors Rath Wachen um das Lager gestellt, damit nicht die Trojaner es unvermuthet überfielen: sieben kräftige Jünglinge, jeder von hundert Kriegern begleitet; die Fürsten aber gingen zu dem Zelte Agamemnons.

Bei dem Mahle, das dort gehalten wurde, sprach Nestor: „Agamemnon, du weißt, was seit dem Tage geschehen ist, an welchem du dem jetzt zürnenden Achilles die schöne Tochter des Brises aus dem Zelte raubtest, wider unsere Meinung. Jetzt ist es Zeit, darauf zu denken, wie wir das Herz des Gekränkten wieder zur Versöhnung geneigt machen."

Darauf erwiederte Agamemnon: „Ja, schwer fehlte ich und leugne nicht die Schuld. Scharen von Männern wiegt ein einziger auf, den Zeus zu seinem Liebling erwählt hat. Aber nachdem ich verblendet gehandelt, will ich den Helden wieder auszusöhnen versuchen und ihm große Sühne zahlen." Und er versprach, dem Achilles nicht nur zehn Talente Gold, edle Rosse und reichen Schatz an goldenen und silbernen Gefäßen zu senden, sondern auch die schöne Tochter des Brises ihm zurückzugeben. Von der Beute aber, die sie in Troja machen würden, sollte sich Achilles selbst das Beste auswählen.

Dieser Worte freuten sich alle Griechenfürsten und schnell machten Ajax und Odysseus sich auf, um dem Achilles dieses Sühnegebot zu bringen. Sie fanden ihn, wie er auf der Leier spielte und von den Siegesthaten der Helden dazu sang. Bei ihm aber war sein unzertrennlicher Freund Patroklus.

Freundlich wurden die Boten von Achilles aufgenommen und Patroklus trug einen großen Krug Weines herbei, die Helden zu bewirthen. Nachdem sie aber ihren Auftrag ausgerichtet und ihn gebeten, von seinem Zorne abzulassen und zu dem Heere zurückzukehren, damit das Verderben von demselben abgewendet werde, erwiederte Achilles: „Agamemnon ist mir verhaßt und Niemand kann mich bereden, je wieder für ihn zu kämpfen. Meine Schiffe will ich rüsten lassen und zur Heimath zurückkehren, damit er nicht Gelegenheit finde, mich ein zweites mal zu betrügen und zu verhöhnen. Seine Geschenke achte ich nichts und wollte er mir zwanzigmal so viel geben, als er jetzt bietet, ich möchte nichts von ihm annehmen. Gehet hin und saget ihm diese Botschaft, damit er einen andern Rath ersinne zum Heile der Griechen."

Traurig gingen Ajax und Odysseus mit dieser Botschaft von dannen und brachten sie den versammelten Fürsten der Griechen, welche bestürzt und mißmuthig dieselbe anhörten und dann nach ihren Zelten gingen.

Agamemnon aber konnte nicht schlafen und laut seufzte er auf, wenn er hinausschaute auf die vielen Feuer, die im Lager der Trojaner brannten. Da erhob er sich, um zu Nestor zu gehen und mit diesem über die Zukunft sich zu besprechen. Vor dem Zelte begegnete er Menelaus, den die Sorge ebenfalls nicht hatte schlafen lassen, und nun gingen beide mit einander durchs Lager

und weckten die Fürsten der Griechen, um noch einen Rath zu halten.

Bereitwillig erhoben sie sich alle von ihrem Lager und bald waren sie versammelt. Da fragte Nestor, ob wohl einer unter den Fürsten sei, der es wagen würde, zu dem Lager der Trojaner hinüber zu schleichen, ob er nicht etwa einen Trojaner fangen oder von ihren Anschlägen etwas erlauschen könnte. Diomedes erhob sich sofort und erklärte sich zu dem Wagniß bereit, wenn ihn einer der übrigen Fürsten begleiten wollte. Viele boten sich ihm da als Begleiter an, Diomedes wählte den klugen und listigen Odysseus.

Beide legten nun ihre Rüstung an, verließen das Lager und wandelten durch das Dunkel der Nacht. Noch waren sie nicht weit gekommen, als Odysseus einen Mann ihnen entgegen kommen sah. Es war Dolon, ein Trojaner, den Hektor ebenfalls auf Kundschaft ausgesendet hatte und dem für das glückliche Gelingen seines Wagnisses ein prächtiger Streitwagen mit zwei stolzen Rossen als Preis geboten war.

Die beiden Griechen verbargen sich eilig zwischen den umherliegenden Leichnamen und ließen den Trojaner vorübergehen. Dann aber sprangen sie auf und eilten ihm nach. Anfangs glaubte Dolon, Trojaner kämen ihm nachgeeilt; aber bald wurde er seines Irrthums gewahr. Umsonst suchte er zu entfliehen; er konnte nicht zurück und wurde gefangen.

Um wenigstens sein Leben zu retten, verrieth er alles, wonach Diomedes und Odysseus ihn fragten; aber weder dieser Verrath noch das reiche Lösegeld, das er anbot, konnten ihn retten. Diomedes schlug ihn mit dem Schwerte nieder, dann zogen ihm die beiden Fürsten die Rüstung aus und legten sie sammt den Waffen des Erschlagenen auf einige Rohrbüschel, um sie auf dem Heimwege als Siegeszeichen mit sich zu nehmen.

Hierauf machten sie sich auf nach dem feindlichen Lager. Von Dolon hatten sie gehört, daß am äußersten Ende des Lagers der König Rhesus aus Thracien lagere, der erst am vorhergehenden Tage den Trojanern zu Hilfe gekommen war. Auch hatte Dolon erzählt von den herrlichen Rossen, die derselbe mitgebracht habe und die weißer seien als Schnee und schneller als der Sturmwind. Ein Orakelspruch aber habe geweissagt, daß Troja unbesiegbar sei, wenn diese Rosse in seinen Mauern Futter erhalten hätten.

Nach diesen Rossen stand daher der Sinn der beiden Griechenhelden vor allem. Sie gelangten an den ihnen beschriebenen Ort und bald waren die schlafenden Thracier ermordet, unter ihnen auch der König Rhesus. Odysseus band die Rosse los und zurück gings dann in rasender Eile nach dem Schiffslager; unterwegs aber nahmen sie die Rüstung des Dolon mit.

Zu spät erwachten die Trojaner; die Griechenhelden waren bereits hinter ihren Befestigungen geborgen. Unter den Griechen aber erscholl lauter Jubel, freudig wurden die Helden von den ängstlich harrenden Genossen bewillkommnet und festliche Opfer wurden den Göttern für die glücklich vollbrachte That geweiht. Wieder aufgefrischt war durch dieselbe der gesunkene Muth des Griechenheeres und erwartungsvoll schlugen alle Herzen dem kommenden Tage entgegen.

IX. Als der neue Tag anbrach, begann auch die Schlacht wieder und von Agamemnon und Hektor geführt stürmten die Völker gegen einander. Wieder neigte sich der Sieg auf die Seite der Trojaner. Die meisten der Griechenfürsten mußten sich verwundet ins Lager zurückbegeben, selbst Agamemnon, Diomedes und Odysseus kamen nicht ohne Wunden davon und der ältere Ajax, der noch unverwundet war, bemühte sich vergeblich, dem herandrängenden Feinde zu wehren, auch er mußte endlich vor der Uebermacht fliehen.

Auch Machaon, der Arzt des Griechenheeres, war verwundet worden und Nestor führte ihn auf seinem Streitwagen zum Lager zurück, daß er daselbst gepflegt würde, denn an ihm, der so viele von dem Feinde Getroffene schon geheilt hatte, lag dem Griechenheere mehr, als an zehn gewöhnlichen Streitern.

Als Nestor mit dem Verwundeten an des zürnenden Achilles Zelte vorbeifuhr, begehrte Achilles zu wissen, wer auf dem Wagen liege und er schickte seinen Freund Patroklus, sich darnach zu erkundigen. Patroklus ging und erfuhr in dem Zelte Nestors den Namen des Verwundeten; als er sich aber wieder zum Weggehen anschickte, hielt ihn Nestor zurück und sprach so zu ihm: „Wie Machaon, unser Arzt, so liegen noch viele Tapfere bei den Schiffen verwundet. Diomedes ist pfeilwund, Agamemnon und Odysseus sind lanzenwund; aber Achilles kennt kein Erbarmen. Will er vielleicht warten, bis unsere Schiffe am Gestade in Flammen emporlodern und der letzte Grieche unter den Waffen der Feinde verblutet? Ach, wäre ich noch kräftig, wie zu jener Zeit, da ich einst bei deinem Vater war! Damals ermahnte er dich, stets nach Ehre zu streben, dem Achilles aber ein Lenker und Freund zu sein, weil er an Stärke zwar der größere sei, an Alter aber dir nachstehe. Daran erinnere doch Achilles; vielleicht, daß dein Zureden ihn bewegt, von seinem Zorne zu lassen."

Dem Patroklus wurde das Herz im Busen bewegt von dieser Rede und sehr ging ihm die Noth der Griechen zu Herzen. Und doch war, was er gesehen, noch nicht das Schlimmste, was den Griechen begegnen sollte.

Schon bis zur Mauer des Lagers waren die Trojaner vorgedrungen, schon begannen sie den Graben zu durchschreiten und schon unterwühlten sie den Grund der Mauer und klommen an der Mauer in die Höhe. Plötzlich krachte auch das wohlverriegelte Thor auf unter der Wucht eines mächtigen Felsblockes, den der gewaltige Hektor mit übermenschlicher Kraft dagegen geschleudert hatte, und furchtbar stürmten nun die Feinde durch das Thor und über die beschädigte Mauer herein. Die Griechen aber flohen zu den Schiffen zurück.

Patroklus sah die neue Bedrängniß des Heeres; er sah, wie jetzt die Freunde den letzten Verzweiflungskampf fochten und wie sie alle vor Hektor dahinflohen und von seinen Geschossen gefällt wurden. Kaum noch konnten sie die Trojaner von den Schiffen, von ihrem letzten Zufluchtsorte, fern halten, denn schon begann Hektor Feuer an dieselben zu legen und umsonst suchte ihn Ajax zu hindern.

Als Patroklus zu Achilles zurückkam, berichtete er, was er gesehen hatte und er fügte hinzu: „Schwer lastet auf mir die Noth der Griechen; du aber scheinst einen Stein statt des Herzens im Busen zu tragen. Wenn du selbst deinen Genossen nicht zu Hilfe kommen willst, so erlaube es wenigstens mir und deinen Kriegern. Vielleicht, daß wir den Griechen Trost bringen. Gestatte mir auch, deine Rüstung anzulegen; leicht mag es sein, wenn die Trojaner mich sehen und dich zu erblicken glauben, daß sie vom Kampfe abstehen und den Griechen Zeit lassen, sich zu erholen."

Achilles erwiederte darauf: „Nicht habe ich mir vorgesetzt ewig zu grollen und von jeher war ich entschlossen, wenn das Schlachtgetümmel bis zu den Schiffen gelangen sollte, meinem Groll zu entsagen. Zwar will ich noch nicht selber am Kampfe theilnehmen, du aber lege meine Rüstung an und führe mein streitbares Volk zum Kampfe. Doch kehre zurück, wenn du die Schiffe gerettet hast; die andern mögen dann auf dem offenen Felde weiter kämpfen."

Noch sprach er, als er von des Ajax Schiffe das Feuer emporlodern sah. Da durchzuckte es den unbeugsamen Helden und er trieb selbst den Freund und seine Myrmidonen zur Eile an. Patroklus legte des Freundes Rüstung an und ergriff dessen Waffen, nur die Lanze mußte er liegen lassen, denn sie war so schwer, daß sie außer Achilles niemand schwingen konnte. Dann zog er mit den Myrmidonen gegen die Trojaner.

Da wurden diese bestürzt und es wankten die Schlachtreihen, denn sie wähnten, Achilles habe den Groll von sich geworfen und bang sah jeder sich um, wie er der vertilgenden Noth entrinne. Schrecklich tobte die Schlacht, Mann auf Mann sank dahin, in Strömen floß das Blut. Auch die übrigen Griechen kämpften

wieder wacker mit, von neuer Hoffnung erfüllt. Des Ajax Klinge troff von Blut und Verderben verbreitete er um sich her.

Schon flohen die Feinde wild hinaus ins Gefilde, auch Hektor stürmte durch das Thor, verfolgt von Patroklus und den übrigen Griechen. Unaufhaltsam flohen die Feinde dahin und viele von ihnen wurden von den Griechen getödtet.

Jetzt aber hätte Patroklus dessen gedenken sollen, was Achilles ihm befohlen: daß er zurückkehren sollte, wenn er von den Schiffen die Trojaner vertrieben. Und er hatte mehr gethan, als das; weit hinaus vor das Lager hatte er die Feinde verfolgt und dreimal neun Kämpfer hatte er erschlagen. Aber er gedachte nicht des Wortes des Freundes.

Da trat ihm Hektor entgegen und in hartem Kampfe überwand ihn dieser. Die Lanze war ihm zerbrochen, die herrliche Rüstung aber, die dem Achilles gehörte, zog Hektor ihm aus, der Panzer, Helm und Schild selbst anlegte.

Als die Griechen sahen, daß Patroklus gefallen war, entspann sich noch um seinen Leichnam ein mörderischer Kampf, das Blut floß in Strömen zur Erde und aufwirbelnder Staub verhüllte die Sonne.

Wohl hatten die Griechen endlich den Leichnam des Patroklus erkämpft und Menelaus und Meriones trugen ihn auf ihren Schultern aus dem Getümmel der Schlacht den Schiffen zu. Aber schon stürmten auch die Trojaner unter Hektors Führung wieder so mächtig heran, daß die Griechen zurückweichen mußten und nur mit Mühe konnte Ajax verhindern, daß die Trojaner die Träger des theuern Leichnams wieder erreichten.

Da erkannte Ajax wohl, daß die ermatteten Griechen, deren beste Helden verwundet in den Zelten lagen, sich nicht lange mehr würden halten können und im Geiste sah er schon die Trojaner wieder bei den Schiffen. In dieser Noth beschloß er, das letzte Mittel zu versuchen, um das Unglück zu wenden. Er sendete den Helden Antilochus an Achilles mit der Botschaft, daß Patroklus von Hektor erschlagen sei. Vielleicht, dachte Ajax, daß Achilles nun wieder zu den Waffen greift, um den Tod des liebsten Freundes zu rächen.

X. Als Antilochus, Nestors Sohn, dem Achilles die Trauerkunde überbrachte, daß Patroklus von Hektor erschlagen sei und daß Hektor jetzt des Achilles kostbare Rüstung trage, da verfiel Achilles anfangs in düstere Schwermuth und mit Erde und Asche bestreute er sein Haupt. Dann sank er selbst in den Staub, raufte sich das Haar und schrie laut in seinem Jammer um den geliebten Freund.

Da hörte ihn seine Mutter Thetis, die in des Meeres Abgründen wohnte und sie tauchte empor, um des Sohnes neuen Jammer zu erkünden. Sein Haupt umfassend, sprach sie: „Sohn, was weinest du? Hat nicht Zeus dir erfüllt, um was du mit erhobenen Händen flehtest? Haben nicht die Griechen, dicht um die Steuer der Schiffe gedrängt und trostlos nach dir schmachtend, Unwürdiges erlitten?“

Ihr antwortete seufzend der Held: „Mutter, was frommt mir das, wenn Patroklus hinsank, den ich vor allen Freunden werth geachtet? Ach, und die Rüstung, die herrliche, die einst die Götter meinem Vater geschenkt, hat Hektor, sein Mörder, mit sich genommen, um nun in derselben zu prahlen. Nicht will ich mehr leben, wenn Hektor nicht, von meiner Lanze durchbohrt, sein Leben verhauchet.“

Da sprach die Mutter: „Gedenke mein Sohn, daß nach dem Spruche der Götter auch deines Lebens Frist abgelaufen ist, wenn Hektor gefallen.“ Aber nichts konnte den Helden in seinem Entschlusse wankend machen und was weder die Bitten der Freunde noch die Noth seiner Genossen vermocht, das vermochte jetzt der Schmerz um den geliebten Freund. Ja, selbst der Stachel des Vorwurfs senkte sich jetzt in sein Herz, daß er träg bei den Schiffen gesessen, während er den Freund hätte schirmen können. Darum sprach er: „Möchte doch die Zwietracht aus der Gemeinschaft der Menschen für immer verbannt sein und der Zorn, welcher selbst den Verständigsten oft zum Uebeln fortreißt. Süß wie Honig erscheint er zuerst dem Menschenherzen, aber er wächst empor wie eine Rauchsäule, verfinstert des Menschen Gemüth und reißt ihn fort zu schlimmen Thaten. Aber lassen wir jetzt, was geschehen und nicht mehr zu ändern ist. Aufbrechen will ich, daß ich Hektor, den Verderber des geliebten Hauptes erreiche.“

Als er aber hinausstürmen wollte, Rache zu nehmen für Patroklus Tod, erinnerte er sich, daß er keine Rüstung mehr hatte, daß mit der seinen jetzt der Feind sich schmückte. Da sprach Thetis zu ihm: „Gedulde dich bis morgen früh. Mit dem Aufgange der Sonne kehre ich zurück und von dem Gotte Hephästus will ich dir dann einen neuen herrlichen Panzer, auch Helm und Schild bringen.“ Und sogleich eilte sie von dannen ihr Versprechen zu erfüllen.

Doch schon heute sollten die Trojaner die Sinnesänderung des Achilles erfahren. Hart bedrängten sie die Griechen, denn noch immer hofften sie den Leichnam des Patroklus ihnen wieder zu entreißen, und vielleicht wäre es ihnen gelungen, vielleicht wären ihnen die Griechen noch einmal unterlegen ohne die Hilfe des Achilles.

Aber ohne Rüstung, wie er war, stürzte dieser mit Kampf-

geschrei den Trojanern sich entgegen, um den Freund wenigstens im Tode zu schirmen; und selbst so vermochten die Trojaner seinen Anblick und den Laut seiner Stimme nicht zu ertragen. Scheu stoben sie auseinander, in wilder Flucht sich überstürzend — und der Leichnam war gerettet. Die Nacht breitete ihre Schatten über das Gefilde aus und das Getöse des Kampfes verstummte.

Schrecken und Furcht hatten der Trojaner sich bemächtigt, als sie den wiedergeschaut, der so lange vom Kampfe gerastet und schon wurde unter ihnen der Rath laut, sich in die Stadt zurückzuziehen und nicht im Gefilde das Frühroth zu erwarten. Aber der Rath ward nicht befolgt und besonders Hektor widersetzte sich demselben. Ihn gelüstete, mit Achilles den Kampf zu bestehen und die übrigen Trojaner stimmten ihm bei. So lagerten sie sich im Gefilde.

Unter den griechischen Zelten aber saß Achilles klagend an der Bahre des Freundes und gelobte ihm, nicht eher seine Leichenfeier zu veranstalten, als bis er Hektors Waffen und Haupt ihm gebracht habe. Bis dahin sollte er ruhen bei den Schiffen, Tag und Nacht von den Griechen beklagt.

Dann ließ er den Leichnam waschen und von Staub und Blut reinigen. Mit Oel ließ er ihn salben, mit Balsam die Wunden füllen und auf köstliche Leinwand ihn betten. Blendende Teppiche deckte er über den Gefallenen und die ganze Nacht klagten um ihn die Myrmidonen.

Thetis war unterdessen zu dem Hause des Hephästus gekommen und sie fand den Gott der Schmiede an der rußigen Esse stehen und dreifüßige Schemel für die Götter schmiedend. Als er nach ihrem Begehren fragte, klagte ihm die Göttin das Leid ihres Sohnes, wie derselbe nicht nur seinen Freund, sondern auch seine Rüstung verloren und sie bat den Gott, ihr eine neue Rüstung für Achilles zu schmieden.

Rasch machte sich der Gott ans Werk und ließ die Winde in das Schmiedefeuer blasen, daß die Gluth hell aufleuchtete. Erz, Gold und Silber setzte er in mächtigen Tiegeln über das Feuer und bald begann die Arbeit auf dem Ambos.

Zuerst schuf er einen gewaltigen Schild mit dreifachem blanken Rande und mit Henkeln von Silber. Aus fünf Schichten bestand derselbe, deren oberste mit kunstreichen Gebilden geschmückt war. Zuerst stellte der Gott dar die Erde und das wogende Meer, darüber den Himmel und an ihm die Sonne, den Mond und viele Gestirne: Orion, die Plejaden und das Bärengestirn, das allein von allen Gestirnen nie in des Oceans Wellen hinabsteigt. Weiter waren auf dem Schilde zu sehen zwei blühende Städte. In der einen wurde ein Hochzeitsfest gefeiert und ein Gelage. Die Braut zog durch die Gassen, Jünglinge drehten sich tanzend im Kreise

und in den Reihen erklangen Harfen und Flöten. Auf dem Markte war ein Gewühl von Männern; ein Rechtshandel wurde eben entschieden, Herolde und Obrigkeiten sah man und aufgeregt umstand das Volk die streitenden Parteien. Die andere der beiden Städte wurde von zwei Heeren zugleich belagert: in den Mauern Weiber, unmündige Kinder, wankende Greise, die Männer der Stadt aber lagen draußen in einem Hinterhalt gelagert. Auf einer andern Seite war Schlachtgetümmel zu sehen, Verwundete, Kampf und Leichname und Rüstungen. Auch ein Blachfeld war auf dem Schilde zu sehen, das rüstige Männer mit dem Pfluge durchfurchten und ein Saatland, das Schnitter abmähten. Garben standen aufgerichtet und Knaben sammelten Aehren, unter den Arbeitern stand der Herr und freute sich der Ernte, während seitwärts unter einer Eiche die Diener ein Mahl zubereiteten, die Schnitter zu laben. Ferner sah man ein Rebengelände mit dunklen Trauben behangen. Aus Silber waren die Pfähle, die es umgaben und stahlblau zog sich ein Graben umher, rosige Mädchen aber und Knaben trugen die Frucht in zierlich geflochtenen Körben und mitten im Schwarm entlockte ein Jüngling süße Töne der Leier und sang, während andere um ihn tanzten. Auch war da eine Herde großhörniger Rinder, die hineilten zur Weide einen wallenden Fluß entlang. Vier Hirten, aus gediegenem Golde gebildet, trieben die Herde und neun Hunde bewachten sie. Wiederum sah man eine anmuthige Thalschlucht, Schafe, aus Silber gebildet, durchschwärmten sie und Ställe und Hütten standen rings umher. Endlich war auch noch ein Reigentanz zu sehen, den Jünglinge und Jungfrauen, mit den Händen sich umschlingend, ausführten. Jede Tänzerin schmückte ein Kranz, die Tänzer aber trugen Schwerter an der Seite. Zwei Gaukler drehten sich im Kreise zur Harfe des Sängers und Zuschauergedräng umgab den Reigen. Rings um den äußersten Rand des Schildes aber war die wogende Fluth des Oceans gebildet.

Als der Schild vollendet war, schmiedete der Gott auch einen prangenden Helm und einen Panzer und freudig dankend nahm Thetis die kunstreichen Werke des Gottes in Empfang, um sie ihrem Sohne zu bringen.

Eben stieg die Morgenröthe am Himmel herauf, als die Göttin in Achilles Zelt trat. Sie fand ihn noch an den Leichnam des Freundes geschmiegt, den Tod des Freundes beweinend und viele Trauernde und Klagende standen umher. Da legte sie die strahlende Rüstung vor ihrem Sohne nieder und freudig empfing der Held die glänzenden Gaben. Schöner und frischer als früher war jetzt der Held anzusehen, von der Hand der Göttin geschmückt, die sich nun wieder entfernte.

Hierauf begab sich Achilles in die Volksversammlung, zu der

geschrei den Trojanern sich entgegen, um den Freund wenigstens im Tode zu schirmen; und selbst so vermochten die Trojaner seinen Anblick und den Laut seiner Stimme nicht zu ertragen. Scheu stoben sie auseinander, in wilder Flucht sich überstürzend — und der Leichnam war gerettet. Die Nacht breitete ihre Schatten über das Gefilde aus und das Getöse des Kampfes verstummte.

Schrecken und Furcht hatten der Trojaner sich bemächtigt, als sie den wiedergeschaut, der so lange vom Kampfe gerastet und schon wurde unter ihnen der Rath laut, sich in die Stadt zurückzuziehen und nicht im Gefilde das Frühroth zu erwarten. Aber der Rath ward nicht befolgt und besonders Hektor widersetzte sich demselben. Ihn gelüstete, mit Achilles den Kampf zu bestehen und die übrigen Trojaner stimmten ihm bei. So lagerten sie sich im Gefilde.

Unter den griechischen Zelten aber saß Achilles klagend an der Bahre des Freundes und gelobte ihm, nicht eher seine Leichenfeier zu veranstalten, als bis er Hektors Waffen und Haupt ihm gebracht habe. Bis dahin sollte er ruhen bei den Schiffen, Tag und Nacht von den Griechen beklagt.

Dann ließ er den Leichnam waschen und von Staub und Blut reinigen. Mit Oel ließ er ihn salben, mit Balsam die Wunden füllen und auf köstliche Leinwand ihn betten. Blendende Teppiche deckte er über den Gefallenen und die ganze Nacht klagten um ihn die Myrmidonen.

Thetis war unterdessen zu dem Hause des Hephästus gekommen und sie fand den Gott der Schmiede an der rußigen Esse stehen und dreifüßige Schemel für die Götter schmiedend. Als er nach ihrem Begehren fragte, klagte ihm die Göttin das Leid ihres Sohnes, wie derselbe nicht nur seinen Freund, sondern auch seine Rüstung verloren und sie bat den Gott, ihr eine neue Rüstung für Achilles zu schmieden.

Rasch machte sich der Gott ans Werk und ließ die Winde in das Schmiedefeuer blasen, daß die Gluth hell aufleuchtete. Erz, Gold und Silber setzte er in mächtigen Tiegeln über das Feuer und bald begann die Arbeit auf dem Ambos.

Zuerst schuf er einen gewaltigen Schild mit dreifachem blanken Rande und mit Henkeln von Silber. Aus fünf Schichten bestand derselbe, deren oberste mit kunstreichen Gebilden geschmückt war. Zuerst stellte der Gott dar die Erde und das wogende Meer, darüber den Himmel und an ihm die Sonne, den Mond und viele Gestirne: Orion, die Plejaden und das Bärengestirn, das allein von allen Gestirnen nie in des Oceans Wellen hinabsteigt. Weiter waren auf dem Schilde zu sehen zwei blühende Städte. In der einen wurde ein Hochzeitsfest gefeiert und ein Gelage. Die Braut zog durch die Gassen, Jünglinge drehten sich tanzend im Kreise

und in den Reihen erklangen Harfen und Flöten. Auf dem Markte war ein Gewühl von Männern; ein Rechtshandel wurde eben entschieden, Herolde und Obrigkeiten sah man und aufgeregt umstand das Volk die streitenden Parteien. Die andere der beiden Städte wurde von zwei Heeren zugleich belagert: in den Mauern Weiber, unmündige Kinder, wankende Greise, die Männer der Stadt aber lagen draußen in einem Hinterhalt gelagert. Auf einer andern Seite war Schlachtgetümmel zu sehen, Verwundete, Kampf und Leichname und Rüstungen. Auch ein Blachfeld war auf dem Schilde zu sehen, das rüstige Männer mit dem Pfluge durchfurchten und ein Saatland, das Schnitter abmähten. Garben standen aufgerichtet und Knaben sammelten Aehren, unter den Arbeitern stand der Herr und freute sich der Ernte, während seitwärts unter einer Eiche die Diener ein Mahl zubereiteten, die Schnitter zu laben. Ferner sah man ein Rebengelände mit dunklen Trauben behangen. Aus Silber waren die Pfähle, die es umgaben und stahlblau zog sich ein Graben umher, rosige Mädchen aber und Knaben trugen die Frucht in zierlich geflochtenen Körben und mitten im Schwarm entlockte ein Jüngling süße Töne der Leier und sang, während andere um ihn tanzten. Auch war da eine Herde großhörniger Rinder, die hineilten zur Weide einen wallenden Fluß entlang. Vier Hirten, aus gediegenem Golde gebildet, trieben die Herde und neun Hunde bewachten sie. Wiederum sah man eine anmuthige Thalschlucht, Schafe, aus Silber gebildet, durchschwärmten sie und Ställe und Hütten standen rings umher. Endlich war auch noch ein Reigentanz zu sehen, den Jünglinge und Jungfrauen, mit den Händen sich umschlingend, ausführten. Jede Tänzerin schmückte ein Kranz, die Tänzer aber trugen Schwerter an der Seite. Zwei Gaukler drehten sich im Kreise zur Harfe des Sängers und Zuschauergedräng umgab den Reigen. Rings um den äußersten Rand des Schildes aber war die wogende Fluth des Oceans gebildet.

Als der Schild vollendet war, schmiedete der Gott auch einen prangenden Helm und einen Panzer und freudig dankend nahm Thetis die kunstreichen Werke des Gottes in Empfang, um sie ihrem Sohne zu bringen.

Eben stieg die Morgenröthe am Himmel herauf, als die Göttin in Achilles Zelt trat. Sie fand ihn noch an den Leichnam des Freundes geschmiegt, den Tod des Freundes beweinend und viele Trauernde und Klagende standen umher. Da legte sie die strahlende Rüstung vor ihrem Sohne nieder und freudig empfing der Held die glänzenden Gaben. Schöner und frischer als früher war jetzt der Held anzusehen, von der Hand der Göttin geschmückt, die sich nun wieder entfernte.

Hierauf begab sich Achilles in die Volksversammlung, zu der

die Griechen jetzt zusammenkamen. Alles strömte herbei, denn man wollte den Helden sehen, der seinen Zorn abgelegt hatte, um nun wieder an der Spitze seiner Volksgenossen zu streiten. Selbst die Verwundeten kamen herbei, unter ihnen Diomedes und Odysseus, die sich auf ihre Lanzen stützten. Zuletzt kam auch Agamemnon.

Als er in die Versammlung trat, erhob sich Achilles und dem Völkerfürsten jetzt selbst die Hand zur Versöhnung bietend, sprach er: „Genug der Noth und des Kummers hat uns der unselige Hader gebracht. Laß uns daher vergessen, was uns gegen einander aufreizte und feure du nun die Griechen zu neuem Kampfe an; ich aber will diesmal mit euch den Trojanern entgegenziehen und ich denke, es soll ihnen die Lust vergehen, noch einmal in das Bereich unseres Schiffslagers zu kommen."

Solche Worte hörten die Griechen alle mit Freuden und laut riefen sie dem Helden Beifall zu. Agamemnon aber sprach: „Wohl weiß ich, daß ich gefehlt habe, aber ich will büßen, was ich gefehlt und biete dir Sühnung, so viel du begehrst." Achilles erwiederte: „Mir gilt es gleich, ob du die Geschenke, die du mir genommen, zurückgiebst oder nicht; jetzt steht mein Sinn nur nach Kampf und nicht essen will ich, so lange Hektor athmet. Darum auf, daß der Kampf beginne."

Während die Griechen das Frühmahl einnahmen, um sich zum Kampfe zu stärken und während sie sich rüsteten, ließ Agamemnon die Sühnegeschenke in des Achilles Zelt tragen, um damit den wieder versöhnten Feind freiwillig zu ehren. Auch Briseïs ward wieder herbeigeführt.

Als diese in das Zelt ihres früheren Gebieters trat und den Helden Patroklus mit tiefen Speerwunden auf den Tüchern ausgestreckt liegen sah, brach sie weinend in Klagen aus. „Ach", rief sie, „blühend verließ ich dich im Zelte und bleich und entstellt finde ich dich wieder. Du warst immer der Freundliche gegen mich in meinem Elende und süß klangen deine Worte, wenn du mich über den Verlust der Heimath und der Freunde tröstetest. Nun werde ich nie aufhören, dich zu beklagen."

XI. Das Heer der Griechen war bereit und scharte sich um den herrlich gerüsteten Achilles, von dessen Schilde heller Glanz sich weithin ergoß. Jetzt bestieg Achilles den Streitwagen, der den Patroklus zum Tode geführt und ihm nach zogen die Griechen mit gehobenem Muthe den Trojanern entgegen, da nun der herrlichste ihrer Helden wieder an ihrer Spitze stand, der so lange vom Kampfe sich fern gehalten. Schrecken aber erfaßte die Feinde, als sie Achilles daher kommen sahen in der glänzenden Rüstung.

Den ersten Kampf bestand Achilles gegen den Trojaner Aeneas.

Wohl war dieser ein herrlicher, streitbarer Held, aber doch konnte er sich mit Achilles nicht messen und es wäre dieser Tag wohl der letzte seines Lebens gewesen, wenn nicht Poseidon sich seiner erbarmt und ihn in eine Wolke gehüllt hinweggeführt und so den Augen des Achilles entzogen hätte, als dieser eben mit leuchtendem Schwerte zum Todesstreiche ausholte.

Viele Trojaner sanken von des Achilles und seiner Genossen Streichen in den Tod, nur Hektor, nach dem ihm am meisten verlangte, konnte Achilles nicht finden, denn Apollo hatte demselben befohlen, sich jetzt nicht mit Achilles zu messen. Und er gehorchte der Stimme des Gottes, wenn er auch unmuthig mit ansah, wie so viele seiner Freunde von dem schrecklichen Helden in den Staub dahingestreckt wurden.

Doch als er auch seinen lieben Bruder Polydorus unter den Händen des Achilles fallen sah, bezwang er sich nicht länger und den Speer hoch schwingend stürmte er gegen Achilles an. Dieser jauchzte laut auf, als er den lange umsonst Gesuchten kommen sah; aber noch nicht sollte Hektor in den Tod sinken. Dreimal sprang Achilles gegen ihn an, aber dreimal hüllte ihn Apollo in eine schützende Wolke und bewahrte sein Leben.

Da wandte sich Achilles gegen andere Feinde; bald triefte sein Speer wieder von Trojanerblut und vielen Frauen der Trojaner bereitete seine Hand Trauer.

Der Greis Priamus sah von der Mauer aus die Noth seines Volkes und wie die Trojaner fliehend der Stadt sich zudrängten. Wehklagend stieg er hinab, um die Thore für die Heranfliehenden geöffnet zu halten, damit sie hereinstürzen könnten, ehe der schnelle Achilles sie zu erreichen vermöchte.

Alle Trojaner bis auf einen waren schon hinter die Mauer geflüchtet. Eine schreckliche Stille herrschte nach dem Kampfgetöse, wie gefegt war das Feld von den Streitern, frei gemacht für die Rache des Achilles; denn der eine, der noch vor der Stadt war, war Hektor. Umsonst flehte von der Mauer herab Priamus den Sohn an, nicht den daherstürmenden Feind zu erwarten, sondern sich zu flüchten, so lange es noch Zeit sei. „Liebster Sohn", rief er, „halte nicht jenem Manne Stand, so ganz allein und fern dem Beistande anderer. Hat er nicht vorhin erst mich meines Sohnes Polydorus beraubt? Und soll er mich nun auch deiner berauben, der du der Trost und die Stütze der Trojaner bist? Komm hinter die Mauer und erspare deiner Mutter und mir unsäglichen Jammer."

Aber nicht rührte diese Rede das Herz des kampflustigen Sohnes und auch die liebende Mutter, die laut weinend auf der Mauer stand, vermochte nicht mit ihren Thränen seinen Sinn zu beugen.

Er bestand darauf, mit Achilles kämpfend diesen zu tödten oder im rühmlichsten Kampfe durch seine Hand zu fallen.

Jedoch bald wankte ihm wieder der Muth, als Achilles näher kam, dem Kriegsgotte gleich an furchtbarer Herrlichkeit. Grauenvoll nickte der Busch auf dem glitzernden Helme und das Erz des Panzers strahlte um den Helden wie auflodernde Gluth des Feuers und wie der Glanz der aus dem Meere heraufsteigenden Sonne.

Unwillkürlich mußte Hektor zittern, als er ihn sah; er vermochte nicht mehr still zu stehen, sondern wandte sich um, dem Thore der Stadt zu. Hinter ihm her aber stürzte Achilles, schnell wie ein Falke der Taube nacheilt. So flüchtete Hektor längs der Mauer von Troja über den Fahrweg hinüber an den beiden sprudelnden Quellen des Skamander vorbei, immer weiter um die Mauer. Ein Starker floh, aber ein Stärkerer folgte ihm.

So kreisten sie dreimal um die Stadt des Priamus und vom Olymp sahen alle ewigen Götter dem Schauspiele mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Es erbarmte die Götter, aber sie konnten Hektor nicht mehr retten, die Stunde seines Verhängnisses war gekommen. Zeus hielt in der Hand die goldene Wage, in die eine Schale des Achilles, in die andere Hektors Lebenslos legend, und tief zum Hades neigte sich des Trojaners Geschick.

Noch immer floh Hektor vor seinem Verfolger, der ihn, wie ein Jagdhund den aus dem Lager aufgejagten Hirsch, bedrängte. Umsonst versuchte er wieder und wieder sich dicht an die Mauer zu drängen, um unter den Schutz der Geschosse seiner Gefährten zu kommen; Achilles trieb ihn immer wieder ins Gefilde, bis er ihn endlich erreichte und ihn zwang, zum Kampfe zu stehen.

Da versuchte Hektor, noch einen Vertrag mit seinem Gegner abzuschließen und sprach: „Nicht länger entfliehe ich dir, Achilles, mein Herz treibt mich, dir fest entgegen zu stehen, daß ich dich tödte oder von deiner Hand falle. Laß uns aber die Götter zu Zeugen eines Eidschwures nehmen. Wenn mir Zeus den Sieg verleiht, werde ich dich nimmermehr mißhandeln, sondern, nachdem ich dir deine Rüstung abgezogen, will ich deinen Leichnam deinen Volksgenossen zur feierlichen Bestattung überlassen. Und du sollst mir das Gleiche versprechen.“

Aber Achilles erwiederte finster: „Schwatze jetzt nicht von Verträgen. Wie sich ein friedliches Band niemals um Löwen und Menschen schlingt, wie sich Lämmer und Wölfe nie einträchtig gesellen, so kann auch uns kein Friede vereinigen und keinerlei Bündniß kann mich je an dich ketten. Einer von uns muß blutig in den Staub sinken. Nun nimm deine Kunst zusammen, Lanzenschwinger und Fechter mußt du zugleich sein. Doch wirst du mir

nicht entrinnen; all das Leid, daß du den Meinigen mit der Lanze angethan hast, das büßest du jetzt auf einmal."

So schalt Achilles und schleuderte die Lanze. Doch Hektor sank ins Knie und das Geschoß flog über ihn hinweg in die Erde. Mit zornigem Schwunge entsandte nun auch Hektor seinen Speer und dieser fehlte nicht; er traf mitten auf den Schild des Achilles, prallte jedoch daran zurück.

Wohl sah Hektor ein, daß er jetzt seinem Geschick nicht entgehen würde; er wollte aber nicht ruhmlos in den Staub sinken. Darum zog er sein gewaltiges Schwert von der Hüfte und stürmte, das geschwungene in der Rechten, wie ein Adler daher, der auf ein Lämmlein aus der Luft herabschießt. Achilles aber wartete den Streich nicht ab, auch er drang unter dem Schilde vor. Sein Helm nickte, die Mähne flatterte und hell strahlte der Speer, den er in der Rechten schwenkte.

Sein Auge spähte forschend, wo etwa an dem Leibe des Gegners eine Wunde haften könnte, aber alles fand er von der geraubten Rüstung umhüllt. Nur wo Schulter und Hals sich verbinden, erschien der Hals ein wenig entblößt. Dorthin lenkte Achilles schnell besonnen seinen Stoß und durchstach dem Gegner den Hals so mächtig, daß die Spitze des Speeres zum Genick wieder herausdrang.

Doch hatte der Speer die Kehle nicht so durchschnitten, daß der Verwundete nicht noch reden konnte, obgleich er in den Staub sank, während Achilles laut frohlockte und den Leichnam den Hunden und Vögeln preis zu geben drohte. Da begann der liegende Hektor, schon schwächer athmend, zu flehen: „Ich beschwöre dich bei deinem Leben, bei deinen Eltern beschwöre ich dich, laß meinen Leib nicht bei den Schiffen der Griechen den Hunden zur Speise liegen. Gold und Silber wird dir mein Vater geben; so viel du verlangst; dafür entsende meinen Leichnam nach Troja, daß Männer und Frauen ihm dort die Ehre des Scheiterhaufens zu Theil werden lassen."

Aber Achilles schüttelte das Haupt und sprach: „Beschwöre mich nicht bei meinem Leben und nicht bei meinen Eltern, du Mörder meines Freundes. Niemand soll dir die Hunde verscheuchen von deinem Haupte, wenn ich dich ihnen zum Fraß vorwerfe. Und wenn deine Landsleute mir zwanzigfache Sühnung darwiegen wollten, ja, wenn mir Priamus selbst verhieße, mit Gold deinen Leichnam aufzuwiegen, so wollte ich doch meinen Sinn nicht ändern. Nie soll dich auf Todtengewänder betten die Mutter und nie soll sie weinend dein Angesicht küssen."

„Ich kenne dich", stöhnte Hektor sterbend, „und ahnte, daß du dich nicht erbarmen würdest. Dein Herz ist steinern." Da verließ Hektors Seele den Leib und flog zum Hades hinunter. Achilles

aber zog den Speer aus dem Leichnam, legte ihn bei Seite und zog die eigene blutige Rüstung von den Schultern des Erschlagenen, den bald die jubelnden Griechen umringten, um den in der Nähe zu sehen, vor dem sie, als er noch lebte, geflohen waren. Staunend betrachteten sie den Wuchs und die herrliche Bildung des Helden und mancher sprach: „Fürwahr, viel sanfter ist doch der Mann nun zu betasten, als da er den Feuerbrand in unsere Schiffe schleuderte.“

Achilles aber sprach zu den Gefährten: „Was zögern wir noch, heimzukehren zu den Schiffen? Liegt nicht Patroklus noch unbestattet? Darum stimmt den Siegesgesang an, ihr Männer, und laßt uns vor allem meinem Freunde das Sühnopfer bringen, das ich ihm hier geschlachtet habe.“

Mit solchen Worten wandte sich der Grausame dem Leichnam von neuem zu, durchbohrte ihm an beiden Füßen die Sehnen zwischen Knöchel und Fersen, durchzog sie mit Riemen von Stierhaut, band sie am Wagensitze fest, schwang sich auf den Wagen und trieb die Rosse in rasendem Laufe den Schiffen zu, den Leichnam nachschleppend. Staubgewölk umhüllte den Geschleiften, sein vorher so liebliches Haupt zog mit zerrüttetem Haar eine breite Furche durch den Sand.

Von der Mauer herab erblickte des Getödteten Mutter Hekuba das grauenvolle Schauspiel, warf den Schleier ihres Hauptes weit von sich und sah jammernd dem Sohne nach. Auch der König Priamus weinte und jammerte. Geschrei und Angstruf der Trojaner hallte durch die ganze Stadt. Hekuba rief: „Ach, mein Sohn, was soll ich noch länger am Leben, nachdem du mir dahingerafft bist, der du mein Stolz und deiner Mitbürger allzeit gesegnete Stütze warest.“ Der alte König aber wollte in seinem zornigen Schmerze durch das Thor hinausstürmen und dem Mörder seines Sohnes nacheilen. Nur mit Mühe hielten ihn die Trojaner vom sichern Verderben zurück. Da rief er, sich zu Boden werfend: „Hektor, o mein Hektor! Alle, die mir Achilles erschlagen, vergesse ich über dir, um keinen klage ich so tief, wie um dich. Ach, wärst du doch wenigstens in meinen Armen gestorben, daß wir über deinem Antlitz weinen könnten, deine jammernde Mutter und ich.“

Andromache, Hektors Gemahlin, erfuhr ihres Gatten Tod erst spät. Ihr war nicht einmal ein Bote gekommen, der ihr gemeldet hätte, daß ihr Gatte allein draußen vor dem Thore dem Feinde gegenüber stand. Ruhig saß sie in einem der Gemächer des Palastes und fertigte ein Pupurgewand, worein sie bunte Blumen wirkte. Eben rief sie den Mägden zu, einen gewaltigen Kessel ans Feuer zu stellen, damit Hektor ein warmes Bad bereit fände, wenn er vom Schlachtfelde heimkehre. Da hörte sie ein Wehgeschrei von dem Thurme der Mauer her erschallen.

Bange Ahnung ergriff sie da und sie rief: „Weh mir, ihr Mägde, ich fürchte, daß Hektor ein Unglück geschehen sei. Folget mir eurer zwei, damit wir schauen, was es giebt.“ Mit pochendem Herzen durchstürmte sie den Palast, eilte durch die Stadt nach der Mauer und schaute von dieser hinab. Da erblickte sie den Leichnam ihres Gatten, wie ihn die Rosse des Achilles erbarmungslos am Wagen des Siegers dahinschleppten. Finster ward es ihr vor den Augen, ihre Kniee wankten und ohnmächtig sank sie in die Arme ihrer Verwandten.

Als sie endlich wieder aufathmete und das Leben in ihrer Brust neu erwachte, seufzte sie tief auf und schluchzend klagte sie: „Ach, ich Unglückselige, daß ich doch lieber nimmer geboren wäre! In Schmerz und Jammer sitze ich nun verlassen im Hause, eine Witwe mit meinem unmündigen Kinde, das, des Vaters beraubt, die Augen gesenkt, mit immer bethränten Wimpern aufwächst. Darben wird es müssen und sich auf das Erbarmen der Freunde des Vaters verlassen, von denen es bald den einen am Mantel, den andern am Rocke zupfen wird, damit sie ihm ein Weniges geben. Oft auch werden sie es mit harten Worten fortschicken, das vaterlose, jedes Schutzes beraubte Kind. Dann wird es weinend sich zu der Mutter flüchten, die selbst schutzlos des Schutzes bedarf. Nicht mehr wird ein liebender Vater das Kind auf den Schoß nehmen, nicht mehr wird ihm die Seele von wonnigen Bildern umgaukelt werden, Schmerz und Verzweiflung werden sich seiner bemächtigen. Ach Hektor, nie soll ich dein geliebtes Antlitz wieder schauen, nicht soll ich deinen Leichnam unter Thränen in kostbare Tücher hüllen. Den Würmern wirst du zum Fraße dienen. Was sollen mir nun all die kostbaren Gewänder, die ich gewirkt und womit ich in unserem Hause die Kasten gefüllt? Den Flammen will ich sie preisgeben. Hektor wird nicht mehr auf ihnen ruhen, nicht mehr in ihnen prangen.“ So sprach sie weinend und wehklagend und rings umher seufzten mit ihr die Trojanerinnen.

XII. Achilles war unterdessen mit dem Leichnam nach dem Lager gekommen. Die übrigen Griechen begaben sich in ihre Zelte, die Myrmidonen aber blieben unter den Waffen zur Leichenfeier des Patroklus. Dreimal umfuhren sie mit den muthigen Rossen die Leiche und viele Thränen netzten ihre glänzenden Waffen. Achilles aber schritt zu dem todten Freunde und sprach: „Freude dir, Patroklus, auch dort im Hause des Hades. Was ich dir früher gelobt, das will ich jetzt erfüllen. Hektorn schleift ich hierher und zwölf edle trojanische Jünglinge, die ich ihm Kampfe gefangen, will ich als Opfer an deinem Holzstoße schlachten.“

Darauf ließ er den Leichnam Hektors an des Freundes Todten-

lager bringen und ein feierliches Todtenmahl ward veranstaltet und alle Fürsten der Griechen wurden herbeigerufen, um daran Theil zu nehmen, denn erst am nächsten Morgen sollte der Leichnam feierlich verbrannt werden.

Als die Nacht gekommen war, legte Achilles sich nieder, um von der Anstrengung des Tages zu ruhen. Er entschlummerte bald; da schwebte die Seele des Patroklus heran und bat mit flehenden Worten, den Leichnam nahe der Stätte begraben zu lassen, wo Achilles einst bestattet sein wolle, denn auch ihm sei der Tag des Todes nicht mehr ferne. Die Seele mahnte den Helden der Zeit, wo sie als Knaben vereint in der väterlichen Burg aufgewachsen seien und wie sie da mit einander gespielt, und später mit einander gekämpft; so wollten sie nun auch mit einander ruhen.

Achilles versprach es und tief bewegt von dem Anblicke des trauten Freundes, wollte er ihn stürmisch umarmen, aber wie ein Rauch verschwand die körperlose Seele und er konnte sie nicht fassen; nur seine Klagen konnte er ihr nachsenden in den Hades, bis der Morgen graute.

Am andern Morgen fällten die Griechen Holz zu dem Scheiterhaufen. Mächtige Bäume wurden umgehauen und nach dem Orte gebracht, wo Achilles den Freund bestatten wollte. Dorthin wurde auch von den festlich geschmückten Myrmidonen der Leichnam gebracht und die Freunde des Todten, Achilles voran, schoren ihre goldenen Locken und weihten sie dem Todten, daß er damit bedeckt war. Feierliche Opfer von Stieren und Widdern wurden dazugelegt, auch Krüge mit Honig und Oel, vier stolze Rosse, zwei der treuen Hunde des Todten und die zwölf trojanischen Jünglinge, die Achilles gefangen hatte. Bald flammte die Lohe des Scheiterhaufens empor, Achilles aber stand daneben und spendete Trankopfer. Als die Flammen niedergebrannt waren, sammelte man die Ueberreste des Patroklus in eine goldene Urne, über der man alsdann einen Erdhügel wölbte. Darauf begannen die Leichenspiele, Wettkämpfe aller Art, zu denen Achilles kostbare Preise ausgesetzt hatte.

Die Spiele waren vollendet und die Griechen hatten sich zur Nachtruhe begeben. Nur Achilles konnte den Schlummer nicht finden, unruhig auf dem Lager sich wälzend, gedachte er immer wieder mit Betrübniß des Freundes. Wild sprang er endlich auf, schirrte die Rosse an und schleifte mit frevlem Zorne den Leichnam des Hektor dreimal um des Freundes Grabhügel. Doch hielt Apollo jede Entstellung von dem Leichnam fern.

Am nächsten Morgen kam der greise Priamus zu dem Zelte des Achilles, um mit reichem Lösegelde den Leichnam des Sohnes

zu erkaufen. Umsonst hatte Hekuba ihn unter Thränen gebeten, nicht ins Lager der Griechen zu fahren; er hatte sich nicht halten lassen, zu sehr verlangte es ihn danach, seinem geliebten Sohne die letzte Ehre zu erweisen. Er wollte Achilles gegenüber treten und sollte er selbst sein Ende dabei finden. „Gern," sprach er, „will ich sterben, wenn ich den Leichnam meines Sohnes Hektor noch einmal in den Armen gehabt, wenn ich noch einmal sein Antlitz geschaut habe."

Umsonst flehten ihn auch alle Trojaner, daß er in der Stadt bleibe. Er hörte nicht auf sie. Stattliche Feierkleider, auch Gold und Silber, unverarbeitetes und zu kostbaren Gefäßen geformtes, ließ er auf seinen Wagen legen und nachdem er den Göttern noch ein Opfer gebracht, bestieg er selbst den Wagen und fuhr durchs Thor hinaus in das Gefilde. Unbehelligt gelangte er zu dem Lager der Griechen und zu Achilles Zelte.

Als er in dieses eintrat, umschlang er des Achilles Kniee und küßte die Hände, die seine geliebten Söhne ihm erschlagen. Dann sprach er: „O, gedenke, Achilles, du den Göttern vergleichbarer Held, an deinen eigenen Vater, der bejahrt ist, wie ich und nahe der Schwelle des Todes. Vielleicht bedrängen auch ihn jetzt umwohnende Völker, während er niemand hat, der das Unheil von ihm wende. Allein er darf wenigstens bei der Kunde, daß du noch am Leben bist, aus vollem Herzen laut aufjauchzen und von Tage zu Tage die Hoffnung nähren, er werde seinen geliebten Sohn aus dem Lande der Trojaner zurückkehren sehen. Ich indessen bin trostlos unglücklich, der ich die tapfersten Söhne in der Feldschlacht verloren habe. Ach und den einzigen, der mir die Stadt und das Volk beschirmte, den hast du erst jüngst erschlagen, als er für sein Vaterland kämpfte, Hektor, meinen Liebling. Um seinetwillen bin ich zu dir gekommen, seinen Leichnam wenigstens möchte ich aus deiner Gewalt loskaufen und unermeßlichen Sühnepreis habe ich deshalb mit mir gebracht. Scheue die Götter, Achilles, und habe Mitleid mit einem trostlosen Vater. Siehe, ich küsse deine Hände, die mir die Söhne erschlagen und zum Antlitz des Vertilgers meiner Söhne hebe ich flehend meine Hände empor. Erbarme dich!"

Diesen Bitten vermochte auch Achilles nicht zu widerstehen. Eine Thräne trat ihm ins Auge, als er mit freundlichen Worten den Greis aufhob und zu einem Sessel geleitete. Dann ging er hinaus und gab Befehl, daß man Hektors Leichnam wasche und salbe, mit feinem Gewand ihn umhülle und auf eine Bahre lege. Dem Greise aber ließ er ein Mahl bereiten. Darnach gewährte er Priamus einen Waffenstillstand bis zum zwölften Tage, damit die Trojaner mit aller Feierlichkeit Hektors Bestattung begehen könnten.

Noch in der Nacht brach der alte König mit der theuern Leiche auf und beim ersten Grauen des Morgens kam er in der Stadt an. Alle Trojaner liefen herbei, von tiefem Schmerze ergriffen, Andromache und Hekuba aber stürzten zum Wagen und umfingen das theure Haupt; ringsumher stand weinend die Menge. Dann ward der Wagen unter Trauergesängen zum Palaste geleitet.

Auch Helena klagte und jammerte um den herrlichen Helden. Er war ihr der liebste ihrer Verwandten in der neuen Heimath gewesen. Nie hatte sie ein Scheltwort von ihm vernommen, nie eine Verwünschung, während mancher der andern Brüder sie oft unsanft behandelt hatte, weil sie so viel Unheil über Troja gebracht. Darum klagte sie an der Bahre des Todten: „Dich und mich Arme zugleich beweine ich, trauernd im Herzen; denn keiner außer dir ist in Troja mir hold und freundlich gesinnt; sie fliehen mich alle.“

Nun wurde die Bestattung geordnet. Der Waffenstillstand schützte die Trojaner und unbesorgt konnten sie alles zur Leichenfeier rüsten. Neun Tage lang wurde der Held beweint, dann ward der Leichnam auf das Todtengerüst gelegt und verbrannt. Die Gebeine aber sammelte man in eine goldene Urne und mit purpurnen Decken umhüllt wurde sie in die Gruft gesenkt.

XIII. Als der Waffenstillstand abgelaufen war, begann der Kampf von neuem. Wieder verfolgten die Griechen die Trojaner bis vor die Stadt. Fehlte doch unter diesen Hektor und bei jenen war Achilles. Seiner übermenschlichen Kraft sich bewußt, schickte dieser sich an, die Thorflügel aus den Angeln zu heben, die Riegel zu sprengen und so den Griechen die Stadt des Priamus zu öffnen.

Da aber kam Phöbus Apollo vom Olymp zur Erde herab, denn noch war es nicht im Rathe der Götter beschlossen, daß Troja schon jetzt fallen sollte. Er warnte Achilles und rieth ihm, von seinem Vorhaben abzulassen, als dieser aber der Mahnung des Gottes kein Gehör gab, legte Apollo einen seiner Pfeile auf seinen Bogen und schoß ihn dem Helden in die allein verwundbare Ferse, daß dieser wie ein unterwühlter Thurm zu Boden stürzte.

Laut auf stöhnte der Held und zog den Pfeil aus der unheilbaren Wunde. Zornig schleuderte er ihn weg, als er das schwarze Blut nachquellen sah. Aber noch fühlte er Kraft genug in den gewaltigen Gliedern, noch einmal erhob er sich vom Boden. Bald aber erstarrten ihm die Glieder, Todesblässe überzog sein Gesicht und lautlos sank er unter die anderen Todten. Nur die Rüstung erklang laut und die Erde erdröhnte von seinem Falle.

Zuerst wurde seinen Fall Paris gewahr. Mit einem lauten Freudengeschrei ermahnte er die Trojaner, sich der Leiche zu be-

mächtigen und nun versammelten sich eine Menge Streiter um den Todten, die früher seine Lanze gemieden oder ihre Wucht erfahren hatten. Aber der ältere Ajax umkreiste die Leiche und verscheuchte mit hoch emporgehaltenem Speere alle Feinde, die sich naheten und wenn sich einer zum Kampfe mit ihm herbeiwagte, so empfing er den Todesstoß. Auch Odysseus und andere Helden schirmten die Leiche und während Ajax die Trojaner in die Stadt zurücktrieb, trugen die andern die Leiche zu den Schiffen.

Unter großem Weinen und Klagen wurde sie dort empfangen. Dann wusch man den Todten und hüllte ihn in schöne Gewänder.

Auch Thetis, des Achilles Mutter, hatte die Klagen der Griechen gehört. Sie entstieg den Tiefen des Meeres und saß trauernd neben der Leiche des theuern Sohnes. Die Griechen aber bauten einen Scheiterhaufen, schlachteten Opferthiere und spendeten Trankopfer und bald verzehrten die Flammen den Leichnam.

Als die Asche neben der des Patroklus versenkt war, beschlossen Leichenspiele die feierliche Handlung. Thetis gab die herrlichsten Beutestücke, die sich in Achilles Zelte fanden, als Preise her und die besten Helden betheiligten sich an den Wettkämpfen. Im Wettlaufe siegte Ajax von Lokris, von den beiden Helden aber, die im Ringkampfe sich gegenüberstanden, Diomedes und Ajax der ältere, und die gleich stark waren, so daß keiner den andern zu besiegen vermochte, erhielt jeder von der Göttin einen Siegespreis.

Zum Faustkampfe meldete sich König Idomeneus allein, dem keiner der andern gegenüber zu treten wagte, und er erhielt daher des Patroklus Wagen von der Göttin zum Geschenke. Als Ziel für das Bogenschießen hatte Agamemnon einen Helm aufgestellt, dessen Mähne getroffen werden sollte. Der Pfeil des Helden Teucer durchschnitt die Mähne und dieser erhielt den ausgesetzten Preis. Darauf folgte das Scheibenwerfen, bei welchem keiner die Scheibe so kräftig zu werfen vermochte, wie der ältere Ajax. Beim Wettstreit im Springen siegte Agapenor und im Werfen des Jagdspeeres Euryalus. Den Schluß machte das Wagenrennen, zu welchen fünf Helden zugleich ihre Rosse anschirrten, Menelaus aber war der Sieger.

Odysseus hatte an allen diesen Wettkämpfen keinen Antheil nehmen können; eine schmerzhafte Wunde, die er im Kampfe um Achilles Leichnam empfangen hatte, hatte ihn daran gehindert.

Als nun die Leichenspiele zu Ehren des herrlichen Achilles beendigt waren, sprach Thetis: „Die Siegespreise sind alle gewonnen. Jetzt trete der beste der Griechen hervor, der den Leichnam rettete, daß ich ihm die herrlichen Waffen meines Sohnes verleihe, lauter Göttergeschenke, an denen die Unsterblichen selbst ihre Freude hatten.“

Da meldeten sich Odysseus und der ältere Ajax zugleich und sie geriethen in einen harten Wortwechsel über ihre Ansprüche auf des Achilles Waffen. Endlich machte der weise Nestor den Vorschlag, die bei jenem Kampfe gefangenen Trojaner als Unparteiische über die Ansprüche der beiden Helden entscheiden zu lassen und seine Rede fand bei allen Griechen Beifall. Die Trojaner aber sprachen die Waffen dem Odysseus zu.

Im Innersten erbebte Ajax, als er diesen Spruch vernahm, das Blut in seinen Adern kochte ihm vor Wuth, ein stechender Schmerz durchzuckte sein Gehirn und jede Faser an ihm zitterte. Da führten ihn seine Freunde begütigend zu seinem Zelte. Dort saß er stumm brütend, keine Speise berührend. Die Nacht des Wahnsinns hatte seine Seele umfangen. Plötzlich sprang er auf, um an Odysseus und allen Griechen Rache zu nehmen. In seinem Wahnsinn lief er aber unter eine Herde Schafe, die am Strande weidete, und unter Ausrufen der wildesten Leidenschaft metzelte er alle Schafe nieder.

Als darauf die Götter den Wahnsinn von ihm nahmen und der Held seine Schmach erfuhr, wie er harmlose Schafe statt seiner Feinde niedergemetzelt, stürzte er sich in Verzweiflung in sein eigenes Schwert.

Als einen Selbstmörder wollten ihm die Fürsten kein feierliches Leichenbegängniß gestatten. Nur Odysseus erinnerte die Griechen, wie man den Helden auch noch im Tode ehren sollte, der so viel für die Griechen gethan hatte. Verwundert sprach da Agamemnon: „Wie vermagst du über dich, Odysseus, zu Gunsten dieses Mannes zu reden, der als dein Todfeind gestorben ist?“ Odysseus erwiederte: „Wohl war er mein Feind, und ich haßte ihn, so lange der Haß noch ziemte. Jetzt, da er gefallen ist und wir über den Verlust eines so edeln Helden trauern müssen, kann und darf ich ihn nicht mehr anfeinden.“

Die Griechen zollten diesen Worten des Odysseus Beifall und so ward Ajax auf einem nicht minder stattlichen Scheiterhaufen verbrannt, als Achilles.

XIV. Die Trojaner hielten sich jetzt meist in ihrer Stadt und wenig vermochten ihnen die Griechen trotz aller Tapferkeit anzuhaben. Da sprach einst der Seher Kalchas: „Die Götter verkünden mir, daß nur mit Hilfe der stets treffenden Pfeile, welche Philoktet von seinem Freunde Herkules geerbt hat, Troja erobert werden könne.“ Da wurden sofort einige Helden, unter ihnen auch Odysseus, abgesendet, um den auf der Insel Lemnos zurückgelassenen Philoktet mit seinen Pfeilen herbeizuholen.

Sie fanden den unglücklichen Helden in einer Höhle, wie er

an der Wunde seines Fußes noch unsägliche Qualen litt. Während der langen Jahre, die er auf der menschenleeren Insel zugebracht hatte, waren Kräuter und Vögel, die er mit seinen Pfeilen erlegt hatte, seine einzige Speise gewesen. Als sie ihn aber in das Lager der Griechen vor Troja brachten, versprach der Held Podalirius, der Kenntnisse in der Heilkunde besaß, seine Wunde zu heilen. Schnell wurden die nöthigen Heilmittel herbeigeschafft, die Götter gaben ihren Segen und das Uebel verschwand. Da erblühte die Gestalt des Philoktet wieder in jugendlicher Heldenschönheit und die Griechen jauchzten laut ob dieser Heilung.

Mancher der Trojaner fand in den nun folgenden Kämpfen seinen Tod durch die nimmer fehlenden Pfeile des Philoktet. Auch Paris erlag einem solchen.

Als trotzdem noch immer keine Aussicht auf die Eroberung Trojas war und ein von den Griechen unternommener Sturm auf die Stadt von den Vertheidigern sogar abgeschlagen wurde, gab wiederum der Seher Kalchas einen Rath und sprach: „Gestern sah ich, wie ein Habicht eine Taube jagte; diese aber schlüpfte in eine Felsenspalte und entging dem Verfolger. Lange verweilte dieser vor der Spalte, aber die Taube ging nicht heraus. Da verbarg sich der Raubvogel mit unterdrücktem Unmuth ins Gebüsch; und siehe da, jetzt schlüpfte das Täublein in seiner Thorheit wieder heraus, der Habicht aber schoß auf das arme Thierchen nieder und erwürgte es ohne Erbarmen. Laßt uns diesen Vogel als Muster nehmen und fernerhin Troja nicht mehr mit Gewalt, sondern mit List zu erobern versuchen.“

Den Worten des Sehers spendeten die Griechen Beifall und der kluge Odysseus wußte sofort eine List vorzuschlagen, durch die man vielleicht zum Ziele gelangen könnte. Er schlug vor, ein riesengroßes Pferd zu zimmern, in dessen hohlem Bauche die muthigsten und tapfersten Helden der Griechen sich verbergen sollten. Dann sollten die Griechen ihr Lager abbrechen und verbrennen und auf ihren Schiffen abreisen, jedoch nicht weiter als bis zu der nahen Insel Tenedos. Einer der Griechen aber sollte bei dem Rosse bleiben und, wenn die Trojaner herauskämen, vorgeben, er habe sich versteckt, weil die Griechen ihn vor der Abfahrt hätten opfern wollen, um günstigen Wind zur Heimreise von den Göttern zu erlangen. Wenn die Trojaner sich dann seiner erbarmten, sollte er sie bereden, das Roß in ihre Stadt zu führen, in der Nacht aber, wenn die Trojaner schliefen, sollte er den im Bauche des Rosses verborgenen Helden ein Zeichen geben, daß sie herauskämen, auch am Strande Fackeln entzünden zum Zeichen für die auf der Insel Tenedos lagernden Griechen, die dann sofort wieder herbeieilen sollten.

Den Griechen gefiel dieser Rath und sofort machte sich der Held Epëus, der als geschickter Meister berühmt war, an die Herstellung eines hölzernen Pferdes. Hochstämmige Tannen wurden auf dem waldreichen Idagebirge gefällt und aus ihnen zimmerte der kunstreiche Held zuerst die Füße des Pferdes, dann den Bauch und wölbte darüber den Rücken. Auf dem Halse formte er zierlich die Mähne, die sich flatternd zu bewegen schien. Auch mit Haaren wurden Kopf und Schweif reichlich versehen, aufgerichtete Ohren wurden an den Kopf gesetzt und gläserne Augen unter der Stirn angebracht. Nichts fehlte, als das Werk vollendet war und reiches Lob ward dem Meister von den Griechen zu Theil.

Nun stiegen die tapfersten Helden der Griechen auf Leitern in den Bauch des Rosses; unter ihnen auch Menelaus, Diomedes, Ajax der jüngere, Philoktet, Odysseus und Epëus, der Schöpfer des Werkes. Als sie alle in dem Rosse waren, zogen sie die Leiter nach sich und verschlossen die Thür von innen mit Riegeln. Auch Nestor und Agamemnon hatten sich erboten, sich mit in dem Rosse zu verbergen, aber die Griechen hatten es nicht gestattet, dem Nestor nicht wegen seines hohen Alters, Agamemnon aber nicht, weil er das Heer der übrigen Griechen nach Tenedos führen sollte.

Hierauf steckten die Griechen ihr Zeltlager in Brand und segelten nach Tenedos ab. Nur einer blieb in der Nähe des Pferdes, Sinon mit Namen, ein muthiger Jüngling.

Als die Trojaner den Rauch des brennenden Lagers in die Luft steigen sahen und auch bemerkten, daß die Schiffe der Griechen verschwunden waren, jubelten sie laut auf über die unverhoffte Errettung. Sie überließen sich der ausgelassensten Freude und strömten vor die Stadt hinaus dem griechischen Lager zu. Doch gingen sie nicht unbewaffnet, weil sie noch immer einen Hinterhalt der Griechen fürchteten.

Als sie das gewaltige hölzerne Roß erblickten, stritten sie untereinander, ob man das Wunderthier den Flammen übergeben oder in die Stadt schaffen solle. Den Helden im Bauche des Rosses war nicht wohl zu Muthe, als sie den ersteren Vorschlag hörten. Noch dauerte der Streit der Trojaner fort, als Laokoon, der trojanische Priester des Apoll herantrat und zu seinen Landsleuten sprach: „Unselige Mitbürger, welche Verblendung beherrscht euch? Meint ihr, daß die Griechen wirklich nach ihrer Heimath aufgebrochen seien oder daß ein Geschenk der Griechen keinen Betrug verberge? Wisset ihr nicht, daß Odysseus unter ihnen ist, der schlaue, der um eine List oder einen Betrug nie verlegen ist? Entweder ist eine Gefahr in dem Rosse verborgen oder es ist eine Kriegsmaschine, welche die gewiß noch in der Nähe lauernden

Feinde gegen unsere Stadt heranführen werden. Was es aber auch sein mag, traut dem Thiere nicht."

Bei diesen Worten ergriff er eine mächtige eiserne Lanze, die ein neben ihm stehender Krieger in der Hand trug und stieß sie mit großer Gewalt in den Bauch des Pferdes. Die Lanze zitterte im Holze und aus der Tiefe tönte ein Wiederhall, wie aus einer Kellerhöhle. Aber die Trojaner ahnten die Gefahr nicht und ihr Geist blieb verblendet.

Unterdessen hatten einige Trojaner den unter dem Bauche des Rosses versteckten Griechen Sinon aufgefunden und ihn hervorgezogen. Als sie ihn gefesselt vor den König Priamus brachten, erhob er flehend die Hände zum Himmel und rief unter Schluchzen: „Wehe mir, welchem Lande oder welchem Meere soll ich mich anvertrauen, mich, den die Griechen ausgestoßen haben und die Trojaner niedermetzeln werden!"

So kläglich verstand er sein Los zu schildern, daß von seinen Seufzern selbst die Trojaner gerührt wurden, die ihn anfangs als Feind gefesselt und roh behandelt hatten. Bald umstanden ihn alle Trojaner und fragten ihn, wer und woher er sei, hießen ihn auch gutes Muthes sein, wenn er nichts Feindliches wider sie im Schilde führe.

Da erzählte er: „Ein Grieche bin ich und heiße Sinon. Als meine Landsleute einsahen, daß ihnen die Götter die Eroberung Trojas nicht gestatten wollten, und als sie nun endlich die schon oft beschlossene, aber immer wieder unterlassene Heimkehr ins Werk setzen wollten, da sandten sie einen Boten zu einem Orakel des Apollo, weil sie am Himmel bedenkliche Wunderzeichen beobachtet hatten. Der Bote aber brachte aus dem Heiligthume des Gottes den traurigen Spruch mit, daß die Griechen, wie sie bei ihrem Auszuge die Götter mit dem Blute der Jungfrau Iphigenia versöhnt hätten, auch die Rückkehr mit Blute erkaufen und einen Griechen opfern müßten. Odysseus aber, der mein Feind ist, überredete den Seher Kalchas, mich als den von den Göttern zum Opfer Auserlesenen zu bezeichnen. Alle Griechen stimmten bei, denn jeder war froh, das Verderben von dem eigenen Haupte abgewendet zu sehen. Schon war der Tag des Opfers gekommen. Ich ward geschmückt und mit heiligen Binden ward mir das Haupt umwunden, da zerriß ich meine Bande, entfloh und versteckte mich in das Schilfrohr eines nahen Sumpfes. Als meine Landsleute endlich abgesegelt waren, kroch ich hervor und suchte ein Obdach unter dem Bauche des von ihnen hinterlassenen heiligen Rosses. Nun bin ich in eurer Hand. In mein Vaterland und zu meinem Volke kann ich nicht zurückkehren, und so hängt es nun von euch ab, ob ihr mir großmüthig das Leben schenken oder mich tödten

wollt, nachdem mich meine eigenen Volksgenossen schon mit dem Tode bedroht haben."

Die Trojaner hatten Mitleid mit dem Jünglinge und Priamus versprach ihm eine Zufluchtsstätte in seiner Stadt. Doch forderte er ihn auf, ihm vorher zu sagen, welche Bewandtniß es mit dem hölzernen Rosse habe, das seine Landsleute zurückgelassen und das er selbst ein heiliges genannt habe.

Da erzählte Sinon weiter: „Ehe die Griechen ihre Heimkehr antraten, erbauten sie auf den Rath ihres Sehers dieses Riesenpferd als ein Weihgeschenk für ihre Schutzgöttin Athene. Sie bauten es aber so groß, damit ihr dasselbe nicht etwa in eure Stadt schaffen könntet, denn der Seher verkündete, daß dann der Schutz der Athene den Trojanern zu Theil werden würde. Wenn hingegen eure Hand sich an dem Weihgeschenke als an einem Dinge, das eure Feinde hinterlassen haben, vergriffe, dann wäre euer Verderben gewiß."

Priamus und die Trojaner schenkten Sinon Glauben und wurden noch mehr in ihrem Glauben bestärkt, als sich zu derselben Zeit ein Vorfall ereignete, den sie für eine Strafe hielten, welche die Göttin Athene über den Priester Laokoon verhängte wegen seines Zweifels an der heiligen Bestimmung des Rosses.

Von der Insel Tenedos her kamen zwei ungeheure Schlangen durch das Meer geschwommen. Ihre Köpfe und ihre blutrothen Mähnen ragten aus dem Wasser hervor, der übrige Theil ihres Körpers aber ringelte sich unter den Fluthen fort. Als sie ans Ufer kamen, stürzten sie sich auf die beiden Knaben des Priesters Laokoon, der gerade ein Opfer brachte. Sie wanden sich mit ihren Leibern um die Knaben und verwundeten sie mit ihren Bissen.

Als die Verwundeten laut aufschrien, wollte der Vater ihnen mit gezücktem Schwerte zu Hilfe kommen. Da ringelten sich die Schlangen mit mächtigen Windungen auch ihm um den Leib und überragten ihn bald mit aufgerichteten Hälsen und zischenden Häuptern. Vergebens bestrebte er sich, sich von ihnen loszumachen, er erlag mit seinen Knaben dem Drucke der Schlangen und deren giftigen Bissen.

Darauf schlüpften die Thiere dem Tempel der Athene zu und verbargen sich dort unter dem Bilde der Göttin.

Die Trojaner zweifelten nun nicht mehr, daß Sinon ihnen die Wahrheit berichtet habe. Sie beschlossen sofort, das heilige Roß in ihre Stadt zu führen und weil es unmöglich war, dasselbe durch die Thore zu bringen, so legten sie alsbald Hand an, einen Theil der Mauer niederzureißen und das Roß durch die so entstandene Lücke auf Rollen in die Stadt zu bewegen.

Jubelnd wurde dort das verhängnißvolle Geschenk empfangen; nur Kassandra, des Priamus Tochter und eine Seherin, erkannte das Unheil, welches der Stadt daraus erwachsen würde und laut warnte sie auf dem Markte das Volk. Aber niemand wollte ihr glauben und die Seherin ward verhöhnt und verlacht. Alle überließen sich der Freude; Musik und Gesang schallten durch die Straßen der Stadt und von Wonne und Wein berauscht, sanken die Trojaner endlich in tiefen Schlaf; zum erstenmale sicher vor einem Angriffe der Griechen, wie sie meinten.

Als aber alles schlief, ging Sinon an die Ausführung seines Werkes. Er begab sich zunächst an den Strand des Meeres und verkündete den auf Tenedos harrenden Griechen durch hell leuchtende Fackeln, daß sein Anschlag gelungen. Dann ging er zur Stadt zurück, gab den in dem Bauche des Rosses versteckten Helden das verabredete Zeichen und nachdem diese die inneren Riegel geöffnet, stiegen sie geräuschlos aus ihrem Versteck hervor.

Sie verbreiteten sich durch die Straßen und Häuser der Stadt und richteten ein entsetzliches Blutbad an. Ein gräßliches Gemetzel entstand unter den schlaftrunkenen und berauschten Trojanern; Feuerbrände wurden in ihre Wohnungen geschleudert und bald loderten die Dächer über ihren Häuptern.

Unterdessen hatte auch ein günstiger Fahrwind die Griechen von Tenedos herangeführt, die sich nun durch die Lücken der Mauer und durch die geöffneten Thore in die Stadt drängten. Bald erklang die ganze Stadt von dem Klagen und Wehgeschrei Sterbender und Verwundeter.

Aber auch für die Griechen war der Kampf nicht unblutig. Manche der Trojaner waffneten sich schnell und wem nicht Schwert und Lanze sogleich zur Hand war, der griff nach Axt und Beil. Mancher Grieche wurde durch einen Steinwurf verwundet, andere wurden von den Flammen der brennenden Häuser ergriffen oder von zusammenstürzenden zermalmt. Und als die Griechen endlich die Burg des Priamus selbst erstürmten, kamen ihrer viele im ordentlichen Kampfe durch die Hand der Feinde, die sich verzweifelt vertheidigten, ums Leben.

Auch der greise König Priamus fiel im Kampfe und Hektors kleiner Sohn ward aus den Armen seiner Mutter gerissen und durch die wüthenden Griechen von einem Thurme herabgeschleudert, daß er zerschmettert unten ankam. Andromache hatte das mit ansehen müssen und rief nun den Mördern zu: „Warum stürzet ihr nicht auch mich von der schrecklichen Mauer hinab oder in die lodernden Flammen? Seit mir Achilles den Gatten getödtet, lebte ich nur noch in meinem Kinde. Nun aber bitte ich euch, mich von der Qual eines längeren Lebens zu befreien.“ Die Griechen aber

erbarmten sich nicht; sie gingen davon und ließen Andromache am Leben, um sie später als Sklavin mit sich fortzuführen.

Von den Edeln der Trojaner rettete sich nur einer durch die Flucht. Aeneas, der herrliche Held, der in so manchem Kampfe ein Schrecken der Griechen gewesen war, nahm seinen alten Vater Anchises auf die breiten Schultern und seinen Knaben Askanius an die Hand und entkam glücklich aus der brennenden Stadt, um nach langen Irrfahrten endlich in Italien eine neue Heimath zu finden.

Menelaus stürmte in das Gemach Helenas und hatte schon das Schwert erhoben, sie für ihren Treubruch zu strafen. Als er aber ihre holdselige Gestalt wieder erblickte, ließ er das Schwert sinken und im Herzen war es ihm lieb, als sein Bruder Agamemnon hinzukam, ihn von der Rache abhielt und mit seiner Gemahlin wieder versöhnte.

Lange noch dauerten der Brand Trojas und das Gemetzel. Endlich brachen die Griechen wieder nach den Schiffen auf. Mit sich nahmen sie die reiche Beute, die sie in der Stadt gemacht und die vielen gefangenen Frauen und Kinder, die sie als Sklaven mit nach ihrer Heimath nehmen wollten. Bald schwellte ein günstiger Wind die Segel und die Schiffe flogen der Heimath zu. Doch sollten manche der Helden erst nach langen Irrfahrten die Heimath erreichen, manche auch in derselben wenig Erfreuliches finden.

---

# Orestes und Iphigenia.

I. Troja war gefallen und die Schiffe der Griechen segelten der Heimath wieder zu. Manche wurden von den Stürmen verschlungen und gingen ganz zu Grunde, andere gelangten zu fremden Ländern, von denen sie erst nach langer Zeit zur Heimath zurückkehrten. Auch die Schiffe des Völkerfürsten Agamemnon wurden, als sie schon der Küste der Heimath nahe waren, von dem Ungestüm eines Orkans ergriffen und in das weite Meer zurückgeworfen. Endlich gelang auch ihnen die Rückkehr und ein Herold verkündete in dem Palaste zu Mycene Klytämnestra, dem Weibe Agamemnons, daß ihr Gatte in dem Hafen gelandet sei.

Während der langen Dauer des trojanischen Krieges hatte sich aber im Hause Agamemnons vieles geändert. Klytämnestra, die bei der langen Abwesenheit ihres Gatten an dessen Rückkehr nicht mehr geglaubt hatte, trug außerdem noch einen tiefen Groll gegen ihn im Herzen, weil sie ihn allein für den Urheber des Todes ihrer unschuldigen Tochter Iphigenia hielt und so hatte sie sich denn mit einem Anverwandten ihres Hauses, mit dem lasterhaften Aegisthus vermählt.

Als sie nun die Nachricht von der Rückkehr ihres rechtmäßigen Gatten erhielt, stellte sie sich sehr erfreut und an der Spitze ihrer Frauen ging sie zum Strande, dem Könige entgegen. Freude erheuchelnd empfing sie den Gatten mit übertriebener Ehrfurcht. Sie warf sich vor ihm auf die Kniee nieder und ergoß sich in Glückwünschen und Lobsprüchen.

Agamemnon aber eilte auf sie zu, erhob sie vom Boden, umarmte sie und sprach: „Warum fällst du vor mir nieder, wie eine Sklavin vor ihrem Herrn? Und warum ehrst du mich mehr, als einem sterblichen Menschen gebührt? Ehre mich so, daß die Himmlischen mich nicht beneiden.“ Dann gingen sie gemeinsam zu dem Palaste.

In dem Gefolge des Königs befand sich auch des Priamus weissagende Tochter Kassandra, die ihm bei der Vertheilung der Beute zu Theil geworden war. Als Klytämnestra ihren Namen erfuhr, erschrak sie vor der Jungfrau, der die Zukunft nicht ver-

borgen war, denn sie fürchtete, daß durch sie die Pläne verrathen werden könnten, welche sie mit Aegisthus zu Agamemnons Verderben entworfen hatte.

In dem Palaste war nämlich unterdessen ein prächtiges Gastmahl zugerichtet worden und während des Mahles sollte Agamemnon von gedungenen Knechten erschlagen werden. Die Ankunft der Wahrsagerin aber bestimmte die Königin, rascher zu Werke zu gehen.

Agamemnon, von der Fahrt ermüdet, verlangte zuerst nach einem erquickenden Bade und als dasselbe bereitet war, legte er Panzer, Waffen und Gewande ab und stieg wehrlos in das Bad. Da brachen Aegisthus und Klytämnestra aus einem Verstecke hervor. Klytämnestra warf über den Gatten ein dichtes Netz, in das er sich immer mehr verstrickte, je mehr er bemüht war, sich aus demselben zu befreien, Aegisthus aber durchbohrte ihn mit vielen Dolchstichen.

Es lebten aber in dem Hause Agamemnons auch noch Electra, eine jüngere Schwester Iphigeniens und Orestes, ein Knabe von zwölf Jahren und des Agamemnon jüngstes Kind. Fürchteten auch die beiden Mörder von Electra nichts, so waren sie doch in Sorgen, ob nicht Orestes einst, wenn er erwachsen wäre, Rache nehmen möchte für die Ermordung seines Vaters und sie beschlossen daher, auch ihn recht bald unschädlich zu machen.

Electra aber sah die Gefahr, die über ihres Bruders Haupte schwebte, voraus und ehe die Mörder noch an die Ausführung ihres Planes gingen, übergab sie den Bruder heimlich einem Sklaven, daß er ihn nach dem Lande Phocis zu dem Könige Strophius bringe, der ein Freund des Agamemnon gewesen war.

Der König Strophius nahm den Knaben liebreich auf und handelte an ihm wie ein zweiter Vater. In Gemeinschaft mit seinem eigenen Sohne Pylades ließ er ihm eine sehr sorgfältige Erziehung geben und so wuchs der Knabe zum herrlichen Jünglinge heran.

Außer Electra und dem vertrauten Sklaven wußte niemand des Orestes Aufenthalt. Doch ahnten Klytämnestra und Aegisthus, daß Electra es gewesen sei, die für des Knaben Sicherheit gesorgt habe und deshalb war ihnen die Jungfrau verhaßt. Diese aber ertrug ihr einsames und kummervolles Dasein geduldig in der Hoffnung, daß ihr Bruder dereinst, zum Manne herangewachsen, als Rächer in den väterlichen Hallen wiedererscheinen werde.

II. Jahre waren dahin geschwunden und noch war Orestes nicht zurückgekehrt. Da brachte einst Klytämnestra an dem Altare, der vor dem Thore des Palastes stand, ein Opfer, denn sie hatte einen ängstigenden Traum gehabt. Agamemnon war ihr im Traume erschienen, wie er seinen Herrscherstab, den jetzt Aegisthus trug, in

die Erde pflanzte und wie aus demselben ein Baum erwuchs mit üppigen Aesten und Zweigen, die über ganz Mycene Schatten verbreiteten. Auch Electra war bei dem Opfer anwesend.

Kaum war das Opfer vollendet, als ein Bote erschien, der zu der Königin sprach: „Mich sendet der König Strophius aus dem Lande Phocis, dir zu verkündigen, daß Orestes todt ist.“ Als Electra das hörte, seufzte sie laut auf und sank an den Stufen des Palastes nieder.

Auf Befragen der Königin erzählte aber der Bote weiter, daß Orestes, nachdem er in allen Arten von Wettspielen den Preis davongetragen, endlich beim Wagenrennen von dem Wagen herabgestürzt und unter den Rädern und den Hufen der Rosse verendet sei.

Die Königin wußte nicht, ob sie über diese Nachricht trauern oder sich freuen sollte. War es doch ihr Sohn, der ein so schreckliches Ende gefunden hatte und mächtig regte sich in ihr das Herz der Mutter, aber es war auch der einzige, den man als Rächer des an Agamemnon begangenen Mordes noch zu fürchten hatte. Electra dagegen litt namenlosen Schmerz und in dumpfes Hinbrüten versunken, saß sie noch lange auf den Stufen am Eingange des Palastes, als die Königin wieder in das Haus zurückgegangen war.

Da kamen zwei Jünglinge mit einer Todtenurne dahergeschritten. Electra ahnte, daß ihres Bruders Asche in derselben aufgehoben sein möchte; sie ließ sich die Urne reichen und brach in laute Klagen aus über des geliebten Bruders Tod und über ihr eigenes Los, das dadurch nur noch unerträglicher geworden sei.

Aus ihren Reden erkannten die Jünglinge, daß Electra vor ihnen stand und einer von ihnen konnte seine innere Bewegung nicht länger verbergen, sondern sprach: „Wirf, holde Jungfrau, die leere Urne weg. Nichts ist wahr von dem, was dir erzählt worden ist.“ — „So lebt Orestes?“ fragte da die Jungfrau, und der Jüngling sprach: „Er lebt, wenn anders ich selbst vom Lebenshauche beseelt bin. Ich bin Orestes, bin dein Bruder, erkenne mich an diesem Zeichen, mit dem mich unser Vater Agamemnon selbst am Arme gezeichnet hat.“ Nicht länger konnte Electra zweifeln und weinend vor Freuden warf sie sich in des Bruders Arme.

Orestes war gekommen, den Vater zu rächen. Darum ging er jetzt mit seinem Freunde Pylades, denn dieser war der andere der beiden Jünglinge, in den Palast, wo die Königin allein war und bald erlag sie unter den Streichen des eigenen Sohnes. Auch der vom Lande heimkehrende und nichts arges ahnende Aegisthus empfing von Orestes Hand den Lohn seiner Missethat.

Kaum aber war die That vollbracht, so fühlte Orestes schon die Strafe des Muttermordes, den er, um den Vater zu rächen,

begangen hatte. Die Erynnien, die höllischen Rachegeister, verfolgten ihn. Töchter der Nacht und schwarz wie diese, von entsetzlicher Gestalt, übermenschlich groß, mit blutigen Augen, Schlangen in den Haaren, Fackeln in der einen Hand, in der andern aus Schlangen geflochtene Geißeln, hefteten sie sich an die Fersen des Mörders, ihn auf Schritt und Tritt verfolgend und nagende Gewissensbisse und quälende Reue ihm ins Herz sendend.

Irrend streifte der unglückliche Jüngling im Lande umher, nur begleitet von seinem treuen Freunde Pylades, der ihn auch im Unglücke nicht verließ. Dieser führte ihn, der nirgends Ruhe und Rast fand, nach Delphi zu dem Orakel des Apollo, um dort zu fragen, wie Orestes Erlösung von seinen Qualen finden könne. Die Antwort des Gottes lautete, die Erynnien würden ablassen, den Unglücklichen zu verfolgen, wenn er seine Schwester aus Tauris, dem Barbarenlande, nach Griechenland zurückführe.

Da machte sich Orestes nach dem Lande Tauris auf, um das Gebot des Gottes zu erfüllen und die Bildsäule der Artemis, der Schwester des Apollo, die in Tauris hochverehrt ward, nach Griechenland zu holen. Und auch auf dieser Reise war Orestes nicht ohne die Begleitung seines treuen Freundes.

III. Als nach langer, mühseliger Fahrt die beiden Freunde an der Küste des taurischen Landes angekommen waren, wurden sie sofort von den Bewohnern des Landes gefangen genommen und zum Heiligthume der Göttin Artemis geführt, damit sie von der Priesterin der Göttin geopfert würden. Denn es war in Taurien seit alter Zeit der Brauch, jeden Fremdling, dessen Fuß das Ufer betrat, der Landesgöttin zu opfern.

Die Priesterin aber, die in Tauris des Heiligthums der Göttin waltete, war Iphigenia, Agamemnons Tochter, welche von der Göttin an dem Opferaltare zu Aulis in eine Wolke gehüllt und zu ihrem Dienste nach Tauris gebracht worden war. Oft beklagte Iphigenia bitter ihr Los, daß sie, fern von der Heimath unter Barbaren weilend, dem grausamen Brauche des Landes gemäß Todtenopfer weihen mußte, die dann niedrigere Diener der Göttin zur grausen Schlachtbank führten und am schwersten ward ihr solches Amt, wenn es Griechen waren, die dem Opfertode verfielen.

Als jetzt die gefangenen Jünglinge vor sie geführt wurden, fragte sie dieselben nach ihrem Namen und nach ihrem Heimathlande. Orestes antwortete: „Dieser mein Freund heißt Pylades, ich aber bin ein Elender, der am besten namenlos stirbt.“ Als Iphigenia auf wiederholtes Fragen erfuhr, daß Orestes aus Mycene stamme, erglühte sie in freudigem Schrecken und sofort fragte sie nach dem Ausgange des trojanischen Krieges und nach dem Schick-

sale ihrer Eltern und Geschwister. Da erfuhr sie von der Zerstörung Trojas, von Agamemnons Rückkehr und Ermordung; auch von seinem Muttermorde erzählte Orestes, ohne sich jedoch zu erkennen zu geben.

In der Hoffnung, durch ihren Bruder Orestes, von dem sie nun wußte, daß er noch lebe, aus dem Lande der Taurier erlöst werden zu können, versprach sie dem Jüngling, mit dem sie redete, das Leben, wenn er sich erbiete, einen Brief nach Mycene zu befördern, woher auch sie stamme.

Nun entspann sich ein edler Wettstreit unter den beiden Jünglingen. Jeder wollte zu Gunsten des andern sterben. Orestes wollte durch Pylades den Brief besorgen lassen, dieser aber wollte sein Schicksal nicht von dem seines Freundes trennen; man würde ihn, so meinte er, als einen Feigling verachten, wenn er so den Freund verlasse. Allein Orestes ließ sich nicht wankend machen und so übernahm Pylades die Besorgung des Briefes, den Iphigenia ihm gab.

Pylades mußte schwören, denselben treu zu bestellen, nachdem auch Iphigenia ihn durch einen Eid seines Lebens versichert hatte. Für den Fall aber, daß der Brief durch einen Schiffbruch verloren ginge, vertraute sie dem Pylades den Inhalt desselben auch mündlich an. „Melde", sprach sie, „dem Orestes, dem Sohne Agamemnons, daß seine Schwester Iphigenia zu Tauris Priesterin der Göttin Artemis sei und daß sie hoffe, er werde kommen, sie aus dem Barbarenlande wieder in die Heimath zu führen."

Als Orestes das hörte, konnte er vor Staunen keine Worte finden, Pylades aber sprach: „So will ich die Botschaft sogleich ausrichten, denn der neben mir steht, ist Orestes, dein Bruder." Damit reichte er dem Freunde den Brief. Orestes aber warf denselben zu Boden, und umschlang die wiedergefundene Schwester mit den Armen.

Als er darauf zum Erkennungszeichen Iphigenien die Kleider nannte, die sie ihm einst gewebt hatte, da konnte kein Zweifel übrig bleiben, daß sie ihren Bruder vor sich sah. Die Geschwister überließen sich nun ihrer Freude, bis Pylades an das erinnerte, weshalb die Jünglinge eigentlich nach Tauris gekommen waren.

Da ersann Iphigenie eine List, wie sie sich in den Besitz des Götterbildes setzen und dann gemeinsam nach Griechenland entfliehen wollten. Sie wollte dem Könige Thoas erzählen, wie einer der Jünglinge, der um eines Muttermordes willen aus seiner Heimath entflohen sei, das Götterbild berührt und dadurch entweiht habe. Deshalb müsse das Bild erst in den Meereswogen gebadet werden und ebenso müsse man den Jüngling erst entsühnen, ehe man ihn opfern könne.

Noch besprach sie mit den Jünglingen den Plan zur Flucht;

da erschien der König Thoas. Sie erzählte ihm, was halb wahr und halb ersonnen war und er war damit einverstanden, daß sie sich unter Begleitung seiner Diener mit den Gefangenen und mit dem Götterbilde zum Strande begebe. Er selbst versprach, unterdessen den Tempel, der durch des Muttermörders Berührung ebenfalls entweiht sei, mit heiligem Feuer zu reinigen.

Nach etlichen Stunden kam einer der Diener vom Strande zurück und brachte dem Könige die Nachricht, daß Iphigenia mit den Gefangenen und mit dem Götterbilde in ein Schiff, das am Ufer gelegen, gestiegen und entflohen sei. Ein Sturm aber habe sie alle wieder zum Strande zurückgetrieben.

Da zürnte der König und furchtbare Rache wollte er an den Gefangenen und an der treulosen Priesterin nehmen. Er sammelte eine Schar Bewaffneter um sich und eilte mit ihnen zum Strande. Aber plötzlich hemmte eine himmlische Erscheinung den Zug. Pallas Athene, die erhabene Göttin, schwebte zur Erde hernieder und sprach zu dem Könige: „Laß deine Heerhaufen ruhen und meine Schützlinge ihres Weges ziehen. Orestes, der Bruder Iphigeniens ist auf göttliches Geheiß in dein Land gekommen, die Schwester zur Heimath heimzuführen und das Bildniß der heiligen Göttin Artemis in meine geliebte Stadt Athen zu bringen, wo ihm ein neuer herrlicher Tempel geweiht werden soll.“

Der König Thoas war ein frommer Verehrer der Götter. Er warf sich vor der Göttin zur Erde nieder und sprach: „O, Pallas Athene! Wer Götterwort vernimmt und ihm nicht willig sein Ohr zuneigt, der thut Unrecht. Mögen deine Schützlinge mit dem Bildniß der Göttin ziehen, wohin sie wollen, mögen sie das Bild glücklich in deinem Reiche aufstellen.“

Die Göttin verschwand und Thoas zog weiter zum Strande, aber nur, um seiner Priesterin, wie gern er sie auch bei sich behalten hätte, die Erlaubniß zur Abreise zu überbringen. Herzlich dankten ihm da die Jungfrau und ihre Begleiter und wie Thoas ihnen zu ihrer Reise den Segen der Götter wünschte, so flehten auch sie um der Götter Segen für den König, der sie so bereitwillig ziehen ließ.

Nach einer von den Göttern beschützten Fahrt kamen die Geschwister nebst ihrem Freunde glücklich in Griechenland an. Orestes, von der Verfolgung der furchtbaren Rachegeister befreit, beherrschte von nun an sein väterliches Reich und Pylades, der Electra zur Gattin genommen hatte, blieb bei ihm als treuer Freund und Rathgeber.

---

# Odysseus.

I. Unter allen Helden, die vor Troja gekämpft hatten, war keinem so widriges Geschick beschieden, bevor er in seine Heimath zurückkehrte, wie dem klugen Helden Odysseus.

Als er mit zwölf wohlbemannten Schiffen von der Küste von Troja absegelte, trieb ihn der Wind zuerst nach Ismaros, der Stadt der Cikonen. Dieselbe eroberte und zerstörte er und reiche Beute ward unter die Genossen vertheilt. Statt aber nach Odysseus Rathe alsbald weiter zu segeln, schwelgten die Genossen in dem trefflichen Weine, den sie in der Stadt gefunden. Unterdessen hatten die Bewohner der Stadt die in der Nähe wohnenden Cikonen herbeigerufen, die tapfer und stark waren, und es kam zu einem hartnäckigen Kampfe, der vom Morgen bis zum Abend währte. Jedes der griechischen Schiffe verlor in diesem Kampfe sechs seiner Helden und eilig segelten die noch lebenden von dannen, trauernd, daß sie ihre Gefährten unbegraben mußten liegen lassen.

Nun aber erhob sich ein Sturm, dichte Wolken umhüllten Erde und Meer und zehn Tage lang wurden die Schiffe auf dem Meere umhergetrieben. Am zehnten Tage gelangten sie zu dem Lande der Lotophagen, die sich von der Lotospflanze nährten. Als die Griechen ans Land gestiegen waren und sich nach der stürmischen Seereise mit Speise und Trank wieder gekräftigt hatten, sandte Odysseus einige seiner Freunde in Begleitung eines Herolds aus, die Beschaffenheit des Landes zu erkunden. Die Lotophagen waren den Fremdlingen freundlich gesinnt und gaben ihnen von der Lotosfrucht zu kosten. Wer aber diese gekostet, der mochte nie wieder etwas anderes essen und so mußte denn Odysseus die ausgesandten Freunde mit Gewalt zu den Schiffen zurückbringen und sie mit Seilen festbinden. Die übrigen Gefährten aber trieb er, eilend weiter zu segeln, damit sie nicht auch, von dem Lotos verführt, der Heimath vergäßen.

Von da gelangten die Griechen zu dem Lande der wilden Cyklopen. Das waren Riesen, die weder Gesetz noch Ordnung kannten und bei denen das Volk sich nicht zu gemeinsamer Be-

rathung versammelte. Sie ackerten und säeten auch nicht, sondern genossen nur, was das fruchtbare Land ihnen ohne Arbeit bot. In Felsenhöhlen wohnten sie und jeder richtete nach Willkür über Weib und Kinder.

Vor dem Lande lag eine kleine wälderreiche Insel, die von keinem Menschen bewohnt war, auf der aber zahlreiche Herden wilder Ziegen umherschweiften. In dunkler Nacht landeten die Griechen an dieser Insel; sie stiegen aus den Schiffen und warteten des Morgens. Als derselbe heraufstieg, wunderten sie sich des fruchtbaren und doch menschenleeren Eilandes; die zahllosen Ziegen aber verlockten sie zur Jagd. Die Bogen und die Spieße wurden aus den Schiffen herbeigeholt und bald war reichliches Wildpret erbeutet. Ein leckeres Mahl ward an einem schnell entzündeten Feuer bereitet und auch an Wein gebrach es nicht. Reiche Vorräthe hatte man von demselben in dem Lande der Cikonen erbeutet und noch bargen die Schiffe manchen gefüllten Henkelkrug.

Von der Insel aus sahen die Griechen auch das Land der Cyklopen, von dem an etlichen Stellen Rauch sich zum Himmel erhob. Darum berief Odysseus am nächsten Morgen seine Gefährten um sich und einen Theil derselben forderte er auf, mit ihm nach dem gegenüberliegenden Lande zu fahren, um zu erforschen, wer da wohne. Die übrigen aber sollten unterdessen auf der Ziegeninsel bleiben.

Die Ausgewählten gingen mit Odysseus zum Schiff und ergriffen die Ruder. Als sie das Gestade erreichten, erblickten sie eine hochgewölbte Felsenhöhle, die von zahlreichen Lorbeerbäumen umschattet war. Ein hohes Gehege, von Felsstücken und Baumstämmen erbaut, umgab dieselbe. In ihr wohnte ein Mann, der am Tage seine Herden auf entlegene Weiden trieb und mit niemand Umgang pflegte. Gräßlich war er gestaltet und glich nicht anderen Menschen; riesenhaft ragte er empor wie ein vereinzelter waldreicher Gipfel eines Gebirges und fürchterlich ward sein Ansehen namentlich dadurch, daß er nur ein Auge hatte, das, groß und gräßlich blickend, mitten auf der Stirn stand.

Odysseus nahm von den im Schiffe mit ihm angekommenen Gefährten nur zwölf der tapfersten mit sich; den übrigen befahl er bei dem Schiffe zu bleiben. Mit jenen ging er nach der Höhle. Weil sie aber nicht wußten, ob sie daselbst etwas zu essen fänden, nahmen sie Speise mit, auch einen ziegenledernen Schlauch voll Weines, den Odysseus zu Ismaros von einem Priester erhalten hatte und der so süß und feurig war, daß man beim Trinken einen Becher desselben mit zwanzig Bechern Wasser vermischen mußte.

In der Höhle fanden sie den Riesen nicht daheim; sie gingen aber hinein. Da waren viele junge Lämmer und Zicklein, die noch

nicht mit auf die Weide getrieben wurden und viele Körbe voll Käse standen da. Odysseus Gefährten wollten etliche Körbe mit Käsen, auch etliche Lämmer und Zicklein mit sich nehmen und wieder zum Schiffe zurückeilen, Odysseus aber beredete sie, zu warten, bis der Riese heimkehrte. Da zündeten sie ein Feuer an, opferten den Göttern von den Käsen und aßen dann selbst.

Endlich kam der Riese schwerbepackt mit einem Bündel Holz, das er krachend auf den Boden der Höhle warf. Nachdem alsdann die Schafe und Ziegen alle in die Höhle getrieben waren, schloß er dieselbe mit einem gewaltigen Steine, den nur seine Riesenkräfte bewegen konnten. Hätte man diesen Stein zerschlagen wollen, so wären wohl zwanzig Wagen nöthig gewesen, um die Stücken fortzuschaffen. Als der Riese darauf seine Herde gemolken, an der gewonnenen Milch sich gelabt und die übrig gebliebene in Gefäßen aufbewahrt hatte, zündete er Feuer an. Da bemerkte er die Griechen, welche sich in den äußersten Winkel der Höhle versteckt hatten, und zornig redete er sie an: „Wer seid ihr Fremdlinge? Und woher kommt ihr? Hat euch ein Geschäft über die Wogen des Meeres getrieben oder schweift ihr als Räuber auf dem Meere umher, die ihr Leben verachten und den Völkern feindlich gesinnt sind?“

Die rauhe Stimme des Riesen hatte die Griechen noch mehr erschreckt, Odysseus aber ermannte sich und antwortete: „Griechen sind wir und von Trojas fernen Gestaden kommen wir, von den Wogen des Meeres und von schrecklichen Stürmen hierher verschlagen, fern von unserm Vaterlande. Nun bitten wir dich, daß du uns freundlich geringe Bewirthung reichst, damit Zeus dich segne, der hilflosen Fremdlingen ein Freund und Beschützer ist.“

Der Cyklop antwortete: „Ein Thor bist du, o Fremdling, daß du mich an Zeus erinnerst. Wir Cyklopen kümmern uns weder um ihn, noch um die übrigen Götter, denn wir sind besser als sie. Sehr irrst du, wenn du meinst, ich werde aus Scheu vor den Göttern deiner oder deiner Gefährten schonen. Aber sage mir, wo das Schiff ist, auf dem ihr gekommen.“ Des Riesen schlimme Absicht durchschauend erwiederte der kluge Odysseus: „Unser Schiff ist an den Klippen zerschellt und ich bin allein mit meinen Gefährten dem Unglück entronnen.“

Ohne weiter etwas darauf zu antworten, ergriff der Cyklop zwei der Griechen und zerschmetterte ihnen an dem Felsen die Köpfe, daß das Gehirn weit umher spritzet. Dann zerstückte er sie und Glied um Glied fraß er hinein, wie ein Löwe des Felsengebirges, daß auch kein Restchen Fleisch oder Knochen übrig blieb. Weinend erhoben da die Griechen die Hände zum Zeus und starres Entsetzen ergriff sie. Der Riese aber streckte sich nach seinem

fürchterlichen Mahle auf den Boden der Höhle und fiel in tiefen Schlaf. Da kam Odysseus der Gedanke, dem schlafenden Ungeheuer das Schwert tief in die Brust zu bohren; zur rechten Zeit besann er sich noch, daß er dann mit all seinen Gefährten dem sicheren Tode verfallen wäre, denn ihre Hände wären nie im Stande gewesen, den Felsen zu beseitigen, den der Riese vor den Eingang der Höhle gehoben hatte.

Beim Grauen des nächsten Morgens zündete der Cyklop wieder Feuer an, molk dann die Herde und als er damit zu Ende war, packte er wieder zwei Griechen und verzehrte sie wie die am vergangenen Abende. Alsdann trieb er die Herde aus der Höhle, welche er wieder verschloß, indem er den Felsen vor dieselbe setzte. So leicht hob er den Felsen in die Höhe, als ob es nur der Deckel seines Köchers wäre. Da saßen nun die Griechen den ganzen Tag, trauernd und auf Rettung sinnend. Endlich reifte in Odysseus Seele ein Plan.

In der Höhle lag des Cyklopen Keule, ein gewaltiger Oelbaum. Wohl war sie so lang und dick, daß man sie für einen Mastbaum hätte halten können. Von ihr hieb Odysseus das obere Ende ab, das er dann mit seinen Gefährten zuspitzte und in der Gluth des Feuers härtete. Dann verbarg er den Pfahl in dem Miste, der in der Höhle aufgeschichtet lag, vier seiner Gefährten aber erwählte er, daß sie den Pfahl hielten, wenn er ihn dem schlafenden Ungeheuer in sein Auge drehen würde.

Am Abend verschlang der heimgekehrte Riese, nachdem er seine Arbeiten wie am Tage zuvor verrichtet, wieder zwei der Gefährten. Darauf trat Odysseus zu ihm und in einem hölzernen Becher ihm von dem starken Weine darreichend, den er mit sich gebracht hatte, sprach er: „Nimm, Cyklop, und trinke! Auf Menschenfleisch ist der Wein gut!“ Der Riese trank und so wohl schmeckte ihm dieser Wein, daß er bat, den Becher noch einmal zu füllen. Wohl hätten, meinte er, die Cyklopen auch Wein, aber nicht solchen, wie ihn der Fremdling ihm reichte. Gern füllte Odysseus den Becher wieder, damit der Riese um so fester schliefe. Nach dem zweiten Becher frug der Riese nach Odysseus Namen, auch bat er, den Becher noch einmal zu füllen. Das that Odysseus und indem er ihm den Becher reichte, sprach er: „Niemand ist mein Name; so heißen mich alle Genossen.“ Da antwortete der Riese, nachdem er auch den dritten Becher getrunken: „Zum Danke für deine vortreffliche Gabe, lieber Niemand, will ich dich zuletzt verzehren.“ Darauf legte er sich nieder und ein fürchterliches Schnarchen bewies bald, daß er in tiefen Schlaf gefallen war.

Das war die rechte Zeit für die Ausführung des Planes, den Odysseus entworfen hatte. Am Feuer machte er den vorbereiteten

Pfahl glühend und dann stieß er ihn mit Hilfe der vier Gefährten in das Auge des Cyklopen und während die Gefährten den Pfahl aufrecht hielten, drehte er ihn aus Leibeskräften in dem Auge herum. Da umquoll heißes Blut die eindringende Spitze und Wimpern und Brauen versengten. Zischend spritzte das Blut hoch auf, wie wenn der Schmied die glühende Axt in Wasser hält.

Der Riese heulte fürchterlich und während die Griechen sich in den entferntesten Winkel der Höhle verbargen, riß er sich den Pfahl aus dem Auge und schleuderte ihn weit von sich. Das fürchterliche Brüllen des Cyklopen vernahmen die in der Nähe wohnenden Cyklopen und sie eilten herbei, ihm zu helfen. Sie standen vor der Höhle und auf ihre Frage, wer ihm etwas zu Leide thue, wer ihn etwa hinterlistig würge, antwortete er heulend: „Niemand würgt mich, Niemand hat mich hinterlistig angefallen." Da sprachen die andern Cyklopen: „Wenn Niemand dir etwas zu Leide thut, so können wir dir auch nicht helfen; für innere Schmerzen haben wir keine Mittel", und sie gingen wieder heim. Odysseus freute sich seiner gelungenen List und lachte im Herzen.

Am Morgen hob der Riese den Felsen vom Eingange der Höhle. Damit aber mit der Herde nicht auch einer der Griechen entwische, stellte er sich in den Eingang und tappte mit den Händen umher. Auch das hatte Odysseus längst vorbedacht. Mit schwanken Ruthen hatte er immer je drei Widder zusammen und unter den Bauch des mittelsten allemal einen seiner Gefährten festgebunden. So entkamen alle Gefährten des Odysseus, denn nicht dachte der Cyklop daran, daß ein Grieche am Bauche des Thieres hängen könnte, während er den Rücken desselben betastete.

Am schlimmsten war Odysseus selbst daran, den niemand unter einem Thiere festbinden konnte. Er suchte sich den größten und stattlichsten Widder der Herde heraus und mit den Händen sich krampfhaft in der Wolle desselben fest haltend, hing er sich unter den Bauch desselben. Als der Widder aus der Höhle hinaus wollte, hielt ihn Polyphem, so hieß der Cyklop, an und ihn liebkosend sprach er: „Wie kommst du heute so spät, da du doch sonst immer der erste bist, wenn es zur Weide geht. Geht dir etwa das Schicksal deines Herrn nahe, den der tückische Fremdling geblendet hat! Ach, könntest du doch reden, um mir zu sagen, wo er sich versteckt hält, damit ich ihn am Felsen zerschmettern könnte." Dann ließ er den Widder gehen.

Als Odysseus glücklich ins Freie gelangt war, machte er zuerst seine Gefährten los, dann trieben sie gemeinsam etliche der schönsten Thiere zum Strande, wo sie von den Genossen, die bei dem Schiffe geblieben waren, mit Freuden empfangen wurden. Trauernd vernahmen diese, wie Polyphem sechs ihrer Gefährten gemor-

det und verschlungen habe. Dann stießen sie das Schiff vom Gestade und ruderten weiter. Als sie in einiger Entfernung von dem Gestade waren, rief Odysseus dem Cyklopen die höhnenden Worte zu: „Ha, Cyklop, keines schlechten Mannes Genossen fraßest du in deiner Höhle; aber Zeus hat deine Frevelthat gerächt.“ Da ergriff Polyphem einen ungeheuren Felsblock und schleuderte ihn grimmig nach der Gegend, von wo die Stimme erscholl. Hoch auf schäumte das Meer, als der Fels dicht neben dem Schiffe in dasselbe versank und von den dadurch erregten Wellen ward das Schiff wieder an das Gestade zurückgetrieben. Mit Anstrengung aller Kräfte ruderten die Griechen wieder ins Meer hinaus und als sie weiter entfernt waren, als am ersten mal, rief Odysseus wieder: „Höre, Polyphem, was ich dir sagen will. Wenn dich jemand fragt, wer dich geblendet, so sage: Odysseus war es, Laertes Sohn, der in Ithaka wohnt.“ Da erinnerte sich Polyphem, wie einst ein alter Seher ihm geweissagt hatte, er würde durch Odysseus Hände geblendet werden und laut rief er: „Wehe, nun ist in Erfüllung gegangen, was mir geweissagt wurde. Ich glaubte aber, ein großer, gewaltiger Mann voll Stärke und Kraft müßte erst kommen; nun hat ein elender Wicht, ein Schwächling mein Auge geblendet, nachdem er mich vorher mit Wein berauscht hatte.“ Und wiederum schleuderte Polyphem mächtige Felsblöcke dem Schifflein nach, das aber schon zu weit entfernt war, als daß es die Steine noch hätten erreichen können. Da betete Polyphem zu dem Meerbeherrscher Poseidon, der sein Vater war, daß er Odysseus entweder nie heimkehren lasse oder doch nur nach vielen Gefahren, unglücklich, entblößt von allem Gut und von allen Genossen.

Glücklich gelangte Odysseus mit den ihm gebliebenen Gefährten wieder auf der Ziegeninsel an, wo er den Lieblingsbock des Cyklopen dem Zeus opferte.

II. Am andern Morgen fuhren die Griechen weiter und gelangten zu der äolischen Insel, auf welcher Aeolus, der Gott der Winde, wohnte, der nach Gefallen die Winde erregen oder besänftigen konnte. Bei ihm fanden die Griechen freundliche Aufnahme und theilnehmend erkundigte er sich nach ihren Schicksalen. Da mußte Odysseus ihm erzählen von Trojas Bezwingung und von dem Mißgeschick, das bisher auf dem Wege zur Heimath ihn betroffen hatte. Als die Griechen wohlbewirthet von Aeolus wieder entlassen wurden, gab dieser dem Odysseus einen Schlauch aus starkem Ochsenleder, in den er alle den Griechen widrigen Winde eingeschlossen und den er mit einer silbernen Schnur zugebunden hatte. Dann ließ er einen milden Westwind wehen, der die Griechen sicher ihrer Heimath zuführen sollte.

Neun Tage schon durchsegelten die Griechen die Wogen und stets hatte Odysseus am Steuerruder gestanden, um sicher zu sein, daß man die Heimath bald erreiche. Da übermannte ihn am zehnten Tage die Müdigkeit und er legte sich nieder, eine Weile zu schlafen. Während er schlief, besprachen sich seine Genossen, wie in dem Schlauche, den Aeolus dem Odysseus geschenkt habe, wohl reiche Gastgeschenke, goldene und silberne Kleinode sein möchten und Neugier ergriff sie, dieselben zu sehen. Sie öffneten den Schlauch. Da aber fuhren brausend und heulend die eingeschlossenen Winde heraus und schleuderten die Griechen zurück in das Weltmeer, weit weg von ihrer Heimath. Als Odysseus von dem Brausen erwachte, war das Schiff schon wieder nahe der äolischen Insel.

Unter Seufzen und Klagen stiegen die Männer wieder ans Land. Aber nicht zum zweitenmale war Aeolus ihnen gnädig gesinnt. „Hebet euch weg", sprach er, „denn ihr müßt arg und mit dem Zorne der Götter beladen sein!" Und so fuhren die Griechen traurig wieder von dannen.

Sechs Tage waren sie wieder auf dem Meere umhergetrieben, da langten sie am siebenten bei dem Lande der riesigen Lästrygonen an. In einer Bucht, die vor jedem Winde geschützt war, landeten die Griechen, nur Odysseus blieb mit seinem Schiffe außerhalb der Bucht. Da kamen die grausamen Lästrygonen herbei, zertrümmerten die Schiffe und erschlugen Odysseus Gefährten. Nur Odysseus entrann mit seinem Schiffe und den auf demselben befindlichen Genossen dem Verderben.

Traurig fuhr er mit den wenigen, die ihm geblieben waren, weiter und gelangte zu der Insel Aeäa, die von der Zauberin Circe bewohnt war. Als die Griechen ans Land gestiegen waren, machte Odysseus sich auf und erklomm eine Anhöhe, um das Land genauer zu erkunden. Da sah er im Innern desselben hinter dichten Wäldern Rauch aufsteigen, der kam von der Wohnung der Zauberin. Ehe er aber weiteres that, wollte er sich erst mit seinen Genossen berathen und kehrte deshalb zum Schiffe zurück. Unterwegs begegnete ihm ein stattlicher Hirsch; den erlegte er mit der Lanze und auf den Schultern trug er ihn zu den Genossen, die sich des leckeren Mahles freuten.

Nachdem sie von dem schnell bereiteten Braten gegessen hatten, machte Odysseus den Vorschlag, eine Schar in das Land zu entsenden, ob sie den Weg nach Griechenland erfragen könnte. Die Genossen theilte er in zwei Scharen; der Führer der einen wollte er selbst sein, die andere sollte Eurylochus führen. Als dann zwei Lose in dem ehernen Helme umgeschüttelt wurden, sprang das des Eurylochus heraus, der nun mit seiner Schar, die aus zweiundzwanzig Genossen bestand, sich auf den Weg machte.

Auf dem Wege nach dem Palaste der Circe begegneten ihnen Wölfe und Löwen, die nicht, wie sonst solche Thiere zu thun pflegen, wüthend gegen die Helden ansprangen, sondern schmeichelnd wie Hunde sie umwandelten; es waren Menschen, die durch die Kraft der Zauberin in Thiere verwandelt worden waren. Als die Griechen an dem Palaste angekommen waren, scholl ihnen anmuthiger Gesang aus demselben entgegen. Der kam von Circe, die eben unter Gesang an einem wunderbaren Teppich webte. Die Griechen blieben lauschend eine Weile am Thore stehen, dann baten sie um Einlaß und freundlich wurden sie von der Göttin willkommen geheißen. Nur Eurylochus blieb vor dem Thore stehen, als die Gefährten in den Palast eintraten, denn er fürchtete Böses.

Auf prächtigen Sesseln mußten darauf die Griechen Platz nehmen und köstliche Speisen und Weine wurden ihnen vorgesetzt. Die Arglosen genossen von dem Dargebotenen. Circe aber hatte Zauberkräuter unter den Wein gemischt und als sie die Griechen mit ihrem Stabe berührte, wurden diese in Schweine verwandelt, welche die Zauberin alsbald in einen Stall trieb. Aber sie hatten nur die Leiber von Schweinen, ihr Verstand war ihnen geblieben und weinend über ihr Schicksal sahen sie, wie Circe ihnen Eicheln und Buchecken, wie die Schweine sie fressen, vorschüttete.

Eurylochus hatte alles gesehen und brachte die traurige Kunde zu Odysseus und zu den zurückgebliebenen Genossen. Da gürtete Odysseus sein silberbeschlagenes Schwert um, Bogen und Köcher nahm er zur Hand und dann befahl er, ihn zu der Wohnung der Göttin zu führen. Eurylochus aber redete ihm ab und weigerte sich, ihn zu begleiten. Da ging er allein. Schon war er nahe bei dem Palast der Göttin, als ihm Hermes, der Götterbote, begegnete. Der gab ihm ein Kraut, welches bewirkte, daß ihm die Zauberkräuter der Circe nicht schaden konnten; auch sprach er zu ihm: „Wenn die Göttin dich mit dem Stabe berühren will, so dringe mit gezücktem Schwerte auf sie ein, als ob du sie ermorden wolltest. Dann wird sie nicht nur dir kein Leid thun, sondern auch deine verzauberten Gefährten erlösen.“

Der Gott verschwand, Odysseus aber ging zu Circe und befolgte des Gottes Rath. Da fiel ihm Circe reuig zu Füßen und rief aus: „Wahrlich, ein Gott mußt du sein; denn noch nie hat ein Mensch meinem Zauber widerstanden. Oder bist du Odysseus, jener herrliche Held, von dem mir geweissagt ist, daß er auf seinen Fahrten auch hierher kommen werde?“ Und sofort überbot sie sich selbst in Freundlichkeiten gegen den Helden. Ihre Mägde rief sie herbei, dem Helden zu dienen. Eine mußte den Sessel mit zierlichen Polstern bedecken, eine andere mußte herrliche Tische von Silber herbeitragen, eine dritte mischte in silberner Schale süßen

Wein, während die vierte Wasser herbeitrug und Feuer unter dem Kessel anzündete, um dem Helden ein stärkendes Bad zu bereiten.

Odysseus aber wollte nichts anrühren, bevor er nicht über das Schicksal seiner Genossen Gewißheit hatte und er sie gerettet vor sich sah. Da ging die Göttin hinaus und öffnete die Thüre des Stalles. Heraus kamen die verwandelten Griechen, Circe aber bestrich sie mit wunderwirkender Salbe. Da fielen die Borsten von ihnen ab, die Glieder verwandelten sich wieder in menschliche und endlich standen die Männer in voller Schönheit wieder da, ja, sie sahen sogar jünger und schöner aus, als sie vor der Verwandlung gewesen waren. Sie erkannten Odysseus und ahnten, daß er ihr Retter war; weinend vor Freuden küßten sie ihm die Hände.

Circe bat darauf den Odysseus, daß er einige Zeit bei ihr bleibe und das Schiff unterdessen ans Gestade ziehen lasse, den Männern aber, die noch bei dem Schiffe waren, auch zum Palaste zu kommen befehle. Odysseus that, wie die Göttin es wünschte und alle kamen zum Palaste, auch Eurylochus, der anfangs noch immer Circes Hinterlist fürchtete und lieber allein bei dem Schiffe zurückbleiben wollte. Herrlich lebten die Helden bei Circe und als sie ein Jahr lang bei ihr gewesen waren, da war es ihnen kaum wie ein Monat.

Endlich gedachten sie doch der Heimath und baten Odysseus, sich wieder mit ihnen zur Heimath zu rüsten. Da begehrte Odysseus Urlaub von Circe. Die aber sprach zu ihm: „Ich will nicht länger euch halten, aber glaubet nur nicht, daß ihr von hier sofort heimkehren könnt. Ihr müßt jetzt erst eine Fahrt in die Unterwelt unternehmen, um den weisen Seher Tiresias wegen eurer Fahrt zu befragen; denn er ist unter allen Schatten der einzige, dem die Götter auch im Tode Verstand und Erkenntniß gelassen haben, während die andern erkenntnißlose flatternde Schatten sind." Dann belehrte sie Odysseus noch über den Weg, den er nach der Unterwelt einzuschlagen hatte und über die Opfergebräuche, durch welche er die Schatten der Todten herbeilocken sollte. Ein Hauch aus Norden, sprach die Göttin, werde das Schiff von selbst an die Haine der Persephone, der Göttin der Unterwelt treiben; dort gelandet sollte Odysseus an den Ort gehen, wo die Ströme der Unterwelt Kocytus und Pyriphlegethon sich mit dem Acheron mischen. Dicht dabei sollte er eine Grube graben von einer Elle im Geviert und über dieselbe als Sühnopfer für alle Todten ausgießen zuerst Milch und Honig, dann Wein und endlich Wasser mit weißem Mehle bestreut. Dazu sollte er eine Kuh zum Opfer geloben, sobald er nach Ithaka heimgekehrt, für Tiresias aber einen stattlichen schwarzen Widder. Während dann die Genossen ein weißes männliches und ein schwarzes weibliches Schaf opferten, sollte er sich

abwärts dahin kehren, woher der Strom komme. Bald würden die abgeschiedenen Seelen sich herzudrängen, um von dem Opferblute zu trinken. Doch mit dem scharfen Schwerte solle er sie abwehren, bis der Seher Tiresias herannahe und ihm die Fahrt und die Maße des Weges verkünde und wie er heim gelangen könne durch die rauschenden Fluthen. So befahl die Göttin und nun wurde zur Abfahrt gerüstet. Aber auch von hier sollte Odysseus nicht ohne Unfall absegeln. Einer der Genossen, Elpenor mit Namen, hatte sich, vom Weine trunken, auf das Dach des Hauses zum Schlafe niedergelegt. Als nun der Ruf ertönte, der die Genossen zu den Schiffen rief, verfehlte er schlaftrunken die Stiegen und brach den Hals. Circe gab den Fortziehenden noch die beiden Schafe mit, deren sie zu dem Opfer in der Unterwelt bedurften; dann ward das Schiff von den Wellen davongetragen.

III. In kurzer Zeit gelangten die Griechen an das Ende des Oceanus, wo, in dichte, ewige Finsterniß gehüllt, der Ort lag, den Circe als den Eingang zur Unterwelt bezeichnet hatte. Alsbald grub Odysseus mit seinem Schwerte die Grube, von der Circe ihm gesagt hatte, dann goß er das Opfer aus, Honig und Milch, Wein und Wasser und bestreute es mit weißem Mehle. Auch gelobte er, wie Circe es ihm geboten, den Schatten der Todten ein Rind nach seiner Heimkehr und dem Tiresias den schönsten Widder seiner Herde. Darauf zerschnitt er die Hälse der mitgebrachten Schafe und ließ das Blut in die Grube laufen. Während aber die Genossen alsdann die geopferten Schafe verbrannten, setzte er sich neben die Grube und wehrte die Schatten ab, die sich derselben näherten. Da kamen Jünglinge und Jungfrauen, kummerbeladene Greise und jungaufblühende Mädchen, mancher auch, der im Kriege von eherner Lanze durchbohrt war. Keinen der Schatten aber ließ Odysseus von dem Blute trinken, bis der thebaische Greis, der blinde Seher Tiresias herankam. Nur der jüngst verstorbene Elpenor, dessen Körper noch unbestattet auf der Oberwelt lag, trat näher heran und bat, daß man ihn bestatten möge. Odysseus versprach, nach seiner Rückkehr aus dem Reiche der Todten dafür zu sorgen.

Darnach kam auch die Seele der Mutter des Odysseus, die noch lebte, als er nach Troja zog. Wie gern auch Odysseus mit ihr geredet hätte, wehrte er ihr doch von dem Blute zu trinken, bevor Tiresias zu demselben gekommen war. Endlich kam er, einen goldenen Stab in der Hand haltend, und sogleich erkannte er Odysseus und sprach zu ihm: „Edler Odysseus, warum kamst du an diesen Ort des Entsetzens? Wende dein Schwert und laß mich an die Grube herantreten, daß ich von dem Blute trinke und dir dein Schicksal verkünde.“ Da steckte Odysseus sein Schwert in die

Scheide und sobald Tiresias von dem Blute getrunken, begann er zu sprechen: „Glückliche Heimfahrt suchst du, weitberühmter Odysseus; aber ein Gott wird sie dir schwer machen. Poseidon, der Erderschütterer, hegt Groll gegen dich, weil du seinen Sohn Polyphem des Augenlichtes beraubt hast. Dennoch wirst du, wenn auch unglücklich und nach vielen Leiden, heimkehren, wenn du auf der Insel Thrinakia, bei der du vorbeikommen wirst, die Rinder des Sonnengottes schonst, die dort weiden. Verletzest du sie aber, so weissage ich dir, deinem Schiffe und deinen Gefährten neues Unheil. Und wenn du selber glücklich allen Gefahren entrinnst, so wirst du doch spät, unglücklich und ohne Gefährten auf fremdem Schiffe zur Heimath zurückkehren. In deinem Hause aber wirst du Elend finden; übermüthige Männer werden deine Habe verschlingen und dein Weib mit Brautgeschenken umwerben. Wenn du aber dann mit List und Gewalt die Freier getödtet hast und wieder in dein Haus eingezogen bist, dann opfere dem Meerbeherrscher Poseidon einen Widder und einen Stier, um ihn dir wieder zu versöhnen. Auch den andern unsterblichen Göttern bringe Opfer dar. Dann wirst du in Frieden ein hohes Alter erreichen und ein sanfter Tod wird dich hinwegnehmen aus dem Kreise deiner Völker, die durch dich froh und glücklich geworden sind."

So sprach der Seher. Odysseus aber frug ihn: „Was muß ich beginnen, damit meine Mutter, die stumm da drüben steht und ihren Sohn nicht einmal zu kennen scheint, mit mir rede?" Tiresias erwiederte: „Die Schatten haben nicht Verstand und Erinnerung. Nur wem du gestattest, von dem Blute in der Grube zu trinken, der wird mit dir reden und dir Wahrheit verkünden; wem du es aber wehrst, der wird stillschweigend zurückgehen."

Da ließ Odysseus seine Mutter von dem Blute trinken. Sogleich erkannte sie ihn und sprach mit trauriger Stimme: „Lieber Sohn, wie kommst du in das nächtliche Dunkel herab, da du noch lebst? Schweifst du noch auf der Rückkehr nach dem Vaterlande umher oder warst du schon in Ithaka?" Odysseus erwiederte ihr, wie er gekommen sei, den Seher Tiresias zu fragen und wie er von seiner Heimath nichts wisse; er bat sie auch, ihm zu erzählen, wie sie hierher gekommen und wie es seinem Weibe und seinem Sohne ergehe.

Da antwortete ihm die Mutter: „Noch harret deiner mit treuer, duldender Seele die Gemahlin; in Jammer schwinden ihre Tage dahin und unter Thränen ihre Nächte. Dein Sohn Telemach, der unterdessen zum Jüngling herangewachsen ist, waltet des Herrscheramtes in deinem Lande, dein Vater Laertes aber, vom Kummer über dein Geschick und von den Leiden des Alters gebeugt, lebt auf dem Lande und kommt nie mehr in die Stadt. Gramvoll

verbringt er seine Tage, in schlechte Kleider gehüllt geht er umher, während des Winters schläft er mit den Knechten am Feuer, im Sommer bereitet er sich ein Lager aus Blättern auf dem Felde. Auch mich hat der Kummer um dich hierher gebracht. Ich starb weder an zehrender Seuche, noch plötzlichen Todes; nur das Verlangen nach dir nahm deiner Mutter das Leben."

Sehnsüchtig breitete Odysseus seine Arme aus, die geliebte Mutter zu umfangen. Dreimal versuchte er es, aber jedesmal entschwand sie wie ein Schatten seinen Armen. Da klagte er: „Warum entfliehst du meiner Umarmung? Warum soll ich mein Herz nicht weinend an dem deinen erleichtern?" Sie aber erwiederte ihm: „Das ist das Los der Menschen, geliebter Sohn, daß, wenn Fleisch und Bein von der brennenden Flamme verzehrt sind, die Seele wie ein Traum zu den Schatten der Tiefe entfliehet. Aber nun eile, daß du wieder zum Lichte gelangst und erzähle, was du erlebt, der harrenden Gattin."

Noch manche Seele ließ Odysseus von dem Opferblute trinken und mit mancher noch sprach er. Da kamen Bekannte, die er einst, nach Troja ziehend, in der Heimath gelassen hatte, da kamen auch manche der Gefährten, die mit ihm vor Troja gekämpft hatten. Agamemnon erschien, den nach der Rückkehr von Troja sein treuloses Weib dahingemordet hatte. Er beklagte sein Geschick und pries Odysseus glücklich, den ein treuliebendes Weib sehnsüchtig erwarte. Auch Achilles kam und fragte nach seinem Sohne Neoptolemus, der noch auf der Oberwelt weilte und von dem Odysseus melden konnte, daß er siegreich und hochgeehrt, mit Ehrengeschenken und reicher Beute beladen, das Schiff zur Heimkehr bestiegen habe. Auch die Seele des Ajax sah Odysseus; doch stand sie von ferne und grollte noch immer, weil nicht Ajax, sondern Odysseus die Rüstung des Achilles davongetragen hatte.

Endlich erblickte Odysseus auch die Seelen jener Verdammten, die um ihrer auf der Erde verübten Frevelthaten willen zu ewiger Qual bestimmt waren. Da war Tityus, dem zwei Geier zur Seite saßen, die ihm fortwährend die Leber zerhackten, unbekümmert darum, daß der Unglückliche beständig sie zu verscheuchen suchte. Da war auch Tantalus, der mitten in einem Teiche stand, dessen Wellen ihm das Kinn bespülten. So oft aber der von ewigem Durste Gequälte sich bückte, um mit einem Tropfen des Wassers die lechzende Zunge zu kühlen, wich das Wasser zurück, daß er es nie erreichen konnte. Und über ihm schwebten an grünenden Zweigen die saftigsten Früchte; sobald er aber sich aufreckte, um von den Früchten zu genießen, verschwanden sie vor ihm in die Höhe. Da war endlich Sisyphus, der mit unsäglicher Anstrengung einen gewaltigen Marmorblock einen Berg hinaufwälzen mußte. Wenn er

aber glaubte, nun glücklich die Spitze erreicht zu haben, rollte der Stein jedesmal mit Donnergepolter den Berg wieder hinab und von neuem begann immer wieder die qualvolle Arbeit des Hinaufwälzens.

Genug hatte Odysseus des Schrecklichen gesehen. Eilend begab er sich zu seinem Schiffe und befahl den Gefährten, die Seile vom Ufer zu lösen und kräftig die Ruder zu rühren. Ein günstiger Wind führte die Helden zurück nach Aeäa.

IV. Als die Griechen an der Insel gelandet waren, schickte Odysseus einige seiner Gefährten zu dem Palaste der Circe, um Elpenors Leichnam zu holen, dessen Bestattung er im Todtenreiche versprochen hatte. Schnell wurde Holz gefällt und als der Leichnam gebracht ward, verbrannte man ihn sammt der Rüstung des Todten, häufte dann über der Asche ein Grabmal und pflanzte auf demselben das Ruder auf, das der Todte im Leben geführt hatte.

Als Circe von der Rückkunft der Griechen gehört, hatte sie sich sofort zum Strande der Insel aufgemacht. Dort kam sie an, begleitet von Dienerinnen, die Fleisch und Brot und köstlichen Wein herbeitrugen, daß die Griechen sich daran erquickten.

In Freuden verlebte man einen ganzen Tag. Als aber die Sonne sich neigte, begaben sich die Griechen nach dem Schiffe und legten sich zur Ruhe. Den Helden Odysseus jedoch nahm Circe bei der Hand und führte ihn abwärts, daß er ihr erzähle, was er auf seiner Fahrt in das Reich der Todten erlebt habe. Dann meldete sie ihm, welche Abenteuer seiner auf der weiteren Fahrt noch warteten.

So sprach sie zu ihm: „Zuerst wirst du zu der Insel der Sirenen gelangen, welche durch ihre wunderbar liebliche Stimme alle Sterblichen, die ihnen zu nahe kommen, bezaubern. Wer thöricht ihnen nahet, den werden nimmer sein Weib und seine stammelnden Kinder wieder begrüßen, sondern bezaubert wird er dort am grünen Gestade modern. Darum lenke vorbei und verklebe mit Wachs die Ohren der Gefährten, daß keiner den Gesang zu vernehmen im Stande ist. Wenn du selbst aber begehrst, ihn zu hören, so laß dich mit starken Seilen an den Mastbaum binden und befiehl deinen Gefährten, dich immer stärker zu fesseln, je mehr du ihnen befehlen wirst, dich zu lösen. Wenn du bei den Sirenen glücklich vorüber bist, giebt es zwei Wege, deren einen du wählen mußt, obgleich sie beide gefährlich. Auf dem einen erheben sich Klippen mit zackigem Abhang; Irrfelsen nennt man sie und donnernd branden an ihnen die Wogen. Nie kann ein Vogel unverletzt vorbeifliegen, nie ein Schiff hindurchsegeln, sondern alles wird

von den Wogen des Meeres und dem tosenden Orkan hingerissen. Auf dem andern Wege sind zwei Felsen: der eine ragt mit spitzem Haupte an den Himmel und dunkles Gewölk umzieht ihn, so daß nimmer heiterer Glanz ihn erhellt und nimmer ein Sterblicher ihn zu ersteigen vermag. Mitten in demselben ist eine schwarze Höhle, an der die Schiffe vorbei fahren müssen. In dieser Höhle wohnt Scylla, das fürchterlich bellende Ungethüm, dessen Stimme ist wie die eines Hundes. Zwölf unförmliche Füße hat sie und sechs langgeschlängelte Hälse, auf deren jedem ein gräßliches Haupt mit drei Reihen von Zähnen. Die untere Hälfte des Körpers ruht in der Felsenkluft, während die Häupter, aus der Höhle hervorgestreckt, nach Beute umherschnappen. Niemals rühmte sich noch ein Seefahrer, dort frei von Verderben vorbeigesegelt zu sein; mit jedem Rachen reißt das Ungeheuer einen Mann aus dem Schiffe und verschlingt ihn. Weit niedriger ist der andere Felsen, doch dem ersten so nahe, daß ein Bogenschuß von einem zum andern reichen würde. Auf ihm steht ein Feigenbaum mit weithin schattenden Aesten, gar einladend anzusehen; unter ihm aber droht die Charybdis, die dreimal täglich das dunkle Meerwasser einschlürft und dreimal es wieder hervorstrudelt. Wehe dir, wenn du ihr zu nahe kommst zu der Zeit, da sie gerade das Wasser einschlürft! Selbst Poseidon würde dich dem Verderben nicht entreißen können und selbst die größte Tapferkeit könnte dir ihr gegenüber nichts nützen. Darum segle so schnell als möglich vorbei und da du doch zwischen Scylla und Charybdis wählen mußt, so lenke dein Schiff lieber näher zu den Klippen der Scylla; denn besser ist es, sechs der Gefährten im Schiffe zu missen, als mit dem Schiffe und allen Gefährten zu Grunde zu gehen. Endlich wirst du zur Insel Thrinakia gelangen. Auf ihr weiden Helios, des Sonnengottes, zahlreiche Herden, Rinder und Schafe, je sieben Herden von fünfzig Thieren, die sich weder vermehren, noch vermindern. Wenn du, eingedenk der Heimfahrt, diese Herden verschonst, so wirst du mit deinen Gefährten nach Ithaka zurückkehren; wenn du sie aber verletzest, so weissage ich Unglück dem Schiff und deinen Gefährten und wenn du auch selbst allen Gefahren entrönnest, so würdest du doch nur spät, unglücklich und ohne Gefährten in der Heimath ankommen."

Schon tagte der Morgen, als Circe ihre Rede beendete. Sie kehrte zu ihrem Palaste zurück, Odysseus aber eilte zu seinen Gefährten und mahnte sie, ins Schiff zu steigen und die Seile vom Ufer zu lösen. Sie thaten, wie Odysseus ihnen geheißen und schlugen mit kräftigen Rudern die Wogen. Ein günstiger Wind blähte die Segel und bald gelangten die Griechen zu der Insel, wo die Sirenen wohnten. Odysseus hatte den Genossen erzählt,

was er von Circe über die Sirenen erfahren hatte, darum widerstrebten sie auch nicht, als er mit Wachs ihnen die Ohren verklebte; Odysseus aber ließ sich mit Stricken fest an den Mastbaum binden. Da hörte er das süße Lied der Sirenen, die ihn ans Ufer lockten und ihm versprachen, daß er bei ihnen nicht nur fröhlich, sondern auch weiser werden sollte. Heißes Verlangen ergriff ihn und er winkte den Gefährten, ihn von dem Maste zu lösen. Die aber banden ihn nur um so fester und schlugen die Ruder so schnell, daß sie bald an der Insel vorbei waren und man von dem Gesange der Sirenen nichts mehr hören konnte. Da lösten sie Odysseus von seinen Banden und nahmen sich das Wachs von den Ohren.

Schon hörten die Griechen von ferne das Brausen und Getöse des Strudels der Charybdis. Da entsanken ihren zitternden Händen die Ruder. Odysseus aber mahnte sie dessen, daß sie schon so manchem Unheil entflohen wären, weil sie nicht müßig die Hände in den Schoß gelegt, sondern gegen das Unheil angekämpft hätten. So sollten sie auch jetzt kräftig die Ruder gebrauchen und die Götter würden ihnen beistehen, daß sie glücklich bei dem gefährlichen Strudel vorüberkämen. Zu dem Steuermann aber sprach er: „Lenke du mit fester Hand das Schiff nach jenem hohen Felsen; so werden wir glücklich von dannen kommen.“ Der Steuermann that es; davon aber, daß gerade in jenem Felsen Scylla, das unvermeidliche Unglück wohnte, sagte Odysseus seinen Gefährten nichts.

So fuhr das Schiff hinein in die schaurige Enge zwischen den beiden Felsen. Odysseus schaute immer aus nach der Scylla, wenn sie herauskommen würde, ihm seine Gefährten zu rauben, die übrigen aber, die von dieser Gefahr nichts wußten, blickten scheu hinüber nach dem Strudel und priesen sich glücklich, daß sie ihm entflohen. Da fuhr bellend die Scylla aus ihrer Höhle hervor und im Nu ergriff sie sechs der Gefährten. Die schrieen und jammerten laut und riefen Odysseus um Hilfe an. Wie am Vorgebirge der Fischer mit langer Ruthe die ködertragende Angel den Fischen in die Fluthen des Meeres hinabwirft und dann die zappelnde Beute schnell ans Ufer hinaufschwenkt, so wurden Odysseus Gefährten von dem Ungeheuer zu der Höhle hinaufgeschwungen und ein Anblick zum Erbarmen war es für die übrigen, als sie ihre Gefährten hoch in der Luft zappeln und dann von den Zähnen des Ungeheuers zermalmen sahen, ohne ihnen helfen zu können.

Unter schnellen Ruderschlägen war das Schiff der Meerenge entflohen und bald gelangte es in die Nähe der herrlichen Insel Thrinakia, auf der des Sonnengottes Herden weideten. Da gedachte Odysseus der Warnungen des Tiresias und der Circe und er erzählte seinen Gefährten, wie jene beiden ihm gerathen, die

Insel zu meiden, weil der schrecklichste Jammer dort ihrer warte. Ihm antwortete aber Eurylochus: „Wohl magst du solches rathen, grausamer Mann, dem die Glieder von Kraft strotzen und der nimmer ermüdet. Aber warum willst du uns, die wir von langer Arbeit entkräftet sind, nicht gestatten, auf der lieblichen Insel einmal auszuruhen und uns an kräftiger Speise zu erquicken?“ Diesen Worten spendeten alle Genossen Beifall. Da sah Odysseus wohl, daß er die Landung nicht verhindern könnte; doch ließ er wenigstens die Genossen schwören, daß sie sich an den Herden des Sonnengottes nicht vergreifen und keins der Rinder oder Schafe zu ihrer Mahlzeit schlachten wollten, sondern nur von der Speise essen, die ihnen Circe mitgegeben. Alle schwuren den Eid.

Während die Griechen aber auf der Insel waren, erhoben sich gewaltige Stürme und einen ganzen Monat lang wurden sie dadurch am Weitersegeln verhindert. Noch hatten sie keinem der Rinder oder Schafe des Sonnengottes etwas zu Leide gethan. Und doch war die in dem Schiffe mitgebrachte Speise schon zu Ende gegangen und die Griechen mußten, den nagenden Hunger zu vertreiben, Fische angeln und Vögel schießen.

In dieser Noth irrte Odysseus einst einsam auf der Insel umher und flehte zu den Göttern, ihm einen Ausweg zu zeigen. Ermüdet sank er dann nieder und ein milder Schlummer schloß seine Augen. Unterdessen sprach Eurylochus zu den Genossen: „Zwar ist jeder Tod den Sterblichen furchtbar, aber so jammervoll ist keiner, als Hungers zu sterben. Auf denn, und laßt uns etliche der Sonnenrinder fangen! Die ersten bringen wir den Göttern zum Opfer dar, dann aber wollen wir uns einmal satt essen und dem Sonnengotte wollen wir versprechen, ihm einen Tempel zu weihen, wenn wir nach Ithaka zurückgekehrt sind. Beschließt aber der Gott, um seiner Rinder willen uns sammt unserm Schiff zu vernichten, so will ich lieber den Geist mit einemmal in den Fluthen des Meeres verhauchen, als langsam hinschmachtend auf dieser einsamen Insel sterben.“

Alle Genossen riefen ihm Beifall und bald waren die Rinder gefangen, von denen etliche geopfert, andere aber in Stücken zerschnitten am Spieße gebraten wurden.

Odysseus war unterdessen wieder erwacht und nach dem Strande gegangen. Schon von weitem roch er den Duft des gebratenen Fleisches und laut beklagte er das Unglück, das nun nicht mehr abzuwenden war.

Sechs Tage lang schmausten die Griechen von den Rindern, am siebenten legte sich der Sturm. Da stiegen die Griechen wieder in ihr Schiff und mit ausgespannten Segeln steuerten sie hinaus ins Weltmeer.

Das Gestade der Insel verschwand, rings war nichts zu sehen, als Himmel und Wasser. Da breitete Zeus, den Helios um Rache für seine ermordeten Rinder angefleht hatte, dunkle Wolken über den Himmel aus, der Sturm heulte und zuckende Blitze erhellten schaurig die Luft. Plötzlich zerriß der Orkan die Taue des Mastbaums, der nun krachend auf das Verdeck fiel und dem Steuermann das Haupt zerschlug, daß er kopfüber ins Meer stürzte. Gleich darauf fuhr ein Blitzstrahl hernieder und traf das Schiff, daß es mitten auseinanderbarst und die Gefährten alle ins Meer versanken. Wie Vögel auf dem Wasser schwimmend, fanden sie ihren Untergang, daß auch nicht einer entkam.

Nur Odysseus hatte schnell Kiel und Mastbaum mit Tauen zusammengebunden und an diesen Trümmern sich festklammernd, trieb er auf dem Meere umher. Da änderte sich der Wind und trieb den Unglücklichen nach dem Strudel der Charybdis zurück; dem er vor kurzem erst glücklich entronnen. Auf seinen Balken schwimmend langte er an, als der Strudel das Wasser gerade einschlürfte. Der Held schien verloren. Da erfaßte er noch zu rechter Zeit die Zweige des Feigenbaumes, die den Strudel beschatteten. Mast und Kiel wurden von dem Strudel verschlungen, über dem der Held hing. Mit Anstrengung aller seiner Kräfte hielt er sich fest, bis die Balken von dem wieder hervorbrechenden Strudel ausgespieen wurden. Sobald er diese aber sah, sprang er herab, ergriff sie glücklich und mit den Händen rudernd unterstützte er die Gewalt des Strudels, die ihn, von der Scylla diesmal ungefährdet, wieder ins freie Meer hinaustrieb. Neun Tage trieb er umher, am zehnten verschlugen ihn die Wellen an die Insel Ogygia, die von der schöngelockten Göttin Kalypso bewohnt wurde.

V. Während Odysseus unter Stürmen und allerlei Gefahren auf dem Merre umhergeschleudert ward, verfolgt von dem Zorne Poseidons, dessen Sohn Polyphem Odysseus geblendet hatte, brach auch über seine treue Gattin Penelope und seinen Sohn Telemach, den er als einen jungen Knaben auf Ithaka zurückgelassen hatte, allerlei Unheil herein. Alle Helden der Griechen waren von Troja zurückgekehrt, nur Odysseus nicht und in seinem Lande glaubten alle, er sei nicht mehr unter den Lebenden. Darum hatten sich auch in seinem Hause eine Menge von Freiern eingefunden, die Penelopens Hand und mit ihr des Odysseus reiches Gut und Land gewinnen wollten. Standhaft aber wies Penelope alle Anträge der Freier zurück, denn sie sowohl als auch Telemach hofften noch immer auf des Gatten und Vaters Heimkehr.

Unterdessen wirthschafteten die Freier in Odysseus Hause aufs

frechste. Sie schlachteten seine Rinder, Ziegen und Schweine, verzehrten seine Ernten, tranken seinen Wein und seine Diener und Dienerinnen zwangen sie, ihnen aufzuwarten. So ging es Tag für Tag vom Morgen bis zum Abend; immer gab es fröhliches Schmausen und lustiges Zechen und Sänger mußten ihre Lieder singen, wenn die Freier von Odysseus Gute praßten. Telemach war noch jung und konnte wenig dagegen thun, Odysseus Mutter war vor Gram gestorben und Laertes, sein Vater war aufs Land gezogen, um nicht täglich den Jammer mit ansehen zu müssen.

Penelope gebrauchte, um sich vor den übermüthigen Freiern Ruhe zu verschaffen, eine List. Sie sprach, sie wolle für den hochbejahrten Laertes, dessen Tod nicht mehr ferne sein könne, ein Leichentuch weben; wenn das vollendet sei, so wolle sie einem der Freier die Hand reichen. Was sie aber während eines Tages gewebt hatte, das trennte sie des Nachts beim Scheine der Fackeln wieder auf und so ward das Tuch nimmer fertig. Den Freiern ward diese List endlich durch eine Dienerin der Penelope verrathen und von dieser Zeit an wurden sie nur noch zudringlicher und wirthschafteten noch schamloser.

So war das zwanzigste Jahr der Abwesenheit des Odysseus herangekommen. Da erbarmte sein und seiner Familie Schicksal alle Götter, nur Poseidon wollte nicht von seinem Zorne lassen. Als dieser einst zu einem großen Opferfeste im Lande der Aethiopen war, besprachen die Götter auch des Odysseus Schicksal. Da erhob sich Athene, Zeus Tochter, rühmte, wie Odysseus an Geist fast alle Sterblichen überrage und wie er stets mit Opfern den Göttern gedient habe, und klagte, daß er nun auf der Insel Ogygia von Kalypso gefangen gehalten werde, während er sich schmerzlich nach der Heimath sehne, in der unterdessen Unverschämte sein Gut verpraßten. Zeus ward durch die Rede seiner Tochter bewegt und erklärte, daß Odysseus nun heimkehren solle, auch gegen den Willen Poseidons.

Da ward Hermes, der Götterbote, zu Kalypso gesandt, ihr den Götterbeschluß zu verkünden, daß sie ihren Gefangenen freigebe; Athene aber ging nach Ithaka. Sie hatte die Gestalt des Königs Mentes, eines alten Gastfreundes des Odysseus, angenommen, als sie in den Saal trat, wo die Freier schwelgten. Als Telemach, der mit betrübtem Herzen dabei saß, den Fremdling sah, ging er ihm entgegen und führte ihn abseits von den Freiern, daß er sich auf einem Sessel niedersetze. Dann frug er ihn, woher er komme und ob er zum erstenmale hier einkehre oder ein alter Gastfreund seines Vaters sei.

Athene sprach: „Mentes heiß ich und schon manchmal war ich Gast in diesem Hause, als dein Vater noch da war. Jetzt will ich

nach Themesa, um Erz und blinkendes Eisen einzutauschen und weil ich gehört hatte, daß Odysseus zurückgekehrt sei, wollte ich dem Hause nicht vorbeigehen. Doch ich sehe wohl, daß das Gericht mich belogen und dein Vater noch nicht daheim ist. Sicher aber ist die Stunde nicht mehr fern, in der seine Heimkehr erfolgt, denn daß er noch lebt, das weiß ich gewiß." Hell auf leuchteten Telemachs Augen bei dieser Versicherung. Athene aber fuhr fort: „Doch sage mir, was ist heute in eurem Hause für ein Fest? Wird doch hier geschwelgt, als ob eine Hochzeit wäre." Da erzählte ihr Telemach von der Noth, die er und seine Mutter von den Freiern litten. Von den umliegenden Inseln, von Samos, Dulichion, Zakynthos und aus der Ferne seien sie gekommen, um seine Mutter zu werben, die immer noch auf des Gatten Heimkehr harre.

Da ermahnte Athene den Jüngling, nicht länger unthätig das alles mit anzusehen, sondern zu handeln. Er solle eine Versammlung berufen und den Freiern gebieten, daß sie in ihre Heimathsorte gingen, bis die Mutter eine Wahl getroffen und die Hochzeit zugerichtet habe. Dann solle er ein Schiff ausrüsten und mit demselben nach Pylos zum König Nestor und nach Sparta zu Menelaus fahren, ob er von ihnen etwas über seines Vaters Schicksal erfahren könne. Noch manchen guten Rath gab Athene dem Jüngling und erregte in seiner Seele Mannesmuth, dann verschwand sie plötzlich und Telemach erkannte daran, daß jemand von den unsterblichen Göttern ihn berathen hatte. Voll freudiger Zuversicht blickte er nun in die Zukunft und als er zu den Freiern zurückging, geschah es in der Absicht, ihnen von nun an entschlossen entgegen zu treten.

Vor den Freiern sang der liederkundige Sänger von der Heimkehr der trojanischen Helden, ein Lied, bei dessen Anhören Penelope jedesmal helle Thränen vergaß. Als der Sänger geendet, verkündete Telemach den Freiern seinen Entschluß, nach Pylos und Sparta zu segeln, um Erkundigungen über seines Vaters Schicksal einzuziehen, den Freiern aber gebot er, unterdessen das Haus zu verlassen. Einer der Freier, Antinous mit Namen, erwiederte trotzig, nicht eher würden die Freier das Haus verlassen, als bis Penelope ihre Wahl getroffen und nicht länger würden sie sich durch Listen hinhalten lassen, wie die, daß Penelope des Nachts auftrenne, was sie am Tage gewebt. Ein anderer, der wohl ahnte, daß des Jünglings plötzliche Umwandlung mit der Erscheinung des Fremden in Zusammenhang stehen möchte, frug nach dessen Namen und Heimath. Telemach berichtete, was der Fremdling über seinen Namen und den Zweck seiner Reise gesagt, er verschwieg aber, was er über Odysseus Schicksal erfahren hatte. Da kehrten die Freier beruhigt zu Gesängen und Tänzen zurück,

Telemach aber rüstete heimlich ein Schiff zur Reise nach Pylos und Sparta.

Dann ging er in das Vorrathshaus, wo die treue Schaffnerin Euryklea waltete. Diese bat er, ihm Schläuche mit Mehl zu füllen, auch zwölf Krüge voll Wein ihm bereit zu halten und zwar vom besten nach jenem, welcher für die Rückkehr des Königs aufbewahrt wurde. Als Euryklea hörte, daß Telemach übers Meer reisen wollte, begann sie zu weinen und zu klagen, denn sie fürchtete, auch er möchte nicht wieder zurückkehren. Sie that aber, wie ihr Telemach geheißen und am Abend kamen seine Gefährten, um Mehl und Wein abzuholen. Endlich war alles zur Abfahrt fertig. Athene sandte günstigen Wind und bald rauschte die dunkle Meereswoge um den Kiel des Schiffs. Weder Penelope noch die Freier hatten etwas von der Abfahrt gemerkt.

VI. Kräftig schlugen des Telemach Gefährten die Ruder und schon am nächsten Morgen langten sie zu Pylos an. Dort fanden sie Nestor mit seinem Volke gerade am Gestade, um dem Poseidon ein Opfer zu bringen. Freundlich ward Telemach von ihnen empfangen und nachdem er selbst dem Gotte geopfert und seine Spende dargebracht hatte, wurde er von Nestor und dessen Söhnen zu dem bereiteten Mahle geführt. Während desselben berichtete Telemach, weshalb er die Reise von Ithaka nach Pylos gemacht habe und was er von Nestor zu erfahren wünsche.

Nestor erwiederte ihm, daß er von Odysseus Ende nichts wisse. Doch hatte ihn das Gespräch so lebhaft wieder in jene Zeit versetzt, da er mit den Griechen vor Troja lag, daß er zu erzählen begann von Ajax und Achilles, von Patroklus und von seinem edeln Sohne Antilochus, die alle vor Troja gefallen waren. Dann sprach er von Odysseus, wie er immer mit demselben eins gewesen sei in der Volksversammlung und im Rathe und endlich von der Heimkehr der Griechen. Menelaus und Agamemnon, berichtete er hätten sich entzweit, der eine habe auf schleunigen Aufbruch gedrungen, der andere aber habe die Völker noch zurückhalten wollen, um erst den Göttern zu opfern. Da sei das Volk in seiner Meinung getheilt gewesen: die eine Hälfte sei mit Menelaus aufgebrochen und unter diesen sei er selbst gewesen, die andere sei mit Agamemnon noch zurückgeblieben und unter ihnen Odysseus. Seitdem habe er Odysseus nicht gesehen, auch nichts von ihm gehört. Er selbst sei nach viertägiger Fahrt glücklich in der Heimath angekommen, er habe auch gehört, wie andere glücklich zurückgekehrt seien, so Philoktet und Idomeneus von Kreta, auch Agamemnon, auf den freilich daheim Mörderhände gewartet hätten. Er fügte dann seiner Erzählung noch hinzu, daß vielleicht Menelaus in Sparta

etwas von Odysseus Schicksal wisse und deshalb billigte er ganz des Telemach Plan, auch Menelaus aufzusuchen.

Unterdessen war die Nacht herangekommen und Telemach nahm gern Nestors Einladung, in seinem Hause über Nacht zu bleiben, an. Am nächsten Morgen wurden des Telemach Gefährten aus dem Schiffe herbeigeholt, um an einem feierlichen Opfer theilzunehmen und sich dann von ihrem Herrn zu trennen; denn es war beschlossen worden, die Reise nach Sparta von Pylos aus zu Wagen zu machen. Ein prächtiger Wagen ward zur Reise gerüstet, Brot und feurigen Wein mußte die Schaffnerin in denselben bringen lassen und die schnellsten und schönsten Rosse wurden an denselben gespannt. Nach dem Opfer bestieg ihn Telemach, begleitet von Pisistratus, dem jüngsten Sohne Nestors, der mit Telemach schnell innige Freundschaft geschlossen hatte und nun die Beschwerden der Reise mit ihm theilen wollte. Pisistratus schwang selbst die Geißel, mit der er die muthigen Rosse zu größerer Eile antrieb und am Abende des zweiten Tages erreichten die beiden Gefährten die Stadt Sparta.

Auch hier wurde gerade ein Fest gefeiert, doch anderer Art als in Pylos. Menelaus feierte die Doppelhochzeit seiner Kinder, Lust und Frohsinn herrschten in den Hallen der Königsburg und weithin erscholl der Lärm von Tanz und Gesang. Zu keiner gelegeneren Zeit hätten edle Gäste kommen können und schnell befahl Menelaus, die Rosse abzuschirren und die Fremdlinge in den Palast zu führen. Noch ehe sie gefragt worden waren, wer und woher sie seien, mußten sie nach der gastlichen Sitte der Zeit theilnehmen an dem fröhlichen Mahle.

Herrlich war alles in der Königsburg zugerichtet; von leuchtendem Erz erglänzten die Hallen und von Gold und Silber, von Elfenbein und Bernstein. Mit Staunen sahen es die Jünglinge und konnten sich nicht satt sehen an allen den Wundern.

Wie staunten sie aber erst, als Menelaus zu erzählen begann von seinen Irrfahrten nach dem trojanischen Kriege, von denen er all jene Reichthümer mit nach Hause gebracht hatte, wie er in Cypern gewesen sei und in Phönizien, in Egypten und in Aethiopien, bis er endlich nach achtjährigem Umherirren zur Heimath gelangt sei. Er erzählte auch, was er von den übrigen trojanischen Helden wußte; als er aber des Odysseus gedachte, der wohl noch immer auf dem trügerischen Meere umherirre, da füllten Thränen Telemachs Augen und mit dem Mantel verhüllte er sich das Gesicht.

Das fiel Menelaus auf und eben wollte er ihn über seine Herkunft und über den Grund seiner Thränen fragen, als Helena, seine Gemahlin hereintrat. Was Menelaus aus den Thränen des Jünglings schon vermuthet hatte, das erkannte Helena sofort an

der Aehnlichkeit, welche Telemachs Gesichtszüge mit denen des Odysseus hatten und als sie ihre Entdeckung aussprach, da bestätigte Pisistratus dieselbe, indem er hinzufügte, daß Telemach ausgezogen sei, um Kunde über seinen Vater zu suchen.

Der Tag hatte sich seinem Ende zugeneigt, die Gäste waren müde und alles ging zur Ruhe. Am andern Morgen erzählte Telemach seinem Gastfreunde von der Noth, die er daheim erdulden müsse und fragte ihn, ob er ihm nicht irgend welche sichere Kunde von seinem Vater zu geben vermöge.

Da berichtete ihm Menelaus, wie er auf seinen Irrfahrten auf einer Insel, die vor dem Ausflusse des Nil liege, von widrigen Winden festgehalten worden sei und wie er da von dem allwissenden Proteus nicht nur über seine eigene Heimkehr, sondern auch über die der übrigen trojanischen Helden Nachricht empfangen habe. Damals habe er auch gehört, daß Odysseus auf einer Insel von der Göttin Ogygia gefangen gehalten werde und, weil er kein Schiff habe, nicht nach Hause zu gelangen vermöge.

Als Telemach das vernommen, ließ er sich trotz aller Bitten des Menelaus und der Hochzeitsgäste nicht länger halten; ihn zog es zurück zu den Genossen, die seiner in Pylos warteten, um mit ihnen heimzukehren. Da entließ ihn Menelaus, mit gastlichen Gaben beschenkt.

In Ithaka hatten die Freier unterdessen von Telemachs Reise erfahren und sie erkannten wohl, daß der Jüngling ihnen gefährlich werden konnte. Schnell im Entschluß forderte Antinous die übrigen auf, ein Schiff auszurüsten, damit er selbst dem Heimkehrenden zwischen Samos und Ithaka auflauern könne, um ihn zu vernichten; und alle riefen laut ihm Beifall zu.

Auch Penelope blieb die Abreise des Sohnes nicht verborgen und ebenso erfuhr sie von dem ruchlosen Plane, den die Freier gegen das Leben ihres Sohnes geschmiedet hatten. Schrecken und Angst ergriff ihre Seele und kaum konnte Euryklea sie trösten, welche ihr Schweigen damit entschuldigte, daß sie Telemach einen Eidschwur habe leisten müssen, vor dem zwölften Tage oder ehe Penelope selbst den Sohn vermißte, nichts von seiner Reise zu melden. Weiter aber sprach Euryklea zu Penelope: „Gehe nun auf den Söller und bete zu der Göttin Athene, die Telemach als seine Schutzgöttin verehrt. Vielleicht, daß die Göttin ihn gnädig vor den lauernden Freiern errettet.“

Penelope that, wie die Schaffnerin ihr gerathen und in der darauf folgenden Nacht erschien Athene der Königin im Traume und versprach ihr, den Sohn ungefährdet wieder zur Heimath zu führen. Da war Penelope getröstet und Athene hielt Wort. Unbemerkt von den Freiern kehrte der Jüngling nach Ithaka zurück.

VII. Als die Götter beschlossen hatten, auch gegen Poseidons Willen Odysseus in seine Heimath zurückkehren zu lassen, sandte Zeus den Götterboten Hermes zu der Nymphe Kalypso und ließ ihr sagen, daß sie Odysseus ziehen lasse. Hermes kam zu der Insel und fand die Nymphe in ihrer Grotte. Auf dem Herde brannte Cedernholz und erfüllte alles mit würzigem Dufte; die Nymphe selbst sang mit melodischer Stimme ein Lied und wirkte dabei mit goldener Spule ein Gewebe. Rings um die Grotte war ein Hain von balsamreichen Cypressen, in denen buntfarbige Vögel nisteten. Um den Felsen rankte sich mit üppigem Wuchse ein Weinstock voll reifender Trauben, die aus dichtem Laube hervorblickten. Vier Quellen entsprangen in der Nähe und ihr silberhelles Wasser schlängelte sich durch schwellende Wiesen voll bunter Blumen. Wohl war es ein herrlicher Anblick und selbst Hermes stand bewundernd still, als er das alles sah.

Odysseus fand der Götterbote nicht daheim, der saß, wie er gewöhnlich that, draußen am Strande des Meeres, weinend und voll Gram über seine lange Entfernung von der Heimath. Sehnsüchtig blickte er über das Meer nach der Gegend, wo Ithaka lag.

Nachdem der Götterbote von Kalypso mit Ambrosia und Nektar, der Speise und dem Tranke der Götter, bewirthet worden war, richtete er den Befehl des Zeus aus. Ungern hörte die Nymphe denselben, denn sie hätte gern Odysseus noch länger bei sich behalten, dem Befehle des Zeus aber wagte sie nicht zu widerstreben.

Der Götterbote war wieder verschwunden. Da ging Kalypso zum Gestade hinaus, wo sie Odysseus fand und sprach zu ihm: „Freund, nicht länger soll dein Leben in Trauer dahinfließen. Ich entlasse dich. Doch habe ich selbst kein Schiff, das ich dir zu deiner Reise anbieten könnte. So nimm denn die Axt, fälle Bäume und zimmere dir daraus ein Floß, auf dem du die Fahrt vollbringen kannst. Mit Speise und Wein, auch mit Gewand will ich dich reichlich versorgen und günstigen Wind vom Lande will ich dir senden. Mögen dann die Götter dich glücklich in die Heimath geleiten.“

Kaum traute Odysseus seinen Ohren, als er das hörte und er mochte es nicht eher glauben, als bis Kalypso ihm von Hermes erzählt hatte, der ihr des Zeus Befehl gebracht habe und bis sie bei dem Himmel, der Erde und dem Styx geschworen hatte, daß sie nichts hinterlistiges in ihren Gedanken hege.

Da war nun Odysseus nicht müßig. Bäume wurden gefällt, bald fügten sich Balken an Balken und über dieselben wurden glatte Bretter gelegt. In der Mitte erhob sich der Mast und am Hintertheil des Flosses wurde das Steuer befestigt. Rings um dasselbe aber wurde Weidengeflecht angebracht, damit sich die

Wellen daran brächen, die sonst mit dem flachen Fahrzeuge ihr Spiel getrieben hätten. Auch ein Segel ward gefertigt aus kostbarem Gewandstoff, den die Nymphe dazu hergab und als nach kurzer Zeit das Floß vollendet stand, brachte es Odysseus ins Wasser und mit steuerkundiger Hand lenkte er dasselbe dann durch die Wogen.

So war nun Odysseus wieder auf dem Meere, auf dem Elemente seines Feindes Poseidon. Aber Tag für Tag verging in ruhiger Fahrt und Odysseus hoffte bald die Küste der Heimath begrüßen zu können. Da kehrte Poseidon von dem Opferfeste aus Aethiopien zurück und bemerkte, wie die Götter Odysseus wieder zur Heimkehr verholfen hatten. Zwar konnte er diese nicht hindern, doch wollte er sie wenigstens erschweren. Die Wolken sammelten sich und die Meerfluth empörte sich, als er seinen Dreizack durch die Lüfte schwang. Die Stürme fingen an zu wüthen und Finsterniß bedeckte das Meer.

Da bejammerte Odysseus sein Geschick und glücklich pries er die, die vor Trojas Mauern einen ehrenvollen Tod gefunden hatten. Aber noch größer sollte seine Noth werden. Plötzlich schlug eine mächtige Woge über das Floß und riß ihn hinunter; auf und nieder wurde er in den Fluthen gewirbelt, bis es ihm endlich gelang, das Fahrzeug wieder zu ergreifen und sich hinaufzuschwingen.

Als er nun auf dem schon halb zerrissenen Flosse dahintrieb, gleich einer Distel im Winde, erblickte ihn Leukothea, die einst als sterbliches Mädchen auf Erden gelebt hatte, jetzt aber im Palast des Poseidon tief unter den Fluthen göttlicher Ehren genoß. Sie stieg in den tosenden Wassern herauf, setzte sich auf des Odysseus Floß, reichte ihm einen Schleier und sprach: „Wirf dein Gewand von dir und verlaß das Floß. Wenn du mit diesem Schleier dich gürtest, so wirst du schwimmend das Land der Phäaken erreichen, das nicht fern von hier ist. Sobald dir das aber gelungen, so wirf mit abgewandtem Gesicht mir den Schleier zurück in die Fluthen.“ Nach diesen Worten tauchte sie in das Meer zurück.

Bald darauf zerstörte Poseidon durch eine neue gewaltige Woge das Floß vollständig. Da warf Odysseus sein Gewand von sich und umgürtete sich mit dem Schleier. Schwimmend ward der Held von den Wogen weiter getragen, bis er von ferne ein waldiges Ufer erblickte, wo die Brandung an Klippen donnerte. Ehe er noch einen Entschluß fassen konnte, warf ihn eine hochgehende Welle gegen die Klippen und sein Gebein wäre zerschellt worden, wenn er nicht schnell die Klippe umfaßt hätte, bis die Woge vorbei war. Dann aber schleuderte ihn die vom Ufer zurückprallende Woge in das Meer zurück. Seine Hände waren zerschunden, aber er ließ den Muth nicht sinken. Schwimmend ver-

suchte er um die Klippen herumzukommen. Er erreichte auch endlich die Mündung eines Flusses, an der er bequem landen konnte. Aber kaum hatte er das Gestade erreicht, als er erschöpft dahinsank und eine Ohnmacht seine Sinne gefangen nahm.

Als er erwachte, warf er zuerst den Schleier der Göttin in die Fluth zurück; dann küßte er dankbar den Erdboden. Aber wohin er sich nun wenden sollte, wußte er nicht. Gern hätte er sich zu einem nahen Walde geschleppt, wenn seine ermatteten Glieder ihm das noch gestatteten; aber er fürchtete dann, wenn er vielleicht entschliefe, den wilden Thieren zur Beute zu werden. Er that es endlich doch, erreichte den Wald und bereitete sich aus trocknen Blättern ein Lager, auf dem er kraftlos in tiefen Schlaf versank.

VIII. Es war die Insel Scheria, auf der Odysseus jetzt geborgen war und auf ihr herrschte der König Alkinous über die glückliche Stadt der Phäaken. Rings war dieselbe mit Mauern geschirmt und schöne Häuser darin und prächtige Tempel.

Am Morgen nach Odysseus Ankunft fuhr Nausikaa, die Tochter des Königs Alkinous, auf einem mit Maulthieren bespannten Wagen hinaus zum Gestade des Meeres. Sie war begleitet von ihren Gespielinnen und auf dem Wagen, dessen Thiere sie selbst mit geschickter Hand lenkte, standen Körbe voll Wäsche und Kleider, welche die Mädchen am Meere waschen wollten. In Gruben, die am Gestade ausgegraben waren, stampften und walkten sie die Wäsche, dann breiteten sie dieselbe zum Trocknen auf dem Sande aus. Während die Sonnenstrahlen hier ihr Werk verrichteten, erfrischten die Mädchen sich im Bade, dann salbten sie sich mit duftendem Oele und verzehrten unter Lust und Scherzen das Mahl, das sie sich mitgebracht hatten.

Nach dem Mahle begannen sie zu tanzen und den Ball zu werfen. Nausikaa selbst stimmte die Lieder an, nach denen sich die Mädchen im Reigen drehten und groß war die Fröhlichkeit.

Da warf die Königstochter einmal den Ball nach einer ihrer Gespielinnen; sie verfehlte aber das Ziel und der Ball fiel klatschend ins Wasser. Laut kreischten die Mädchen auf, den Verlust ihres Balles beklagend, von dem Geschrei aber erwachte der unfern davon im Gebüsche schlafende Odysseus. Er nahm Zweige, um sich damit zu bedecken, und ging nach dem Orte, wo er das Schreien gehört hatte.

Als die Mädchen ihn sahen, erschraken sie und flohen davon. Nur Nausikaa hatte Muth genug, zu bleiben. Odysseus wäre gern der herrlichen Erscheinung zu Füßen gefallen, doch wagte er nicht, ihr so nahe zu kommen; er blieb von ferne stehen und rief: „Hohe, zu dir fleh' ich; du seist eine Göttin oder eine sterbliche

Wellen daran brächen, die sonst mit dem flachen Fahrzeuge ihr Spiel getrieben hätten. Auch ein Segel ward gefertigt aus kostbarem Gewandstoff, den die Nymphe dazu hergab und als nach kurzer Zeit das Floß vollendet stand, brachte es Odysseus ins Wasser und mit steuerkundiger Hand lenkte er dasselbe dann durch die Wogen.

So war nun Odysseus wieder auf dem Meere, auf dem Elemente seines Feindes Poseidon. Aber Tag für Tag verging in ruhiger Fahrt und Odysseus hoffte bald die Küste der Heimath begrüßen zu können. Da kehrte Poseidon von dem Opferfeste aus Aethiopien zurück und bemerkte, wie die Götter Odysseus wieder zur Heimkehr verholfen hatten. Zwar konnte er diese nicht hindern, doch wollte er sie wenigstens erschweren. Die Wolken sammelten sich und die Meerfluth empörte sich, als er seinen Dreizack durch die Lüfte schwang. Die Stürme fingen an zu wüthen und Finsterniß bedeckte das Meer.

Da bejammerte Odysseus sein Geschick und glücklich pries er die, die vor Trojas Mauern einen ehrenvollen Tod gefunden hatten. Aber noch größer sollte seine Noth werden. Plötzlich schlug eine mächtige Woge über das Floß und riß ihn hinunter; auf und nieder wurde er in den Fluthen gewirbelt, bis es ihm endlich gelang, das Fahrzeug wieder zu ergreifen und sich hinaufzuschwingen.

Als er nun auf dem schon halb zerrissenen Flosse dahintrieb, gleich einer Distel im Winde, erblickte ihn Leukothea, die einst als sterbliches Mädchen auf Erden gelebt hatte, jetzt aber im Palast des Poseidon tief unter den Fluthen göttlicher Ehren genoß. Sie stieg in den tosenden Wassern herauf, setzte sich auf des Odysseus Floß, reichte ihm einen Schleier und sprach: „Wirf dein Gewand von dir und verlaß das Floß. Wenn du mit diesem Schleier dich gürtest, so wirst du schwimmend das Land der Phäaken erreichen, das nicht fern von hier ist. Sobald dir das aber gelungen, so wirf mit abgewandtem Gesicht mir den Schleier zurück in die Fluthen.“ Nach diesen Worten tauchte sie in das Meer zurück.

Bald darauf zerstörte Poseidon durch eine neue gewaltige Woge das Floß vollständig. Da warf Odysseus sein Gewand von sich und umgürtete sich mit dem Schleier. Schwimmend ward der Held von den Wogen weiter getragen, bis er von ferne ein waldiges Ufer erblickte, wo die Brandung an Klippen donnerte. Ehe er noch einen Entschluß fassen konnte, warf ihn eine hochgehende Welle gegen die Klippen und sein Gebein wäre zerschellt worden, wenn er nicht schnell die Klippe umfaßt hätte, bis die Woge vorbei war. Dann aber schleuderte ihn die vom Ufer zurückprallende Woge in das Meer zurück. Seine Hände waren zerschunden, aber er ließ den Muth nicht sinken. Schwimmend ver-

suchte er um die Klippen herumzukommen. Er erreichte auch endlich die Mündung eines Flusses, an der er bequem landen konnte. Aber kaum hatte er das Gestade erreicht, als er erschöpft dahinsank und eine Ohnmacht seine Sinne gefangen nahm.

Als er erwachte, warf er zuerst den Schleier der Göttin in die Fluth zurück; dann küßte er dankbar den Erdboden. Aber wohin er sich nun wenden sollte, wußte er nicht. Gern hätte er sich zu einem nahen Walde geschleppt, wenn seine ermatteten Glieder ihm das noch gestatteten; aber er fürchtete dann, wenn er vielleicht entschliefe, den wilden Thieren zur Beute zu werden. Er that es endlich doch, erreichte den Wald und bereitete sich aus trocknen Blättern ein Lager, auf dem er kraftlos in tiefen Schlaf versank.

VIII. Es war die Insel Scheria, auf der Odysseus jetzt geborgen war und auf ihr herrschte der König Alkinous über die glückliche Stadt der Phäaken. Rings war dieselbe mit Mauern geschirmt und schöne Häuser darin und prächtige Tempel.

Am Morgen nach Odysseus Ankunft fuhr Nausikaa, die Tochter des Königs Alkinous, auf einem mit Maulthieren bespannten Wagen hinaus zum Gestade des Meeres. Sie war begleitet von ihren Gespielinnen und auf dem Wagen, dessen Thiere sie selbst mit geschickter Hand lenkte, standen Körbe voll Wäsche und Kleider, welche die Mädchen am Meere waschen wollten. In Gruben, die am Gestade ausgegraben waren, stampften und walkten sie die Wäsche, dann breiteten sie dieselbe zum Trocknen auf dem Sande aus. Während die Sonnenstrahlen hier ihr Werk verrichteten, erfrischten die Mädchen sich im Bade, dann salbten sie sich mit duftendem Oele und verzehrten unter Lust und Scherzen das Mahl, das sie sich mitgebracht hatten.

Nach dem Mahle begannen sie zu tanzen und den Ball zu werfen. Nausikaa selbst stimmte die Lieder an, nach denen sich die Mädchen im Reigen drehten und groß war die Fröhlichkeit.

Da warf die Königstochter einmal den Ball nach einer ihrer Gespielinnen; sie verfehlte aber das Ziel und der Ball fiel klatschend ins Wasser. Laut kreischten die Mädchen auf, den Verlust ihres Balles beklagend, von dem Geschrei aber erwachte der unfern davon im Gebüsche schlafende Odysseus. Er nahm Zweige, um sich damit zu bedecken, und ging nach dem Orte, wo er das Schreien gehört hatte.

Als die Mädchen ihn sahen, erschraken sie und flohen davon. Nur Nausikaa hatte Muth genug, zu bleiben. Odysseus wäre gern der herrlichen Erscheinung zu Füßen gefallen, doch wagte er nicht, ihr so nahe zu kommen; er blieb von ferne stehen und rief: „Hohe, zu dir fleh' ich; du seist eine Göttin oder eine sterbliche

Jungfrau. Bist du eine der Göttinnen, welche den Himmel beherrschen, so möchte ich wohl für eine Tochter des Zeus dich halten, denn herrlich bist du an Gestalt und an Schönheit. Bist du aber eine der Sterblichen, so preise ich glücklich die Eltern und die Geschwister, die dich die ihre nennen." Dann erzählte er ihr in beweglichen Worten, welch hartes Schicksal ihn verfolge und er bat sie, ihm den Weg zur Stadt zu weisen und ihm ein Kleid zu geben, damit er seinen Körper bedecken könne.

Nausikaa versicherte ihn zunächst, daß er in dem Lande, zu dem der Sturm ihn verschlagen habe, nichts Schlimmes zu befürchten habe; in dem Lande der friedliebenden Phäaken sei er jetzt und sie selbst sei die Tochter des Königs Alkinous, zu dem sie ihm den Weg gern zeigen wolle. Dann rief sie die Mädchen zurück, die nur zögernd sich näherten und von denen immer eine die andere voranzugehen nöthigte, und durch sie ließ sie dem Dulder Odysseus einen Leibrock und einen Mantel reichen. Auch Oel ließ sie ihm geben, damit er, nachdem er sich gebadet hätte, seinen Leib salbe.

Da ging Odysseus abseits, badete und salbte sich, legte die ihm gereichten Kleider an und trat dann wieder zu den Mädchen. Strahlend in Schönheit trat er aus dem Ufergebüsche hervor und seine Gestalt erschien fast verjüngt. Mit Staunen betrachteten Nausikaa und ihre Gespielinnen den herrlichen Helden. Dann ließ ihm die Königstochter Speise und Trank reichen, daß er sich stärke.

Während er aß, sagte sie ihm, wie sie es anfangen wollte, ihn in die Stadt zu bringen. Sie sprach: „So lange der Weg durch Wiesen und Aecker führt, folge mit meinen Dienerinnen meinem Wagen; wenn wir aber nahe an die Stadt kommen, dann bleibe in dem Gebüsch zurück, das nahe am Wege liegt und kaum einen Heroldsruf weit von der Stadt entfernt ist. In diesem Gebüsche, das Athene geweiht ist, verweile, bis wir nach deiner Meinung in der Stadt angelangt sein könnten, denn ich möchte nicht, daß das Volk neugierig fragte: Seht, was bringt Nausikaa für einen fremden Mann mit zur Stadt? Zwar sind die Leute in der Stadt gut und freundlich — du wirst sie ja selbst kennen lernen — aber Neugier könnte sie doch zu losem Geschwätz verleiten. Dann aber mache dich auf und komme in die Stadt. Den Palast meines Vaters wirst du leicht finden, jedes Kind kann ihn dir zeigen, denn er unterscheidet sich herrlich von den übrigen Häusern der Stadt. In dem Palaste aber flehe zunächst meine Mutter an; wenn sie dir wohl will, so darfst du sicher sein, die Heimath deiner Väter wieder zu schauen."

So sprach Nausikaa. Die Wäsche wurde auf den Wagen geladen, die Maulthiere wurden angespannt, Nausikaa nahm ihren

Platz auf dem Wagen und schwang die glänzende Geißel, Odysseus aber folgte mit den Dienerinnen dem Wagen bis zum Gebüsch der Athene. Dort blieb er zurück und betete zu seiner Schutzgöttin.

Athene erhörte ihn; in der Gestalt eines Mädchens, das zum Wasserschöpfen geht, gesellte sie sich zu ihm, führte ihn in die Stadt, erzählte ihm unterwegs von den Phäaken, die Köcher und Bogen nicht liebten und nicht kriegerisch gesinnt waren, deren Lieblingsbeschäftigung vielmehr war, auf der See zu rudern. Dann gab sie ihm noch denselben Rath, den Odysseus bereits von Nausikaa empfangen hatte, sich zunächst mit seiner Bitte an die Königin zu wenden und verschwand.

Staunend stand Odysseus vor dem herrlichen Palast und wagte kaum einzutreten. Mit Erz bekleidet waren Schwellen und Wände, eine goldene Pforte verschloß inwendig die Wohnung, zu beiden Seiten standen aus Silber und Gold gebildete Hunde. Rings um die Wand der Halle reihten sich prächtige Sessel, von schön gewirkten Teppichen bedeckt; aus Gold gebildete Jünglingsgestalten hielten mit erhobenen Armen Fackeln empor und leuchteten den Gästen zum nächtlichen Mahle. Fünfzig dienende Frauen waren im Palast und webten köstliche Gewänder, denn wie die Männer der Phäaken berühmt waren in der Kunst, die Meerschiffe zu lenken, so zeichneten die Weiber im kunstreichen Weben sich aus. Um den Palast breiteten sich fruchtbare Obstgärten, Wein- und Blumenpflanzungen aus, die von klaren Bächen bewässert wurden.

Als Odysseus endlich in den Saal eintrat, fand er die vornehmsten der Phäaken beim prächtigen Mahle versammelt. Schnell ging er auf die Königin los, fiel ihr zu Füßen und sprach: „Hohe Königin! Flehend liege ich vor dir und deinem Gemahl! Mögen die Götter euch Heil und Leben schenken, wie ihr mir, dem Verirrten, Heimkehr in die Heimath bereitet! Denn lange schon irre ich fern von den Meinen auf den Wogen des Meeres und an fremden Gestaden umher." Darnach setzte sich Odysseus als Schutzflehender an dem Herd in die Asche nieder.

Die Phäaken waren erstaunt und schwiegen. Endlich sprach der älteste und weiseste unter ihnen: „Einen Fremdling soll man nicht lange am Herde sitzen lassen. Darum rathe ich dir, o König, ihn zum Sessel zu führen, daß er sich neben uns setze, denn vornehm scheint er zu sein. Laß auch die Knaben die Becher wieder füllen, daß wir Zeus, der die Fremdlinge beschützt, ein Opfer bringen: dem Gaste aber laß außerdem Speise reichen."

Der König that, wie ihm der Alte gerathen und reichlich ward Odysseus mit Speise und Trank gedienet. Da es aber schon spät am Abend geworden war, entließ der König die Phäaken und nur er und sein Weib unterhielten sich noch eine Weile mit Odysseus.

Da frug die Königin, die schon längst das Gewand des Odysseus, das sie dereinst selbst gewebt, erkannt hatte, woher Odysseus komme und wer ihm das Gewand gegeben, das er trage. Odysseus erzählte hierauf die Abenteuer seiner letzten Fahrt, seit er von der Insel Ogygia abgereist war, wie er nach vielen Gefahren zum Lande der Phäaken gekommen und wie er des Königs Tochter Nausikaa getroffen und von ihr das Gewand erhalten habe.

Der König erwiederte darauf: „Recht hat meine Tochter gehandelt, als sie dir das Gewand gab und dich an meinen Hof lud, aber tadeln muß ich sie, daß sie nicht selbst dich sogleich mitgebracht hat.“ Da entschuldigte Odysseus die Jungfrau und fügte hinzu, wie es sein eigener Wille gewesen, nicht mit der Jungfrau zugleich in die Stadt zu gehen, um unnützes Gerede zu vermeiden.

Der König aber war, wie seine Gemahlin, von dem Berichte des Helden über seine letzten Abenteuer gerührt und versprach ihm, sobald er es wünsche, ihn durch seine Phäaken in seine Heimath bringen zu lassen. „Da,“ fügte er hinzu, „sollst du erfahren, wie vor allen andern Männern die Phäaken im Rudern geübt sind.“

Fröhlich ward Odysseus, als er des Königs freundliche Worte hörte und zu Zeus, der denen ein Segner ist, die Fremdlinge freundlich bewirthen, betete er: „Vater Zeus, o gieb, daß Alkinous alles vollende, was er verheißt! Unauslöschlich strahlt dann sein Ruhm auf der Erde; ich aber kehre zur Heimath.“ Dann legte er sich zur Ruhe nieder in der Halle, wo ihm die Mägde auf der Königin Geheiß das schwellende Lager bereitet hatten.

IX. Als der nächste Morgen anbrach, berief König Alkinous das Volk zu einer Versammlung auf den Marktplatz der Stadt. Sein Gast mußte ihn ebenfalls dahin begleiten und sich neben ihn setzen. Als das Volk versammelt war, empfahl der König dem Volke den Fremdling und ermunterte dasselbe, ihm ein gutes Ruderschiff, mit zweiundfünfzig phäakischen Jünglingen bemannt, zur Verfügung zu stellen. Zugleich lud er die anwesenden Häupter der Phäaken zu einem Festmahle, das dem Fremdlinge zu Ehren gegeben werden sollte, in seinen Palast ein und befahl, auch den Demodokus zu berufen, den göttlichen Sänger, der mit seinen Liedern die Herzen erfreuen konnte.

Schnell war das Schiff bereit und mit Gästen füllten sich des Königs Höfe, Hallen und Gemächer zum fröhlichen Mahle. Mitten im Kreise der Gäste saß der Sänger. Des Augenlichtes war er beraubt, aber dafür hatten die Götter ihn mit der herrlichen Gabe des Gesanges entschädigt. Die helltönende Harfe schlagend begann er zu singen von den Helden vor Troja, von Achilles und Agamemnon und Odysseus.

Nach dem Mahle brach man auf zu den Kampfspielen aller Art, die auf dem Markte bereitet waren. Da maßen sich phäakische Jünglinge im Wettlauf auf einer Sandbahn, die sich vor ihnen weithin erstreckte. Andere suchten es einander zuvor zu thun im Ringkampf, im Springen und im Werfen der Scheibe.

Da ward auch der Fremdling aufgefordert, sich an den Wettkämpfen zu betheiligen. Der aber lehnte es ab, denn sein Sinn sei nicht auf Kampfspiele, sondern nur auf die Rückkehr zur Heimath gerichtet. Da höhnte ihn einer der Jünglinge, Euryalus hieß er, und sprach: „Der Fremdling mag wohl, so stattlich er auch scheinet, kein Held sein; ein reisender Handelsmann ist er vielleicht, der sich um Gewinnes willen auf das Meer gewagt hat.“

Da erhob sich finster der Held und mit Ernst dem Jünglinge seinen Uebermuth verweisend, ergriff er die Wurfscheibe und schwang sie im Wirbel. Laut sauste der Stein hin und flog weit über die Zeichen hinweg, durch welche die Würfe der andern bestimmt waren. Dann forderte er auch zu jeder andern Art des Wettkampfes die besten der Phäaken heraus. Nur den Wettlauf, in welchem vorher des Königs jüngster Sohn Sieger gewesen war, mochte er nicht wagen, denn gar zu sehr habe ihn, so meinte er, das stürmende Meer entkräftet. Aber alles schwieg und keiner mochte die Herausforderung annehmen, nachdem sie vorher gesehen, wie sehr überlegen der Fremdling ihnen allen im Werfen der Scheibe war.

Darnach forderte Alkinous die Phäaken auf, ihre Tänze aufzuführen. Wieder schlug Demodokus die Saiten und sang dazu Lieder von den Thaten der Götter. Da mußte Odysseus gestehen, daß er noch nie Jünglinge schöner habe tanzen sehen, als im Lande der Phäaken.

Als aber der Tanz beendigt war, begann der Sänger wieder Lieder zu singen, wie er sie vorher gesungen, von den Thaten der Griechen. Diesmal sang er von dem klugen Rathe, den Odysseus vor Troja gegeben und wie die Griechen in dem hölzernen Pferde verborgen in die Stadt gelangt seien. Als der Held so seine Thaten preisen hörte, ohne daß die Zuhörer ahnen konnten, daß der, von dem der Sänger sang, selbst unter ihnen sei, mußte er heimlich weinen und das Gesicht in dem Mantel verbergen. Alkinous bemerkte es wohl und gebot dem Sänger aufzuhören, da sein Lied nicht alle zur Lust zu stimmen geeignet sei. Dann wendete er sich an den Fremdling, daß er ihnen endlich seinen Namen sage.

Odysseus erwiederte: „Glaubt nicht, daß euer Sänger mich nicht ergötze. Vielmehr ist es eine Wonne, einem solchen Sänger zuzuhören. Aber ihr werdet begreifen, warum ich weine, wenn ich euch sage, daß ich jener Odysseus bin, von dem Demodokus sang

und daß ich seit den Kämpfen von Troja noch immer umherirre, ohne zur Heimath gelangen zu können."

Wie staunten die Phäaken, als sie das hörten! Sie drangen aber in den Helden, daß er ihnen alles erzähle, was er auf seinen Irrfahrten erlebt habe. Da begann er zu erzählen von den Cikonen und von dem Cyklopen Polyphem, von dem Schlauch des Aeolus und von der Zauberin Circe, von der Reise in das Reich der Schatten, von der Insel der Sirenen und von den Ungeheuern Scylla und Charybdis, von den Rindern des Sonnengottes und von seinem Aufenthalte bei Kalypso. Dann schloß er: „So bin ich hierher gekommen und durch eure Hilfe hoffe ich endlich mein Heimathland, mein Weib und meinen Sohn wiederzusehen."

Die Phäaken hatten schweigend zugehört, bald voll Entzücken, bald voll Entsetzen. Auch nachdem der Held geendet, schwiegen sie. Endlich brach Alkinous das Schweigen und sprach: „Heil dir, edelster der Gäste, den mein Haus je beherbergt hat! Ich hoffe, du sollst nun nicht mehr von dem rechten Wege abirren, bald sollst du in deiner Heimath sein und im Hause deiner Väter all das Elend vergessen, das du erduldet hast." Dann wendete er sich an seine Gäste und ermahnte sie, mit reichen Geschenken den herrlichsten Gast zu ehren. Das thaten sie alle gern; am reichsten aber ward Odysseus von Alkinous und seiner Gemahlin mit herrlichen Kleidern und mit goldenen und silbernen Kleinoden beschenkt.

Am nächsten Morgen wurden die Geschenke auf das Schiff gebracht, dann ward in dem Palaste des Königs das Abschiedsmahl gehalten. Nach dem Opfer, das dem Zeus dargebracht wurde, begann der Festschmaus und der blinde Sänger Demodokus sang dazu seine herrlichsten Lieder.

Odysseus aber war mit seiner Seele kaum gegenwärtig. Oft schaute er durch die Fenster des Saales nach dem Stande der Sonne und sehnlich wünschte er den Untergang derselben, weil für diese Zeit die Abreise festgesetzt war. Endlich sprach er zu seinem königlichen Wirth: „Gepriesener Alkinous, gieß nun das Trankopfer aus und entlasse mich. Mögen die Himmlischen dich segnen für das, was du an mir gethan hast!"

Da befahl Alkinous, allen Gästen umher die Becher noch einmal zu füllen. Dann stand jeder von seinem Sitze auf und wie auf einen Wink brachten sie alle das Trankopfer für ihres Gastes glückliche Rückkehr den Göttern dar.

Darauf verabschiedete sich Odysseus dankend noch von der Königin und von der holden Nausikaa, und von den Phäaken geleitet begab er sich zum Schiffe. Die Geschenke wurden in das Schiff getragen, ein zottiges Fell ward ausgebreitet, auf dem Odysseus Platz nahm, die Ruderer setzten sich auf die Bänke, das

Schiff ward losgebunden und ruhig gleitend wogte es unter dem Schlage der Ruderer dahin.

Die ganze Nacht hindurch fuhren sie auf dem Meere, Odysseus aber lag fest schlafend im Schiffe. Als der Morgen erschien, gelangten sie zu der Insel Ithaka; Odysseus aber schlief noch immer. Da trugen ihn die Phäaken ans Land, legten ihn sanft unter einem Oelbaume am Ufer nieder und stellten die Geschenke, welche die Phäaken ihm mitgegeben hatten, neben ihn. Dann bestiegen sie wieder ihr Schiff und fuhren davon.

Weit waren sie schon weg, als Odysseus erwachte. Die Insel war in einen dichten Nebel gehüllt und Odysseus erkannte daher sein Heimathland nicht. Er glaubte sich vielmehr von den Phäaken verrathen und treulos verlassen und laut beklagte er sein neues Mißgeschick.

Da kam ihm Athene in Gestalt eines Jünglings entgegen und diesen fragte er nach dem Namen des Landes und wer es beherrsche. Froh wurde ihm das Herz, als er den Namen Ithaka nennen hörte; um sich aber nicht sogleich zu verrathen, erzählte er eine ersonnene Geschichte. Er gab sich für einen Kreter aus, der vor seines Königs Zorne habe entfliehen müssen, weil er den Sohn des Königs erschlagen, als dieser ihn seiner Schätze berauben wollte. Auf einem phönizischen Schiffe sei er entflohen, das Schiff aber sei hierher verschlagen worden und während er am Ufer geschlafen, hätten seine Schiffsgenossen ihn verlassen.

Athene lächelte, als sie das hörte, denn sie kannte Odysseus Schicksal besser. Sie gab sich ihm nun zu erkennen und nachdem sie ihm geholfen hatte, seine Schätze in einer Felsenkluft zu verbergen, setzte sie sich zu ihm unter den Oelbaum und erzählte ihm von dem Unwesen, das die Freier in seinem Hause trieben, verabredete auch mit ihm einen Plan zur Bestrafung der Freier. Endlich berührte sie ihn mit ihrem Stabe. Da schrumpfte sein Fleisch ein, daß er alt und gebrechlich schien, statt des phäakischen Gewandes umgab seinen Leib ein graues Bettlerkleid und in die Hand drückte ihm die Göttin einen Bettelstab. So konnte niemand den herrlichen Odysseus in ihm vermuthen. Dies war aber auch nöthig, wenn der verabredete Plan zur Bestrafung der Freier gelingen sollte.

Endlich gab die Göttin dem Helden noch den Rath, zuerst zu dem Sauhirten Eumäus zu gehen, der unter allen seinen Dienern der treueste sei und der nicht nur Penelope und Telemach, sondern auch seinem von so vielen schon verloren geglaubten alten Herrn mit treuer Liebe noch anhänge. Dann verschand die Göttin.

X. Ihrem Rathe folgend, machte sich Odysseus auf den Weg zu dem Sauhirten Eumäus. Dieser saß gerade und schnitt sich ein

paar Sohlen aus einer Stierhaut. Er stand, als er den Fremdling erblickte, auf, empfing den vermeintlichen Bettler freundlich und hieß ihn in seine Hütte eintreten. Als er ihm aber einen guten Trunk Weines und gebratenes Ferkelfleisch reichte, da konnte er sich nicht enthalten, seinem Zorne gegen die Freier Luft zu machen, denen er täglich ein Mastschwein liefern mußte, so daß er, wenn nicht seines Herrn ganze Herden zu Grunde gehen sollten, sich mit Ferkelfleisch begnügen müsse. „Zwar," fügte er hinzu, „ist das Gut meines Herrn noch immer groß genug und von Rindern, Schafen, Ziegen und Schweinen besitzt er noch viele große Herden. Dafür war er aber auch früher reicher, als sonst zwanzig Könige zusammen." Und dann fuhr er fort, zu klagen um das Los seines Herrn, der nun so viele Jahre schon von der Heimath entfernt sei und vielleicht nie wieder komme.

Da erwiederte der Bettler, der bisher schweigend sein Mahl verzehrt hatte: Wer ist denn dein Herr? „Wenn er irrend sich in der Welt herumtreibt, so kenne ich ihn vielleicht, denn auch ich bin in vielen Ländern gewesen und habe viele Landfahrer kennen gelernt."

Ungläubig schüttelte der Hirt das Haupt und sprach: „Ich glaube nicht mehr, daß ein Fremdling Kunde bringe von meinem Herrn, dem Könige Odysseus. Schon zu oft sind Landstreicher gekommen und haben mit täuschenden Worten Nachrichten über Odysseus gebracht, die hinterher sich als falsch erwiesen; und sie haben es nur gethan, um ein gutes Mahl und ein Geschenk zu erlangen, denn die edle Penelope bewirthet jeden aufs beste, der nur von ihrem Gemahle spricht. Ach, ich fürchte, meinen Herrn haben längst die Raubthiere des Landes oder die Fische im Wasser gefressen, denn sonst müßte er nun doch wohl heimgekehrt sein."

Des Hirten Klagen unterbrach der Bettler mit der Versicherung, daß Odysseus, noch bevor ein Monat vergangen sei, zurückkommen und die Freier bestrafen werde. Und er fügte hinzu: „Einen Lohn für meine Botschaft will ich nicht eher haben, als bis du die Wahrheit derselben erkannt hast. Nicht sollst du sagen, ich hätte Lügen ersonnen um einer Mahlzeit und eines Leibrocks willen."

Noch immer zweifelte Eumäus und er sprach: „Ach, ich werde wohl leider nie nöthig haben, dich für deine Botschaft zu belohnen. Kehrte nur wenigstens meines Herrn Sohn zurück, um den ich jetzt auch große Sorge tragen muß. Auch er ist über das Meer gefahren, um vielleicht etwas von seinem Vater zu hören und wäre es auch nur die gewisse Nachricht, daß er todt ist. Nun bleibt auch er so lange aus, daß mich neben der Trauer um meinen Herrn auch die Sorge um ihn bekümmert. Doch," unterbrach er sich, „was erzähle ich dir da für Geschichten, die dir wohl ganz gleich-

giltig sind! Erzähle mir lieber, wer du bist und von wannen du kommst."

Da begann Odysseus dem Hirten dieselbe ersonnene Geschichte zu erzählen, mit der er vorher schon der Göttin Athene Auskunft über sich hatte geben wollen, und bei Eumäus fand er für dieselbe mehr Glauben, als bei der Göttin.

Während dieser Gespräche war der Abend herangekommen. Die Hirten kehrten mit den Herden der Schweine, die sie auf die Weide getrieben hatten, zurück, und Eumäus, der Oberhirt, ging hinaus, um nach seines Herren Gut zu sehen. Odysseus freute sich dieser Sorge des treuen Hirten. Als dann die Thiere alle in die Ställe getrieben waren und die Abendmahlzeit genossen war, legten die Hirten sich nieder zum Schlafen. Auch dem Fremdlinge ward ein mit zottigem Ziegenfell bedecktes Lager bereitet, Eumäus aber ging hinaus, um in dieser Nacht die Wache in dem Gehöfte zu versehen.

Am andern Morgen bereitete der treue Hirte das Frühmahl und unterhielt sich dabei mit Odysseus, dem er die Geschichte seines Lebens erzählte, wie er als Knabe aus dem Palaste seines Vaters geraubt und auf der Insel Ithaka an den alten König Laertes verkauft worden sei, wie er aber an diesem einen gütigen Herrn gefunden habe, unter dem er bald zum Oberhirten ernannt worden sei und wie ihm später Odysseus ebenfalls ein gütiger Herr gewesen, um dessen Verlust er immer werde klagen müssen. Als er noch so erzählte, trat ein herrlicher Jüngling durch die Thüre der Hütte. Vor freudigem Schrecken entfiel dem treuen Hirten das Gefäß aus der Hand, denn der Eintretende war Telemach, sein geliebter junger Herr, an dessen glücklicher Rückkehr er schon zu zweifeln angefangen hatte.

Als er ihn jetzt gesund vor sich stehen sah, entrollten Thränen seinen Augen und entzückt umfing er ihn mit seinen Armen. Wie ein Vater seinen geliebten, von langer Reise zurückgekehrten Sohn, so begrüßte der Hirt seinen jungen Herrn. Er nahm ihm die eherne Lanze ab und hieß ihn sich setzen. Da rückte Odysseus ehrerbietig bei Seite, um dem Sohne, den er noch nicht kannte, seinen Platz einzuräumen. Telemach aber nöthigte ihn freundlich, sitzen zu bleiben und neben ihm Platz nehmend verzehrte er das ihm vorgesetzte Frühmahl.

Während dessen fragte Telemach nach seiner Mutter und ob in dem Palaste etwas neues geschehen sei, denn er war noch nicht in der Stadt gewesen, sondern zuerst bei dem Hirten eingekehrt, seine Genossen aber hatte er mit dem Schiffe bis zu dem Hafen der Stadt fahren lassen. Auch fragte er, wer der Fremdling sei, der in des Hirten Hütte eingekehrt und der Hirt berichtete in

Kürze, wie der Fremdling erzählt habe, daß er aus Kreta entflohen und von einem phönizischen Schiffe hierher gebracht worden sei.

Darnach befahl Telemach, daß der Hirt Eumäus in die Stadt gehe, der Königin Penelope seine glückliche Rückkehr zu melden; auch solle Penelope einen Boten mit dieser Nachricht an Laertes senden, von dem Eumäus berichtet hatte, daß er seit Telemachs Abreise fast nichts von Speise und Trank zu sich genommen und nur seufzend um Sohn und Enkel im Gemache gesessen habe.

Der Hirt ging, den Auftrag zu erfüllen und Odysseus war allein mit Telemach, von dem er nun wußte, daß er sein Sohn war. Gekommen war nun die Stunde, nach der das Herz des Dulders so lange sich gesehnt hatte, die Stunde, in der er seinen Sohn, den er als kleinen Knaben in Ithaka zurückgelassen hatte, als blühenden Jüngling in seine Arme schließen sollte. Da nahete Athene und nur dem Odysseus sichtbar, rieth sie diesem, sich jetzt zu erkennen zu geben. Von Athene mit dem goldenen Stabe berührt, fiel des Odysseus Bettlergewand und ein kostbarer Leibrock und Mantel umschlossen seine Glieder, in der Fülle seiner schönen und kräftigen Heldengestalt stand der Vater vor dem Sohne, der ob dieses Anblicks erstaunte und der Meinung war, ein Gott sei von dem Sitze der Unsterblichen herniedergestiegen.

Odysseus aber sprach zu ihm: „Nicht ein Gott bin ich, sondern dein Vater, um den du so herzlich dich grämest.“ Und dabei küßte er den Sohn, umschlang ihn mit seinen Armen und die lange verhaltenen Thränen der Freude stürzten ihm über die Wangen. Aber Telemach stand noch immer staunend und vermochte nicht, den Worten des Fremdlings zu glauben. Da sprach Odysseus: „Laß dich's nicht irren, daß ich soeben in Bettlergestalt vor dir stand und nun als ein Held prange. Das ist das Werk der Göttin Athene, die mich endlich wieder zu meiner Heimath gebracht hat.“ Und dann erzählte er, wie er auf dem Schiffe der Phäaken wieder nach Ithaka gekommen war.

Lange lagen darauf sich Vater und Sohn in den Armen, beide Thränen vergießend und den Göttern dankend. Odysseus aber mahnte, den Plan der Rache an den Freiern zu besprechen, ehe der Hirt wieder heimkehrte. Und so wurde denn beschlossen, daß Telemach für jetzt heimkehren und sich unter die ungeladenen Gäste mischen sollte, als ob gar nichts vorgefallen sei. Bald darauf wollte Odysseus als greiser Bettler nachkommen und die Freier um eine Gabe ansprechen. Dann sollte Telemach jede seiner Mienen beherrschen, so schwer es ihm vielleicht auch sein würde und kein vorschnelles Wort sollte er verlieren, wenn etwa die Uebermüthigen seinen Vater verhöhnten und beschimpften. Er sollte sich ruhig verhalten, und heimlich alle Waffen, die im Saale umher an

den Wänden hingen, hinauf auf den Söller tragen, bis auf zwei Schwerter und zwei Speere; dann sollte er warten, bis ihm Odysseus mit den Augen zum Beginn des Rachewerkes zuwinken werde.

Unterdessen hatten die Freier in der Stadt erfahren, daß Telemach mit seinem Schiffe glücklich zurückgekehrt war, ohne ihren Spähern in die Hände zu fallen. Aerger und Furcht bemächtigten sich ihrer, daß ihnen ihre Beute entgangen war; denn sie mußten wohl fürchten, daß Telemach ihren Plan laut verkündigen und sie beim Volke noch unbeliebter machen würde. Darum beschlossen sie, jetzt noch ihn zu ermorden, ehe er ihnen gefährlich werden konnte. Aber es sollte anders kommen, als sie es dachten.

XI. Eumäus war aus der Stadt zurückgekehrt. Noch vor seiner Ankunft aber war Odysseus, von dem Stabe Athene's berührt, wieder zum Bettler geworden. Mancherlei hatte Eumäus aus der Stadt zu berichten, namentlich auch von dem Aerger der Freier, daß Telemach ihnen entkommen; dann legten sich die drei Männer zum Schlafen nieder.

Am andern Morgen empfahl Telemach den Fremdling der Obhut des Eumäus, daß er ihn nach der Stadt führe; er selbst ging voraus nach dem Palaste, wo er von der weinenden Penelope herzlich umarmt und um seine Reise befragt wurde. Mit Gewalt mußte er seine Gefühle in den Busen zurückdrängen, als sie ihn fragte, ob er irgend etwas über das Schicksal seines Vaters in Erfahrung gebracht habe, denn Odysseus hatte ihm geboten, selbst der Mutter gegenüber noch das größte Stillschweigen über das, was er wußte, zu beobachten. Doch erzählte er, wie er von Menelaus erfahren, daß Odysseus auf der Insel Ogygia bei der Nymphe Kalypso sei.

Während Telemach mit seiner Mutter sprach und die Freier sich mit dem Werfen der Scheiben und der Speere auf dem Platze vor dem Palaste erlustigten, hatten auch Eumäus und sein Gast sich auf den Weg nach der Stadt gemacht. In geflicktem Bettlergewande und in Greisesgestalt wankte, auf seinen Stab gestützt, der König von Ithaka nach seinem Palaste, aus dem er vor zwanzig Jahren nach Troja ausgezogen war. Keiner konnte in dem alten Bettler den Herrn des Hauses erkennen und kein würdiger Empfang wartete seiner.

Sogar vor Beschimpfung war der heimkehrende König nicht sicher. Als die beiden Wanderer nahe an die Stadt herangekommen waren, begegneten sie dem Ziegenhirten Melantheus, der, auf Seiten der Freier stehend, diesen Ziegen zum Schmaus in die Stadt führte. Als er die beiden sah, rief er aus: „Hier heißt's wahrlich mit

Recht: Ein Taugenichts führt den andern! Wie doch die Götter stets Gleiche zu Gleichen gesellen! Wo führst du denn, elender Sauhirt, den zerlumpten Bettler hin? Er soll wohl in der Stadt an den Thürpfosten sich herumdrücken und Krumen sich erbetteln? Wenn er arbeiten könnte, so könnte er mir die Gehege bewachen und die Ställe ausfegen, aber er wird wohl nichts als Bubenstücke gelernt haben und lieber das Land durchstreichen, um sich mit Bettelbrot vollzustopfen. Bringe nur deinen Freund nicht zu den Freiern in den Palast; sie möchten mit Schemeln nach ihm werfen."

So schimpfte der Ziegenhirt noch lange, obgleich Eumäus ihn um solche Worte hart tadelte. Odysseus hätte ihn gern mit seinem Stabe geschlagen, aber er bezwang sich und ertrug auch den bittersten Schimpf geduldig in der Hoffnung, daß die Zeit der Vergeltung nahe sei.

Melantheus eilte voran und er, der die Freier immer mit guten Braten versorgte, ward von ihnen willkommen geheißen und setzte sich mit ihnen zum Schmause nieder.

Endlich kamen auch Eumäus und sein Begleiter zum Palaste, aus dem ihnen Gesang und Lärm entgegenschallte. Vor demselben lag ein alter Hund des Odysseus auf einem Haufen Dünger. Odysseus hatte ihn selbst aufgezogen und er war früher ein stattlicher Jagdhund gewesen; jetzt lag er elend und krank und niemand beachtete ihn. Das treue Thier erkannte sogleich seinen Herrn, wendete den Kopf nach dem Vorübergehenden und wedelte mit dem Schwanze, doch vermochte es vor Entkräftung nicht mehr, zu ihm zu gehen. Odysseus zerdrückte heimlich eine Thräne, der Hund aber fiel, als er seinen Herrn heimkehren gesehen, todt nieder.

Als Odysseus zu dem Saale der Freier kam, setzte er sich auf die Schwelle nieder und lehnte sich an die Thürpfosten; Telemach aber, der ihn sofort bemerkte, ließ ihm von den Dienern Speise und Trank reichen. Dann wendete sich Odysseus flehend auch an die Freier. Viele reichten ihm eine Gabe dar, andere höhnten ihn, Antinous aber, der übermüthigste unter ihnen, schimpfte gewaltig über die zudringlichen Bettler, ergriff einen Fußschemel, warf ihn nach Odysseus und traf diesen damit an die Schulter. Da konnte Odysseus seinen Groll nicht zurückhalten und er rief laut in den Saal: „Mögen die Götter den Frevler strafen, der einen hungernden, schutzflehenden Unglücklichen zu mißhandeln wagt."

Telemach konnte kaum seinen Zorn mäßigen, als er seinen Vater so gemißhandelt sah und auch die Freier wären mit Antinous nicht einverstanden. Einer sprach zu ihm: „Weißt du nicht, daß die unglücklichen Bettler in der Götter besonderem Schutze stehen? Und wie, wenn nun einer der Himmlischen selbst uns in Bettlergestalt genaht wäre? Denn die Himmlischen durchwandern oft in

fremder Gestalt die Länder und Städte.“ Antinous achtete aber solcher Worte nicht.

Unterdessen hatte auch Penelope von dem, was eben vorgegangen war, gehört und um es wieder gut zu machen, befahl sie, den Fremdling zu ihr zu führen; auch hatte sie von Eumäus gehört, wie der Bettler von Odysseus Kundschaft habe. Doch nicht sogleich ward ihr Wunsch erfüllt. Odysseus fürchtete den Uebermuth der Freier, gegen den ihn jetzt noch niemand vertheidigen konnte und er versprach daher, zu Penelope zu kommen, wenn die Sonne gesunken und es ringsumher dunkel geworden sei, so daß niemand ihn sehen könne; dann wollte er der Königin alles erzählen, was sie zu wissen wünsche, bis dahin aber möge sie sich gedulden.

Während des Mahles erschien an der Thür des Saales ein anderer Bettler, Jros genannt, der täglich kam, um von den Resten des Mahles sich zu sättigen. Er war ein roher, unverschämter Mann und als er seine Stelle an der Thüre schon von einem andern besetzt sah, ward er zornig und hieß Odysseus mit harten Worten, sich zu entfernen. Odysseus erwiederte: „Ich mißgönne dir nicht, was dir hier geschenkt wird und die Schwelle hat Raum für uns beide.“ Da ward Jros nur noch zorniger und drohte Odysseus mit Faustschlägen.

Wohl warnte ihn Odysseus und sprach: „Hüte dich, daß ich dich nicht blutig zerschlage. Ich würde dann sicher morgen nur um so ruhiger hier sitzen;“ Jros aber schlug nach Odysseus. Da kam es zu einem harten Kampfe, der die Freier belustigte. Wie staunten sie aber, als der unscheinbare Fremdling, der heute zum erstenmale an ihrer Thüre saß, mit Riesenkraft seinen Gegner niederschlug und dann an den Füßen auf den Hof hinaus schleppte!

Noch mancherlei Schmach hatte Odysseus in seinem Hause zu dulden. Auch die Mägde, die lieber die Freudenfeste mitfeierten, welche die Freier veranstalteten, als daß sie den Kummer der edlen Penelope getheilt hätten, schimpften und verhöhnten den vermeintlichen Bettler.

Endlich brach der Abend herein. Die Freier gingen in ihre Wohnungen und still ward es im Saale. Nur zwei Männer blieben darin zurück, Odysseus und Telemach, auf Mord und Verderben sinnend. Da, wo noch eben der Lärm der trunkenen Freier wiedergehallt hatte, da vernahm man jetzt ein leises Waffenklirren, denn heimlich, daß niemand im Hause es hörte, trugen Vater und Sohn die Waffen aus dem Saale hinauf auf den Söller, die Helme und Schilde und spitzigen Lanzen.

Dann legte sich Telemach zum Schlafen nieder, um für den folgenden Tag, den Tag der Rache, Kräfte zu gewinnen; zu Odysseus aber kam Penelope in den Saal, setzte sich ihm gegenüber

auf einen prächtigen Sessel und fragte ihn, wer und woher er sei. Odysseus antwortete anfangs ausweichend, als aber Penelope nicht abließ zu fragen, da erzählte er ihr dasselbe Märchen, das er bereits dem Sauhirten Eumäus erzählt hatte. Weinend hörte Penelope zu, als er von Odysseus erzählte, den er gesehen habe und der bald zurückkehren werde.

Noch hatte die Königin zwar einige Zweifel an der Wahrheit des Erzählten, als aber der Bettler ihr alle Gewänder beschrieb, die er Odysseus habe tragen sehen und als sie in den beschriebenen Gewändern dieselben erkannte, die sie einst mit eigner Hand für ihren Gemahl gestickt hatte, da schwanden auch die letzten Zweifel und nie hatte sie in ihrem Palaste einen Gast herzlicher willkommen geheißen, als diesen Fremdling, der ihr in Wirklichkeit von ihrem Gatten zu berichten gewußt hatte.

Sie befahl ihren Mägden, des Fremdlings wohl zu pflegen und ihm die Füße zu waschen, ehe er sich zum Schlummer auf das Lager niederstreckte, das sie ihm ebenfalls zu bereiten befahl. Das Fußwaschen aber ward der alten Schaffnerin Euryklea aufgetragen, die einst des Odysseus Amme gewesen war.

Als Odysseus das hörte, rückte er in den äußersten Winkel, fernab vom Lichte, denn er fürchtete, von Euryklea an einer Narbe erkannt zu werden, die er einst als Kind auf der Jagd von dem scharfen Zahne eines Ebers erhalten hatte. Kaum hatte aber Euryklea des Fremdlings Füße berührt, als sie auch sofort die Narbe fühlte und an ihr den Fremdling erkannte. Vor Schreck ließ sie den Fuß aus ihrer Hand sinken, daß er in das eherne Becken niederfiel und das Wasser verschüttet ward. Thränen der Freude drängten sich in der alten Schaffnerin Augen und sie rief: „Wahrlich, du bist Odysseus, den ich als Kind gepflegt.“ Ehe sie aber noch der Königin, die auf das Fußwaschen nicht geachtet hatte, ihre Entdeckung mittheilen konnte, hielt ihr Odysseus die Hand auf den Mund und sprach: „Verrathe mich jetzt nicht, wenn du nicht willst, daß all meine Pläne scheitern sollen. Harte Strafe drohe ich dir an, wenn du von Odysseus Rückkehr sprichst, bevor ich die Freier bestraft habe.“ Da mußte Euryklea wohl schweigen, wie sauer es ihr auch ward, den Jubel ihres Herzens nicht laut austönen zu lassen.

Die Fußwaschung war beendet und der Held mit Oel gesalbt; da wendete sich Penelope wieder zu dem Fremdling und sprach: „In meinem Hofe hege ich zwanzig Gänse. Da träumte mir nun in der vergangenen Nacht, ein Adler käme vom Gebirge und tödtete dieselben. Als ich aber darum weinte, kamen schöne Frauen aus der Stadt und trösteten mich. Bist du so weise, Fremdling, daß du mir den Traum deuten kannst?“

„Nichts mag leichter sein, als das“, sprach Odysseus; „die Gänse sind die Freier, die in deinem Hause schalten, der Adler aber ist Odysseus, welcher kommen wird, sie alle zu vernichten.“ Da erwiederte die Königin: „Wollten doch die Götter, du hättest den Traum recht gedeutet.“

Dann erzählte die Königin dem Helden noch, wie sie am nächsten Tage den Freiern einen Wettkampf aufgeben wolle, wie sie aber hoffe, daß keiner in demselben bestehen werde. Sie sprach: „Mein Gemahl pflegte zuweilen zwölf Aexte hinter einander aufzustellen; dann trat er in die Ferne zurück und schnellte den Pfeil vom Bogen durch die Oehre aller Aexte hindurch. Nun will ich den Freiern sagen, daß ich dem meine Hand reichen werde, der dieses Kunststück mit des Odysseus Bogen, den ich noch aufbewahre, nachzumachen im Stande ist.“

„Thue das, Königin“, sprach da Odysseus, „denn eher kommt Odysseus zurück, als daß einer der Freier seinen Bogen spannt und den Pfeil durch die Oehre der zwölf Aexte schießt.“

Darnach begab sich die Königin in ihr Gemach zur Ruhe und auch Odysseus legte sich auf dem ihm bereiteten Lager nieder. Lange wälzte er sich schlaflos umher und beobachtete das Treiben der zuchtlosen Mägde, denen das fröhliche Treiben der Freier besser gefiel, als die Klagen ihrer armen Königin. Mit Mühe bezwang er seinen Grimm, daß er sie nicht laut strafte. Dann nahte auch ihm der Schlummer.

XII. Endlich brach der Tag der Entscheidung an. Die Mägde erschienen in den Gemächern, um alles zur Feier des Neumondfestes zu ordnen. Die Hirten kamen vom Lande, um das Schlachtvieh zu bringen, das sie täglich abliefern mußten; die Diener zündeten das Feuer auf den Herden an. Unter den Hirten erschien auch Philötius, der Rinderhirt, der, ohne zu wissen, mit wem er sprach, dem Odysseus sein Leid klagte, wie er die besten Thiere seiner Herden den frechen Freiern bringen müsse, während sein Herr, der König Odysseus, vielleicht in Noth und Elend schmachte. Odysseus vertröstete den treuen Hirten auf seines Herrn Heimkehr, bei der auch den Freiern ihre Strafe werden würde. Da sprach der Hirt: „Wollte Zeus das fügen, so sollten meine Hände wohl meinem edeln Herrn zu Dienste sein.“

Zuletzt erschienen auch die Freier; die üblichen Opfer wurden gebracht und das Gelage begann. Abseits saß an der Schwelle Odysseus und verzehrte, was ihm Telemach von dem Mahle zukommen ließ. Bald ging es wieder lustig und übermüthig her in der Gesellschaft und auch heute ließ man den Fremdling, der an der Schwelle saß, nicht ungehöhnt. Ktesippus, einer der Freier,

warf nach ihm mit einem Knochen; Odysseus aber beugte sich, daß der Knochen neben ihm an die Wand schlug, und bezwang seinen Zorn.

Trotz aller übermüthigen Ausgelassenheit lastete es aber wie Gewitterschwüle über diesem letzten Mahle der Freier. Durch den Lärm der Zechenden hindurch erklang die Stimme des Sehers Theoklymenus, den Telemach aus Sparta mitgebracht hatte und dem jetzt ein schreckenerregendes Gesicht vor den Augen des Geistes aufstieg: „Ach, was seh ich? Dunkel in Nacht sind Haupt und Antlitz euch gehüllt. Wehklage höre ich überall. Naß von Thränen sehe ich die Wangen und mit Blut sind die Wände besprengt. Haus und Vorhof sehe ich voll schwebender Schatten, die zur Unterwelt wallen und rings herrscht gräßliches Dunkel.“

Aber die Freier verhöhnten auch den Seher und einer von ihnen rief hohnlachend dem Telemach zu: „Sonderbaren Gästen gewährst du Herberge, einem ausgehungerten Bettler und einem Narren, der weissagen will.“ Telemach aber schwieg.

Da trat Penelope in den Saal. Sie brachte den Bogen des Odysseus, der seit des Helden Abreise von niemand wieder gespannt worden war und unberührt in der Kammer gehangen hatte. An ihm sollten jetzt die Freier ihre Stärke erproben und von seiner Sehne sollten sie einen Pfeil durch die Oehre von zwölf aufgestellten Aexten schießen, wie es Odysseus so oft gethan hatte. Telemach stellte die Aexte auf und der Wettkampf begann.

Aber umsonst versuchte ein Freier nach dem andern, den Bogen zu spannen; es reichte dazu keinem die Kraft. Da befahlen die Freier dem Ziegenhirten, Fett herbeizuholen, um den Bogen damit einzureiben und ihn dann ans Feuer zu halten, ob er dadurch geschmeidiger würde und leichter zu spannen. Aber auch dieser Versuch war vergebens und noch immer vermochte keiner den Bogen zu spannen.

Jetzt, glaubte Odysseus, sei die Zeit zur Rache gekommen. Er ging hinaus in den Vorhof, wo der Rinderhirt und der Sauhirt voll Bangens des Ausgangs harrten. Ihnen entdeckte sich jetzt der Held und mit Hilfe der Narbe am Bein überzeugte er sie, daß er wirklich ihr lange vermißter Herr sei. Weinend vor Freuden hängten sich die treuen Hirten an ihn; aber es war jetzt nicht Zeit, sich lange der Freude hinzugeben. Das Werk der Rache sollte vollendet werden und die Hirten sollten dazu helfen. Philötius sollte das Hofthor bewachen, daß keiner durch dasselbe entrinne, Eumäus aber die Gemächer der Frauen verschließen, daß keine von diesen in den Saal kommen konnte, wenn sie den Lärm des Kampfes vernähmen.

Als Odysseus wieder in den Saal zurück kam, machte eben

Antinous nach einem vergeblichen Versuche, den Bogen zu spannen, den Vorschlag, den Wettkampf ruhen zu lassen und erst am nächsten Tage wieder aufzunehmen. Alle waren damit zufrieden, Penelope ging in ihr Zimmer zurück und aufs neue sollte das Schmausen beginnen. Da bat Odysseus die Freier, auch ihm einmal den Bogen in die Hand zu geben, damit er seine Kraft daran versuche. „Bist du von Sinnen? Oder hast du zu viel Wein getrunken?“ fuhr da Antinous auf und die übrigen Freier stimmten ihm bei in der Weigerung. Eine Unverschämtheit nannten sie des Fremdlings Bitte; im Stillen aber fürchteten sie, der Fremdling, dessen Kraft und Gewandtheit sie schon im Kampfe mit dem Bettler Iros kennen gelernt hatten, möchte sie beschämen und wirklich im Stande sein, den Bogen zu spannen.

Telemach jedoch befahl, dem Fremdling den Bogen zu reichen und trotz der Freier Widerstreben und Drohen trug Eumäus den Bogen zu Odysseus. Dann entfernten sich Philötius und Eumäus wieder aus dem Saale, um zu thun, was Odysseus ihnen geheißen.

Kurze Zeit betrachtete Odysseus seinen geliebten Bogen, nach allen Seiten ihn wendend und prüfend, so daß die Freier wohl erkennen mochten, daß er nicht zum erstenmale einen Bogen in der Hand hatte. Dann faßte er plötzlich die Sehne und mit mächtigem Ruck sie anziehend, spannte er sie, daß es einen hellen Klang gab und ein jäher Schreck die Herzen der Freier durchdrang. Dann legte er den Pfeil auf die Sehne und sausend fuhr derselbe durch die Oehre der aufgestellten Aexte, daß er auch nicht eines derselben verfehlte.

Auf einen Wink des Odysseus gürtete Telemach sein Schwert um und den Speer erfassend trat er zu dem Vater hin, der jetzt die Bettlerlumpen von sich warf, auf die Schwelle des Saales sprang und die Pfeile aus dem Köcher vor sich ausschüttete. Dann rief Odysseus den Freiern zu: „Dieser Wettkampf ist vollendet. Jetzt wähle ich mir ein Ziel, das noch kein Schütze getroffen.“ Wieder schwirrte der Pfeil durch die Luft und tödtlich in den Hals getroffen sank Antinous um, als er eben den Becher zum Munde führen wollte und im Fallen riß er den Tisch mit sich.

Lärm und Verwünschungen der Freier erschollen ringsum; doch meinten sie noch, Odysseus habe den Mann ohne Absicht getroffen. Als sie jedoch merkten, wie alle Waffen von den Wänden entfernt waren, da ward ihnen die Gefahr klar, in der sie schwebten. Bleiches Entsetzen erfaßte sie, als Odysseus mit dröhnender Stimme in den Saal rief: „Ha, ihr meintet, ich käme nimmer von Troja zurück. Deshalb verschwelgtet ihr mein Gut, verführtet mein Gesinde, warbt um mein Weib. Nun aber nahet euch das Verderben und meine Ehre, die ihr geschändet habt, will ich wieder herstellen.“

Herz und Kniee zitterten den Freiern und reumüthig baten sie um ihr Leben, darauf hinweisend, daß Antinous, der Hauptanstifter des Unheils ja schon mit dem Tode gebüßt habe; auch versprachen sie, das verpraßte Gut zu ersetzen. Davon mochte aber der zürnende König nichts hören.

Da zogen die Freier ihre Schwerter und einer nach dem andern drang auf Odysseus ein. Aber keinem gelang es, zu ihm hinzukommen; seine Pfeile trafen gut und neben ihm stand sein Sohn mit der ehernen Lanze.

So lange Odysseus noch Pfeile hatte, streckte er mit jedem Schusse einen der Freier zu Boden. Dann lehnte er den Bogen an den Thürpfosten, erfaßte Schild, Schwert und Lanze, die ihm Telemach gebracht hatte und auch von jedem Stoß der Lanze und jedem Hiebe des Schwertes sank einer der Freier nieder. Neben ihm aber standen tapfer ihn beschützend und die Freier abwehrend sein Sohn und die beiden treuen Hirten.

Auch die Freier gewannen zu ihren Schwertern noch Schilde und Lanzen. Der treulose Ziegenhirt Melantheus hatte sie ihnen aus ihrer Rüstkammer herbeigeholt. Vor den Lanzenwürfen der Freier ward Odysseus aber durch seine Schutzgöttin Athene geschützt.

Als der Ziegenhirt zum zweiten male hinausschlich, neue Waffen zu holen, eilten ihm Eumäus und Philötius nach, banden ihm Hände und Füße und zogen ihn an einem Seile bis an das Dach des Hauses in die Höhe. Dann ließen sie ihn in der Schwebe hängen, schlossen die Thüre und gingen in den Saal zurück, wo endlich alle Freier nach einander hingestreckt wurden und mit ihren Leichen den Estrich bedeckten. Nur den Sänger Phemius und den Herold Medon hatte Odysseus verschont, denn sie hatten nur gezwungen den Freiern gedient und Telemach hatte für sie gebeten.

XIII. Das Werk der Rache war vollendet. Mit Blut und Staub besudelt lagen die Leichen der Freier rings umher im Saale und auf das Waffengetöse und Geschrei der Männer war lautlose Ruhe gefolgt. Aber noch war ein zweites Rachewerk zu vollführen: die Strafe an den Mägden, die Penelope verlassen und es mit den Freiern gehalten hatten und an dem treulosen Ziegenhirten. Um die Namen der Mägde zu erfahren, ließ Odysseus die Schaffnerin Euryklea in den Saal rufen.

Als sie kam und die Freier erschlagen sah, begann sie laut zu jubeln; Odysseus aber sprach zu ihr: „Freue dich, Mutter, im Geiste und enthalte dich lauten Jubels, denn Sünde ist es, über erschlagene Menschen laut zu frohlocken.“

Nach den Mägden befragt, gab die Schaffnerin zur Antwort: „Fünfzig Dienerinnen sind im Hause, die wir Kleider wirken,

Wolle kämmen und das Hauswesen bestellen gelehrt haben. Von diesen haben sich zwölf abgewendet und weder mir, noch Penelope gehorchen wollen.“ Und sie nannte die zwölf mit Namen. Da wurden auf Odysseus Befehl die zwölf Mägde gehängt, der Ziegenhirt aber enthauptet.

Darauf befahl Odysseus, daß die Frauen den Saal reinigten. Die Leichen wurden hinausgetragen, das Blut ward von den Wänden und von dem Fußboden abgewaschen und mit wohlriechenden Kräutern ward der Saal durchräuchert.

Als das vollendet war, sandte Odysseus die Schaffnerin zu Penelope, daß sie ihr sage, wie Odysseus die Freier erschlagen habe. Euryklea fand die Königin schlafend und weckte sie mit den Worten: „Wach auf, o Königin, daß du mit eigenen Augen sehest, wie sich erfüllt hat, worauf du täglich geharret. Odysseus ist heimgekehrt und schon lange mit dir unter einem Dache. Die Freier aber liegen alle von seiner Hand erschlagen in dem Saale.“ So jubelte die Schaffnerin, Penelope aber mochte ihr nicht glauben und hielt ihre Worte für einen übel angebrachten Scherz. Das Glück, auf das sie so lange gehofft hatte, war so plötzlich eingetreten, daß sie es nicht fassen konnte.

Als darauf die Schaffnerin weiter erzählte, wie Telemach schon länger um des Vaters Heimkehr gewußt habe, wie sie selbst beim Fußwaschen an der Narbe den Fremdling als ihren heimgekehrten Herrn erkannt habe, wie sie aber nicht habe reden dürfen, bis des Königs Rachewerk zu Ende geführt gewesen sei, da machte sich Penelope auf, um zum Saale hinabzugehen und selbst zu sehen, was ihr verkündet wurde.

Sie kam in den Saal, aber sie wußte nicht, was sie thun sollte, ob sie dem Fremdling, von dem ihr gesagt war, daß er ihr Gemahl sei, in die Arme sinken und ihm Haupt und Hände küssen sollte. Es war ihr alles zu schnell gekommen. Stumm setzte sie sich dem Gemahl gegenüber, sie fand keine Worte, ihn anzureden; bald schien er ihr so fremd, bald so bekannt. Und ob auch Telemach ihr zuredete, dem Gatten freundlich zu begegnen, sie konnte ihre Scheu nicht überwinden und glaubte, sie müsse erst noch ein untrügliches Zeichen erhalten, daß sie nicht von einem listigen Betrüger hintergangen sei.

Da fiel ihr etwas ein, wovon nur sie und Odysseus wußten. Daran wollte sie die Wahrheit erkennen. Darum befahl sie den Mägden, daß sie des Odysseus Bett, das noch stehe, wie er es vor zwanzig Jahren verlassen, in eine andere Kammer brächten.

Als Odysseus das hörte, wandte er sich schnell zur Gattin und sprach: „Wer kann anders stellen das Bett? Das könnte ja schwerlich auch der geschickteste Mann; denn gar ein seltsames Geheimniß

ist an dem künstlichen Bett. Ist es nicht gezimmert auf dem Stumpfe eines Oelbaumes, der einst weitschattend im Gehege stand und um den herum ich das Gemach erbaute? Habe ich nicht selbst den Stamm, nachdem ich die Krone desselben gekappt hatte, künstlich gezimmert und ausgemeiselt und dem Bette zum Fuße gebildet? Und müßte darum nicht, wer das Bett verrücken wollte, den Baumstumpf mit seinen Wurzeln ausreißen?"

So sprach Odysseus und sofort flohen alle Zweifel aus dem Herzen der Königin. Vor Freude zitternd umschlang sie weinend den lange Entbehrten mit ihren Armen und unter heißen Küssen bat sie ihn um Verzeihung wegen ihres Mißtrauens. Die aber dabei standen, konnten nicht die Thränen verbergen, als sie sahen, wie die so lange getrennt gewesenen Gatten unter Thränen die schmerzlich ersehnte Stunde des Wiedersehens feierten.

Viel gab es nun zu erzählen und an Nachtruhe war für diesen Tag nicht zu denken. Von der ausgestandenen Noth erzählte Penelope und wie sie trotz alles Drängens der Freier in unwandelbarer Treue gegen den fernen Gemahl verharrt; von seinen Irrfahrten erzählte Odysseus und wie er sich immer schmerzlich nach der Heimath gesehnt.

Am andern Morgen ging Odysseus auch zu dem Landgute hinaus, das sein Vater Laertes bewohnte. Er fand den Alten unter den Bäumen, die er pflegte und wartete, gab sich ihm aber nicht sogleich zu erkennen. Er erzählte vielmehr, er sei ein König aus fernem Lande und sei nach Ithaka gekommen, den König Odysseus zu besuchen, der vor Jahren bei ihm eingekehrt und mit dem er einen innigen Freundschaftsbund geschlossen.

Als Laertes das hörte, füllten Thränen seine Augen und er sprach: „Willst du den besuchen, so kommst du vergebens. Der edle König Odysseus ist wohl längst in der Fremde gestorben, wo nicht sein Vater und sein Sohn an seinem Grabe stehen konnten, wo nicht sein treues Weib ihm die Augen zudrücken konnte." Heftiges Schluchzen ließ den Alten nicht weiter reden.

Da konnte Odysseus sich nicht länger halten. „Ich bin es", rief er, „erkenne mich Vater, ich bin dein Sohn Odysseus." Und zugleich zeigte er ihm die Narbe am Bein, die der Zahn des Ebers hinterlassen hatte. Auch nannte und zeigte er dem Alten die Bäume, die einst der Vater dem bittenden Knaben geschenkt hatte. Da konnte Laertes nicht länger zweifeln und unter Thränen der Freude lagen Vater und Sohn einander in den Armen.

Inzwischen hatte die Kunde von der Ermordung der Freier die Insel durchlaufen und der Sinn der Einwohner war getheilt. Mit Waffen in der Hand und mit lautem Geschrei kam eine Schar der Ithaker gezogen, um ihre Söhne, Brüder und Verwandten zu

rächen und Odysseus mußte mit seinen treuen Dienern sich rüsten und zur Vertheidigung bereit machen. Ein kurzer Kampf entspann sich, aber bald ward der Anführer der Schar, Eupithes, von der Lanze des Königs gefällt. Entsetzen faßte die Uebrigen, so daß sie flohen. Als Sieger zog Odysseus wieder in die Stadt, um alsbald mit dem Volke ein neues Bündniß und Frieden zu schließen und als rechtmäßiger König aufs neue anerkannt zu werden.

---

Zu **Prämien** und **Festgeschenken**, wie für **Schulbibliotheken**
geeignete Bücher aus dem Verlage
von **Friedrich Brandstetter** in Leipzig.

**Grube, A. W.**, Biographische Miniaturbilder. Zur bildenden Lektüre für die reifere Jugend. 3 Bde. Mit 4 Stahlstich-Bildnissen. 5. Aufl. 8. (45½ Bog.) geh. 8 M., eleg. geb. 9,50 M.

——— Geographische Charakterbilder in abgerundeten Gemälden aus der Länder- und Völkerkunde. Nach Musterdarstellungen der deutschen und ausländischen Literatur. 3 Bde. Mit 3 Titelstahlstichen. 15., verm. u. verb. Aufl. 8. (115½ Bog.) geh. 11,10 M., geb. 14,10 M.

——— Charakterbilder aus der Geschichte und Sage. 3 Bde. Mit 3 Stahlstichbildnissen Alexanders, Karls u. Friedrichs d. Gr. 22. Aufl. 8. (63½ Bog.) geh. 9 M., eleg. geb. 10,50 M.

**Masius, Herm.**, Naturstudien. Skizzen aus der Pflanzen- und Thierwelt u. s. w. 2 Bde.
I. Band. 8. Aufl. 8. (30 Bog.). Mit 1 lithogr. Titelbilde von W. Georgy. Geh. 6,75 M., eleg. geb. 8,25 M.
II. Band. 2. Aufl. 8. (20½ Bog.). Mit 5 Illustrationen nach Zeichnungen von W. Georgy. Geh. 4,50 M., eleg. geb. 6 M.

——— Mußestunden. Ein Album für die reifere Jugend. 2 Bde.
I. Band. Mit 9 Illustrationen. 8. (30½ Bog.). Eleg. geb. 9 M.
II. Band. Mit 8 Illustrationen. 8. (32½ Bog.). Eleg. geb. 9 M.

——— Luftreisen von J. Glaisher, C. Flammarion, W. v. Fonvielle und G. Tissandier. Mit einem Anhange über die Ballonfahrten während der Belagerung von Paris. Mit 1 Chromolithographie, 42 großen Holzschnitten und 64 kleineren im Text. gr. 8. (21¾ Bog.). Eleg. geb. 9 M.

——— Die Schiffbrüchigen oder zwanzig Monate auf einem Riff der Aucklandsinseln. Nach dem Berichte F. E. Raynals. Mit 40 Holzschnitten und 1 Karte der Aucklandsinseln. 2. Aufl. 8. (15 Bog.). Geh. 4,50 M., eleg. cart. 5 M.

**Oeser, Chr.**, Weltgeschichte für das weibliche Geschlecht. Neu bearbeitet unter Leitung und Mitwirkung von Professor Georg Weber. 3 Theile, mit 3 Stahlstichbildnissen der Cornelia, Elisabeth von Thüringen und Königin Luise von Preußen. 7. Aufl. 8. (89 Bog.). Geh. 10 M. Eleg. in Halbfranz. geb. 12 M.

——— Geschichte der deutschen Poesie in Umrissen und Schilderungen. Neu bearbeitet von J. W. Schaefer. 2 Theile in 1 Bande. Mit den Bildnissen Goethes und Schillers nach Rietschel. 4. Aufl. 8. (50 Bog.). Geh. 9 M., eleg. geb. 11,25 M.

**Roßmäßler, E. A.**, Das Wasser. Eine Darstellung für gebildete Leser und Leserinnen. 3. Aufl., herausgegeben von Wilh. Schütte. Mit 8 Lithographien in Tondruck u. 47 Illustrationen in Holzschnitt. 8. (28½ Bog.). Geh. 10 M., eleg. geb. 12 M.

**Schütte, Wilh.**, Das Reich der Luft. Frei nach C. Flammarion. Mit 1 Chromolithographie, 24 großen Holzschnitten und zahlreichen kleineren im Text. 8. (33½ Bog.). Geh. 10 M., eleg. geb. 12 M.

——— Der Sternhimmel. Eine populäre Darstellung des Weltgebäudes. Mit zahlreichen Textabbildungen, 2 Himmelskarten und lithographischen Tafeln. 8. (34½ Bog.). Geh. 10 M., eleg. geb. 12 M.

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

# VOLU
# 2

# LUME

# 2

# Götter und Helden.

## Griechische und deutsche Sagen.

Als Vorstufe des Geschichtsunterrichts

bearbeitet

von

**Albert Richter.**

Zweites Bändchen.

Zweite Auflage.

Leipzig.
Verlag von Friedrich Brandstetter.
1884.

# Inhalt.







# Vom Ursprung der Götter und aller Dinge.

I. Vor alten Zeiten herrschte in Schweden der König Gylfi. Einst erschien vor ihm eine fahrende Frau, die ihn mit ihren Liedern ergötzte. Zum Lohne für ihren Gesang wollte er ihr ein Stück Pflugland schenken, so groß, wie es vier Ochsen in einem Tage umpflügen könnten.

Die Frau war aber von dem Geschlechte der Riesen und ihr Name war Gefion. Als sie das Versprechen des Königs erhalten hatte, ging sie nach Jötunheim und holte dort vier starke Ochsen, die Riesenkraft besaßen und diese spannte sie vor den Pflug.

So gewaltig war die Kraft der Ochsen und so tief ging der Pflug, daß das abgepflügte Land sich löste und von den Ochsen bis ins Meer gezogen ward, wo es in einem Sunde stehen blieb.

Da gab Gefion dem Lande den Namen Seeland. Wo aber das Land weggenommen war, entstand ein See und noch heute kann man an der Gestalt des Wenersees in Schweden erkennen, daß die Insel Seeland dort aus dem Lande herausgepflügt ist, denn den Buchten des Sees entsprechen die Vorsprünge der Insel.

Als Gylfi das sah, wunderte er sich sehr und weil er schon oft über die wunderbare Macht der Götter und der Riesen nachgedacht hatte, beschloß er, sich aufzumachen und nach Asgard zu gehen, ob er dort über die Götter, über ihre Entstehung und ihr Wesen und über den Ursprung aller Dinge etwas erkunden könnte.

Damit man ihn in Asgard nicht sogleich erkenne, nahm er die Gestalt eines alten Mannes an. Die Götter aber, die alles wissen und denen auch kein Gedanke der Menschen unbekannt war, beschlossen, seine Augen ebenfalls mit einem Blendwerke zu täuschen, auf seine Fragen aber ihm wahrhaften Bescheid zu geben.

Als er nach Asgard kam, sah er eine Halle, die war so hoch, daß er kaum darüber hinwegsehen konnte und das Dach derselben war mit lauter goldenen Schilden gedeckt.

Am Thor der Halle saß ein Mann, der mit Messern spielte,

von denen immer sieben zugleich in der Luft waren. Er fragte den Ankömmling nach seinem Namen und Gylfi nannte sich Gangler. Dann bat der König, ihm für eine Nacht Herberge zu gewähren, denn er sei weither gewandert, auch fragte er nach dem Herrn der Halle.

Der Mann sprach: „Ich will dich zu dem Könige führen, dem diese Halle gehört, da magst du ihn selbst um seinen Namen fragen.“ Und so führte er den König in die Halle.

In derselben waren viele einzelne Gemächer und viele Männer waren in denselben. Einige spielten, einige zechten, andere übten sich in den Waffen.

Auch sah Gangler drei Hochsitze, einen über dem andern und auf jedem saß ein Mann. Da fragte er, wer die drei Herrscher wären und sein Führer antwortete ihm: „Der auf dem untersten Hochsitze ist ein König und heißt der Hohe, der mittlere heißt der Ebenhohe und der auf dem obersten Hochsitze heißt der Dritte. Sie werden dir Antwort geben auf alles, was du sie fragen willst.“

Da begann Gangler zu fragen: „Wer ist der höchste und älteste aller Götter?“ Der Hohe antwortete: „Allvater heißt er in unserer Sprache. Er waltet aller Dinge und die Welt, die Götter und die Menschen hat er geschaffen.“

Gangler fragte weiter: „Wie ist die Welt entstanden und was war vorher?“ Der Hohe antwortete: „Einst war eine Zeit, da alles noch nicht war, nicht Sand noch See, noch salzige Wellen, nicht Erde noch Himmel, auch Gras nicht. Gähnender Abgrund war alles. Manches Zeitalter vor der Schöpfung der Erde entstand am nördlichen Ende des Abgrundes die Welt Nebelheim. Da war es dunkel und kalt. Im Süden aber entstand Muspel. Das ist eine Welt, so hell und heiß, daß sie flammt und niemand vermag daselbst zu leben, als wer in Muspel heimisch ist. An der Grenze Muspels sitzt Surtur als Wächter mit einem flammenden Schwerte und er ist es, der einst am Ende der Dinge kommen, alle Götter besiegen und die ganze Welt in Flammen verbrennen wird.“

Und der Ebenhohe fuhr fort zu berichten: „In Nebelheim war ein Brunnen, aus dem ergossen sich brausende Ströme in den Abgrund, der zwischen den beiden Welten gähnte. In dem Abgrunde erstarrte das Wasser und ward zu Eis und eine Eislage schob sich über die andere. Als sich der Abgrund ausgefüllt hatte, war die nördliche Seite desselben, die an Nebelheim grenzte, mit Schnee und Eis bedeckt und Stürme und Unwetter herrschten dort. Die südliche Hälfte aber war mild und freundlich von den Feuerfunken, die aus Muspel herüberflogen.“

Endlich sprach der Dritte: „Die Feuerfunken erreichten auch den Schnee und Reif, daß er sich in Tropfen auflöste und die Tropfen gewannen Leben und es entstand ein Riese, der Ymir genannt wurde. Und von ihm stammt das Geschlecht der Reif- oder Frostriesen.“

Weiter fragte Gangler nach Ymirs Schicksalen und der Hohe sprach: „Neben Ymir entstand aus dem auftauenden Schnee und Reif auch eine Kuh, Audumla genannt, von deren Milch nährte sich der Riese. Die Kuh aber beleckte die Eisblöcke, die salzig waren. Am ersten Tage, als sie die Salzblöcke beleckte, kam aus denselben am Abend das Haar eines Menschenhauptes hervor, am zweiten Abend sah man schon ein ganzes Menschenhaupt und am dritten Tage ging ein ganzer Mann aus den Eisblöcken hervor; der hieß Buri. Er war groß und stark und schön von Angesicht und er gewann einen Sohn, der Bör hieß.

Bör vermählte sich mit Bestla, der Tochter eines Riesen und sie gewannen drei Söhne, mit Namen: Odin, Wili und We. Diese drei sind es, die Himmel und Erde gemacht haben.

Dann fuhr Ebenhoch fort zu erzählen: „Börs Söhne töteten den Riesen Ymir und aus seinen Wunden floß so viel Blut, daß sie darin das ganze Geschlecht der Riesen ertränkten. Nur einer blieb leben, Bergelmir, der sich mit seinem Weibe in ein Boot gerettet hatte und von dem alle späteren Riesen abstammen.“

Und der Dritte sprach: „Aus Ymirs Leibe bildeten Odin, Wili und We die Welt; aus seinem Blute das Meer und das Wasser, aus seinem Fleische die Erde, aus den Knochen die Berge, aus den Zähnen, den Kinnbacken und aus zerbrochenem Gebein die Steine. Die Erde war kreisrund und rings um sie floß das Meer. Aus dem Hirnschädel des Riesen bildeten sie den Himmel und an die vier Enden desselben setzten sie je einen Zwerg, die hießen Austri, Westri, Nordri und Südri. Das Gehirn des Riesen endlich warfen die drei Baumeister der Welt in die Höhe und daraus entstanden die Wolken.

Dann nahmen sie die Feuerfunken, die von Muspel herübergeflogen und setzten sie an den Himmel, um Himmel und Erde zu erhellen. Etlichen gaben sie ihre bestimmte Stelle am Himmel, andere ließen sie lose unter dem Himmel schweben und bestimmten ihnen nur den Weg, den sie für alle Zeiten nehmen sollten, damit nach ihnen Jahre und Tage berechnet werden könnten.“

Nun wollte Gangler auch von der Erschaffung der Menschen und der Zwerge wissen und Hoch sprach: „Als Börs Söhne am Rande des Weltmeeres hingingen, fanden sie zwei Bäume, die nahmen sie und schufen Menschen daraus. Odin gab ihnen Geist

und Leben, Wili Verstand und Bewegung, We aber Antlitz, Sprache, Gehör und Gesicht. Den Mann nannten sie Ask und die Frau Embla und von ihnen stammt das Menschengeschlecht ab, welchem die Götter Middilgard zur Wohnung anwiesen."

Ebenhoch fuhr fort: „Middilgard ist eine Burg, die die Götter mitten auf der Erde gründeten und den Menschen zur Wohnung bestimmten. Damit aber die Menschen vor den Angriffen der Riesen sicher seien, wiesen die Söhne Börs den Riesen die Enden der Erde rings um das Weltmeer zur Wohnung an."

Von der Erschaffung der Zwerge aber erzählte der Dritte: „Die Zwerge lebten schon lange in der Erde, wie Maden in Ymirs Fleische. Da beschlossen die Götter, ihnen menschliche Gestalt und menschlichen Verstand zu verleihen. Ihre Wohnungen aber wiesen sie ihnen unter der Erde an."

Weiter fragte Gangler nach der Wohnung der Götter und Hoch sprach: „Für sich selbst bauten Börs Söhne eine schöne Burg mitten in der Welt und nannten sie Asgard. Dort ist ein Ort, Lidskialf genannt; wenn Odin sich an diesem Orte auf seinen Stuhl setzt, so überschaut er alle Welten und sieht alles, was die Menschen auf der Erde thun und treiben und nichts bleibt ihm verborgen, was irgendwo geschieht."

Und Ebenhoch fuhr fort: „Den Himmel und die Erde verbindet eine Brücke, Bifröst oder Asenbrücke genannt, bei den Menschen aber heißt sie Regenbogen. Sie hat drei Farben und ist sehr stark und mit mehr Kunst und Verstand gemacht, als andere Werke. Jeden Tag reiten die Asen über Bifröst zu ihrer Gerichtsstätte. Das Rote, das man in der Brücke sieht, ist brennendes Feuer und darum können die Riesen die Brücke nicht benutzen und den Himmel nicht ersteigen. Die Bewohner Muspels aber, die flammendes Feuer nicht zu scheuen brauchen, würden die Brücke ersteigen, wenn nicht Heimdall, einer der Götter, am Ende der Brücke Wache hielte."

Der Dritte aber fügte hinzu: „Wie stark auch Bifröst ist, wird sie doch zerbrechen, wenn einst Muspels Söhne darüber reiten, denn kein Ding in der Welt wird bestehen, wenn der jüngste der Tage gekommen ist."

Als Gangler von der Gerichtsstätte der Götter hörte, wollte er wissen, wo die sei und Hoch sprach: „An der Esche Yggdrasil ist der heiligste Aufenthalt der Götter, dahin sie alle Tage kommen, um Gericht zu halten. Dieser Baum ist der größte und beste unter allen Bäumen; seine Zweige breiten sich über die ganze Welt und reichen hinauf über den Himmel. Von drei Wurzeln wird derselbe festgehalten, die sich weit ausbreiten. Die eine geht zu den Menschen, die andere zu den Riesen, die dritte

steht über Nebelheim. Unter dieser letzten Wurzel sitzt der Drache Nidhöggr, der an der Wurzel nagt. An der andern Wurzel, die zu den Riesen sich erstreckt, ist Mimirs Brunnen, in dem Weisheit und Verstand verborgen sind. Mimir, der Besitzer des Brunnens, ist voller Weisheit, denn er trinkt täglich aus dem Brunnen, und zu ihm gehen selbst die Götter, sich Rats zu holen. Unter der dritten Wurzel der Esche ist ein Brunnen, der sehr heilig ist und Urds Brunnen wird er genannt. Dort ist die Stelle, wohin die Götter täglich über die Brücke Bifröst reiten und Gericht halten. Herrliche Rosse haben die Götter, das beste aber ist Sleipnir, Odins achtfüßiges, windschnelles Roß. Nur Thor geht zu Fuße zum Gericht."

Dann berichtete Ebenhoch weiter: „An Urds Brunnen steht ein schönes Haus, in welchem die drei Nornen Urd, Skuld und Werdandi wohnen. Diese Nornen sind die Göttinnen des Schicksals und sie bestimmen jedem Menschen bei seiner Geburt die Dauer seines Lebens und seine Schicksale."

Endlich berichtete der Dritte noch weiter: „Oben in den Zweigen der Esche sitzt ein Adler, dem vieler Dinge Geheimnis kund ist. Ein Eichhörnchen aber springt auf und nieder an der Esche und trägt Zankworte hin und her zwischen dem Adler und dem Drachen, der unter der Wurzel wohnt. Auch vier Hirsche leben bei dem Baume; die fressen die Knospen der Zweige ab und der Baum würde eingehen, wenn nicht die Nornen an jedem Morgen aus Urds Brunnen Wasser auf die Zweige sprengten.

Von dem Besprengen der Zweige fällt der Honigtau auf die Erde, von dem sich die Bienen nähren. Auch leben zwei schneeweiße Vögel auf dem Wasser des Brunnens, die heißen Schwäne und von ihnen stammen alle Schwäne ab."

Noch wollte Gangler wissen, woher der Wind käme. Da erzählte Hoch: „Der Wind ist so stark, daß er das Weltmeer aufrührt und Feuer anfacht. Und doch kann ihn niemand sehen. Er entsteht aber so: Am nördlichen Ende des Himmels sitzt ein Riese, der Hräswelgr heißt. Er hat Adlersgestalt und wenn er die Fittige hebt und zu fliegen versucht, so entsteht der Wind."

II. Nun wollte Gangler noch von den Göttern und den Göttinnen hören und die drei Herrscher erzählten ihm, was er wollte. Das aber war es, was Gangler da erfuhr:

Zwölf sind der Götter, die man Asen nennt; Odin aber ist der älteste und vornehmste der Asen. Er waltet aller Dinge und obwohl auch andere Götter Macht haben, dienen sie ihm doch alle wie Kinder ihrem Vater. Er heißt Allvater, weil er aller Götter und Menschen Vater ist. Zu ihm kommen auch alle Helden, die

auf dem Walfelde sterben; sie wohnen bei ihm in Walhalla und heißen Einherier. Odin ist der Asen weisester, er ist der Geber des Verstandes und er verleiht die Gabe der Dichtkunst. Zaubersprüche und Runenlieder kennt er und teilt sie seinen Lieblingen mit.

Von seinem Hochsitze Lidskialf überschaut er alle Welten, dort sitzend forscht er auch in die Tiefen der Erde hinab. Jeden Tag läßt er zwei Raben über die Welt ausfliegen, die sich dann auf seine Schultern setzen und ihm alles Neue, das sie gesehen oder gehört haben, in das Ohr sagen. Sie heißen Hugin und Munnin, Denkkraft und Erinnerung.

Ihm steht auch der Rosse trefflichstes, der graue, achtfüßige Sleipnir, zu Gebote, von dem er durch die Lüfte und über das Meer, selbst in Helles Behausung hinabgetragen wird.

Der vornehmste Ase nach Odin ist Thor. Er ist der stärkste aller Götter und ein Sohn Odins. Ihm gehört der Palast Bilskirnir, der das größte aller Bauwerke ist.

Thor fährt auf einem Wagen, der von zwei Böcken gezogen wird. Auch besitzt er drei Kleinode, die von unvergleichlichem Werte sind. Das erste ist sein Hammer Miölnir, der manchem Riesen das Haupt zerschmettert hat, das andere sein Stärkegürtel, der ihm doppelte Asenkraft verleiht, wenn er ihn um sich spannt. Das dritte Kleinod sind seine Eisenhandschuhe, die er nicht missen kann, um den Schaft seines Hammers zu fassen.

Ein anderer Sohn Odins ist Balder. Er ist der beste der Götter und wird von allen gelobt und geliebt. Er ist von Angesicht so schön und so glänzend, daß ein Schein von ihm ausgeht. Seine Urteile kann niemand schelten und er bewohnt im Himmel den Ort, welcher Breidablick genannt wird. Da wird nichts Unreines und nichts Unrechtes geduldet.

Ein anderer Ase ist Niörd. Er beherrscht den Gang des Windes und stillt das brausende Meer und das lodernde Feuer. Ihn ruft man auf der See an und wenn man zum Fischfange fährt.

Niörd hatte zwei Kinder, einen Sohn Freyr und eine Tochter Freya. Freyr ist auch einer der Asen. Er reitet auf dem goldborstigen Eber, den ihm ein kunstreicher Zwerg geschenkt hat und herrscht über Regen und Sonnenschein und über das Wachstum auf der Erde. Ihn soll man anrufen um Fruchtbarkeit und Frieden.

Da ist noch ein Ase, der Tyr heißt. Er ist sehr kühn und mutig und verleiht den Sieg im Kriege; darum ist es gut, daß Kriegsmänner ihn anrufen. Einen Beweis seiner Kühnheit gab er, als er dem Fenriswolfe die Hand in den Rachen legte, wovon er einhändig wurde.

Ein anderer Ase heißt Bragi. Er ist berühmt durch Beredtsamkeit und in der Kunst des Dichtens übertrifft er alle. Seine Gattin ist Idun, welche die Äpfel aufbewahrt, von denen die Götter essen, wenn sie altern. Wenn sie aber von den Äpfeln gegessen haben, werden sie wieder jung.

Heimdall heißt ein anderer Ase. Er bedarf weniger Schlaf als ein Vogel und hört das Gras auf der Erde und die Wolle auf den Schafen wachsen. Er kann hundert Rasten weit sehen, gleichviel ob es Tag oder Nacht ist. Darum haben ihn auch die Götter zum Wächter an der Brücke Bifröst bestellt. Er hat ein Horn, das heißt Gellhorn; wenn er das bläst, so wird sein Schall in allen Welten gehört.

Ein sehr starker Ase ist auch Höder; aber er ist blind. Großes Leid hat er den Göttern gethan, als er auf Lokis Veranstalten Baldern durch einen Wurf tötete.

Widar ist der stärkste Ase nach Thor. Er wird auch der Schweigende genannt und auf ihn vertrauen die Götter in allen Gefahren.

Ein Sohn Odins ist auch der Ase Wali, ein tapferer Kämpfer und guter Bogenschütze. Eben so tapfer und ein eben so trefflicher Bogenschütze ist der Ase Uller, den die Helden im Zweikampfe anrufen.

Der Ase Forseti ist ein Sohn Balders und seiner Gemahlin Nanna. Alle, die sich in Rechtsstreitigkeiten an ihn wenden, gehen verglichen nach Hause. Er ist der gerechteste Richter für Götter und Menschen.

Noch zählt man einen zu den Asen, den andere den Verlästerer der Götter, den Anstifter alles Betruges, die Schande der Götter nennen. Sein Name ist Loki; er ist schön von Gestalt, aber sein Gemüt ist böse und unbeständig. Er übertrifft alle Götter an Schlauheit und List und durch seinen Betrug brachte er die Asen in manche Verlegenheit; doch half er ihnen auch oft wieder durch seine Klugheit.

Unter den Göttinnen ist die vornehmste Frigg, die Gemahlin Odins, die aller Menschen Schicksal kennt, obwohl sie es nicht sagt. Darnach die vornehmste ist Freya, die liebliche Göttin. Wenn sie ausfährt, sind zwei Katzen vor ihren Wagen gespannt. Sie liebt den Minnesang und Liebende mögen sie anrufen.

Außer den Göttinnen giebt es noch andere Frauen in Walhalla. Sie heißen Walküren. Odin sendet sie aus zu jedem Kampfe; da wählen sie aus, welche Helden fallen und nach Walhalla kommen sollen und ihren Schützlingen verleihen sie Sieg.

Dann dienen sie Odin und den Helden, die bei ihm in Walhalla sind und die Einherier heißen. Sie bringen den Met und reichen die Trinkhörner herum.

Der Einherier ist eine große Menge, denn Walhalla ist groß und hat fündfhundertundvierzig Thüren. Wenn die Einherier nicht trinken, so kämpfen sie. Jeden Morgen, wenn sie aufstehen, legen sie die Waffen an, gehen in den Hof, fechten zur Kurzweil und fällen einander. Dann aber kommen die Walküren und erwecken sie wieder zum Leben. Da reiten sie fröhlich zum Mahle und essen von dem Eber, der jeden Morgen geschlachtet und jeden Abend wieder heil wird.

Alsdann legen sie sich schlafen, um den nächsten Tag in derselben Weise zu verbringen. Sie kämpfen aber nicht allein zur Kurzweil, sondern sie üben sich auch in den Waffen, um am jüngsten Tage den Göttern in ihrer Not kräftigen Beistand leisten zu können.

Das alles erfuhr Gangler von den drei Herrschern Hoch, Ebenhoch und Dritte. Sie erzählten ihm auch von allerlei Thaten der Götter, von Thors Kämpfen mit den Riesen, von Lokis losen Streichen, von Balders Tod und von andern Begebenheiten.

Plötzlich hörte Gangler ein großes Getöse rings um sich her. Er blickte um sich und fand sich alleinstehend auf einer weiten Ebene; weder Burg noch Halle, noch die Herrscher auf den Hochsitzen sah er mehr. Das Blendwerk, das ihm die Götter vorgezaubert, war verschwunden. Doch hatte er die Wahrheit von dem Ursprunge der Götter und aller Dinge erfahren.

Da ging er wieder heim und erzählte, was er erfahren hatte und nach ihm erzählte einer dem andern diese Geschichten.

---

# Knechte, Bauern und Edle.

So erzählen die Sagen, daß einst einer der Asen, Heimdall hieß er, zur Erde herab kam und auf grünen Pfaden wandelnd zum Meere gelangte. Er legte aber auf dieser Fahrt seinen wahren Namen ab und nannte sich Rigr.

An der Küste des Meeres traf er auf ein Haus, dessen Thüre offen stand und durch die Öffnung sah er das Herdfeuer glühen. Er trat in das Haus und fand da zwei alte Eheleute, Ai und Edda geheißen; die saßen, um sich zu wärmen, am Feuer, denn sie trugen übles Gewand.

Der Gott trat zu ihnen, setzte sich neben sie auf die Bank und redete mit ihnen allerlei, gab ihnen auch manchen guten Rat für ihre Arbeit, denn er war ein kluger, vielkundiger Gott.

Endlich stand Edda auf, den Gast mit Speise zu erquicken. Da nahm sie einen Laib Brod aus der Asche; schwarz und klebrig war das Brod und die zerschrotenen Kerne waren nicht von den Hülsen befreit. Auch geronnene Milch trug sie in einer Schüssel herbei, und das beste des Mahles war gesottenes Kalbfleisch in einer Brühe.

Der Gott aß mit ihnen, bis er satt war, dann legte er sich mit den beiden Alten zur Ruhe nieder. Drei Tage und drei Nächte blieb er in der Hütte, ehe er weiter wanderte.

Bald nach seinem Weggange aber bekamen die beiden Alten einen Sohn, den netzten sie mit Wasser und nannten ihn Thräll. Das Kind wuchs und gedieh kräftig, aber es war dunkelfarbig von Haut, runzelig waren die Hände, die Gelenke knotig. Es hatte krumme, dicke Finger, einen breiten Rücken, plumpe Füße und sein Antlitz war nicht schön.

Doch hatten ihn die Eltern gern, denn er lernte bald seine Kräfte gebrauchen und half ihnen bei ihrer Arbeit. Er trug Lasten,

verstand Bündel mit Bast zusammen zu schnüren und lief den ganzen Tag zwischen dem Hause und dem Walde hin und her und trug Reisigbündel zusammen, die er dann vor dem Hause aufschichtete.

Als Thräll erwachsen war, vermählte er sich mit Thyr, einer Dirne, die häßlich war, wie er. Plump war ihr Gesicht, gebräunt waren die Arme, unsicher und schwankend ging sie auf ihren Füßen. Sie kam in Thrälls Haus und setzte sich neben ihn auf die Bank. Mancherlei Lustiges redeten sie miteinander, dann machten sie Hochzeit.

Viele Kinder wurden ihnen zu teil und sie führten ein kümmerliches Leben. Ihre Kinder aber lehrten sie allerlei Arbeiten, daß sie ihnen hülfen. Die einen flochten Zäune um die Felder, die andern mußten den Acker düngen, diese hüteten die Ziegen, jene die Schweine. Auch Torf zu graben, zu schichten und zu trocknen mußten sie lernen.

Klein war das Haus und knapp waren die Bissen, aber sie ließen sich genügen und von den Kindern Thrälls und Thyrs stammen die Geschlechter der Knechte auf Erden.

Unterdessen war Heimdall oder Rigr, wie er sich auf dieser Fahrt nannte, weiter gegangen und an ein Haus gekommen, dessen Thür halb offen war. Auch hier flackerte das Herdfeuer auf dem Estrich und der Gott trat ein.

Da fand er Afi und Amma, ein schon bejahrtes Ehepaar, geschäftig bei der Arbeit, und größeren Wohlstand bemerkte er in diesem Hause, als in dem vorigen. Eine wohlgefüllte Kiste, darin die Gatten Kleider und Leinwand verwahrt hatten, stand am Boden und Gerät stand ringsumher.

Der Mann schälte eben eine Stange ab, daraus ein Webebaum werden sollte; sorgfältig gestrählt waren Bart und Haar, seine Stirn war frei und hoch, und knapp lag ihm das Kleid an. Das Weib saß daneben am Rocken und spann Flachs zu feinem Garn. Auf dem Haupte trug sie eine Haube, um den Hals einen Schmuck, ein Tuch war ihr um den Nacken gewunden und mit Nesteln war das Gewand über den Schultern befestigt.

Auch hier ward dem Gott ein Mahl zugerichtet; das war aber besser als das vorige. Unterdessen gab Heimdall den beiden Leuten allerlei guten Rat, wie er es wohl kannte, denn er war weise. Nach der Mahlzeit aber legten sich alle zu Bett.

Drei Tage und drei Nächte blieb Heimdall da, dann zog er weiter; etliche Monate nach seinem Besuche aber bekamen Afi und Amma einen Sohn, der, als er mit Wasser genetzt wurde, den Namen Karl erhielt.

Rot und frisch war der Knabe und hell funkelten ihm die

Augen, wenn man ihn in seinen Decken liegen sah. Er wuchs und gedieh und war gelehrig in allen Dingen, in denen ihn sein Vater unterwies. Er lernte Bäume pflanzen und das Feld bestellen, er lenkte die Stiere und führte den Pflug, er lernte Wagen und Pflüge selbst verfertigen und zimmerte Häuser und Scheunen.

Als er erwachsen war, wählten ihm die Eltern Schnur zur Gattin. In Ziegenfelle gekleidet fuhr die Braut in den Hof, reiche Linnenvorräte waren es, worauf sie saß und am Gürtel hing ihr das klirrende Schlüsselbund.

Einträchtig lebten die beiden bei einander, nachdem sie die Ringe gewechselt hatten. Sie bauten ein Haus und mehrten die Vorräte und als sie nach und nach viele Kinder bekamen, zogen sie dieselben auf und freuten sich ihrer. Von ihren Söhnen und Töchtern aber stammten die Geschlechter der Bauern.

Heimdall war unterdessen weiter gegangen und auf seinem Wege zu einer Burg gekommen, die nach Süden zu ein weites Thor hatte. Dasselbe war nur angelehnt und ein glänzender Goldring hing an demselben.

Heimdall trat in die geräumige Halle, die hell und hoch und deren Estrich mit Gras und Blumen zierlich bestreut war. Da fand er Vater und Mutter, ein Paar von blühendem, rüstigem Anblick. Vater saß auf der Bank, drehte Sehnen, knüpfte sie an den Bogen, schnitt Pfeile und schärfte Speere; Mutter aber saß neben ihm, glättete sich die Falten ihres Kleides und zupfte am Ärmel. Mit einem Schleier war ihr das Haupt umwunden, glänzendes Geschmeide erglänzte auf ihrer Brust und lang wallte hinter ihr die Schleppe des blauen Gewandes. Ihre Augenbrauen waren glänzend, der Hals weißer und der Nacken leuchtender als frischgefallener Schnee.

Heimdall ging zur Bank und setzte sich zwischen den beiden Eheleuten nieder.

Da brachte Mutter ein glänzendes Linnentuch herbei, darein Blumen und allerlei Gebilde eingewebt waren, und spreitete es auf den Tisch. Dann legte sie weißes Weizenbrot auf die Decke, auch Speck und Wildpret und gebratene Vögel trug sie in silbernen Schüsseln herbei. In kostbaren Kannen und Kelchen aber ward dem Gaste funkelnder Wein geboten.

So aßen und tranken die drei und sprachen mit einander, bis der Abend sank. Manchen trefflichen Rat wußte Heimdall den Leuten zu geben, denn er war weise.

Als die Nacht hereinbrach, ging Heimdall in das ihm bereitete Bett und drei Tage und drei Nächte blieb er auch hier.

Nach etlicher Zeit bekamen auch Vater und Mutter einen Sohn. In Seide wickelte ihn die Mutter und als er genetzt

ward, nannte man ihn Jarl. Hell glänzend war sein gelocktes Haar und leuchtend die Wange, sein Auge aber blickte scharf wie Schlangenaugen.

Fröhlich wuchs er in der Halle auf; Schilde aus Lindenholz lernte er machen, Sehnen lernte er winden, Bogen spannen und Pfeile spitzen. Fleißig übte er sich im Werfen des Speeres; bald ritt er den Hengst, bald hetzte er mit Hunden das Wild, bald schwang er mutig das Schwert, bald schwamm er rüstig durch die See.

Da kam eines Tages vom Walde daher Heimdall. Freundlich grüßte er Jarl, seinen Liebling. Er lehrte ihn die Kunde der Runen und verlieh ihm zu Erb und Eigen alles, was seine Ahnen besaßen.

Darnach zog Jarl aus auf dunklen Pfaden, durch wilde Gebirge. Als er vor eine Halle kam, erhob er laut den Kampfruf, die Lanze schwang er und den Lindenschild, spornte das Roß und zog das Schwert. Da entspann sich ein gewaltiger Kampf, von Blut ward der Rasen gerötet, der Feind ward überwunden, das Land erobert.

Mächtig herrschte nun Jarl in achtzehn Hallen, gefürchtet von seinen Feinden, geliebt aber von seinen Helden, die seinen Hochsitz umstanden und an die er reiche Güter, Schmuck und Geschmeide, Goldringe und Spangen, schlanke Rosse und scharfe Speere verteilte.

Einst sandte er etliche seiner Treuen aus, ihm ein Weib zu werben; da fuhren Edle auf tauigen Wegen und kamen zu der Halle Hersirs, um dessen edle und schöne Tochter Erna sie für ihren Herrn freien wollten. Sittig saß die Liebliche unter dem Schleier, als sie mit dem Gefolge zu Jarl kam, der sie freundlich grüßte und in die Halle führte.

In holder Eintracht wohnten die beiden beisammen und viele Söhne wurden ihnen zu teil. Die wuchsen auf, den Eltern zur Freude; sie schwammen und würfelten, zähmten Rosse, fertigten zierliche Schilde, schälten Eschenschäfte zu Speeren und schärften Pfeile.

Konur aber, der jüngste der Söhne, verstand auch die Runen und die Sprache der Vögel. Feuer verstand er zu besprechen, die See zu stillen, Sorgen zu heilen und in allerlei Wissen erwarb er den Sieg. Selbst seinen Vater überwand er bei einem Wettstreite in der Runenkunst.

Von Jarl und seinen Söhnen stammt das Geschlecht der Fürsten ab.

So hat Heimdall auf Erden die Stände der Knechte, Bauern und Edlen geordnet.

---

# Die Kleinode der Götter.

Loki, einer der Götter, stiftete oft Unfrieden unter den Göttern und ließ nie von losen Streichen. Einst hatte er Sif, der Gemahlin Thors, trügerischer Weise das goldglänzende Haar abgeschnitten.

Da es Thor gewahr ward, ergriff er den Frevler und es wäre diesem wohl übel bekommen, wenn er nicht unter heiligen Eidschwüren versprochen hätte, zu den Schwarzelfen zu gehen, die unter der Erde wohnen und in allen Schmiedekünsten wohl erfahren sind und von ihnen zu erlangen, daß sie Thors Gewahlin aus rotem Golde neues Haar machten, das wie anderes Haar wachsen sollte.

Loki machte sich auf und kam zu zwei Zwergen, Iwaldis Söhnen, die hießen Brock und Sindri. Sie versprachen dem Gotte, was er von ihnen forderte und machten nicht nur das Haar, sondern auch ein Schiff für die Götter, das sie Skidbladnir nannten, und einen Spieß, dem sie den Namen Gungnir gaben.

Brock hatte bei der Herstellung dieser Werke das meiste gethan und als Loki sie sah, freute er sich sehr. Er meinte aber, Sindri sei nicht im stande, so kostbare Kleinode zu schaffen.

Das gab Brock nicht zu. Da verwettete Loki sein Haupt, wenn Sindri eben so gute Kleinode schaffen könnte und die Götter sollten das Urteil sprechen.

Sofort begab sich Sindri ans Werk. Als er zu der Schmiede kam, legte er eine Schweinshaut in die Esse, seinen Bruder Brock aber bat er, den Blasbalg zu ziehen und nicht eher aufzuhören, als bis er wieder aus der Esse herausgenommen habe, was er hineingelegt.

Sindri ging aus der Schmiede und Brock blies, wie ihn sein Bruder gebeten hatte. Loki aber wollte das Werk hindern und schuf, daß eine Fliege sich auf Brocks Hand setzte und ihn empfindlich stach. Dennoch hörte Brock nicht auf zu blasen, bis der Schmied das Werk aus der Esse nahm. Da war es ein Eber mit goldenen Borsten geworden.

Darauf begab sich Sindri an das zweite Werk. Er legte Gold in die Esse und bat seinen Bruder wieder, mit Blasen nicht abzulassen, bis er zurückkäme.

Da kam die Fliege wieder, setzte sich auf Brocks Hals und stach schlimmer als zuvor. Aber der Zwerg ließ sich nicht irren; er blies fort, bis sein Bruder einen schönen Goldring aus der Esse genommen hatte.

Zum dritten legte Sindri Eisen in die Esse und ermahnte seinen Bruder, mit dem Blasen nicht aufzuhören, denn es sei sonst alles vergebens.

Wieder kam die Fliege und setzte sich zwischen Brocks Augen. Sie stach ihn in die Augenlider, daß ihm das Blut über die Augen floß. Er ließ sich auch das nicht irren. Als er jedoch vor dem rinnenden Blute nichts mehr sehen konnte, lies er den Blasbalg auf einen Augenblick los, verjagte die Fliege und wischte sich das Blut aus den Augen.

Da kam Sindri zurück und sprach: „Beinahe wäre das letzte Stück völlig verdorben.“ Damit nahm er einen Hammer aus der Esse, dessen Stil nur ein wenig zu kurz war.

Dann gab Sindri die drei Kleinode seinem Bruder, daß der sie nach Asgard, der Wohnung der Götter bringe und dort von den Göttern das Ende seiner Wette erfahre.

Als Loki und der Zwerg ihre Kleinode brachten, setzten sich die Götter auf ihre Stühle und es ward beschlossen, daß das Urteil gelten sollte, welches Odin, Thor und Freyr sprächen.

Zuerst verteilte Loki seine Kleinode. Den Speer Gungnir gab er Odin und fügte hinzu, daß der Speer nie seines Zieles verfehle; Thor gab er das Haar für Sif und rühmte dessen Eigenschaft, daß es wachse wie anderes Haar. Das Schiff Skidbladnir aber erhielt Freyr. Dieses Schiff hatte, sobald die Segel aufgezogen wurden, immer günstigen Fahrwind, wohin man auch segeln wollte; auch konnte man das Schiff zusammenfalten wie ein Tuch und bequem forttragen.

Die Götter freuten sich der Kleinode. Darnach brachte auch Brock die seinen dar. Odin gab er den Ring, welcher Tröpfler hieß; denn er hatte die Eigenschaft, daß in jeder neunten Nacht acht eben so kostbare Ringe von ihm abtropften.

Freyr erhielt den Eber, der Tag und Nacht durch Wasser und Luft rennen konnte, schneller als irgend ein Roß und dessen goldene Borsten so hell leuchteten, daß es da, wo er lief, nie völlig Nacht werden konnte.

Thor gab er den Hammer und sprach: „Mit diesem Hammer magst du schlagen so stark du willst und worauf du willst; er wird nie Schaden nehmen. Willst du aber denselben nach etwas

schleudern, so wird er stets von selbst in deine Hand zurückkehren und, wenn es dir beliebt, wird er so klein werden, daß du ihn bequem im Busen bei dir tragen kannst. Nur einen Fehler hat er, daß nämlich der Stil ein wenig zu kurz ist."

Trotz dieses Fehlers urteilten die Götter doch, der Hammer sei das beste Kleinod, das sie heute erhalten hätten, denn in ihm hätten sie eine herrliche Waffe gegen die den Göttern stets feindlich gesinnten Riesen.

Mit diesem Urteile hatte Loki seine Wette verloren. Da machte er dem Zwerge den Vorschlag, ein hohes Lösegeld für seinen Kopf zu zahlen. Der Zwerg aber wollte davon nichts wissen.

Da sprach Loki: „So nimm mich denn!" Aber als der Zwerg ihn ergreifen wollte, war Loki schon weit fort, denn er hatte Schuhe, die ihn schnell durch Luft und Wasser trugen.

Da bat der Zwerg, Thor möge Loki ergreifen. Dieser that es und nun zog Brock sein Schwert, um Lokis Haupt vom Rumpfe zu trennen. Loki aber sprach: „Wohl habe ich dir mein Haupt verwettet, nicht aber meinen Hals; dem also thue nichts zu leide."

Der Zwerg sah sich überlistet. Da nahm er einen Riemen und ein Messer und wollte Löcher in Lokis Lippen schneiden, um ihm mit dem Riemen den lästerlichen Mund zuzunähen. Aber das Messer drang in Lokis Lippen nicht ein. Da wünschte der Zwerg laut: „Ach, hätte ich doch meines Bruders Ahle hier, so sollte mir's wohl gelingen!" Sobald er den Wunsch ausgesprochen, hielt er die Ahle in seinen Händen und nun durchbohrte er damit Lokis Lippen; dann nähte er den Mund zusammen und am Ende der Naht riß er den Riemen ab.

So wurden diesmal Lokis vorwitzige Worte gestraft.

---

# Des Hammers Heimholung.

Als Thor eines Morgens erwachte, sah er seinen Hammer nicht neben sich liegen und überall suchte er ihn vergeblich. Da ward er zornig, grimmig blickten die Augen und grimmig schüttelte er den Bart. Und als die Götter von dem Verluste des Hammers erfuhren, gerieten auch sie in großen Schrecken, denn sie wußten wohl, daß es eine bessere Waffe gegen das trotzige Geschlecht der Riesen nicht gab.

Der erste, dem Thor von seinem Verluste sagte, war Loki. Dieser erbot sich, nach dem Hammer zu suchen, wenn Freya ihm dazu ihr Federkleid leihen wolle. Da gingen die beiden Asen zu Freya und Thor sprach zu ihr: „Willst du mir, Freya, dein Federkleid leihen? Mein Hammer ist gestohlen und Loki will in deinem Federkleide über die Lande fliegen, um ihn zu suchen."

Freya erwiderte: „Gern will ich euch das Kleid leihen, und wäre es von Gold oder Silber."

Da legte Loki das Gewand an. Auf flog er, daß es laut rauschte und bald war er so weit entfernt, daß er Asgard hinter sich zurückließ und nach Jötunheim gelangte.

Dort saß auf einem Hügel Thrym, der Riesenfürst und schlichtete seinen Rossen die Mähnen und schmückte seine Hunde mit goldenen Halsbändern.

Als er Loki kommen sah, rief er ihm zu: „Was führt dich so einsam nach Jötunheim? Und wie steht es bei den Asen?"

Loki antwortete: „Schlimm steht es bei den Asen, denn Thors Hammer ist gestohlen und ich bin ausgezogen, ihn zu suchen."

Da lachte Thrym höhnisch und sprach: „Die Mühe magst du dir wohl sparen. Den Hammer wirst du nie finden, denn ich habe ihn, und acht Tagereisen tief unter der Erde habe ich ihn versteckt. Nicht eher will ich ihn wieder herausgeben, als bis mir Freya zur Gemahlin gegeben wird."

Als Loki das hörte, kehrte er um. Laut rauschte das Federgewand und bald hatte er Jötunheim wieder im Rücken.

Als er nach Asgard kam, war Thor der erste der Asen, den er traf; der saß vor der Thür der Halle und fragte: „Hast du den Auftrag schon ausgerichtet? Und was bringst du für Nachricht mit?“

Da berichtete Loki, daß Thors Hammer von dem Riesen Thrym verborgen sei und was dieser für die Herausgabe des Hammers fordere.

Thor erschrak, als er das hörte, doch machte er sich mit Loki auf, um zu Freya zu gehen. Zu ihr sprach er darauf: „Lege nun, Freya, dein Brautkleid an und fahre mit uns nach Jötunheim, wo ein Riese dich zur Gattin erwählt hat.“ Und dann erzählte er ihr, was er von Loki vernommen hatte.

Freya aber ward sehr zornig, als sie das hörte und schalt den Riesen ob seiner Zumutung einen Frechen. So brauste sie auf, daß ihr goldener Halsschmuck aufsprang und zur Erde fiel.

Thor aber lud alle Götter und Göttinnen zu einer Versammlung ein, um zu beraten, was nun zu thun sei und wie man den Hammer wieder erlangen wolle. Da gab Heimdall der Weise einen Rat und sprach: „Thor lege das Brautkleid an und schmücke sich mit Freyas goldenem Halsband, das Geklirr der Schlüssel lasse er am Gürtel erklingen und seine Knie umwalle weiblich Gewand; die Brust sei ihm mit blitzenden Steinen geziert und hoch umhülle der Schleier sein Haupt. So mag der Riese betrogen werden und Thor wieder in den Besitz seines Hammers gelangen.“

Wenig zufrieden war Thor anfangs mit diesem Vorschlage. Er sprach: „Mit Recht würden die Götter mich weibisch schelten, wenn sie mich in Frauenkleidern gehen sähen.“

Loki aber erwiderte ihm: „Laß nur solche Reden und füge dich, wenn du nicht willst, daß wir aus Asgard vertrieben werden und die Riesen, die deinen Hammer besitzen, unsere Wohnungen einnehmen.“

Da fügte sich Thor. Das bräutliche Gewand ließ er sich anlegen und den schimmernden Halsschmuck. Am Gürtel hing ihm das klirrende Schlüsselbund; weiblich Gewand umwallte seine Knie, die Brust blinkte ihm von blitzenden Steinen und hoch umhüllte der Schleier sein Haupt.

Da sprach Loki zu ihm: „Nun will auch ich weiblich Gewand anlegen und will als deine Magd dich begleiten nach Jötunheim.“

Da wurden die Böcke eilig vom Berge heimgetrieben und an den Wagen gespannt und so sehr trieb Thor sie an, daß Funken unter ihren Tritten stoben und Felsen zerbrachen.

Als der Riese Thrym den Götterwagen kommen sah, berief er alle Riesen zu sich und sprach: „Auf und eilet, die Bänke mit Decken zu belegen und die Halle zu schmücken, denn Freya kommt, die ich mir zur Braut erlesen habe. Viel besitze ich schon; gold-

gehörnte Kühe und schwarzglänzende Stiere kehren mir abends in großer Zahl von der Weide heim, reich bin ich an Schätzen und an Schmuck. Nur die Gattin fehlte mir noch; die kommt jetzt zu mir und sie ist eine Göttin."

Da ward sogleich zu der Hochzeit gerüstet und viele Gäste kehrten in der Halle des Riesen ein. Reichlich reichte man den Riesen das Ael und sie tranken; am meisten aber trank Thor. Drei Fässer Met trank er aus und er aß dazu einen Ochsen und acht Lachse. Auch all die Leckerstücke, die für die Frauen bestimmt waren, aß er auf.

Da wunderte sich Thrym, der Riesenfürst, und sprach: „Nie sah ich Bräute so gierig schlingen und nie eine Jungfrau so viel Met trinken." Loki, die schlaue Dienerin, aber antwortete schnell: „Nichts hat Freya genossen seit acht Nächten; so sehr sehnte sie sich, bald nach Jötunheim zu kommen."

Thrym hörte es gern und lüstern, seine Braut, die so großes Verlangen nach ihm getragen hatte, zu küssen, beugte er sich nieder. Als er ihr aber unter den Schleier schaute und Thors furchtbar flammende Augen erblickte, fuhr er zurück die ganze Weite des Saales und sprach: „Fürchterlich sind Freyas Augen und ihr Blick brennt wie Glut."

Wieder antwortete schnell die schlaue Dienerin: „Acht Nächte lang hat Freya nicht geschlafen, so groß war ihre Sehnsucht nach Jötunheim."

Da wollte Thrym nicht länger zögern mit der Feier der Vermählung. „Bringt Miölnir, den Hammer, herbei!" rief er, „und legt ihn der Braut in den Schoß, daß wir damit die Brautleute weihen."

Als Thor das hörte, lachte ihm sein Herz im Leibe; als man ihm aber den Hammer auf die Knie legte, da ergriff er ihn schnell mit gewaltiger Faust und schleuderte ihn zuerst gegen Thrym. Der fiel sofort tot nieder. Darnach vertilgte Thor auch alle Riesen, die zu der Hochzeit gekommen waren.

So holte Thor seinen Hammer wieder.

---

# Thors Fahrt nach Utgard.

I. Einst fuhr Thor auf seinem mit zwei Böcken bespannten Wagen aus und mit ihm war der Ase Loki. Am Abend kehrten sie bei einem Bauern ein, der ihnen Herberge gab.

Der Bauer aber hatte kein Fleisch, das er seinen Gästen hätte vorsetzen können. Da nahm Thor seine Böcke und schlachtete sie. Dann zog er ihnen das Fell ab und darauf wurden sie im Kessel gesotten.

Als das Fleisch gar war, lud der Gott den Bauer nebst seinem Weibe und seinen beiden Kindern, dem Knaben Thialfi und der Tochter Röskwa zum Nachtmahle. Er bat sie aber, die Knochen sorgfältig zu sammeln und auf die Bocksfelle zu werfen, die neben dem Herde ausgebreitet lagen.

Alle thaten wie ihnen der Gott geheißen hatte; als aber dieser sich zum Schlafen niedergelegt hatte, gelüstete es Thialfi, den Sohn des Bauern, nach dem Marke eines Schenkelknochens. Da schlug er ihn mit dem Messer entzwei, um zu dem Marke zu gelangen.

Am andern Morgen stand Thor auf, ehe der Tag graute. Er kleidete sich an, ergriff seinen Hammer Miölnir und schwang ihn über den Bocksfellen. Da standen die Böcke lebend auf; einer derselben aber war an einem Hinterbeine lahm.

Da ward Thor zornig und er sprach zu dem Bauer, er oder einer seiner Hausgenossen müßten nicht verständig mit den Knochen umgegangen sein, denn ein Schenkelknochen sei zerbrochen.

Der Bauer erschrak heftig, als er sah, wie Thor die Augen zornig zusammenzog und die Brauen über dieselben sinken ließ und wiewohl er nur wenig von den Augen noch sehen konnte, meinte er doch, vor der Schärfe dieses Blickes vergehen zu müssen. Und als Thor den Schaft des Hammers so fest in seine Hände faßte, daß die Knöchel davon weiß wurden, riefen ihn der Bauer und sein Weib flehentlich um Frieden an und boten ihm zur Sühne alles, was sie besaßen.

Thor sah ihren Schrecken und ihre Furcht. Er hatte Mitleid mit ihnen und ließ von seinem Zorne. Er forderte aber, daß ihm die Bauersleute ihre Kinder als Sühne gäben.

Seitdem waren Thialfi und Röskwa Thors Diener und begleiteten ihn überall hin. Manchen Dienst leistete Thialfi dem Gott, denn er war zu Fuß der schnellste unter den Menschen und wenn er lief, meinte man, einen Blitz dahin fahren zu sehen.

II. Als Thor weiter zog, ließ er seine Böcke bei dem Bauer zurück. Loki aber und Thialfi und Röskwa begleiteten ihn weiter. Sein Sinn stand nach dem Lande Utgard, wo er im Kampfe mit den Leuten des Königs Utgardloki seine Kräfte messen wollte.

Darum wendete er sich ostwärts nach Jötunheim und kam an das Meer. Über das fuhr er und dann setzte er mit seinen Begleitern die Reise wieder zu Lande fort.

Als sie eine Weile gegangen waren, kamen sie zu einem großen Walde; in dem gingen sie den ganzen Tag lang vorwärts. Thialfi, der fußrüstigste unter allen Männern, trug Thors Tasche, in welcher der Speisevorrat der Reisenden verwahrt war.

Endlich brach die Nacht herein. Da suchten die Wanderer eine Nachtherberge. Sie fanden auch ein Haus, das ihnen Unterkommen für die Nacht versprach; das Haus war aber sonderbar gebaut, denn die Thüre war so hoch und so breit, wie das Haus selbst.

Von der weiten Wanderung ermüdet, schliefen die Götter und ihre Diener bald ein. Um Mitternacht aber wurden sie durch ein schreckliches Getöse aufgeweckt. Der Boden unter ihnen zitterte und das ganze Haus wankte. Da meinten sie, ein Erdbeben drohe sie unter dem Hause zu verschütten, und sie flüchteten sich deshalb in einen kleinen Anbau, der an der rechten Seite des Hauses war.

Thor setzte sich in die Thüre und nahm den Hammer Miölnir zur Hand, um für etwaige Angriffe vorbereitet zu sein, die andern aber standen hinter ihm und fürchteten sich, denn das Getöse dauerte fort.

Als der Tag anbrach, ging Thor in den Wald hinaus. Da fand er einen gewaltigen Riesen im Walde liegen; der schlief und schnarchte dabei so gewaltig, daß die Erde erbebte und die Bäume sich bogen, und nun wußte Thor wohl, woher das Getöse der Nacht gekommen war.

Thor meinte auch, daß es gut sein würde, wenn er sich diesem Riesen gegenüber auf Kampf bereit machte. Darum spannte er den Stärkegürtel um sich, wovon seine Götterstärke auf das Doppelte wuchs.

Indem erwachte der Riese und hastig richtete er seinen gewaltigen Körper empor. Als er Thor gegenüber stand, wagte

dieser nicht, ihn anzugreifen. Man sagt, daß dies das einzige Mal gewesen, daß Thor gezögert, seinen Hammer nach einem Feinde zu schleudern.

Als Thor den Riesen nach seinem Namen frug, antwortete dieser: „Skrymir heiße ich; dich aber brauche ich nicht nach deinem Namen zu fragen, denn ich weiß, daß du Thor, der Ase, bist. Nun sage mir aber, wohin hast du meinen Handschuh geschleppt?"

Bei diesen Worten streckte Skrymir seinen Arm aus und hob seinen Handschuh auf. Da erkannte Thor, daß er und seine Gefährten in dem Handschuh des Riesen die Nacht zugebracht hatten, und was sie für einen Seitenanbau gehalten hatten, das war der Däumling des Handschuhes.

Skrymir aber fuhr fort: „Du willst nach Utgard; da auch ich nach jener Gegend will und die Wege dahin mir wohlbekannt sind, so könnten wir wohl als Gefährten mit einander reisen."

Thor war es zufrieden und als dann Skrymir seinen Reisesack öffnete und sein Frühstück verzehrte, da thaten Thor und seine Gefährten ein Gleiches.

Dann machte Skrymir den Vorschlag, den Speisevorrat zusammen zu legen und in ein Bündel gebunden mit sich zu führen. Auch darein willigte Thor, Skrymir aber schnürte das Bündel mit einem Riemen zu und nahm es auf seinen Rücken.

Nun machte sich die Reisegesellschaft auf den Weg. Skrymir ging mit großen Schritten voran, die andern hatten Mühe, ihm zu folgen.

Als der Abend kam, lenkte Skrymir seine Schritte zu einer großen Eiche. Dort wollten sie Nachtherberge nehmen. Skrymir gab das Bündel mit dem Speisevorrate an Thor und sprach: „Nun bereitet euch das Nachtmahl. Ich bin müde und will lieber schlafen als essen." Damit legte er sich unter der Eiche nieder und schnarchte gar bald wieder so gewaltig, wie in der vorigen Nacht.

Als Thor nun das Bündel öffnen wollte, um Speise herauszunehmen, waren alle seine Anstrengungen vergeblich, der Riese hatte die Knoten des Riemens so fest zusammengezogen, daß selbst Thor sie nicht zu öffnen vermochte.

Da versuchten Thors Gefährten, durch Rufen und Rütteln den Riesen zu wecken, damit er ihnen zu ihrem Nachtmahle verhülfe. Aber auch das war vergebens; der Riese rührte sich nicht.

Da ward Thor ungeduldig, nahm seinen Hammer Miölnir und schlug damit den Riesen so unsanft auf den Kopf, daß dieser wirklich davon erwachte. Als er die Augen aufthat, sprach er: „Mir ist wohl ein Blatt von dem Baume auf den Kopf gefallen." Dann frug er, ob Thor und seine Gefährten gegessen hätten und ob sie sich nicht auch zum Schlafen niederlegen wollten. Thor erwiderte: „Wir wollten eben schlafen gehen".

Nun gingen die vier unter eine andere Eiche; sie wagten aber nicht zu schlafen, so gern sie auch ihren Hunger verschlafen hätten.

Wieder schnarchte der Riese so laut, daß der Wald davon wiederhallte. Da ging Thor um Mitternacht zu ihm und schlug ihn noch einmal mit dem Hammer auf den Kopf, mitten auf den Wirbel, daß er nicht anders meinte, als der Kopf müßte in tausend Stücke zersprungen sein.

Der Riese aber machte die Augen auf und fragte: „Was war denn das? Es ist mir wohl eine Eichel auf den Kopf gefallen?“ Und als er Thor erblickte, sprach er: „Warum schläfst du nicht auch, Thor?“ Thor erwiderte, er sei eben aufgewacht, und da es erst Mitternacht sei, so sei noch viel Zeit zum Schlafen.

Noch einen dritten Schlag wollte Thor nach Skrymirs Schädel führen und er hoffte damit den Riesen wohl zu erlegen. Er wartete, bis der Riese wieder schlief und kurz vor Tagesanbruch schlug er mit dem Hammer so kräftig gegen des Riesen Schläfe, daß der Hammer bis an den Stiel hineinfuhr.

Da erhob sich Skrymir wieder, strich sich die Wange und sprach: „Es sitzen wohl Vögel auf dem Baume; mir ist, als hätten sie mir Moos von den Ästen auf den Kopf geworfen.“

Dann sprach er zu Thor: „Es ist nun wohl Zeit, aufzustehen und an die Weiterreise zu denken. Zwar werde ich euch nicht mehr begleiten, denn mein Weg geht nordwärts zu den Bergen, die ihr dort sehet. Ihr habt auch nicht mehr weit zu der Burg Utgard. Ehe wir aber scheiden, will ich euch heilsamen Rat erteilen. Ich hörte, wie ihr untereinander rauntet, ich sei von Wuchs ein großer Mann, aber ihr werdet in Utgard noch viel größere Männer finden. Überhebt euch da nicht zu sehr und traut euch und euren Kräften nicht zu viel zu. Utgardlokis Hofleute verstehen keinen Spaß und stolze Worte würden euch übel bekommen. Besser würdet ihr sogar thun, wenn ihr umkehrtet. Wollt ihr das aber nicht, so folget wenigstens meinem Rate.“

Bei diesen Worten nahm Skrymir sein Bündel auf den Rücken und wendete sich quer von ihnen hinweg in den Wald. Seine bisherigen Reisegefährten aber wünschten nicht, ihm so bald wieder zu begegnen.

III. Die Götter und ihre Diener schlugen den Weg ein, den ihnen der Riese gezeigt hatte, und wanderten bis zum Mittag. Da sahen sie vor sich auf dem Felde eine Burg stehen; die war so hoch, daß sie den Nacken zurückbiegen mußten, um die äußerste Spitze derselben sehen zu können.

Sie gingen auf dieselbe zu, fanden aber das Thor in der die Burg umgebenden Mauer durch ein Gatter verschlossen. Thor

versuchte es zu öffnen, aber obgleich er über Götterkräfte verfügte, reichten sie dazu doch nicht aus. Da schmiegten sie sich alle durch die Stäbe des Gatters und gelangten so in den Burghof.

Die Thüre zu der Halle der Burg fanden sie offen und sie traten ungehindert in die Halle ein.

Auf den Bänken der Halle saßen viele große, hochgewachsene Männer, auf dem Hochsitze aber saß der König Utgardloki. Vor den traten die Ankömmlinge und grüßten ihn.

Der König wußte wohl, wer zu ihm gekommen war. Aber er blickte die Fremdlinge verächtlich an und fragte höhnisch lächelnd: „Sollte es denn wahr sein, daß jener Kleine der Ase Thor sei? Doch ihr seid vielleicht mehr, als ihr scheint. So saget mir, in welchen Künsten oder Fertigkeiten ihr erfahren seid, denn unter uns darf niemand weilen, der sich nicht durch irgend eine Kunst oder Geschicklichkeit vor allen andern auszeichnet."

Ehe Thor noch darauf antworten konnte, rief Loki, der sich vorsichtig in die hinterste Reihe gestellt hatte: „Ich verstehe eine Kunst und will sie zeigen. Keiner mag hier in der Halle sein, der mich im Essen übertrifft und seine Speise hurtiger aufißt, als ich."

Der König Utgardloki ließ das als eine Kunst gelten und sprach: „Nun, so versuche dich mit einem meiner Hofleute." Damit rief er Logi, der auf der Bank saß, hervor, daß er auf den Estrich trete und sich gegen Loki versuche.

Ein gewaltiger Trog wurde herbeigetragen, auf den Estrich gestellt und mit Fleisch gefüllt, dann setzte sich Loki an das eine Ende des Troges, Logi an das andere und beide fingen an zu essen, bis sie sich in der Mitte des Troges begegneten.

Da hatte Loki alles Fleisch von den Knochen abgegessen, Logi aber hatte Fleisch und Knochen zusamt dem Troge verzehrt; und so urteilten denn alle, daß Loki die Wette verloren habe.

Darauf wies Utgardloki auf Thialfi und fragte, wer der junge Mann sei und welche Kunst er verstünde. Thialfi erwiderte, er könne schnell laufen und wolle es im Wettlauf mit jedem versuchen, den Utgardloki ihm zum Gegner ausersehe.

Utgardloki sagte, das sei eine gute Kunst, aber er glaube kaum, daß Thialfi den besiegen werde, den er ihm gegenüber stellen werde; doch solle der Versuch sogleich gemacht werden.

Der König ging hinaus, wo auf freiem Felde eine gute Rennbahn war. Dann rief er einen seiner Diener herbei, der Hugi hieß und der schnellste seiner Läufer war. Diesem befahl er, mit Thialfi um die Wette zu laufen.

Sie begannen den ersten Lauf. Aber Hugi war dem Thialfi bald so weit vorauf, daß er am Ziele umkehrte und Thialfi entgegen lief. Da sprach Utgardloki: „Du mußt dich besser ausstrecken,

Thialfi, wenn du das Spiel gewinnen willst; aber gern will ich dir zugestehen, daß ich unter den Menschen noch keinen schnellfüßigeren kennen gelernt habe, als dich."

Darauf begannen sie den zweiten Lauf. Auch diesmal blieb Thialfi zurück und als Hugi am Ende der Bahn war, war Thialfi noch um die Weite eines guten Pfeilschusses zurück. Da sprach Utgardloki zu Thor: „Wahrlich, dein Diener läuft gut; aber ich glaube nicht, daß er über Hugi den Sieg gewinnen kann."

Zum drittenmal liefen die beiden Gegner und ein neues Ziel ward gesteckt. Allein auch diesmal blieb Hugi der Sieg. Er war schon am Ziele, als Thialfi noch kaum die Hälfte der zu durchlaufenden Bahn durchmessen hatte. So war auch Thialfi von einem Manne Utgardlokis überwunden.

Hierauf fragte der König nach Thors Künsten, von denen die Leute ja stets so viel Rühmens gemacht hätten. Thor erwiderte, am liebsten werde er es im Trinken mit einem jeden aufnehmen.

Der König war es wohl zufrieden, kehrte zur Halle zurück und berief seinen Schenken. Dem befahl er, das große Horn herbeizubringen, woraus seine Hofleute um die Wette zu trinken pflegten.

Als der Schenke mit dem Horne zurückkam, gab er es Thor in die Hand. Utgardloki aber sprach zu dem Gotte: „Aus diesem Horne pflegen meine Hofleute zu trinken und sie nennen es wohl getrunken, wenn dasselbe auf einen Zug geleert wird. Manche bedürfen dazu allerdings noch eines zweiten Zuges, aber keiner ist unter all meinen Hofleuten, der es nicht in drei Zügen leerte. Wer das nicht wenigstens könnte, der würde sich schämen."

Thor betrachtete das Horn und es kam ihm nicht gar groß vor; nur etwas lang fand er dasselbe, doch hoffte er es auszutrinken, denn sein Durst war sehr groß.

So begann er denn zu trinken und schlang gewaltig. Bald aber ging ihm der Atem aus und als er nun in das Horn schaute, wie viel ihm noch zu trinken übrig sei, da schien es ihm, als hätte der Trank kaum noch abgenommen.

Utgardloki sprach: „Du hast wohl geschlungen, aber doch nicht gerade viel. Ich hätte geglaubt, der Ase Thor müßte besser trinken können."

Thor erwiderte nichts auf solchen Hohn, sondern setzte das Horn zum zweitenmale an und trank wieder, diesmal hoffte er das Horn zu leeren, aber wieder ging ihm der Atem aus und so viel er auch nach seiner Meinung geschlungen hatte, war in dem Horne, als er nachsah, doch kaum eine Abnahme des Trankes zu spüren. So viel aber war wenigstens aus dem Horne heraus, daß man es tragen konnte, ohne fürchten zu müssen, etwas von dem Tranke zu verschütten.

Wieder sprach Utgardloki: „Wie nun Thor? Mir scheint, der größte Zug ist dir noch übrig geblieben, wenn du mit drei Zügen das Horn leeren willst. Das aber sehe ich jetzt schon ein, daß man dich bei uns nicht für so groß als bei den Asen halten wird, wenn es dir nicht gelingt, in anderen Spielen mehr zu leisten, als in diesem."

Auch diesmal erwiderte Thor in seinem Zorne nichts auf des Riesenkönigs Spottreden. Er setzte das Horn an den Mund und trank aus allen Kräften, so lange es der Atem erlaubte. Auszutrinken vermochte er es nicht, aber er merkte nach diesem dritten Zuge doch, daß des Trankes bedeutend weniger in dem Horne geworden war. Er mochte nun nicht mehr trinken und gab das Horn zurück.

Da sprach Utgardloki: „Deine Macht ist nicht so groß, als wir dachten und zu viel Rühmens hat man bisher von ihr gemacht."

Thor erwiderte: „Ich will mich gegen euch noch in andern Spielen versuchen. Aber wahrlich, bei den Asen daheim würde man Züge, wie ich sie heute getrunken habe, nicht für klein achten. Doch laßt mich wissen, was für Spiele ihr sonst noch treibt. Vielleicht bin ich in einem andern glücklicher."

Der König sprach: „Es ist hier ein gewöhnliches Spiel junger Burschen, meine Katze vom Boden aufzuheben. Vielleicht hast du Lust, dich auch an ihr zu versuchen. Ich würde nicht wagen, dem Asen Thor ein solches Spiel vorzuschlagen, wenn ich nicht vorhin gesehen hätte, daß du viel weniger vermagst, als wir früher glaubten."

Alsbald lief eine graue, gewaltig große Katze über den Estrich der Halle. Thor ging hin, ergriff die Katze und faßte sie unter dem Bauche an, um sie in die Höhe zu heben. Aber die Katze krümmte den Rücken, während Thor sie emporzuheben versuchte, und nicht mehr vermochte des Gottes Kraft über das Tier, als daß es mit einem Fuße von der Erde ließ.

Da sprach Utgardloki: „Es ist auch mit diesem Spiele ergangen, wie ich gedacht hatte. Die Katze ist groß und Thor gar klein im Vergleich mit den Männern, die bei uns sind."

Thor erwiderte: „Obgleich ihr mich klein nennt und ich es vielleicht neben euren Männern auch bin, so getraue ich doch, jeden von euch zu überwinden, der mit mir ringen will. Jetzt bin ich zornig und in meinem Zorne bin ich zu fürchten."

Utgardloki sah sich im Kreise der auf den Bänken sitzenden Männer um und sprach dann: „Ich wüßte keinen unter meinen Mannen, den es nicht ein Kinderspiel dünken würde, mit Thor zu ringen, der meiner Katze nur ein Bein lüpfen konnte. Aber ruft sogleich die Alte her, meine Amme Elli; mit ihr möge Thor

ringen, wenn er will. Hat sie doch schon manchen Mann niedergeworfen, der mir nicht schwächer schien als Thor."

Thor verstand sich dazu, mit dem Weibe zu ringen, das jetzt in die Halle trat. Aber je mehr er sich anstrengte, desto fester stand sie. Endlich schlug sie ihm ein Bein unter, er schwankte und fiel auf das eine Knie. Da ging Utgardloki hinzu und gebot, den Kampf nun ruhen zu lassen. Er fügte auch hinzu, Thor habe nun nicht mehr nötig, sich noch mit einem an seinem Hofe zu messen.

Die Nacht war unterdessen hereingebrochen und Utgardloki lud seine Gäste zum Nachtessen ein. Er bewirtete sie freundlicher, als man hätte erwarten sollen und endlich ließ er ihnen ein Lager zur Nacht anweisen.

Am andern Morgen, als es tagte, standen Thor und seine Gefährten auf, um sich wieder auf den Weg zu machen. Da kam Utgardloki herbei und ließ sie nicht eher fort, als bis sie auch den Morgenimbiß mit ihm genommen hatten.

Dann begleitete er sie bis vor das Thor der Burg. Beim Abschiede aber fragte er Thor, wie er mit seiner Reise zufrieden sei. Da sprach Thor: „Ich kann nicht sagen, daß ich große Ehre auf dieser Reise erworben habe und es muß mich verdrießen, wenn ihr nun so verächtlich von mir denkt."

Utgardloki antwortete: „Nun du wieder aus der Burg bist, in die du, so lange ich lebe und die Macht habe, nicht wieder kommen sollst, will ich dir die Wahrheit sagen. Und nimmer wärest du in die Burg gekommen, wenn ich gewußt hätte, daß du so große Macht besitzest, mit der du uns beinahe in großes Unglück gebracht hättest. So wisse denn, daß alles, was du hier erlebt hast, nur auf Blendungen beruht, die ich dir vorgegaukelt habe. Schon als ich euch im Walde traf und du das Speisebündel lösen solltest, da hatte ich dasselbe mit Eisenbändern verschlossen und du fandest nicht, wo du es öffnen solltest. Darnach hast du mit dem Hammer drei Schläge gegen mich geführt, deren erster schon so stark war, daß mein Tod gewiß gewesen wäre, wenn du mich getroffen hättest. Aber du hast bei meiner Halle einen Felsblock gesehen, darin drei viereckige Thäler sind, deren eines besonders tief ist. Das sind die Spuren deiner Hammerschläge. Den Felsblock hielt ich vor mich, wenn du nach mir schlugst, du aber wurdest es nicht gewahr. Auf Blendung beruhten auch die Spiele, in denen du von meinen Hofleuten überwunden wurdest. Loki war sehr hungrig und aß sehr hastig, aber der, welcher Logi hieß, war der Blitz, der Fleisch und Trog zugleich verbrannte. Hugi, mit dem Thialfi um die Wette lief, war der Gedanke und es war wohl nicht zu erwarten, daß Thialfi im stande sei, es mit dessen Geschwindigkeit aufzunehmen. Als du aus dem Horne trankest und

der Trank dir nur langsam abzunehmen schien, da lag das Ende des Hornes draußen im Meere. Das hast du nicht gesehen; wenn du aber jetzt zum Meere kommst, so kannst du sehen, wie viel du davon getrunken hast. Den Mangel, der dadurch im Meere entstanden ist, wird man von nun an Ebbe nennen. Als du hernach die Katze lüpftest und ihr einen Fuß von der Erde hobst, da erschracken alle, die das sahen, denn diese Katze war die Midgardschlange, die um alle Lande liegt und kaum war sie lang genug, daß Schweif und Haupt noch die Erde berührten, als du gewaltig sie in die Höhe hobst. Ein großes Wunder war es auch um den Ringkampf, den du mit Elli kämpftest, denn wisse, dieses Weib ist das Alter und keinen hat es je gegeben, noch wird je einer leben, den nicht das Alter endlich zu Falle brächte. Nun aber laß uns scheiden, hoffentlich auf immer."

Als Thor diese Rede hörte, wollte er seinen Hammer schwingen gegen den, der ihn so betrogen hatte. Aber Utgardloki war verschwunden und nirgends konnte ihn der Gott erblicken. Da wandte sich der Gott in seinem Zorne zu der Burg zurück, um diese zu brechen, aber auch sie war verschwunden, er sah nichts vor sich, als schöne reiche Felder. Da kehrte der Gott wieder um und setzte mit seinen Gefährten den Weg fort, bis er wieder zu der Hütte kam, wo er seine Böcke hatte stehen lassen und wo unterdessen der lahme wieder geheilt war. Dann kehrte er nach Asgard zurück.

---

# Thors Fahrt nach Geirrödsgard.

Einst hatte Loki sich Friggs, der Himmelskönigin, Falkengewand geliehen. Er hatte Langeweile und wollte einen Ausflug machen, um sich in der Welt umzusehen. Auf dieser Fahrt kam er nach Geirrödsgard.

Da bemerkte er eine große Halle. In die wollte er hineinsehen, darum ließ er sich nieder und hing sich an ein Fenster.

Der Bewohner der Halle, Riesenkönig Geirröd, bemerkte den Vogel und befahl einem seiner Riesen, ihn zu greifen und zu ihm zu bringen.

Sofort kletterte einer der Riesen an der Wand der Halle empor; die war aber so hoch, daß es ihm viel Mühe machte. Loki ergötzte sich an dem mühseligen Klimmen des Riesen und dachte, es ist Zeit genug zum Davonfliegen, wenn der Riese ziemlich heraufgekommen ist.

Als nun endlich der Riese die Hand ausstreckte, um ihn zu greifen, da rührte er die Flügel und versuchte, die Füße zu heben; aber diese waren fest gebannt und Loki konnte nicht fort. So ward er gegriffen und zu Geirröd gebracht.

Dieser wußte wohl, daß nicht ein gewöhnlicher Vogel gefangen worden war; er sah dem Gefangenen in die Augen und befahl ihm, zu sagen, wer er sei. Aber Loki schwieg.

Da griff ihn Geirröd und schloß ihn in eine Kiste. In der ließ er ihn drei Monate stecken und hungern. Als er ihn endlich wieder herausnahm und ihm von neuem befahl, über seine Herkunft Rede zu stehen, gestand Loki, wer er sei.

Geirröd wollte ihn aber nur dann am Leben lassen, wenn er verspräche, es dahin zu bringen, daß Thor, der Feind des Riesengeschlechts, nach Geirrödsgard käme, doch ohne seinen Hammer und seinen Stärkegürtel.

Loki kehrte zurück und es gelang ihm, Thor zu bewegen, daß er ohne Hammer und Stärkegürtel mit nach Geirrödsgard ging. Auf dem Wege dahin kehrte Thor bei der Riesin Grid ein. Von

ihr erfuhr er, daß Geirröd ein kluger, aber auch heimtückischer Riese sei, vor dem man sich hüten müsse und damit der Gott durch ihn nicht in unversehene Not geriete, lieh sie ihm ihre Eisenhandschuhe und ihren Stab.

So ausgerüstet zog Thor weiter. Da gelangte er zu dem Flusse Vimur, dem größten aller Flüsse. Um ihn ohne Gefahr durchwaten zu können, band sich Thor den Stärkegürtel um, den er von der Riesin erhalten hatte und mit dem Stabe der Riesin stemmte er sich gegen die Strömung; Loki aber hielt sich an Thors Gürtel fest.

Als Thor in die Mitte des Stromes kam, schwoll derselbe plötzlich so gewaltig an, daß ihm das Wasser bis an die Schultern stieg. Da beschwor Thor den Strom und sprach: „Wachse nicht Vimur, da ich wandern muß zu der Halle des Riesen. Wisse, daß, wenn du wächst, auch mir die Götterkraft wächst, hoch bis zum Himmel!“

Als aber Thor eine Bergkluft hinaufblickte, sah er, daß Gialp, Geirröds zauberkundige Tochter, am Strome stand und das Wachsen desselben veranlaßte. Da nahm Thor einen gewaltigen Stein aus dem Flusse, warf damit nach der Riesenjungfrau und sein Wurf verfehlte des Zieles nicht.

Unterdessen war er nahe an das andere Ufer gelangt. Er ergriff einen Vogelbeerstrauch, der am Ufer stand und dessen Zweige über das Wasser hingen und an einem solchen Zweige half er sich aus dem Wasser. Seitdem nannte man den Vogelbeerstrauch: Thors Rettung.

Als Thor und Loki zu Geirröds Halle kamen, wurden sie zunächst in das für die Gäste bestimmte Haus geführt. Hier stand nur ein einziger Stuhl und auf ihn setzte sich Thor.

Kaum aber hatte er sich niedergesetzt, als er gewahr wurde, wie der Stuhl anfing, sich zu heben und sich gegen die Decke zu bewegen. Da stemmte Thor den Stab der Riesin an einen Balken der Decke und drückte so den Stuhl wieder zum Estrich hinab.

Alsbald entstand unter dem Stuhle ein Krachen, wie wenn Knochen zerbrechen und lautes, stöhnendes Geschrei folgte darauf. Unter dem Stuhle waren Geirröds Töchter, Gialp und Greip, gewesen, die den Gott, der den Riesen feindlich war, an der Decke hatten erdrücken wollen. Nun aber war ihnen der Rücken gebrochen.

Darauf ließ Geirröd den Gott in die Halle rufen, daß er sich an den Spielen der Riesen beteilige. Thor kam und sah in der Halle viele große Feuer entzündet.

Als er nun auf Geirröd zuging und ihm gegenüber stand,

ergriff dieser mit der Zange einen glühenden Eisenkeil, der in einem der Feuer lag und schleuderte ihn gegen Thor.

Der Gott fing den glühenden Keil mit den Eisenhandschuhen auf, die ihm die Riesin Grid gegeben hatte, Geirröd aber verbarg sich hinter eine eiserne Säule. Das sollte ihm freilich wenig nützen, denn als Thor den aufgefangenen Keil zurückwarf, fuhr derselbe nicht nur durch die Säule und durch Geirröds Körper, der dahinter stand, sondern auch durch die Wand der Halle und dann noch ein Stück in die Erde.

# Thors Kampf mit Hrungnir.

I. Thor war, wie er es oft that, nach Osten gezogen, um gegen Unholde zu kämpfen. Da machte Odin sich auf und ritt auf seinem achtfüßigen Hengste Sleipnir gen Jötunheim und kam zu dem Riesen, welcher Hrungnir hieß.

Als dieser den Reiter kommen sah, fragte er: „Wer ist der Mann, der auf dem Haupte den Goldhelm trägt und durch Luft und Wasser reitet? Und was ist das für ein Roß, das so schnell läuft?"

Odin hatte die Fragen gehört und erwiderte: „Wohl giebt es kein besseres Roß in der Welt, als dieses und meinen Kopf will ich verwetten, daß ihr in Jötunheim kein solches habt."

Da begann Hrungnir sein eigenes Roß zu loben und sprach: „Wohl mag dein Roß gut sein, aber mein eigenes Roß, das Gullfaxi heißt, macht sicher weitere Sprünge." Bei diesen Worten sprang er auf sein Roß und jagte hinter Odin her, um dessen Prahlen zu bestrafen.

Odins Roß lief so schnell, daß der Riese den Gott nicht einholen konnte. Hrungnir aber war so eifrig in der Verfolgung, daß er gar nicht merkte, wie er bereits nach Asgard gekommen war. Als er nun an die Pforte der Asenburg kam, luden die Asen ihn zum Trinkgelage ein. Da stieg er vom Rosse und trat in die Halle ein.

Die Götter ließen die beiden Hörner herbeibringen, aus denen Thor zu trinken pflegte und Hrungnir leerte sie beide. Von vielem Trinken ward er bald trunken und nun fing er an zu prahlen und den Göttern zu drohen. Da sagte er, wie er Walhalla nehmen und nach Jötunheim bringen wolle, auch Asgard wolle er versenken und alle Asen töten, außer Freya und Sif; die beiden wolle er leben lassen und als seine Frauen mit nach Jötunheim nehmen. Und als Freya ihm noch einmal einschenkte, prahlte er, ehe er an die Vernichtung Asgards gehe, wolle er nur noch allen Met der Götter austrinken.

Solches Prahlen war den Göttern lästig und mehr als einer unter ihnen wünschte, daß Thor mit seinem Hammer zurückkehren und den Prahler strafen möchte. Kaum hatte einer unter ihnen Thors Namen genannt, da kehrte der Gott zurück und trat in die Halle.

Zornig schwang er seinen Hammer und fragte: „Seit wann ist es Sitte, daß ungeschlachte Riesen mit Göttern in Walhalla trinken und wer hat Hrungnir erlaubt, sich unter die Götter zu mischen? Soll Freya, die den Göttern einschenkt, auch ihm den Met reichen?“

Da antwortete Hrungnir, indem er giftige Blicke nach dem Gotte sendete: „Mit Odins Willen bin ich hier und in seinem Frieden stehe ich.“

Trotzdem drohte Thor dem Riesen, daß es ihn noch gereuen werde, bei den Göttern gesessen und mit ihnen getrunken zu haben. Hrungnir aber erwiderte: „Wenig Ehre würde es Thor, dem Asen, bringen, wenn er mich, der ich jetzt ohne Waffen bin, töten wollte. Mehr Mut würde es verraten, wenn er es wagte, auf der Grenze zwischen Asgard und Jötunheim mir entgegen zu treten. Hätte ich nur meinen Schild und meinen Schleifstein bei mir, so wollte ich wohl bereit sein, den Kampf gleich hier auszufechten.“

Es war das erste Mal, daß Thor zu einem Zweikampf herausgefordert wurde und nicht wollte er die Annahme desselben verweigern.

II. Hrungnir machte sich wieder auf den Weg und kehrte nach Jötunheim zurück. Bei den Riesen erregte sein Abenteuer viel Verwunderung, besonders aber waren sie gespannt auf den Ausgang des Zweikampfes zwischen Thor und Hrungnir. Wohl wußten sie, daß es schlimm um sie stand, wenn Thor siegte, denn Hrungnir war der stärkste unter ihnen und unterlag er, so konnten die andern um so leichter überwältigt werden.

Deshalb trafen sie ihre Vorkehrungen und machten auf der Grenze, wo der Kampf stattfinden sollte, einen Mann aus Lehm. Der war neun Rasten hoch und unter den Armen drei Rasten breit. Sie fanden aber kein Herz, das groß genug für dieses Ungeheuer gewesen wäre; deshalb nahmen sie endlich das Herz einer Stute und setzten es ihm ein. Freilich erwies sich später, als Thor kam, dies Herz nicht sehr tapfer. Das auf diese Weise entstandene Ungeheuer nannten die Riesen Möckerkalfi.

Ein ganz anderes Herz, als Möckerkalfi, hatte Hrungnir. Sein Herz war aus hartem Stein und hatte drei scharfe Ecken; auch sein Haupt war von Stein und ebenso sein breiter Schild,

den er vor sich hielt, als er an der Grenze der Ankunft des Gottes wartete. Seine Waffe war ein Schleifstein, den er auf der Schulter trug; und grimmig leuchtete das Antlitz des Riesen.

Als Thor heranfuhr, war er von Thialfi begleitet. Thialfi aber ging voraus, lief dahin, wo Hrungnir stand und sprach zu diesem: „Übel stehst du behütet, Jötun. Du hältst den Schild vor dich; Thor aber, der dich gesehen hat, fährt niederhalb in die Erde und wird von unten an dich kommen."

Hrungnir ließ sich in seiner Thorheit durch diese Rede täuschen. Er warf sich zum Schutze von unten den Schild unter die Füße und trat darauf; den Stein aber, der ihm zur Waffe diente, faßte er mit beiden Händen.

Darauf sah er Blitze und vernahm starke Donnerschläge und ihnen folgte Thor, der in gewaltigem Asenzorne daherfuhr. Jetzt hatte Hrungnir nicht mehr Zeit, seinen Schild wieder aufzuheben; schon schwang Thor drohend den Hammer und nun schleuderte er ihn gegen den Riesen.

Da warf auch der Riese seinen Stein und so sicher hatte er gezielt, daß er den Hammer im Fluge traf. Des Riesen Stein zersprang bei dem Anprall, Thors Hammer aber, dem der entgegenfliegende Stein keinen Schaden gethan hatte, flog weiter, traf das Haupt des Riesen mitten auf die Stirn und zerschmetterte ihm die Hirnschale in kleine Splitter.

Von dem Steine des Riesen war, als er zersprang, ein Splitter in Thors Haupt gedrungen, so daß der Gott vor sich auf die Erde gestürzt war.

Als nun auch der Riese mit zerschmettertem Haupte niederstürzte, fiel er ebenfalls vorwärts und zwar so, daß sein Bein über des Gottes Hals zu liegen kam.

Ehe Thialfi dem Gotte zu Hilfe eilen konnte, mußte er erst das Lehmungeheuer bekämpfen. Nicht große Mühe kostete es, das an allen Gliedern zitternde Ungetüm zu überwinden und wenig Ehre war mit diesem Siege zu gewinnen.

Darauf ging Thialfi zu Thor und wollte Hrungnirs Bein von seinem Halse nehmen, aber er hatte nicht die nötige Kraft. Auf seinen Hilferuf eilten alle Asen herbei, Thor zu befreien; aber auch sie vermochten es nicht. Da kam endlich Magni, Thors Sohn, und ihm war es ein Leichtes, des Riesen Bein auf die Seite zu werfen. „O Schmach," sprach er, „daß ich nicht eher hier war, ich hätte den Riesen mit einem einzigen Faustschlage niedergestreckt."

Da freute sich Thor seines Sohnes und sprach: „Es steht zu hoffen, daß du einmal tüchtig wirst." Zum Danke für seine Hilfe schenkte er ihm Hrungnirs Roß Gullfaxi.

Thor zog wieder heim, aber der Splitter des Riesensteines war noch in seinem Haupte. Da begegnete ihm ein zauberkundiges Weib, Groa, die Gattin Oerwandils des Kecken. Die begann mit kräftigen Zaubersprüchen und Liedern den Gott zu heilen.

Schon fing der Splitter an, sich zu lösen und zu bewegen und nach und nach trat er bis zur Hälfte aus des Gottes Haupte hervor.

Als Thor das merkte und hoffen durfte, ganz von dem Steine erledigt zu werden, wollte er dem Weibe die Heilung lohnen und sie froh machen. Darum begann er zu erzählen: „Deinen Gatten traf ich vor kurzem; er ist wohlauf und wird bald zurückkehren. Auf meiner Reise nach Osten traf ich ihn am Strome Eliwagar, über den er nicht konnte. Ich setzte ihn in einen Korb und trug ihn auf meinem Rücken über den Strom. Er war aber vorwitzig und steckte eine Zehe aus dem Korbe, die hat er erfroren. Ich habe sie sodann abgebrochen und an den Himmel geworfen, wo sie jetzt als ein Stern glänzt, der Oerwandils Zehe genannt wird."

Als Groa das hörte, lachte sie vor Freuden hell auf und vergaß die Zauberlieder weiter zu singen. Da stand der Splitter, der sich bis dahin bewegt hatte, still und durch keine Lieder war er aufs neue zu lockern.

Darum mußte Thor den Splitter für alle Zeiten in seinem Haupte tragen. Und es ging die Sage, man dürfe mit solchen Steinen nicht werfen; sonst rühre sich der Splitter in Thors Haupte und der Gott müsse Schmerzen leiden.

---

# Zwerg Allweis.

Thor war einst auf Reisen gegangen. Da verlobte sich in seiner Abwesenheit seine schönglänzende Tochter Thrud mit einem Zwerge und dieser eilte, die schöne Braut mit sich fortzuführen, ehe der Vater wiederkäme.

Doch plötzlich kehrte der Gott zurück und zornig fuhr er den Zwerg an: „Wer bist du, Gesell mit dem bleichen Gesichte, der du aussiehst, als hättest du manche Nacht unter Leichen gelegen? Und wie wagst du, deine Hand nach einer Göttertochter auszustrecken? Nicht für dich ist eine solche Braut.“

Der Zwerg antwortete: „Allweis heiße ich und in dem Gestein unter der Erde habe ich mein festes Haus. Dich aber warne ich, unsern Bund zu brechen, denn nicht bleibt ungestraft, wer geschlossenen Bund bricht.“

„Und doch,“ erwiderte Thor, „will ich ihn brechen, denn die Tochter einem zur Braut zu gewähren, hat allein der Vater Gewalt. Ohne den Vater ist der Bund geschlossen und darum wird der Vater ihn brechen.“

Als der Zwerg das hörte, sprach er: „Bist du der Vater der Braut, so bitte ich dich um deine Einwilligung. Trauern müßte ich immerdar, wenn mir das holde Mädchen versagt bliebe.“

Thor sprach: „Ich will die Tochter zur Braut dir geben, wenn du allweise bist, wie dein Name es sagt und wenn du mir aus allen Welten künden kannst, was ich zu wissen wünsche.“

Eine solche Probe einzugehen, war der Zwerg bereit und er sprach: „Versuche, Thor, mich und mein Wissen. Alle Himmel habe ich durchmessen und von allen Wesen weiß ich zu berichten.“

Da fragte Thor: „So sage mir Allweis, kluger Zwerg, dem alle Wesen bekannt sind, wie heißt die Erde, die allernährende in den verschiedenen Welten?“

Der Zwerg antwortete: „Erde nennen sie die Menschen,

Feld die Asen, die Wanen nennen sie Weg, Allgrün die Riesen, Wuchs die Zwerge."

Weiter fragte Thor nach den Namen des Himmels. Da sprach der Zwerg: „Himmel heißt er bei den Menschen, Dach bei den Göttern, Windwirker bei den Wanen, Überwelt bei den Riesen, Glanzhelm bei den Elfen und Tautröpfler bei den Zwergen."

Auch die Namen des Mondes und der Sonne wußte der Zwerg auf des Gottes Frage zu nennen. Er sprach: „Jenen nennen die Menschen Mond, die Götter Scheibe, bei Helle heißt er rollendes Rad, bei den Riesen Eilender, bei den Zwergen Schein, bei den Alfen Jahresmaß; diese aber nennen die Menschen Sonne, die Götter Stern, die Zwerge der Zwerge Feindin, die Riesen Lichtauge, die Alfen Glanzkreis, die Asen Allklar."

Noch viele Fragen wußte Allweis zu beantworten; er wußte zu sagen, mit welchen Namen man in den verschiedenen Welten die Wolken, den Wind, die Luft, das Meer, das Feuer, den Wald, die Nacht und die Saat benannte.

Da sprach Thor: „Fürwahr zu verwundern ist, Allweis, dein Wissen. Nun sage mir nur noch eins. Wie heißt das Labegetränk, an dem die Götter und Menschen daheim sich erquicken?"

Der Zwerg begann: Ael nennen es die Menschen, Bier die Götter, Met die Wanen." Aber ehe er noch seine Worte vollenden konnte, stand er plötzlich zu Stein erstarrt.

Der Gott hatte den Zwerg überlistet; mit Fragen hatte er ihn hingehalten, bis der erste Strahl der Sonne, die Allweis selbst der Zwerge Feindin genannt hatte, in den Saal schien. Da war dem Zwerge geschehen, wie allen Zwergen geschieht, wenn sie vom Strahl der Sonne berührt werden, er war zu Stein geworden.

Darum sprach Thor: „Noch nie habe ich so viel Weisheit aus eines Zwerges Munde vernommen; aber sich selbst hat der Thor im Eifer betrogen."

Die Göttertochter Thrud, die schon fast zu der Zwerge dunkler Wohnung entführt war, blieb nun in den lichten Wohnungen der Götter.

# Der Raub Iduns.

Einst zogen die Götter Odin, Hönir und Loki aus, um die Welt zu besehen. Sie wanderten über Berge und durch öde Gefilde und übel war es da um ihre Kost bestellt.

Von argem Hunger gepeinigt, gelangten sie in ein Thal, in welchem sie eine große Herde Ochsen weiden sahen. Da ergriffen sie einen der Ochsen, töteten ihn und begannen, ihn zu sieden. Als sie aber meinten, der Ochse müsse gar sein und aufdeckten, da fanden sie, daß das Fleisch noch ganz roh war.

Sie sotten weiter und als sie zum zweitenmale aufdeckten, fanden sie das Fleisch noch eben so ungesotten, wie beim erstenmale.

Als sie ihre Verwunderung darüber unter einander aussprachen, hörten sie über sich eine Stimme; die kam aus dem Wipfel der Eiche, unter welcher sie das Feuer angezündet hatten. Und die Stimme sprach: „Der in dem Baume sitzt, ist schuld daran, daß das Fleisch nicht gar wird."

Da schauten sie über sich und sahen einen Adler in der Eiche sitzen, der war groß und gewaltig. Der Adler aber sprach: „Wollt ihr mir gestatten, so viel von dem Fleische des Ochsen zu essen, als ich zu meiner Sättigung bedarf, so soll das Fleisch bald gar sein."

Die Götter versprachen das gern. Da ward das Fleisch schnell gar, der Adler aber ließ sich von dem Baume herab und nahm mit seinen gewaltigen Krallen die beiden Lenden des Ochsen nebst den beiden Bugen für sich hinweg.

Als das Loki sah, ward er zornig, ergriff eine große Eisenstange und stieß sie dem Adler in den Leib, daß sie fest darin haften blieb.

Aber am andern Ende hafteten auch Lokis Hände an der

Stange so fest, daß er sie nicht wieder losmachen konnte und als der Adler aufflog, zog er Loki mit sich fort.

So nahe flog der Adler an der Erde hin, daß Lokis Füße über den Erdboden hinschleiften und an Steinen und Wurzeln zerrissen wurden und so gewaltig war des Adlers Flug, daß der Gott meinte, die Arme müßten ihm aus dem Leibe gerissen werden.

Da schrie Loki und bat den Adler, ihm Frieden zu gewähren und ihn loszulassen. Der Adler aber antwortete: „Du sollst nimmer loskommen, wenn du mir nicht schwörst, Idun mit ihren Äpfeln aus Asgard zu mir zu bringen. Ich bin der Riese Thiassi und so wahr ich der bin, so wahr will ich dich nur unter dieser Bedingung loslassen."

Loki wußte sich nicht anders zu retten und versprach, was der Riese in Adlersgestalt von ihm forderte. Da wurden seine Hände alsbald los und mit geschundenen Beinen kehrte er zu seinen Gefährten zurück, die nun die weite Reise aufgaben und wieder heim nach Asgard gingen. Unter welcher Bedingung aber Loki wieder frei geworden war, das sagte er seinen Gefährten nicht.

Als die Zeit herankam, da Loki die Göttin zu dem Riesen bringen sollte, lockte er Idun aus Asgard mit sich in einen Wald. Er gab nämlich vor, er habe im Walde so herrliche Äpfel gefunden, daß selbst Iduns Äpfel dagegen ein Nichts seien.

Da ward Idun begierig, die Äpfel zu sehen und war bereit, Loki zu begleiten. Loki aber ermahnte sie, ihre Äpfel mit sich zu nehmen, damit sie dieselben sogleich mit den neu gefundenen Äpfeln vergleichen könne.

Idun that, wie Loki ihr geraten. Kaum aber waren die Beiden in den Wald gekommen, als der Riese Thiassi in Adlersgestalt erschien und die Göttin samt ihren Äpfeln mit sich nach Jötunheim entführte, wo sein Heimwesen war.

Die Götter in Asgard befanden sich übel, als Idun verschwunden war. So lange sie nämlich von den Äpfeln der Göttin aßen, hatte die Zeit keine Gewalt über sie und sie blieben immer jung. Nun aber die Göttin und deren Äpfel verschwunden waren, wurden sie schnell alt und ihre Haare färbten sich grau.

Da hielten sie eine Versammlung und fragten einer den andern, was man von Idun wisse und wer sie zuletzt gesehen habe. Und es ergab sich, daß man sie zuletzt gesehen habe, als sie mit Loki Asgard verlassen, um zu einem Walde zu gehen.

Nun ward Loki, der die Versammlung der Götter gemieden hatte, ergriffen und herbeigeführt und mit Peinigung und Tod drohte man ihm, wenn er nicht verspreche, die Göttin wieder herbeizuschaffen.

Loki zitterte und versprach, was die Götter verlangten. Er wollte nach Jötunheim fahren und Idun suchen, wenn Freya ihm dazu ihr Falkengewand leihen wollte.

Das erhielt Loki und nun fuhr er in Falkengestalt nordwärts nach Jötunheim. Dort fand er auch die Göttin bald in Thiassis Behausung. Sie war allein daheim, denn der Riese war eben auf das Meer hinausgerudert.

Darüber freute sich Loki. Er verwandelte die Göttin in eine Nuß, erfaßte diese mit seinen Klauen und flog dann davon, so schnell er konnte.

Bald darauf kehrte Thiassi vom Meere heim. Als er Idun vermißte, nahm er sofort wieder Adlersgestalt an, flog hoch in die Luft und schaute sich um. Da sah er den Falken fliegen und mit Blitzesschnelle eilte er ihm nach.

Die Götter aber waren vor Asgards Thore hinausgegangen, um zu sehen, ob Loki noch nicht bald wiederkehre und als sie einen Falken heranfliegen sahen, der von einem Adler verfolgt ward, ahnten sie sogleich, wer die Beiden seien.

Sie errichteten vor dem Thore einen Haufen von Holzspänen und als der Falke glücklich in die Burg gelangt und hinter der Mauer geborgen war, entzündeten sie die Späne.

Der Adler flog so schnell, daß er nicht sogleich innehalten konnte. Er flog so dicht über dem Feuer hinweg, daß die Flammen ihm sein Gefieder verbrannten und er zur Erde fiel. Alsbald liefen die Götter herzu und töteten ihn.

Das erfuhr Skadi, des Riesen Tochter. Sie wappnete sich mit Helm und Panzer und fuhr gen Asgard, den Tod des Vaters zu rächen.

Da boten ihr die Götter Sühne an, und zwar sollte sie zur Buße einen der Götter zum Gemahl erhalten. Sie sollte sich denselben auch selbst wählen, doch so, daß sie nichts weiter als seine Füße sähe.

Als nun die Götter vor ihr standen, Gesicht und Leib bedeckt und nur die Füße bloß, da sprach sie: „Ich sehe hier ein paar vollkommen schöne Füße, die sind gewiß Balders, des schönen Gottes, der ohne jeden Fehl ist. Ihn wähle ich.“

Sie hatte sich aber geirrt; der von ihr gewählte war Niörd und mit ihm feierte sie nun ihre Hochzeit.

---

# Balders Tod.

Balder, der gute und von allen geliebte Gott, hatte in einer Nacht schwere, beängstigende Träume und auch die übrigen Götter wurden durch Träume beunruhigt, die Balders Leben Gefahr drohten.

Da hielten die Götter einen Rat, wie dem Unheil vorgebeugt werden könne und sie beschlossen, von allen Wesen Baldern Sicherheit auszuwirken, daß keins den Gott verletze. Frigg, die Himmelskönigin und Gemahlin Odins, machte sich auf und forderte von allem Lebendigen und von allem Leblosen einen Eid, des geliebten Gottes schonen zu wollen.

So empfing sie Eide vom Feuer und vom Wasser, vom Eisen und von allen Erzen, von den Steinen und Erden, von den Bäumen, auch von den Krankheiten und Giften. Auch alle Tiere schwuren Balders Sicherheit, die vierfüßigen, die Vögel und die Würmer und was nur auf der Erde, im Wasser oder in der Luft lebte.

Freudestrahlenden Antlitzes kehrte Frigg zu den Göttern zurück und sprach: „Abgewendet ist nun das böse Verhängnis. Von allen Dingen in allen Landen habe ich heilige Eide empfangen, daß sie Baldern nicht schaden wollen.“

Fröhlichkeit kehrte da auch unter den Göttern zurück, nur Odin schaute gedankenvoll und trübe Ahnungen verdüsterten seinen Blick. Nicht so leicht wie die übrigen Götter mochte er sich trösten lassen.

Darum ging er aus der Versammlung der Götter hinaus, winkte sein schnelles achtfüßiges Roß Sleipnir herbei und ritt eilend von Asgard hinweg.

Nach Nebelheim wollte er zu der Wohnung der allwissenden, weissagenden Wala. Da mußte er an Helles Wohnung vorbei, wo ein blutbefleckter, den Rachen weit aufsperrender Hund dem Gotte bellend entgegensprang.

Aber nicht achtete Odin des Hundes. Um Helles Haus herum ritt er zu dem östlichen Eingange, wo in einem Hügel Walas Wohnung war.

Da warf der Gott die Stäbe, die voll Runen geritzt waren und sang das beschwörende Lied. Der Hügel hob sich und heraus stieg langsamen Schrittes, dem beschwörenden Zauber gehorsam, die Wala.

Aber ernst und nicht Gutes kündend klangen ihre Worte, als sie sprach: „Wehe, wer ist es, der mir, die ich lange gestorben, den Schlaf stört? Von Schnee beschneit, von Regen berieselt, von Tau betröpfelt lag ich lang tot."

Der Gott antwortete: „Wegtam heiße ich und zur Unterwelt komme ich, dich zu fragen, für wen jetzt in derselben die Sitze geschmückt sind."

Da sprach Wala: „Für Balder steht der Becher schon angerichtet und mit dem Schilde bedeckt. Er wird von den Göttern zur Unterwelt gehen. Das habe ich gesagt, weil du mich fragtest; nun laß mich schweigen."

Aber Odin fragte weiter: „Schweige nicht, Wala; noch will ich dich fragen, wer Balders Mörder sein wird?" Und Wala erwiderte: „Höder ist es, der blinde Gott, der Balder zur Unterwelt senden wird. Auch das noch sagte ich dir, weil du mich fragtest. Nun aber laß mich schweigen; reite heim und rühme dich, mich befragt zu haben. Denn kein Mann wird mich wieder wecken, bis das Ende der Dinge gekommen ist, bis Loki von seinen Fesseln gelöst wird und der vernichtende Weltbrand beginnt."

Mit so unheilvollem Bescheide, mit so wenig tröstlicher Antwort ritt Odin nach Asgard zurück. Er wollte aber den übrigen Göttern nichts von dem sagen, was er erfahren hatte, um sie nicht zu bekümmern, da das Unheil doch nicht abgewendet werden konnte.

Als er in Asgard ankam, fand er alle Götter sehr fröhlich. Sie scherzten unter einander und mit Balder trieben sie allerlei Kurzweil.

Die einen schossen nach ihm mit Speeren und Pfeilen, andere hieben nach ihm mit dem Schwerte und wieder andere warfen mit Steinen auf ihn. Aber nichts geschah davon Baldern zu Leide, denn Pfeil und Speer, Schwert und Stein hatten geschworen, Baldern nicht zu schaden.

Alle Götter freuten sich, als sie solches sahen. Nur einer war mißgünstig, als er Baldern stets unverletzt stehen sah, Loki, der schon des Unheils so viel unter den Göttern gestiftet hatte.

Er nahm die Gestalt eines alten Weibes an und ging zu der Himmelskönigin Frigg. Indem er sich stellte, als freue er sich der Eide, die diese allen Wesen abgenommen, fragte er, ob nicht etwa irgend ein Ding vergessen sein möchte, das den Eid, Balders zu schonen, nicht geschworen hätte.

Frigg antwortete: „Östlich von Walhalla wächst ein Mistelstrauch; der schien mir zu jung und zu ungefährlich, als daß ich

auch ihm den Eid hätte abnehmen sollen. Wie sollte er, Baldern zu schaden, im stande sein?"

Als das Loki gehört hatte, ging er hin zu dem Mistelstrauche, brach einen Zweig desselben und kehrte dann zu der Versammlung der Götter zurück.

Da sah er den Gott Höder abseits stehen, denn er war blind und nahm an der Lust der Götter keinen Teil. Zu ihm trat Loki und sprach: „Warum schießest du nicht auch nach Balder?"

Höder antwortete: „Ich kann nicht sehen, wo Balder steht, zudem habe ich auch keine Waffe." Da sprach aber Loki: „Thue doch auch, wie die andern Götter und scherze mit Balder. Ich will dich dahin weisen, wo Balder steht und hier nimm ein Reis, mit dem du nach ihm werfen sollst." Dabei gab er ihm den Zweig des Mistelstrauches.

Höder griff nach dem Reise und warf nach der Richtung, die ihm Loki wies. Da stürzte Balder, von dem Zweige getroffen, alsbald tot nieder.

Sprachlos standen die Götter, als sie dieses Unglück gewahrten. Ihrer aller Gedanken waren wider den gerichtet, der dieses Unglück verschuldet; aber sie durften es nicht an ihm rächen, denn der Ort, an dem sie waren, war eine heilige Freistätte.

Nur heiße Thränen vergossen die Götter und keiner hätte dem andern zu sagen vermocht, wie sehr ihn des guten Gottes Tod schmerze.

Endlich ergriff Frigg das Wort und sprach: „Der liebste unter allen Göttern sollte mir der sein, der zu Helles Wohnung reiten wollte, um da zu versuchen, ob er Baldern fände und Helle Lösegeld zu bieten, so viel sie verlangte, damit sie den Gott wieder heimkehren ließe gen Asgard."

Da erbot sich Hermod, Balders Bruders, die Fahrt zu unternehmen. Odin aber lieh seinem Sohne dazu sein windschnelles, achtfüßiges Roß Sleipnir, auf dem Hermod eilend davonritt.

Unterdessen nahmen die Götter Balders Leichnam und brachten ihn zum Ufer des Meeres, um ihn zu bestatten. Und zwar wollten sie ihn verbrennen auf Balders eigenem Schiffe; das hieß Ringhorn und war aller Schiffe größtes. Als sie aber das Schiff zum Strande hinabstoßen wollten, brachten sie es nicht von der Stelle.

Da wußten die Götter keine andere Hilfe, als nach Jötunheim zu senden und das Riesenweib Hyrrockin rufen zu lassen.

Hyrrockin erschien auf einem Wolfe reitend, der mit Schlangen gezäumt war und vier Berserker konnten den Wolf kaum erhalten, als das Weib abgestiegen war.

Diese trat alsbald an das Vorderteil des Schiffes und mit einem einzigen kräftigen Rucke stieß sie es so gewaltig vorwärts,

daß Feuer aus den Walzen fuhr, auf denen das Schiff stand und daß das Land unter der Wucht des Stoßes bebte.

Thor ward über das Ungestüm der Riesin zornig. Schon griff er nach seinem Hammer und er hätte dem Weibe das Haupt zerschmettert, wenn nicht alle Götter ihr Frieden bei dem Zürnenden erbeten hätten.

Nun ward Balders Leiche hinaus auf das Schiff getragen, um sie dort auf den Holzstoß zu legen und, nachdem dieser entzündet, das Schiff den Wellen zu überlassen.

Als das Nanna, des Gottes Gattin, sah, begann sie laut zu klagen und so sehr ergriff der Jammer ihr Herz, daß es zersprang und sie tot niederfiel. Da legte man auch ihren Leichnam mit auf den Scheiterhaufen.

Dann trat Thor heran und weihte den Scheiterhaufen mit seinem Hammer Miölnir, ehe er ihn entzündete.

Viele waren erschienen, dem Leichenbrande Balders beizuwohnen. Odin war da und mit ihm Frigg, seine Gemahlin, auch die Walküren und seine Raben hatten ihn begleitet. Ferner waren da der Gott Freyr mit dem goldborstigen Eber und Freya, die von Katzen auf ihrem Wagen gezogen wurde. Und außer den vielen Göttern und Göttinnen, die gekommen waren, waren auch viele Reifriesen und Bergriesen zu diesem Leichenbrande erschienen.

Odin legte auf den Scheiterhaufen jenen wunderbaren Ring, den man den Tröpfler nannte und der die wunderbare Eigenschaft besaß, daß in jeder neunten Nacht acht ebenso kostbare goldene Ringe von ihm abtropften.

Auch Balders Roß ward zum Scheiterhaufen gebracht und samt allem Geschirr mit dem Leichnam verbrannt.

Unterdessen war Hermod neun Tage und neun Nächte lang durch dunkle Thäler geritten, in denen er nichts sehen konnte. Endlich gelangte er zu dem Gellflusse, über welchen die Gellbrücke führte, die mit glänzendem Golde belegt war.

An derselben hielt eine Jungfrau Wache, Namens Modgund. Die fragte den nahenden Gott nach seinem Namen und seinem Geschlecht und sie fügte hinzu: „Gestern sind fünf Haufen toter Männer über die Brücke zu Helles Wohnung geritten, aber nicht donnerte unter ihrer Rosse Hufen die Brücke so, wie heute unter den Hufen deines einzigen Rosses. Du aber hast nicht die Farbe toter Männer, was willst du also auf dem Wege zu Helle, der Bewahrerin der Toten?“

Hermod antwortete ihr: „Ich reite zu Helle, um Balder, den lichten Gott, zu suchen. Hast du ihn vielleicht auf diesem Wege reiten gesehen?“

Die Jungfrau sprach, sie habe Balder wohl reiten gesehen, der Weg zu Helle aber gehe weiter nördlich hinab.

Hermod ritt in der bezeichneten Richtung weiter und kam an das Gitter, das Helles Wohnung umschloß. Da stieg er von dem Rosse, gürtete ihm den Sattel fester, stieg wieder auf und gab dem Rosse die Sporen so heftig, daß es in weitem Sprunge über das Gitter setzte, ohne auch nur die Spitzen desselben zu berühren.

Dann ritt er auf die Halle zu, stieg vom Rosse und trat in die Halle. Da sah er seinen Bruder Balder auf dem Ehrenplatze sitzen. Er trat vor Helle und bat sie, daß sie den Gott wieder mit ihm fort reiten lasse, denn großes Trauern und Klagen sei wegen seines Todes unter den Göttern.

Da sprach Helle: „Nun soll sich erproben, ob Balder von allen Wesen so geliebt wird, wie man sagt. Wenn alle Dinge in der Welt, lebendige und leblose, um Balder weinen, so soll er zu den Göttern zurückkehren; wenn aber auch nur ein Ding widerspricht und nicht weinen will, so soll er bei mir bleiben."

Hermod freute sich, daß er den Göttern eine Nachricht überbringen konnte, die wenigstens Hoffnung auf Balders Rückkehr ließ, und wollte sich wieder entfernen. Da geleitete ihn Balder aus der Halle und gab ihm den Ring Tröpfler, daß er ihn Odin zum Andenken übergebe, Nanna aber sandte Frigg ein Gewand.

Dann ritt Hermod nach Asgard zurück und berichtete dort, was er bei Helle ausgerichtet habe.

Alsbald sandten die Götter Boten nach allen Richtungen aus und ließen allen Wesen sagen, daß Balder aus Helles Wohnung wiederkehren werde, wenn alle Wesen um ihn weinten.

Alle Wesen entsprachen der Hoffnung der Götter und weinten um Balder, Menschen und Tiere, Bäume, Erde, Steine und alle Erze.

Schon meinten die Boten, ihre Sache wohl ausgerichtet zu haben und fuhren heim. Auf der Heimkehr aber fanden sie ein altes Riesenweib, Thök genannt, in einer Höhle sitzen.

Als sie auch diese aufforderten, um Balder zu weinen, damit er aus Helles Gewalt erlöst werde, antwortete sie: „Thränenlos bleiben Thöks Augen um Balders Tod. Weder im Leben noch im Tode kann er mir etwas nützen; behalte also Helle, was sie hat."

So mußte Balder, der gute Gott, bei Helle bleiben. Das Riesenweib aber war niemand anderes, als Loki, der den Göttern schon so viel Leid zugefügt hatte und nun nicht nur an Balders Tode schuld war, sondern, indem er eines Riesenweibes Gestalt annahm, auch Balders Befreiung aus Helles Gewalt hinderte.

# Lokis Nachkommenschaft.

Übel wie Loki selbst war auch seine Nachkommenschaft. Ein häßliches Riesenweib gebar ihm eine Tochter, die Helle genannt ward, eine Schlange, welche die Midgardschlange genannt ward und einen Wolf, welcher der Fenriswolf hieß.

Als die Götter erfuhren, daß so üble Geschwister in Jötunheim groß gezogen würden und aus Weissagungen erkannten, daß ihnen von diesen Unheil drohte, schickte Odin die Götter aus, alle drei zu ihm zu bringen.

Und da man sie brachte, stieß er Helle hinab gen Nebelheim, daß sie dort unter der Erde bleibe und denjenigen Wohnungen anweise, die nicht in ehrlichem Kampfe, sondern von Alter oder Krankheit sterben. Dort hatte sie eine große Wohnstätte, weit war auch das Gehege um dieselbe und mit mächtig hohen Gittern war es verwahrt. Helle selbst aber war mißfarbig und von furchtbarem, grimmigem Aussehen.

Die Midgardschlange warf Odin in das tiefe Meer, welches alle Länder umgab. Dort wuchs sie zu solcher Größe heran, daß sie mitten im Meere um alle Länder herumlag und sich selbst in den Schwanz biß.

Den Fenriswolf erzogen die Götter bei sich. Er war aber so wild und grimmig, daß unter allen Asen es endlich nur Tyr noch wagte, zu ihm zu gehen und ihm sein Futter zu bringen.

Als die Götter sahen, wie er jeden Tag größer wurde und als alle Weissagungen meldeten, daß der Fenriswolf zu der Götter Verderben bestimmt sei, da kamen sie zusammen, hielten einen Rat und faßten den Beschluß, eine sehr starke Fessel zu machen und den Wolf damit zu binden. Denn töten wollten sie den Wolf nicht. Sie hielten ihre Heiligtümer und Freistätten so sehr in Ehren, daß sie dieselben mit dem Blute des Wolfes nicht beflecken wollten.

Als die Kette fertig war, brachten sie dieselbe zu dem Wolfe, daß er seine Kräfte an ihr versuche.

Der Wolf meinte, die Fessel möchte nicht sehr stark sein und ließ sie sich ruhig anlegen. Als er sich aber dann nur ein wenig streckte, zerriß die Fessel und er war wieder frei.

Da erschraken die Götter. Sie machten aber eine noch stärkere Fessel und als sie fertig war, baten sie den Wolf, auch diese zu versuchen. Sie sprachen, er würde wegen seiner Stärke sehr berühmt werden, wenn ein so starkes Geschmeide ihn nicht halten könnte.

Der Wolf war wohl anfangs bedenklich, ob er es mit dieser stärkeren Kette wagen sollte; er verließ sich aber auf seine Kraft und ließ sich das Band anlegen.

Als die Asen nun meinten, den Wolf in ihrer Gewalt zu haben, schüttelte und reckte sich dieser. Da zersprang das Band, daß es in Stücken zur Erde fiel.

Die Götter erschraken diesmal noch mehr und verzweifelten daran, den Wolf jemals binden zu können, denn eine stärkere Fessel als die, die sie zuletzt geschmiedet hatten, konnten sie nicht herstellen.

Doch schickte Odin einen Boten zu den Zwergen nach Schwarzalfenheim und ließ sie bitten, ihm ein Band zu machen, daß auch der Stärkste nicht zerreißen könnte.

Die Zwerge waren gern dazu bereit und machten ein solches Band. Als es aber der Bote zu den Göttern brachte, staunten diese, denn das Band war fein und weich wie ein Seidenband und schien auch nicht fester zu sein, als ein solches.

Als jedoch die Götter ihre Kräfte an demselben erprobten, vermochte keiner, es zu zerreißen.

Da riefen sie den Wolf herbei und sprachen zu ihm: „Laß dich nun auch mit diesem Bande binden, zwar ist es fester, als es den Anschein hat, doch wirst du es gewiß leicht zerreißen.“

Dem Wolfe ward die Sache immer bedenklicher und er sprach: „Mir scheint es, als ob ich an diesem Bande wenig Ehre gewinnen könnte. Ist es nicht stärker, als es aussieht, so muß ich mich schämen, mich damit binden zu lassen. Ich fürchte jedoch, daß irgend eine List oder ein Betrug dahinter versteckt sei und darum will ich es nicht an meine Füße kommen lassen.“

Die Götter redeten ihm zu und erwiderten: „Wie solltest du ein so dünnes Band nicht zerreißen, nachdem du die stärksten Eisenfesseln zerbrochen hast? Wäre es aber so fest, daß du es nicht zerreißen könntest, so wäre damit erwiesen, daß wir uns vor dir nicht zu fürchten brauchen und wir würden dich dann wieder loslassen, ohne etwas Schlimmes von dir befürchten zu müssen.“

Da sprach der Wolf: „Ihr sollt mich nicht der Feigheit zeihen dürfen, ich will mir das Band anlegen lassen. Damit ich aber ein Pfand habe, daß ihr mich wieder loslaßt, wenn ich das

Band nicht zerreißen kann, so soll einer der Asen seine Hand in meinen Rachen legen."

Bei dieser Rede des Wolfes sahen die Asen einander an. Keiner wollte seine Hand solcher Gefahr aussetzen. Endlich erbot sich Tyr und legte seine Rechte in des Wolfes Rachen, während die übrigen Asen dem Wolfe das Band anlegten.

Nun reckte der Wolf sich wieder, aber das Band hielt fest. Er zog und zerrte an dem Bande, aber je mehr er sich anstrengte, desto fester wurde das Band und desto enger legte es sich an seine Glieder.

Da freuten sich alle Asen, außer Tyr, dem der Wolf in seinem Grimme die Hand abbiß.

Die Asen aber befestigten das Band an einem großen Felsen und den Felsen warfen sie tief in den Grund der Erde.

Der Wolf riß den Rachen furchtbar auf, schnappte nach den Göttern und wollte sie beißen. Die aber steckten ihm ein Schwert in den Gaumen, daß das Heft wider den Unterkiefer und die Spitze wider den Oberkiefer stand. So ward dem Wolfe das Maul gesperrt.

Der Wolf heulte entsetzlich und Geifer rann ihm von dem Rachen, aber die Götter ließen ihn liegen. Und so muß er nun liegen bis zum Weltuntergange. Dann aber wird er wieder frei werden zum Schaden der Götter und auch die Midgardschlange wird dann aus dem Meere heraufsteigen und Helle aus Nebelheim.

---

# Lokis Bestrafung.

Einst hatte Loki die Götter, denen er schon so viel Schaden gethan hatte, aufs neue erzürnt, indem er viele derselben aufs ärgste beschimpft hatte. Vor allem aber hatte man ihm noch nicht vergessen, daß er an Balders Tode schuld war und daran, daß er nicht aus Helles Gewalt erlöst werden konnte.

Da beschlossen die Götter, ihn zu fangen und zu bestrafen. Er aber merkte, daß man Pläne gegen ihn entworfen habe und wollte nicht warten, bis die Götter dieselben ausführten.

Darum lief er fort, verbarg sich auf einem Berge und baute sich dort ein Haus mit vier Thüren, daß er nach allen Seiten ausschauen und nach allen Richtungen entfliehen konnte.

Während des Tages verwandelte er sich zuweilen in Lachsgestalt, und barg sich unter einem Wasserfall, um vor den Nachstellungen der Götter sicherer zu sein.

Wenn er dann wieder in seinem Hause saß, dachte er oft darüber nach, was die Götter wohl ersinnen könnten, um sich seiner zu bemächtigen.

Einst überlegte er auch, wie man ihn wohl im Wasser fangen könnte. Da fiel ihm ein, wenn man Flachsgarn nähme und es zu Maschen zusammenflöchte, so könnte man damit einen Fisch wohl fangen.

Um das selbst zu erproben, nahm er Flachsgarn und flocht es zusammen, wie man seitdem Netze flicht.

Über der Arbeit hatte er nicht bemerkt, wie die Asen sich seinem Hause näherten, denn Odin hatte von seinem Sitze Lidskialf aus gesehen, wo Loki sich aufhielt.

Als die Asen in sein Haus traten, warf er das von ihm geflochtene Netz ins Feuer, sprang aus dem Hause und begab sich eilend zum Wasser, wo er wieder Lachsgestalt annahm.

Die Asen aber hatten wohl gesehen, daß er mit ängstlichen Blicken etwas ins Feuer geworfen hatte. Sie gingen hinzu und zogen ein Stück des Netzes, das noch nicht verbrannt war, wieder

hervor. Da sahen sie bald ein, daß ein solches Ding zum Fangen der Fische sich gut eignen müßte und sie machten nach dem hier geretteten Muster selbst ein Netz.

Als sie aber zu dem Flusse gingen, in dem Loki lebte und das Netz durch das Wasser zogen, wobei Thor das eine Ende desselben hielt, während die übrigen Asen am andern Ende anfaßten, schwamm Loki dem Netze voran und legte sich am Boden zwischen zwei Steine, so daß das Netz über ihn hinwegging.

Die Asen sahen, daß die neue Erfindung noch nicht vollkommen war und als sie daher zum andernmale das Netz durch das Wasser zogen, banden sie Steine an dasselbe, damit es auf dem Boden auftreffe und nichts unter dem Netze hindurchschlüpfen könne.

Diesmal schien es Loki gefährlicher. Doch hoffte er immer noch zu entrinnen. Er schwamm vor dem Netze her und als er nicht weiter konnte, schwang er sich mit einem kräftigen Sprunge über das Netz zurück.

Nun zogen die Asen das Netz wieder zurück und an jedem Ufer ging die Hälfte der Asen. Thor aber watete in der Mitte des Flusses hinter dem Netze her.

Wieder konnte sich Loki nicht mehr vor dem Netze retten und er wagte zum zweitenmale den Sprung. Da ergriff ihn Thor in der Mitte des Leibes. Der Lachs glitt jedoch dem Gotte in der Hand und erst am Schwanze vermochte ihn Thor mit kräftigem Drucke festzuhalten. Seitdem sind alle Lachse hinten spitz.

Nachdem Loki so gefangen war, brachten ihn die Götter in eine Höhle. Da nahmen sie drei gewaltige Felsstücke, stellten sie auf die schmale Kante und schlugen durch jedes ein Loch.

Dann banden sie Loki mit Wolfsdärmen, die er nicht zerreißen konnte, auf diese drei Steine. Einer stand ihm unter den Schultern der andere unter den Lenden, der dritte unter den Kniegelenken.

Auch befestigten die Götter über Lokis Haupte eine giftige Schlange, die ihr beizendes Gift ihm auf das Gesicht tröpfelte. Aber Lokis treues Weib Sigyn steht seitdem mit einer Schale neben dem Gepeinigten und fängt darin die Gifttropfen auf.

Wenn die Schale voll ist und Sigyn geht, das Gift auszugießen, fallen die Tropfen nieder auf Lokis Angesicht; dann sträubt er sich und rüttelt in grimmigem Schmerze so heftig an seinen Banden, daß die Erde erzittert. Das nennen die Menschen Erdbeben.

Loki aber muß gebunden liegen, bis am jüngsten Tage alle Feinde der Götter frei werden.

---

# Das Ende der Götter und aller Dinge.

Trotz der Vorkehrungen, die die Götter getroffen haben, um das ihnen drohende Unheil abzuwenden, trotz der Fesselung Lokis und seiner Nachkommenschaft wird der Weltuntergang doch eintreten und die Gefesselten werden ihre Fesseln brechen.

Ehe das geschieht, werden allerlei Vorzeichen eintreten. Ein Winter wird kommen, wie noch nie einer war. Da stöbert der Schnee, der Frost ist groß und die Winde sind scharf und die Sonne hat all ihre Kraft verloren.

Drei solche Winter werden nach einander kommen und kein Sommer dazwischen. Und vor diesen Wintern wird es drei Jahre geben, in denen die Welt von schweren Kriegen erfüllt ist. Brüder werden da gegen Brüder kämpfen, der Sohn wird des Vaters und der Vater des Sohnes zu dieser Zeit nicht schonen. Unerhörtes wird sich ereignen und keine Bande der Familie oder der Freundschaft werden dann mehr halten.

Beilzeit und Schwertzeit wird dann sein und die Schilde werden krachen unter den Schlägen Verwandter. Keiner wird des andern mehr schonen.

Wenn diese Zeit gekommen ist, werden die Sonne und der Mond vom Himmel verschwinden und die Sterne werden herunterfallen. Zwei Wölfe sind; einer jagt der Sonne, der andere dem Monde nach. Von dem Blute derer, die im Bruder- oder Verwandtenkampfe fallen, nähren sie sich.

Davon bekommen sie große Kraft und wenn jene Beil- und Schwertzeit hereinbricht, werden sie Sonne und Mond verschlingen, der Welt zu großem Unheil.

Da werden auch die Erde und alle Berge beben, daß die Bäume entwurzelt werden; die Berge werden zusammenstürzen und alle Ketten und Bande werden brechen und reißen.

Da wird auch der Fenriswolf seine Fesseln zersprengen und das Meer überflutet das Land, die Midgardschlange steigt aus dem Meere empor und kommt ans Land.

Auch das Schiff Naglfar wird flott. So heißt das Schiff, welches aus den Nägeln der Toten gemacht wird und auf welchem am Ende der Dinge der Riese Hrymir heranrudern wird. Darum ist es gut, daß man, wenn ein Mensch stirbt, ihm die Nägel beschneidet, denn wenn man ihm die Nägel unbeschnitten läßt, so beschleunigt man den Bau des Schiffes Naglfar, den doch Götter und Menschen verzögert wünschen.

Der Fenriswolf fährt mit klaffendem Rachen einher, sein Oberkiefer berührt den Himmel, der Unterkiefer die Erde. Und wäre Raum dazu, so würde er den Rachen noch weiter aufsperren. Aus den Augen glüht ihm loderndes Feuer.

Die Midgardschlange speit Gift aus, daß Luft und Meer entzündet werden und schrecklich ist sie anzusehen, wenn sie sich neben dem Wolfe zum Kampfe heranwälzt.

Von dem Getöse des Kampfes wird der Himmel bersten. Dann kommen die Bewohner Muspels herangeritten. Surtur reitet ihnen vorauf und vor ihm und hinter ihm ist glühendes Feuer. Sein Schwert ist wunderbar scharf und heller erglänzt es als die Sonne.

Über die Brücke Bifröst reiten Muspels Söhne und sie zerbricht unter ihren Hufen. Dann reiten sie nach der Ebene, die Wigrid genannt wird.

Dorthin kommen auch der Fenriswolf und die Midgardschlange, Loki und Hrymir werden da sein und mit ihnen alle Riesen. Auch Helles ganzem Gefolge bietet die Ebene Raum, denn sie ist hundert Rasten breit nach allen Seiten.

Wenn dies alles geschieht, dann ist die Zeit, daß Heimdall in sein Gellhorn stößt, daß es durch alle Welten schallt. Die Götter kommen und halten Rat.

Odin geht zu Mimirs Brunnen, sich Rat zu holen, die Götter aber wappnen sich, wenn sie merken, daß auch die Esche Yggdrasil erbebt. Und alle Einherier eilen zum Kampfe herbei.

Wenn die Götter und Einherier zur Walstatt reiten, reitet Odin ihnen vorauf, angethan mit dem Harnisch und dem Goldhelm und den Speer Gungnir in der Hand. So eilt er dem Fenriswolf entgegen.

An seiner Seite schreitet Thor, der die Midgardschlange bekämpfen will.

Freyr streitet wider Surtur. Da giebt es einen harten Kampf. Aber Freyr muß endlich unterliegen. Er würde siegen, wenn er sein gutes Schwert noch hätte, das, wenn es einmal aus der Scheide gezogen war, allein kämpfte, aber er hat es hingegeben, als er seine Gemahlin Gerda gewinnen wollte.

Thor gelingt es nach hartem Kampfe, die Midgardschlange mit seinem Hammer zu töten; aber kaum ist er neun Schritte

davongegangen, so fällt er tot zur Erde nieder. Das Gift, daß die Schlange auf ihn gespritzt hat, hat ihn getötet.

Auch Odin unterliegt in dem Kampfe mit dem Fenriswolfe und wird von diesem verschlungen.

Alsbald aber kehrt sich der Ase Widar gegen den Wolf und setzt ihm den Fuß in den Unterkiefer. An diesem Fuße hat der Ase den Schuh, zu welchem alle Zeiten hindurch die Lederstreifen gesammelt werden, welche die Menschen von ihren Schuhen schneiden, wo die Fersen und Zehen sitzen. Darum ist zu raten, daß jeder diese Streifen wegwerfe und so den Asen für den letzten Kampf, den sie zu bestehen haben, Hilfe leiste.

Mit der Hand greift Widar nach dem Oberkiefer des Wolfes und reißt ihm den Rachen entzwei. Das wird des Wolfes Tod. So rächt Widar Odins, seines Vaters, Tod.

Heimdall kämpft gegen den seiner Fesseln losgewordenen Loki und in diesem Kampfe erschlägt einer den andern.

Wenn alle diese Kämpfe beendet sind und die bösen Mächte triumphierend auf der Walstatt stehen, schleudert Surtur lohendes Feuer über die ganze Welt. Alles steht in Flammen und alles kommt in den Flammen um, auch die Weltesche Yggdrasil stürzt prasselnd in den Flammen zusammen.

Den Menschen wird dann vergolten nach ihren Thaten. Die Guten und Frommen kommen zu dem Saale Gimil, der am südlichen Ende des Himmels steht und der der schönste unter allen Sälen ist und glänzender als die Sonne.

Die Eidbrüchigen aber und die Meuchelmörder kommen zu einem Saale, der am nördlichen Ende des Himmels steht. Das ist ein großer und schrecklicher Saal. Seine Wände und die Decke desselben sind mit Schlangen besetzt, die alle die Köpfe nach innen kehren. Aus ihren Rachen fallen Gifttropfen auf die Meineidigen und auf die Meuchelmörder und so viel Gift fließt durch den Saal, daß die Verdammten wie in einem Strome darin waten müssen.

Am schlimmsten ergeht es denen, die um ihrer bösen Thaten willen hinab verbannt werden zu dem Drachen Nidhöggr, der beständig an ihren Leibern nagt.

Nach dem allgemeinen Weltbrande sieht man die Erde, die zuletzt in das Weltmeer hinabgesunken war, wieder aus dem Wasser heraufsteigen. Grün und schön ist sie wieder anzusehen und Korn wächst darauf ungesäet.

Auch einige Götter sind weder durch die lohenden Flammen, noch durch die wallenden Fluten umgekommen. Widar und Wali leben noch; sie wohnen auf dem Gefilde, da zuvor Asgard, die Götterburg, stand.

Dann kehren auch Balder und Höder aus Helles Behausung

zurück. Thors Hammer Miölnir wird wieder gefunden und auch die goldenen, mit Runen beritzten Tafeln, die vormals den Göttern gehörten, finden sich wieder.

Die Götter sitzen beisammen und sprechen von den Dingen, die sich ereignet haben, von dem Fenriswolf und von der Midgardschlange.

An einem Orte, Hoddmimirs Holz genannt, haben sich während des Weltbrandes zwei Menschen verborgen. Die kommen nun hervor und von ihnen stammt ein neues Menschengeschlecht ab, das in Frieden und Unschuld seine Tage verlebt.

Auch eine neue Sonne fehlt der neuen Welt nicht. Sie glänzt wie die vorige und wandelt dieselbe Bahn. Ihre Strahlen bescheinen keine Übelthat mehr, denn alles Böse ist aus der Welt verschwunden und Friede und Freude herrscht überall.

---

# Wieland der Schmied.

I. Es lebte einst ein Riese, Wate mit Namen, der hatte einen Sohn, Wieland geheißen. Als dieser neun Jahre alt war, wollte ihn sein Vater zu einem Meister in die Lehre geben, daß er eine Kunst erlerne. Nun hatte der Riese von einem Schmied gehört, der hieß Mimir und war der geschickteste unter allen Schmieden. Zu ihm brachte Wate seinen Sohn.

Zu derselben Zeit war aber auch der junge Sigurd bei Mimir. Der that seinen Mitgesellen viel Übles, schlug und raufte sie. Als das Wate hörte und auch erfuhr, daß es seinem Sohne nicht besser ergehe, als den übrigen Gesellen, holte er seinen Sohn wieder heim. Dieser war aber doch schon drei Jahre bei Mimir gewesen und hatte von der Kunst des Schmiedens schon viel erlernt.

Nachdem Wieland wieder ein Jahr in seines Vaters Hause gelebt hatte, hörte Wate von zwei Zwergen erzählen, die in einem Berge wohnten und besser zu schmieden verstanden, als alle Zwerge und Menschen. Trefflich verstanden sie, allerhand Waffen zu verfertigen: Schwerter, Panzer und Helme, und aus Gold und Silber konnten sie die herrlichsten Kleinode schmieden.

Da nahm der Riese seinen Sohn, um ihn zu diesen Zwergen in die Lehre zu bringen. Auf ihrem Wege kamen sie zu einer Meerenge; weil aber kein Schiff vorhanden war, auf welchem der Riese und sein Sohn hätten hinüber fahren können, nahm Wate seinen Sohn auf die Schultern und watete durch den Sund, der neun Ellen tief war.

Bei den Zwergen fanden sie freundliche Aufnahme. Wate bat die Zwerge, seinen Sohn zwölf Monate lang in die Lehre zu nehmen und versprach ihnen dafür Gold, so viel sie fordern würden. Die Zwerge waren bereit, den jungen Wieland in ihrer Kunst zu unterweisen und forderten dafür eine Mark Goldes, die ihnen Wate sofort einhändigte. Darauf ward festgesetzt, daß Wate nach zwölf Monaten seinen Sohn wieder abholen sollte.

Wieland blieb bei den Zwergen und erwies sich so gelehrig,

daß er bald alles schmieden konnte, was sie ihm vormachten; die Zwerge aber hatten ihn so gern, daß sie ihn nicht von sich ziehen lassen wollten, als sein Vater kam, ihn zu holen. Sie baten den Riesen, den jungen Wieland noch zwölf Monate bei ihnen zu lassen, dafür wollten sie ihn noch manches lehren, was er bis jetzt noch nicht verstand. Wate war es zufrieden.

Bald aber bereuten die Zwerge, daß sie versprochen hatten, Wieland noch mehr von ihrer Kunst beizubringen; hätten sie doch selbst dann keinen Vorzug mehr vor ihm gehabt. Darum sprachen sie zu Wate: „Wenn du aber an dem festgesetzten Tage nicht kommst, deinen Sohn zu holen, so sollen wir das Recht haben, ihm sein Haupt abzuschlagen."

Wate willigte auch in diesen Vertrag. Ehe er aber wieder abreiste, rief er seinen Sohn aus dem Berge zu sich und sprach zu ihm, als er mit ihm allein war: „Wenn ich — was wir nicht fürchten wollen — zu dem verabredeten Tage nicht erschiene und die Zwerge dir das Leben nehmen wollen, so wehre dich mit diesem Schwerte." Mit diesen Worten reichte er ihm ein herrliches Schwert, welches die beiden dann unter einem Strauche verbargen.

Nach Wates Abreise lernte Wieland noch manches von den Zwergen und bald verstand er die Kunst des Schmiedens ebenso gut, wie seine Lehrmeister. Diese aber waren ihm darum abhold und wünschten, daß ihnen ihres Schülers Haupt verfallen möchte.

Als die zwölf Monate bald zu Ende gingen, machte sich Wielands Vater auf die Reise, denn der Weg war weit und er wollte lieber zu früh, als zu spät ankommen. Als er aber vor den Berg kam, fand er denselben verschlossen und konnte nicht hinein.

Da legte er sich vor dem Berge nieder, um von der weiten Reise auszuruhen. Bald schlief er fest ein und schnarchte dabei so gewaltig, daß sich ein Stück von dem Berge löste. Das fiel auf den Riesen herab und begrub ihn.

Als nun der festgesetzte Tag herankam, schlossen die Zwerge den Berg auf, um zu sehen, ob der Riese Wate nach seinem Sohne Wieland gekommen wäre. Auch Wieland schaute sich um und bemerkte bald, daß ein Stück des Berges seinen Vater erschlagen hatte. Da suchte er nach dem Strauche, wo er und sein Vater vor Jahresfrist das Schwert versteckt hatten. Aber auch der Strauch war von dem Bergsturze verschüttet worden und nur der Knauf des Schwertes ragte noch ein wenig aus der Erde hervor. Da ergriff er den Knauf und zog das Schwert heraus.

Der Tag war vergangen und die Zwerge erinnerten nun Wieland daran, daß ihnen sein Haupt verfallen sei. Der aber schlug statt aller Antwort einem der Zwerge das Haupt ab und that dann auch dem zweiten also. Hierauf ging er in den Berg, nahm

alle Werkzeuge der Zwerge und das Gold und die teuern Kleinode, welche die Zwerge besessen hatten und wanderte damit nordwärts.

Als er auf dieser Reise zu einem Strome kam, über den er nicht kommen konnte, fällte er einen großen Baum und höhlte ihn aus. Dann barg er in denselben seine Werkzeuge und Kleinode und reichlich Speise und Trank und endlich begab er sich selbst in denselben. Darauf verschloß er die letzte Öffnung mit Glas; das war so eingerichtet, daß er es hinwegnehmen konnte, sobald er wollte und wenn das Glas davor war, so drang kein Wasser in den Baum.

Nun bewegte sich Wieland in dem Stamme, daß dieser vom Ufer in den Strom hinabrollte und mit dem Strome trieb der Stamm hinaus in die offene See. Dort trieb der Stamm achtzehn Tage und Nächte umher, bis er endlich in die Nähe von Jütland kam.

II. Über Jütland herrschte damals der König Nidung. Da geschah es eines Tages, daß des Königs Leute mit einem Netz auf die See ruderten, um Fische für des Königs Tisch zu fangen. Sie warfen das Netz aus und zogen es ans Land; das Netz aber war so schwer, daß sie es kaum erziehen konnten. Am Lande sahen sie, daß ein großer Stamm in demselben hing und als sie den Stamm genauer besehen und ihn kunstreich behauen gefunden hatten, dachten sie, daß es ein Schatzbehälter sein möchte und riefen den König herbei.

Auch der König wunderte sich über den Stamm und befahl ihnen, das Innere desselben zu untersuchen. Als sie aber mit Äxten in den Baum hieben, rief Wieland ihnen zu und bat sie, innezuhalten, denn ein Mensch sei in den Stamme. Da erschraken die Leute und liefen davon. Wieland aber öffnete den Baum selber, trat vor den König und bat diesen um Frieden des Lebens und des Gutes. Der gewährte ihm den erbetenen Frieden und nahm ihn in seinen Dienst.

Darauf nahm Wieland seine Werkzeuge und Kleinode aus dem Stamme und vergrub sie am Strande in die Erde. Ein Diener des Königs aber kam hinzu und sah das mit an.

Im Dienste des Königs mußte Wieland drei Messer verwahren, die täglich auf des Königs Tische lagen, wenn er speiste. Eines Tages war Wieland zum Strande gegangen, die Messer zu waschen. Da fiel ihm eins in das Meer an einer Stelle, die so tief war, daß er keine Hoffnung hatte, es wiederzufinden.

Traurig ging er nach Hause, denn er fürchtete des Königs Zorn und zu sich selber sprach er: „Nun war ich bei einem guten Könige aufgenommen und er übertrug mir geringen Dienst, um mich zu erproben. Vielleicht wäre ich bald zu höheren Diensten

emporgestiegen; diese Hoffnung ist nun vergebens, da ich mich nicht einmal in dem geringen bewährt habe."

Es fiel ihm aber ein, daß er den Schaden vielleicht wieder gut machen könnte, ehe der König ihn bemerkte. Darum ging er in das Haus des königlichen Schmiedes Amilias. Den fand er nicht zu Hause und deshalb trat er selbst zum Ambos und schmiedete ein Messer, das dem verlorenen ganz ähnlich war. Dann schmiedete er auch einen dreikantigen Nagel mit drei Köpfen und ließ den auf dem Ambos liegen.

Als der König an diesem Tage zu Tische ging, diente ihm Wieland wie zuvor. Da nahm der König das Messer, das vor ihm lag, und zerschnitt damit das Brot. Aber das Messer zerschnitt zugleich den Tisch. Darüber wunderte sich der König und er merkte wohl, daß es ein andres Messer war. Auf des Königs Frage aber, woher das Messer gekommen sei, gestand Wieland, daß er es selbst geschmiedet habe.

Da sprach der König: „Ich dachte wohl, daß mein Schmied Amilias dieses Messer nicht geschmiedet habe, denn ich habe noch nie etwas so Vortreffliches aus seiner Hand hervorgehen sehen."

Ob solcher Rede ward Amilias, der auch mit an dem Tische saß, neidisch und sprach: „Lasset uns erst unsere Geschicklichkeit erproben, ehe ich ungeschickter heißen soll, als dieser Diener." Darauf machten Amilias und Wieland eine Wette mit einander. Jeder wollte etwas schmieden; wessen Stück aber besser befunden würde, dem sollte des andern Haupt verfallen sein.

Für den Schmied Amilias boten sich zwei Edelleute als Bürgen an, Wieland aber klagte: „Ich weiß nicht, wer für mich bürgen soll, da ich in diesem Lande unbekannt bin und niemand weiß, was ich zu leisten vermag." Da erbot sich der König selbst, sein Bürge zu sein.

Nun ward festgesetzt, daß Amilias einen Helm und einen Panzer schmiede, Wieland aber ein Schwert. Wäre das Schwert nicht so scharf, daß es Helm und Panzer zerschnitte, so sollte Wieland darum sein Leben von des Amilias Hand verlieren.

Noch an demselben Tage ging Amilias mit allen seinen Gesellen zur Schmiede und begann seine Arbeit, Wieland aber diente dem Könige wie zuvor und es schien, als ob er von der eingegangenen Wette gar nichts mehr wüßte. So ging ein halbes Jahr dahin.

Da fragte der König eines Tages seinen Diener, wie er sein Wort zu lösen gedenke und ob er nicht auch bald zu schmieden beginne. Wieland sprach: „Herr, möchtet ihr mir ein Schmiedehaus bauen lassen, darin ich schmieden könnte?" Alsbald gab der König Befehl und in kurzer Zeit war das Haus fertig.

Darauf ging Wieland zum Strande, sein Werkzeug zu holen, das er dort vergraben hatte. Aber er fand nichts mehr, es mußte jemand vorher dagewesen sein und es genommen haben. Da ging Wieland zu dem Könige und klagte ihm sein Leid, erzählte ihm auch, wie einer von des Königs Leuten zugesehen habe, als er sein Eigentum vergrub; nur wisse er dessen Namen nicht zu nennen. Da fragte der König, ob er den Mann wohl wiedererkennen werde und als Wieland das bejahte, berief der König eine Volksversammlung, zu der alle Männer seines Reiches erscheinen mußten.

Wieland ging suchend unter den Männern umher, aber er fand den nicht, der ihm früher beim Vergraben seines Eigentumes zugesehen hatte. Da ward der König zornig und sprach: „Deinetwegen habe ich alle Männer hier zusammenkommen lassen und nun findest du den richtigen doch nicht. Du bist ein Thor und ich fürchte, daß ich um meiner Bürgschaft willen noch Schande erlebe.“ Dann entließ er die Männer.

Wieland aber ging hin und verfertigte ein Mannsbild; das war anzuschauen, als ob es lebte. Und er stellte es eines Abends in eine Ecke der Königshalle, wo der König vorbei gehen mußte, wenn er zu seiner Kammer ging. Als der König schlafen gehen wollte, leuchtete ihm Wieland mit der Kerze voran. Da erblickte der König das Bild und sprach: „Willkommen, lieber Freund Regin! Warum stehst du hier und bringst mir nicht Antwort auf die Botschaft, die ich dir auftrug?“

Als das Wieland hörte, sprach er: „Dieser Mann wird dir nicht antworten, denn es ist nur ein Erzbild, das ich nach der Erinnerung gemacht habe. Nun aber weiß ich den Namen dessen, der mir beim Vergraben meines Eigentumes zusah.“ Der König wunderte sich sehr über Wielands Klugheit und Kunstfertigkeit und sprach: „Wenn es dieser war, so konntest du ihn freilich nicht unter den Männern entdecken, die ich zur Volksversammlung lud, denn ich sandte ihn schon vor längerer Zeit nach Schweden. Aber sei nur getrost; ich hoffe, daß du nun bald dein Werkzeug wieder erlangen sollst.“

Als Regin bald darnach heim kam, mußte er Wielands Werkzeug wieder herausgeben; Wieland aber ging trotzdem noch nicht zur Schmiede und schon waren zehn Monate des Jahres verflossen, nach dessen Ablauf Amilias und Wielands Werke geprüft werden sollten.

Wieder mahnte da der König Wieland an die Arbeit und dieser ging nun zur Schmiede und schmiedete in sieben Tagen ein Schwert. Um es zu erproben, ging er an einen Fluß, der König aber ging auch mit. Da nahm Wieland eine Wollflocke, die einen

Fuß dick war, und warf sie in den Fluß; dann hielt er ihr, als sie herabschwamm, die Schneide seines Schwertes entgegen und das Schwert zerschnitt die Flocke.

Der König war sehr erfreut, als er das sah, und bat Wieland, ihm das Schwert zu überlassen. Wieland aber sprach: „Das Schwert muß noch besser werden.“ Er ging wieder zur Schmiede, zerfeilte das Schwert in lauter feine Späne und machte daraus ein neues Schwert.

Als er mit diesem wieder eine Probe am Flusse machte, zerschnitt es eine zwei Fuß dicke Wollflocke. Der König war darüber ganz entzückt und meinte, ein besseres Kleinod als dieses Schwert könne man nimmer gewinnen; Wieland aber entgegnete: „Das Schwert ist gut; allein es muß noch besser werden.“ Er ging zur Schmiede, zerfeilte das Schwert wiederum und schmiedete es dann zum drittenmale.

Als er es nun erprobte, schnitt es eine drei Fuß dicke Wollflocke entzwei, die ihm auf dem Flusse entgegenschwamm. Da sprach der König: „Wenn man auch durch die ganze Welt suchte, würde man doch an keinem Orte ein Schwert finden, das so gut wäre, wie dieses. Dieses Schwert will ich jedesmal führen, wenn ich gegen meine Feinde in den Kampf ziehe.“ Wieland aber erwiderte: „Ich will nur noch eine Scheide und ein Gehänge dazu machen, dann will ich euch das Schwert geben.“

Das sagte er aber mit List, denn in seiner Schmiede verfertigte er alsbald ein anderes Schwert, das dem vorigen so ähnlich war, daß man sie nicht unterscheiden konnte.

Als der festgesetzte Tag herankam, an welchem die Werke der beiden Schmiede erprobt werden sollten, legte Amilias am frühen Morgen seinen Panzer an und setzte sich den Helm, den er mit vieler Kunst geschmiedet hatte, aufs Haupt. Da sprachen alle Männer, die ihn sahen, daß sie nie eine bessere Rüstung gesehen hätten, als die des Amilias. Amilias aber war vergnügt und rühmte sich selbst und seine Rüstung sehr.

Da kam auch Wieland herbei und brachte sein gutes Schwert mit sich. Er setzte des Schwertes Schneide auf des Amilias Helm und drückte ein wenig, da schnitt es schon durch den Helm. Wieland fragte, ob Amilias etwas merke, dieser aber sprach: „Haue zu mit aller Kraft und denke daran, was dir geschieht, wenn es nicht glückt.“ Da drückte Wieland mehr und zog an dem Schwerte, daß es mitten durch Helm, Panzer und Leib hindurchschnitt. In zwei Stücken fiel Amilias zur Erde nieder.

Darüber wunderten sich alle, die es gesehen hatten. Der König aber erinnerte nun Wieland daran, daß er ihm das Schwert versprochen habe. Listig erwiderte der kunstreiche Schmied: „Ich

will erst zur Schmiede gehen und die Scheide dazu holen.“ In der Schmiede ergriff er das nachgemachte Schwert, daß er schon längst für den König bestimmt hatte, sein gutes aber, das er seinem ersten Meister zu Ehren Mimung nannte, verbarg er unter die Blasebälge und sprach: „Da liege nun, Mimung; wer weiß, ob nicht einmal eine Zeit kommt, da ich deiner bedarf.“

Der König freute sich seines Schwertes, denn er war der Meinung, er besitze das, welches des Amilias Panzer durchschnitten hatte und Wieland stand von nun an bei dem Könige in hohen Ehren. Er ward sein Schmied an Amilias Stelle und schmiedete nun dem Könige allerlei Kleinode aus Gold und Silber, so schön, wie man sie in Jütland noch nicht gesehen hatte.

III. Als König Nidung eines Tages bei Tische saß, kamen Männer vor ihn und sagten, daß ein großes Heer in sein Land gefallen sei und großen Schaden gethan habe. Da sammelte der König all sein Kriegsvolk um sich und zog den Feinden entgegen, die er am fünften Tage erreichte.

Am Abend aber, als er sein Zelt hatte aufschlagen lassen, fiel ihm ein, daß sein Siegstein daheim liegen geblieben war. Das war ein unter geheimnisvollen Sprüchen geschmolzenes Stück Erz, welches seinem Träger in der Schlacht den Sieg verlieh. Der König war sehr traurig und versprach demjenigen, der ihm den Stein bis zum nächsten Morgen zur Stelle schaffte, die Hälfte seines Reiches und die Hand seiner Tochter.

Wohl hatte da mancher Mann Lust zu der Fahrt, aber keiner getraute sich, die Fahrt in so kurzer Frist zu vollenden. Endlich erbot sich Wieland, mit seinem guten Rosse Scheming die Reise zu versuchen. Das Roß war so schnell wie ein fliegender Vogel und mit ihm legte Wieland den Weg so schnell zurück, daß er um Mitternacht vor der Burg des Königs anlangte, wo er den Siegstein an sich nahm. Den Rückweg vollendete er eben so schnell und ehe die Sonne im Osten erschien, langte er wieder bei dem Heere des Königs an.

Vor dem Lager begegneten ihm sieben Helden, die ritten aus den Zelten, um ihre Rosse zu tränken und unter ihnen war des Königs Truchseß. Als der Wieland kommen sah, ritt er an ihn heran und fragte ihn, ob er den Siegstein mit sich bringe. Wieland bejahte es. Da sprach der Truchseß: „Gieb mir den Siegstein, ich will ihn dem Könige bringen. Dir aber will ich dafür Gold und Silber geben, so viel du verlangst.“

Wieland erwiderte jedoch: „Du hättest eben so wohl wie ich die Reise unternehmen können. Jetzt aber den Stein, auf dessen Herbeischaffung ein so großer Preis gesetzt ist, von mir zu ver-

langen, das dünkt mich wenig ehrenvoll." Da rief der Truchseß: „O du Thor, daß du glaubst, der König werde dir seine Tochter zur Gemahlin geben, da du nur ein armseliger Schmied bist. Willst du mein Gold nicht haben, so sollst du haben, was dir weniger gefallen wird. Auf, ihr Mannen, zieht eure Schwerter. Er soll mit dem Siegsteine zugleich das Leben verlieren."

Wieland aber fürchtete sich nicht; er zog seinen guten Mimung aus der Scheide und schlug damit den Truchseß auf den Helm, daß das Schwert das Haupt und den Oberkörper durchschnitt. Als das die andern sechs sahen, flohen sie eilig von dannen.

Nun ging Wieland in das Zelt des Königs, der sehr froh ward, als er den Siegstein in Wielands Händen erblickte. Wieland erzählte, wie es ihm auf seiner Fahrt ergangen war und verschwieg auch nicht, daß er vor dem Lager den Truchseß erschlagen habe. Als der König das hörte, ward er zornig und sprach: „Meinen besten und liebsten Dienstmann hast du mir erschlagen, darum kann ich dir nie mehr hold sein. Hebe dich weg von mir und komme mir nicht wieder unter die Augen. Willst du dich aber länger verweilen, so lasse ich dich an einen Baum knüpfen, wie einen Dieb."

Da ging Wieland fort. Zu sich selber aber sprach er: „Solche Anklage erhebt der König gegen mich nur, weil er mir sein Wort nicht halten mag."

Noch an demselben Tage fand die Schlacht statt. König Nidung siegte und kehrte dann mit großen Ehren heim. Wohin aber Wieland gekommen war, das wußte niemand zu sagen.

Wieland sann auf Rache und um dieselbe besser ins Werk setzen zu können, beschloß er, sich unkenntlich zu machen und an den Hof des Königs zurückzukehren. Als er dahin kam, ward er in dem Kochhause aufgenommen und er bereitete nun die Speisen für des Königs Tisch mit zu. Es dauerte aber nicht lange, so ward er doch erkannt und vor den König geführt.

Dieser sprach zu ihm: „Um deiner Geschicklichkeit willen sollst du dein Leben nicht verlieren, aber Strafe mußt du empfangen." Darauf ließ er ihm die Sehnen an den Fußgelenken und an den Kniekehlen durchschneiden und so lange Wieland seitdem lebte, waren ihm beide Füße zum Gehen unnütz.

Eine Zeit lang lag er in der Königsburg, übel gehalten. Dann bat er, daß man ihn in seine Schmiede bringen möge; dort wolle er für den König arbeiten, was dieser nur wünsche. Der König war damit zufrieden und als ihm Wieland nun fleißig allerhand köstliche und wunderbare Kleinode verfertigte, glaubte er sehr klug gehandelt zu haben.

Eines Tages kamen des Königs beide Knaben zu Wieland und baten ihn, ihnen Pfeile zu verfertigen, Wieland aber sprach: „Der König hat heute zu mir gesendet und mir einen Auftrag gegeben; darum kann ich jetzt nicht nach eurem Willen thun. Wollt ihr aber, daß ich später euch eure Bitte erfülle, so kommt nicht anders zu mir, als daß ihr rückwärts geht und zu keiner andern Zeit, als wenn frischer Schnee gefallen ist.“

Den beiden Knaben dünkte es sehr leicht, nach Wielands Willen zu thun und sobald es einmal geschneit hatte, gingen sie rückwärts zur Schmiede. Als sie eingetreten waren, schloß Wieland die Thüre, erschlug die beiden Knaben und warf ihre Leiber unter die Schmiedebälge in eine tiefe Grube.

Als die Königssöhne an diesem Tage nicht wieder nach Hause kamen, suchte man sie aller Orten, der König meinte, sie möchten in den Wald zur Jagd gegangen sein oder auch an den Strand zum Fischefangen. Sie wurden aber nirgends gefunden.

Auch bei Wieland fragte man an, ob er nichts über der Knaben Verbleiben wisse. Wieland sprach: „Sie waren bei mir, sich Pfeile zu holen und hatten ihre Bogen mit, so werden sie wohl zur Jagd ausgezogen sein.“ Die Fußspuren, die man vor Wielands Schmiede bemerkte, schienen Wielands Rede zu bestätigen, denn sie führten von der Schmiede hinweg.

So hatte niemand Verdacht auf Wieland und als man Tage und Wochen lang vergeblich nach den Kindern gesucht hatte, blieb dem Könige nur noch die Vermutung, daß sie im Walde von wilden Tieren möchten zerrissen sein, oder daß die See sie verschlungen habe.

Als niemand mehr nach den Knaben suchte, nahm Wieland die Leiber wieder aus der Grube heraus, denn noch war seine Rache nicht gestillt. Er schabte das Fleisch von den Knochen, nahm dann die Schädel, schweifte sie mit Gold und Silber aus und machte daraus zwei große Trinkbecher für des Königs Tisch.

Aus anderen Knochen der Knaben aber bereitete er Messergriffe, Pfeifen, Schlüssel und Kerzenhalter, alles mit Gold und Silber reichlich verziert und schön anzusehen. Der König freute sich der schönen Arbeiten seines Schmiedes, die auf den Tisch gesetzt werden mußten, wenn an viele vornehme Männer sein Gastgebot ergangen war. Er konnte aber nicht ahnen, wie nahe ihn die Knochen angingen, die zu all diesen Geräten verarbeitet waren.

So hatte Wieland sich gerächt und er sann nur noch darauf, wie er aus der Gewalt des Königs kommen könnte.

IV. Zu der Zeit kam an des Königs Hof Eigel, Wielands

jüngerer Bruder, an den Wieland Botschaft gesendet hatte. Eigel aber war ein vortrefflicher Bogenschütze und niemand konnte mit ihm darin wetteifern. Darum nahm ihn der König gern in seinen Dienst.

Einst ließ der König dem kleinen, drei Jahre alten Sohne Eigels einen Apfel auf den Kopf legen und gebot Eigel, den Apfel mit seinem Pfeile herunterzuschießen. Eigel weigerte sich sehr, weil es ihm aber der König nicht erlassen wollte, so nahm er endlich drei Pfeile aus seinem Köcher, strich das Gefieder des einen, legte ihn auf die Sehne und schoß mitten durch den Apfel hindurch.

Alles war erstaunt über diesen herrlichen Schuß und auch der König bewunderte ihn. Er fragte aber Eigel auch, warum er drei Pfeile aus dem Köcher genommen habe. Eigel antwortete: „Herr, ich will euch nicht belügen. Wenn ich mit dem einen meinen Knaben getroffen hätte, so wären diese zwei für euch gewesen.“ Der König wunderte sich über solche kühne Rede, strafte den Schützen aber nicht darum.

Um sich aus des Königs Gewalt zu befreien, ersann Wieland einen Plan, bei dessen Ausführung ihm sein Bruder Eigel helfen sollte. Er berief daher diesen zu sich und bat ihn, ihm allerhand Federn zu bringen, große und kleine, aus denen er sich Flügel machen wollte.

Da zog Eigel in den Wald und jagte allerhand Vögel und brachte die Federn seinem Bruder, der sich daraus kunstreiche Flügel bereitete.

Als sie fertig waren, bat Wieland seinen Bruder, die Flügel zu versuchen, ob sie auch zum Fliegen taugten. Da fragte Eigel: „Wie soll ich mich emporheben und fliegen und wie soll ich mich wieder niederlassen?“ Wieland antwortete: „Gegen den Wind sollst du dich emporheben und fliegen hoch und weit, niederlassen aber sollst du dich mit dem Winde.“

Da legte Eigel die Flügel an und hob sich empor, so leicht wie der schnellste Vogel. Als er sich aber wieder niederlassen wollte, stürzte er mit dem Haupte zur Erde, daß er eine Weile besinnungslos lag. Als er wieder zu sich gekommen war, fragte Wieland, ob die Flügel tauglich wären. Eigel antwortete: „Wären sie so gut zum Niederlassen, wie zum Fliegen, so wäre ich jetzt in einem andern Lande und du hättest die Flügel nie wiederbekommen.“

Da sprach Wieland: „Ich will bessern, was noch daran fehlt“, und legte sich die Flügel mit Hilfe seines Bruders selbst an. Dann hob er sich hoch in die Luft und rief seinem Bruder zu: „Ich habe es dir falsch angegeben, als ich dir gebot, dich

mit dem Winde niederzulassen, denn ich wußte wohl, daß du mir die Flügel nicht wiedergegeben hättest, wenn du wußtest, wie gut sie sind. Wisse, daß alle Vögel sich gegen den Wind erheben und sich ebenso setzen. Und nun will ich dir, Bruder, meine Absicht sagen. Ich fahre heim; doch will ich vorher mit König Nidung sprechen. Sage ich ihm nun etwas, was ihm nicht gefällt und nötigt er dich, auf mich zu schießen, so ziele du mir unter den linken Arm. Da habe ich mir eine Blase mit Blut angebunden. So kannst du auf mich schießen, ohne mich zu schädigen und sie werden doch meinen, du habest mich verwundet."

Hierauf flog Wieland auf den höchsten Turm in des Königs Hofe. Als nun der König zu seiner Halle ging und mancher Mann mit ihm und er Wieland sah, sprach er: „Bist du ein Vogel, Wieland? Wahrlich, manches Wunder verstehst du." — „Herr," erwiderte Wieland, „bald bin ich ein Vogel, bald bin ich ein Mensch. Jetzt fahre ich hinweg und nimmer bekommst du mich wieder in deine Gewalt. Einst versprachst du mir deine Tochter und dein halbes Reich, aber weil ich Notwehr geübt hatte, lohntest du mir meine Mühe nicht, sondern verbanntest mich aus deinem Reiche. Und später, als ich Armer zurückkehrte, hast du mir die Sehnen an den Füßen zerschneiden lassen. Dafür erschlug ich deine beiden Söhne. Das bezeugen deine schönen Becher, in denen ihre Schädel stecken und all dein Tischgerät, wozu ich ihre Knochen verarbeitet habe. So habe ich mich gerächt."

Darauf flog Wieland hoch in die Luft empor. Der König aber sprach zu Eigel: „Du, mein guter Schütze, schieße auf Wieland!" Eigel erwiderte: „Wie sollte ich das thun, da Wieland mein Bruder ist?" Der König aber drohte und sprach: „Schieß oder du bist des Todes! Schon um deines Bruders willen hättest du den Tod verdient und nur durch den Schuß kannst du dich frei kaufen."

Da legte Eigel einen Pfeil auf den Bogen, schoß und traf Wieland unter den linken Arm. Als nun das Blut aus der Blase auf die Erde floß, glaubten alle, Wieland sei auf den Tod verwundet. Der aber flog weit hinweg in seine alte Heimat, wo er von nun an in den Höfen wohnte, die einst sein Vater besessen hatte. Und weit und breit war er berühmt um seiner Kunst und Geschicklichkeit willen.

# Sigurd und die Nibelungen.

I. Es geschah einst, daß die drei Asen Odin, Höner und Loki sich auf Reisen begaben, um zu sehen, wie es in der Welt stünde. Sie kamen auf dieser Wanderung an einen Fluß und gingen denselben entlang bis zu einem Wasserfalle.

An diesem saß eine blinzelnde Otter, die hatte einen Lachs gefangen und wollte ihn eben verzehren.

Da hob Loki einen Stein auf und warf nach der Otter. Er traf sie an den Kopf, daß sie sofort tot war.

Loki rühmte seine Jagd, daß er mit einem Wurfe einen Lachs und eine Otter erlegt habe; die Götter aber nahmen den Lachs und die Otter mit sich und gingen weiter.

Sie kamen zu einem Gehöfte; das schien ihnen gut zur Wohnung zu sein und sie traten in dasselbe. Es ward aber von einem Bauer bewohnt, der Reidmar hieß und der Bauer war von gewaltiger Kraft und kannte viele Runenlieder.

Ihn baten die Götter um Nachtherberge. Mundvorrat aber, sprachen sie, hätten sie bei sich und zeigten ihm, was Loki erlegt hatte.

Als der Bauer die erschlagene Otter sah, erkannte er, daß es sein Sohn war, der oft die Gestalt einer Otter annahm und dann am Wasserfalle fischte. Darum rief er seine beiden andern Söhne, Fafnir und Regin, herbei und sprach zu ihnen: „Euer Bruder Otter ist erschlagen und an euch ist es, seinen Tod zu rächen. Hier aber sind die Männer, die es gethan haben.“

Da warfen sich Reidmar, Fafnir und Regin auf die Götter, hielten sie fest und banden sie, weil sie Otter erschlagen hätten.

Die Götter wären aber von dem Bauer und seinen Söhnen nicht überwältigt worden, wenn sie nicht beim Eintritte in Reidmars Haus sich ihrer Hilfsmittel begeben hätten. Odin hatte seinen Speer, den immer treffenden, weggelegt und auch Loki hatte seine

Schuhe, mit denen er rasch wie der Wind durch Luft und Wasser schreiten konnte, bei Seite gestellt.

Als die Götter sich gebunden sahen, boten sie für ihre Lösung so viel Lösegeld als Reidmar und seine Söhne selbst verlangen würden und mit einem Eide bekräftigten sie auf Reidmars Verlangen ihr Versprechen.

Nun zog Reidmar der toten Otter den Balg ab und dann sprach er zu den Göttern: „Füllet nun den Balg ganz mit Golde, bis er aufrecht steht, dann aber bedecket ihn auch mit Gold, daß man nichts mehr von demselben sehen mag. Das soll das Lösegeld sein."

Die Götter waren mit der Forderung, so groß sie auch war, einverstanden und schickten Loki fort, das Gold herbeizuschaffen. Er sollte aber zu dem Zwerge Andwari gehen, der in Hechtsgestalt in jenem Wasserfalle lebte, an welchem Loki die Otter erschlagen hatte und der dort einen unermeßlich großen Goldschatz bewachte.

Loki ging zuerst zu der Meergöttin Ran und lieh sich ihr Netz. Mit diesem ausgerüstet ging er zum Wasserfalle und als er es in denselben warf, zappelte der Hecht bald in dem Netze.

Loki ergriff ihn mit den Händen, erzählte, wie es ihm nebst Odin und Höner ergangen war und forderte, daß Andwari, der jetzt Zwerggestalt angenommen hatte, all das Gold herausgebe, das er in seiner Höhle verwahre, wenn er nicht sofort um sein Leben gebracht sein wolle.

Da trug der Zwerg alsbald all sein Gold hervor, um sein Leben zu lösen. Er verbarg aber dabei in seiner Hand einen kleinen Goldring.

Das sah Loki und er gebot ihm, auch diesen Ring herzugeben. Der Zwerg aber bat, ihm wenigstens den Ring zu lassen. Denn mit Hilfe dieses Ringes könne er seinen Schatz wieder mehren.

Aber gerade deshalb war Loki um so begieriger, auch den Ring zu erhalten. Der Zwerg mußte auch sein letztes Kleinod hergeben und Loki entfernte sich, froh des Schatzes und des Ringes.

Da rief ihm Andwari nach: „Den Tod soll der Ring dem bringen, der ihn je besitzen wird!" Loki aber kehrte sich nicht an diesen Fluch und rief dem Zwerge höhnend zurück, er wolle dem Besitzer des Ringes von dieser Drohung Kunde geben.

Als Loki zu den Göttern, die ihn ausgesandt hatten, zurückkehrte und ihnen den Schatz zeigte, freuten sie sich desselben, Odin aber nahm den wunderbaren Ring an sich, denn es schien ihm das wertvollste Stück des Schatzes zu sein.

Dann füllten die Götter den Otterbalg mit Gold so fest, daß er aufrecht stand und nachdem sie ihn aufgestellt hatten, schütteten sie Gold über denselben, daß man nichts mehr von ihm sah.

Als sie aber Reidmar fragten, ob er dadurch zufrieden gestellt sei, trat dieser hinzu und forschte, ob der Balg auch ganz in Gold gehüllt sei. Da fand er, daß ein Barthaar der Otter noch nicht bedeckt sei und verlangte, daß die Götter auch dieses hüllten.

Da blieb Odin nichts übrig, als auch den Ring noch auf das Barthaar zu legen, denn alle übrigen Kleinode des Schatzes waren schon zum Hüllen und Füllen des Otterbalges nötig gewesen.

Nun war Reidmar zufrieden.

Darauf ergriff Odin seinen Speer und Loki legte seine Schuhe an und als nun die Götter sich vor keiner Gefahr mehr zu fürchten brauchten, gab Loki dem Bauern Kunde von dem Fluche, den der Zwerg auf den Besitz des Ringes gelegt hatte.

Reidmar erwiderte: „Daß eure Gaben nicht Liebesgaben sein würden, wußte ich vorher. Hätte ich aber von dieser Verwünschung vorher gewußt, so solltet ihr nicht lebend aus meinem Hause gehen. Doch fürchte ich eure Drohungen wenig. Ich will mich des reichen Goldschatzes erfreuen, so lange ich lebe; euch aber wird gut sein, wenn ihr euch bald von hinnen hebt."

Da gingen die Götter, ihre Wanderung weiter fortzusetzen. In Reidmars Hause aber sollte sich bald der Fluch erfüllen, der auf dem Golde lag.

Fafnir und Regin, der erschlagenen Otter Brüder, verlangten auch ihr Teil von der Buße, die die Götter gegeben hatten. Reidmar aber verweigerte es ihnen.

Da beschlossen die Söhne, den Vater zu töten und Fafnir durchbohrte Reidmar, als er schlief, mit dem Schwerte.

Weil aber nun Fafnir das ganze Gold behalten und seinem Bruder nichts davon geben wollte, zürnte dieser. Und als Regin stürmisch seinen Teil an der Buße verlangte, gab Fafnir drohend zur Antwort: „Hebe dich weg von hier, wenn du nicht willst, daß es dir ergehe, wie unserm Vater Reidmar."

Da floh Regin in ein anderes Land. Fafnir aber verwandelte sich in einen Drachen, zog hinaus zur Gnitaheide und legte sich in Drachengestalt als Wächter über seinen Goldschatz.

II. Auf seiner Flucht kam Regin nach Dänemark zu dem Könige Hialprek, der ihn in seine Dienste nahm. Weil Regin sehr geschickt war in der Kunst, edle Metalle zu schmieden, wurde er des Königs Schmied und arbeitete für ihn allerlei kunstreiche Kleinode.

Regin war aber auch weise und der Runen und vieler Zauberlieder kundig. Darum übertrug ihm König Hialprek auch die Erziehung Sigurds, eines Knaben, der an des Königs Hofe lebte.

Von Sigurds Vorfahren und Verwandtschaft aber erzählen alte Sagen folgendes:

Es war ein König, Eylimi geheißen, der war mächtig und in allen Landen berühmt. Seine Tochter hieß Hiördis und war aller Frauen schönste und weiseste.

Von ihr hörte der König Sigmund von Franken, ein Nachkomme Odins, der von diesem Gotte ein immer siegreiches Schwert erhalten hatte und von so gewaltiger Natur war, daß ihm Gift weder äußerlich noch innerlich schaden konnte.

Er beschloß, um Hiördis zu freien und ging zum Könige Eylimi, der sich seines Kommens freute und ein großes Gastmahl für ihn zurichten ließ.

Da kam aber auch König Lyngi, ein Sohn König Hundings, und begehrte Hiördis zum Weibe.

König Eylimi wußte nicht, was er thun sollte, denn er wollte keinem der Freier seine Tochter gern abschlagen. Er überließ die Wahl seiner Tochter und diese sprach: „Wohl ist die Wahl schwierig; aber ich wähle den König, der der berühmteste ist, obgleich er schon ziemlich hoch im Alter steht."

So ward die Königstochter dem Könige Sigmund zur Gemahlin gegeben, König Lyngi aber fuhr zornig hinweg.

Kaum war Sigmund mit seinem Weibe zu seinem Lande heimgekommen, als König Lyngi mit einem großen Heere wider ihn heranzog, um ihm mit Gewalt die Gemahlin zu entreißen.

Da ließ König Sigmund sein Horn erschallen und rief seine Mannen zum Streite zusammen. Aber Sigmunds Heer war kleiner als das Lyngis.

Nun erhob sich ein harter Kampf, in dem Sigmund immer der vorderste unter seinen Mannen war. Hiördis aber war nebst einer ihrer Dienstmägde und mit großem Gute in den Wald gebracht worden, wo sie auch blieb, so lange der Kampf währte.

Als die Schlacht einige Zeit gedauert und Sigmund manchen Mann getötet hatte, erschien ein alter Mann in dem Getümmel mit weitem Mantel und breitem Hute. Der war einäugig und hatte einen Ger in der Hand.

Er trat dem Könige Sigmund entgegen und schwang den Ger gegen ihn. Als aber Sigmund mit dem Schwerte dagegen schlug, zersprang es auf dem Ger in zwei Stücke.

Seitdem wandte sich das Glück der Schlacht von Sigmund. Der größte Teil seiner Mannen ward erschlagen und König Sigmund selbst, sowie der König Eylimi, der ihm zu Hilfe geeilt war, fielen im Kampfe.

Der alte einäugige Mann aber, der Sigmund gegenüber getreten war, war kein anderer als Odin selbst, von dem er früher sein Schwert erhalten und der es ihm nun auch wieder genommen hatte.

Nachdem König Lyngi die Schlacht gewonnen hatte, eilte er

zu dem Hofe König Sigmunds in der Hoffnung, dort die Königstochter, die ihn einst verschmäht hatte, zu fangen.

Er fand aber weder diese, noch Schätze, die er hätte mitnehmen können, weil alles nebst der Königin im Walde geborgen war.

In der auf die Schlacht folgenden Nacht erschien Hiördis auf der Walstatt und als sie den verwundeten Sigmund fand, fragte sie ihn, ob er wohl noch zu heilen sei.

Er antwortete aber: „Ich bin dem Tode geweiht von Odin selbst, auf dessen Speere ich das Schwert, das er mir einst geschenkt, zerschlagen mußte. Nimm nun die Stücke des Schwertes und bewahre sie wohl auf und wenn du einen Sohn bekommst, so laß für ihn aus den Stücken wieder ein Schwert schmieden. Das Schwert sollt ihr Gram nennen und es wird deinem Sohne zu großen Heldenwerken dienen, die seinen Namen berühmt machen werden unter allen Völkern.“

Als der König das gesagt hatte, sank er zurück und das Licht seiner Augen erlosch.

Indem begann der Tag zu leuchten und Hiördis sah, wie an dem Strande zahlreiche Schiffe landeten, auf denen gute Helden zum Lande kamen.

Da sprach sie zu ihrer Magd: „Laß uns die Kleider tauschen und die Namen wechseln, damit die Helden dich für die Königin halten;“ und die Magd war es zufrieden.

Unterdessen waren die Helden zu der Walstatt gekommen und hatten an der Menge der Leichen erkannt, daß ein gewaltiger Kampf da stattgefunden hatte.

Sie fanden auch die beiden Frauen, und der Führer der Schar, Alf, der Sohn des Königs Hialprek von Dänemark, fragte sie nach der Ursache des Kampfes.

Da berichtete ihm die Magd die Wahrheit, nur daß sie sich selbst für die Königstochter ausgab, um die der Kampf geführt worden sei.

Alf nahm die beiden Frauen mit sich in sein Land und erzählte dort von dem Falle Sigmunds, des mächtigsten Königs.

Nur kurze Zeit erst war Alf mit den Frauen in seiner Heimat, da sprach die Königin, seine Mutter, zu ihm: „Wie mag es wohl kommen, daß die schönere Frau weniger Ringe und schlechtere Kleider hat? Mich dünkt, daß die die edlere sein werde, der ihr bis jetzt die wenigste Ehre erwiesen habt.“

Als Alf sich überzeugt hatte, daß die Vermutung seiner Mutter das Richtige traf und als Hiördis selbst ihren wahren Stand ihm entdeckt hatte, da machte er sie zu seiner Gemahlin und sorgte dafür, daß ihr von allen seinen Helden große Ehre erwiesen wurde.

Bald darnach bekam Hiördis einen Sohn. Der ward Sigurd genannt und dem alten Könige Hialprek gebracht, daß er bei ihm erzogen würde.

Der alte König freute sich, als er des Knaben scharfe Augen sah und vorahnend sprach er: „Dieser Knabe wird einst zu einem Helden heranwachsen, dem kein anderer sich gleichstellen kann."

Das war der Knabe, dessen Erzieher der vor seinem Bruder Fafnir entflohene Regin wurde.

III. Eines Tages sprach Regin zu dem Knaben Sigurd: „Du solltest den König Hialprek bitten, daß er dir ein Roß gäbe."

Da ging Sigurd hin und bat den König Hialprek um ein Roß. Hialprek sprach: „Gehe selbst hinaus auf die Weide und wähle dir ein Roß aus, welches du willst."

Am andern Morgen ging Sigurd zum Walde hinaus. Da begegnete ihm ein alter Mann mit langem Barte und breitem Hute; der fragte, wohin Sigurd wolle und als er erfahren, daß Sigurd sich ein Roß auswählen wollte, erbot er sich, ihm bei der Wahl zu helfen, damit er ein gutes finde.

Als sie zur Weide kamen, trieben sie die Rosse alle in einen tiefen Fluß. Keins aber vermochte das reißende Wasser zu überwinden und den Strom zu durchschwimmen außer einem Hengste. Den nahm Sigurd nach dem Rate des Alten.

Der Hengst war noch jung und von grauer Farbe, groß von Wuchs und schön. Noch nie war ihm ein Reiter auf den Rücken gekommen. Der alte Mann aber sprach: „Dieses Roß stammt von Sleipnir, Odins achtfüßigem Rosse, ab und es ist aller Rosse bestes."

Darnach verschwand der Alte. Sigurd ritt auf dem Rosse heim und nannte es Grani.

Der Alte aber, der ihm bei der Wahl des Rosses geholfen hatte, war Odin.

Ein ander mal sprach Regin zu Sigurd: „Daß du nicht mehr Gut besitzest, thut mir leid. Einen großen Schatz wüßte ich; wenn du den erwerben wolltest, so würdest du nicht nur der reichste Held sein, sondern auch große Ehre gewinnen, denn nicht leicht ist der Schatz zu erwerben."

Sigurd fragte, wo der Schatz sei und wer ihn verwahre. Da antwortete Regin: „Nicht allzu weit von hier auf der Gnitaheide liegt der Schatz und der ihn bewacht ist der Drache Fafnir. Wenn du den Schatz sähest, würdest du zugestehen, daß du niemals mehr Gold beisammen gesehen hast."

Und nun erzählte Regin von der Reise der drei Asen und wie seines Bruders Otter Tod gebüßt worden sei und wie er zuerst

von seinem Vater und dann von seinem Bruder Fafnir um seinen Anteil an der Buße betrogen worden sei.

„Als Fafnir," so schloß er seinen Bericht, „Drachengestalt angenommen und sich auf das Gold gelegt hatte, da floh ich zu König Hialprek und nicht weiß ich, wie ich an Fafnir gerächt werden soll, wenn du nicht dazu bereit bist."

Da sprach Sigurd: „Schmiede mir mit deiner Geschicklichkeit ein Schwert, mit dem ich Heldenwerk vollbringen kann, so will ich mit dem Drachen kämpfen und dich an deinem Bruder rächen."

Regin säumte nicht, Sigurds Verlangen zu erfüllen und schmiedete ein sehr gutes Schwert. Er brachte es zu Sigurd und dieser, um es zu erproben, schlug damit auf den Ambos. Da zersprang das Schwert in Stücke.

Sigurd warf das Stück, das er in der Hand behalten hatte, weg und hieß Regin, ein anderes, noch besseres Schwert zu schmieden.

Regin that es und als er das zweite Schwert zu Sigurd brachte, sprach er: „Hier ist ein Schwert, das dir gefallen wird; aber schwer ist es, für dich zu schmieden."

Wieder erprobte Sigurd das Schwert auf dem Ambose und wieder zersprang es.

Da ging Sigurd zu seiner Mutter und sprach zu ihr: „Ist es so, wie man mir erzählt hat, daß mein Vater Sigmund dir die zwei Stücke des Schwertes aufzuheben gab, das er auf Odins Speere zerschlug?"

Hiördis antwortete: „Wahr ist das, was man dir erzählt hat und Sigmund hat mir aufgetragen, dir das Schwert zu geben, wenn du herangewachsen sein würdest." Und damit übergab sie dem jungen Helden die beiden Stücke.

Der ging damit zu Regin und bat ihn, davon ein Schwert zu schmieden, so gut er es vermöge.

Regin versuchte noch einmal seine Kunst und als er das neue Schwert zu Sigurd brachte und dieser wieder damit auf den Ambos schlug, da zersprang das Schwert nicht, sondern schnitt den Ambos mitten entzwei.

Da lobte Sigurd Regins Geschicklichkeit und ging mit dem Schwerte zu einem Flusse. In diesen warf er eine Wollflocke, die er dann gegen das Schwert heranschwimmen ließ. Das Schwert schnitt die heranschwimmende Wollflocke mitten durch und sich seines guten Schwertes freuend, ging Sigurd heim.

Nun mahnte ihn Regin seines Versprechens, ihn an Fafnir zu rächen. Sigurd erwiderte: „Ich werde mein Wort halten, zuvor aber hat mein Schwert noch anderes zu thun. Mit Recht würden meines Vaters Mörder mich verachten, wenn mich mehr

darnach verlangte, rote Goldringe zu erwerben, als mein Schwert mit dem Blute der Mörder zu röten.“

Darnach ging Sigurd zu den Königen Alf und Hialprek und bat sie um Mannen und Schiffe, weil er gegen Hundings Söhne ziehen und seines Vaters Tod an ihnen rächen wollte. Da rüsteten ihm die Könige ein großes Heer aus und gaben ihm treffliche Schiffe und mit günstigem Winde segelte das Heer bald von dannen.

Als aber etliche Tage vergangen waren, kam ein gewaltiges Wetter und der Sturm raste über das Meer.

Das Wetter ward so arg, daß die Helden an einem Vorgebirge halten mußten. Da erschien auf dem Berge ein alter Mann, der frug, wer in den Schiffen sei und als Sigurd geantwortet, daß er mit einem Heere sich aufgemacht habe, seines Vaters Tod an Hundings Söhnen zu rächen, sprach der Alte: „Laßt mich mit von eurer Fahrt sein.“

Da lenkten sie ans Land und nahmen den Alten ins Schiff auf und alsbald legte sich der Sturm und günstiger Wind trug die Schiffe weiter. Der Alte nannte sich Hnikar, es war aber kein anderer als Odin selbst.

Als er im Schiffe neben Sigurd saß, gab er ihm allerlei guten Rat und belehrte ihn auch über die Vorzeichen, die man vor einem Kampfe beachten soll.

„Günstige Vorzeichen,“ sprach er, „sind es, wenn schwarze Raben die zum Kampfe Ziehenden begleiten, wenn man zwei Helden zum Zweikampfe bereit stehen sieht, wenn man den Wolf unter den Eschenzweigen heulen hört. Wem diese Zeichen begegnen, der mag sich des Sieges getrösten.

Aber Übles deutet es an, der Abendröte entgegen in den Kampf zu gehen oder mit dem Fuße zu straucheln auf dem Wege zum Kampfe.“

Auch riet der Alte, daß niemand ungewaschen und ungekämmt und ohne am Morgen gegessen zu haben in den Kampf gehe, denn niemand könne wissen, wo er am Abend sein werde.

Weiter noch sagte der Alte Sigurd viele weise Lehren: „Von seinen Waffen soll niemand einen Schritt weit weichen, denn er weiß nicht, wie bald er des Speeres bedarf.

Wer einen Freund hat, dem er vertraut, der soll Geschenke mit ihm tauschen, denn kein Mann ist so reich, der nicht gern auch eine Gabe empfinge.

Den Tag lobe, wenn es Abend ist, das Schwert, wenn es erprobt ist, das Eis, wenn du darüber bist, das Bier, wenn du es getrunken hast.

Wenn es stürmt, fälle Bäume, ist aber der Wind gut, so fahre zur See.“

Während Odin dem jungen Helden solche Lehren gab, gelangten die Schiffe zu dem Reiche der Hundingssöhne und die Helden stiegen ans Land. Odin aber verschwand vor ihnen.

Mit Feuer und Schwert verwüsteten Sigurd und seine Mannen das Land ihrer Feinde und als Lyngi und seine Brüder endlich mit einem wohlgerüsteten Heere denen entgegentraten, die König Sigmunds Fall rächen wollten, da kamen die Hundingssöhne alle von Sigurds gutem Schwerte um.

Reich an Ruhm und an erbeutetem Gute kehrte Sigurd heim.

IV. Noch war Sigurd nicht lange heimgekehrt, als Regin ihn schon wieder seines Versprechens mahnte.

Nun war Sigurd bereit, sein gegebenes Wort einzulösen und er ritt mit Regin zur Gnitahtide hinaus bis zu dem Wege, den der Drache Fafnir zu schreiten gewohnt war, wenn er, um zu trinken, ans Wasser ging.

Da riet Regin dem Helden, eine Grube zu machen auf dem Wege und dem Drachen das Schwert ins Herz zu stoßen, wenn er über die Grube schritte.

Sigurd machte die Grube und verbarg sich darin. Als aber der Drache mit großem Getöse daherkam, spie er Gift vor sich her; das fiel von oben herab auf Sigurd, aber es schadete ihm ebenso wenig, wie alles Gift seinem Vater Sigmund je geschadet hatte.

Und als der Drache gerade über der Grube war, stieß ihm Sigurd das Schwert ins Herz, daß es bis an den Griff hineinfuhr.

Der Drache bäumte sich wütend und schlug mit dem Schweife um sich, Sigurd aber sprang aus der Grube.

Dann sprach der totwunde Fafnir zu Sigurd: „Das Gold, das du durch meinen Tod erwirbst, wird dein Verderben sein, wie es das meine gewesen ist. Willst du aber meinem Rate folgen, so reite schnell von hinnen, denn Regin wird auch dich verraten, wie er mich verraten hat.“

Nach diesen Worten starb Fafnir. Seinen Rat aber hielt Sigurd für unnütz.

Nun kam auch Regin zurück, der sich vor dem Drachen verborgen hatte, und er sprach zu Sigurd: „Heil dir, du stärkster und unverzagtester unter allen Männern!“

Dann ging er zu Fafnir, schnitt ihm das Herz aus, trank das aus der Wunde fließende Blut und sprach zu Sigurd: „Brate du nun das Herz des Drachen am Feuer, daß ich es hernach esse. Jetzt aber will ich hingehen und eine Weile schlafen.“

Er that so, wie er gesagt; Sigurd aber hielt das Herz über

das Feuer. Als er nun dachte, daß das Herz gar wäre, rührte er mit dem Finger daran. Er verbrannte sich aber und steckte schnell den Finger in den Mund.

Kaum hatte jedoch des Drachen Herzblut seine Zunge berührt, so verstand er, was die Vögel in den Zweigen über ihm redeten.

Der eine der Vögel sprach: „Da sitzt Sigurd, der Drachentöter, und brät für Regin des Drachen Herz. Klug dünkte er mich, wenn er es selbst äße.“

Ein anderer sprach: „Dort liegt Regin und stellt sich schlafend, während er unheilvolle Pläne brütet, um den Helden zu verderben, der ihm arglos vertraut.“

Die Rede eines dritten Vogels lautete: „Klug dünkte mich Sigurd, wenn er den Verräter eines Hauptes kürzer machte und zur Helle fahren ließe. Dann könnte er allein all des Goldes genießen, über dem Fafnir lag.“

So sprachen alle Vögel ihre Meinung aus, daß Sigurd unklug wäre, wenn er Regin am Leben ließe.

Als das Sigurd hörte, ging er hin und schlug Regin das Haupt ab. Dann trank er Fafnirs und Regins Blut und aß das gebratene Herz.

Da hörte er die Vögel weiter reden und sie sprachen zu ihm: „Geh nun hin und nimm den Goldschatz an dich. Nicht verriete es ein königliches Herz, wenn du vor Fafnirs Drohung bangen wolltest. Wisse auch, daß dir ein wunderherrliches Weib bestimmt ist. Grüne Pfade werden dich zu einem Berge führen. Dort findest du eine Burg, die ist ringsum mit Flammen umgeben. Darin schläft eine herrliche Jungfrau, die Odin einst mit dem Dorne gestochen und in Schlaf versenkt hat, weil sie gegen seinen Willen einen Mann getötet hat. Du bist es, der sie aus diesem Schlafe erwecken wird, keinem andern Manne ist das von den Nornen bestimmt.“

Da machte sich Sigurd auf, bestieg sein Roß und ritt davon. Er wollte nach des Drachen Höhle und die Spur des Drachen wies ihm dahin den Weg.

Die Thüre, die zu der Höhle führte, war von Eisen, aber sie war nur angelehnt. Das Gold aber war in der Höhle unter die Erde vergraben.

Da fand Sigurd gewaltiges Gut und er füllte damit zwei große Kisten. Auch den Ägishelm, der so fürchterlich war, daß kein Lebendiger ihn ansehen konnte, ohne zu erschrecken, einen hellglänzenden Panzer von lauterem Golde und das Schwert Hrotti nahm er mit sich.

Das alles lud er auf sein gutes Roß Grani, das Odin selbst mit ihm ausgewählt hatte. Aber das Roß blieb stehen wie fest

gebannt und ging nicht eher weiter, als bis auch Sigurd selbst sich ihm noch auf den Rücken setzte.

Auf seinem Wege gelangte Sigurd zu dem Berge, von dem er die Vögel schon hatte reden hören. Ein großes Feuer brannte auf demselben, das leuchtete bis zum Himmel.

Als er näher hinzuritt, erkannte er, daß eine Burg auf dem Berge stand, die mit einem Flammengehege rings umgeben war.

Sigurd ritt durch die Lohe, die weder ihm noch seinem guten Hengste schadete, und trat in die Burg ein. Da sah er einen Gewappneten, der dalag und schlief.

Er ging hinzu und löste ihm den Helm vom Haupte. Da erkannte er, daß es nicht ein Mann war, sondern eine Jungfrau, die da schlief.

Darauf versuchte er, ihr auch die Brünne zu lösen. Aber sie war so fest, als wäre sie ans Fleisch gewachsen und er mußte sie mit seinem Schwerte Gram zerschneiden.

Da erwachte die Jungfrau, setzte sich aufrecht und den vor ihr stehenden Helden erstaunt anblickend, sprach sie: „Wer zerschnitt mir die Brünne? Wer löste mich aus den Banden des Schlafes?“

Der Held erwiderte: „Sigurd war es, Sigmunds Sohn, der dir die Brünne zerschnitt.“

Da sprach die Jungfrau weiter: „Lange habe ich geschlafen, Odin hat es so gewollt.“ Sigurd aber bat die Jungfrau, ihm zu erzählen, wie das zugegangen sei.

Die Jungfrau nahm ein Horn voll Met, rief die Götter an, ihnen beiden günstig zu sein und reichte es dann dem Helden dar. Darauf begann sie zu erzählen: „Brunhild ist mein Name und ich bin eine Walküre. Einst kämpften zwei Könige mit einander. Helmgunnar hieß der eine, der war alt und ein gewaltiger Krieger. Niemand vermochte, vor ihm zu bestehen und ihm hatte auch Odin den Sieg verheißen. Der andere hieß Agnar. Der war jung und niemand wollte ihm Schutz gewähren. Da erbarmte mich sein und ich fällte den König Helmgunnar in der Schlacht.

Aber zur Strafe dafür, daß ich wider Odins Willen gehandelt, stach mich Odin mit dem Schlafdorn und bestimmte, daß ich das Weib eines irdischen Mannes werden sollte. Nur das eine gestand er mir auf mein Bitten zu, daß ich nur eines solchen Mannes Weib werden sollte, der sich nie fürchtete.

Dann fiel ich in den tiefen Schlaf, aus dessen Banden du mich jetzt erlöst hast, weil du dich nie fürchtest und weil du auch durch den Flammenwall geritten bist, mit dem Odin diese Burg umgeben hatte.“

Als Sigurd hörte, daß Brunhild eine Walküre war, bat er sie, ihn die Kunde der Runen zu lehren.

Da lehrte sie ihm Siegrunen, die man auf das Schwert ritzen muß, wenn man Sieg erlangen will, Sturmrunen, die das Schiff schützen, daß es heil vom Meere heimkehrt, wenn der Sturm noch so kräftig und die Welle noch so groß ist, Astrunen, die man in die Rinde der Bäume ritzt, um Krankheiten und Wunden zu heilen und alle übrigen Arten der Runen.

Sigurd staunte über Brunhilds Weisheit und sprach: „Kein weiseres Weib ist zu finden als du und das schwöre ich, daß ich dich zum Weibe nehmen will.

Auch Brunhild sprach: „Dich will ich zum Gatten und keinen andern, hätte ich auch zu wählen unter allen Männern.“

Das bekräftigten sie unter einander mit festen Eiden.

V. Als Sigurd wieder fort ritt, nahm er seinen reichen Goldschatz auf dem Rosse Grani mit sich.

Er ritt, bis er zu der Halle des Königs Gibich kam und kehrte in dessen Burg ein.

Da sah ihn einer von des Königs Mannen und er ging zum Könige und sprach: „Es ist ein Mann zu deiner Burg gekommen, den man wohl den Göttern vergleichen mag. Golden ist seine Rüstung und schöner sind sein Roß und sein Heergerät als alles, was ich bis jetzt gesehen habe. Der Mann selbst aber ragt ebenfalls über alle Männer hervor.“

Da ging der König mit seinem Hofgesinde hinab, den Ankömmling zu begrüßen und nach seinem Namen zu fragen.

Sigurd nannte seinen Namen und ward dann von König Gibich willkommen geheißen und in die Halle geführt, wo alle Mannen des Königs zu seinem Dienste bereit waren.

Nun blieb Sigurd lange hier. Der König ehrte ihn wie einen Sohn und seine Söhne verkehrten mit ihm, wie mit einem Bruder. Wenn Sigurd aber mit König Gibich und seinen Söhnen und mit dessen Mannen sich in Kampfspielen erprobte, übertraf er sie alle weit.

Kriemhild, des Königs Weib gedachte, wenn sie das sah, daß es ein großes Glück für ihr Reich sein würde, wenn Sigurd bei ihnen bliebe. Auch hätte sie gern gesehen, wenn Sigurds Schatz, der größer war, als je ein König einen Schatz besessen hatte, in dem Lande geblieben wäre.

Weil sie aber wußte, daß Sigurd mit Brunhild verlobt war und weil sie ihn oft mit großer Liebe von dieser hatte sprechen hören, nahm sie ihre Zauberkräfte zu Hilfe und braute einen Trank, der denjenigen, der ihn trank, vergessen ließ, was er zuvor erlebt hatte.

Eines Abends, als alle beim Trunke zusammen saßen, ging die Königin vor Sigurd und sprach: „Wir alle freuen uns deines Hierseins und wir alle wünschen dir das Beste. Nimm hier das Horn und trinke auf unsere dauernde Freundschaft.“

Mit diesen Worten reichte sie ihm in einem Horne den Vergessenheitstrank. Sigurd trank das Horn aus und von der Zeit an gedachte er nicht mehr an Brunhild.

Eines Tages ging die Königin Kriemhild vor ihren Gatten und sprach zu ihm: „Wir haben jetzt in unserm Lande den besten Kämpen, den man in der Welt finden mag und großer Sicherheit könnten wir uns erfreuen, wenn er bei uns bleiben wollte. Darum gieb ihm deine Tochter Gudrun zur Gattin und biete ihm großes Gut dazu.“

Der König antwortete: „Wohl ist es nicht Brauch, eine Königstochter einem Helden zur Gattin anzubieten. Gudrun aber dem Sigurd anzubieten, ist mehr Ehre, als wenn andere um sie bäten.“

Eines Abends saßen alle wieder beim Trunke und Gudrun schenkte die Becher voll. Da sah Sigurd, wie schön sie war und nicht mochte er seine Blicke von ihr wenden.

König Gibich aber sprach zu ihm: „Manche Hilfe hast du uns gewährt uud sehr hast du unsere Herrschaft gestärkt. Wolltest du bei uns bleiben, so wollten wir es wohl um dich verdienen und unser Reich und unsere Tochter Gudrun wollten wir dir anbieten.“

Sigurd antwortete: „Habt Dank für die Ehre, die ihr mir erweist. Und was ihr mir anbietet, das nehme ich mit großen Freuden an. Nichts Lieberes könnte mir geschehen, als wenn Gudrun mein Weib würde.“

Nun ward alsbald ein herrliches Hochzeitsmahl zugerüstet und das Fest währte unter Freude und allerlei Kurzweil viele Tage lang. Gibichs Söhne aber, Gunnar und Högni, schlossen mit Sigurd Blutbrüderschaft und gelobten einander Treue, als ob sie rechte Brüder wären.

Dann fuhren sie mit einander weit über Land, vollbrachten manche Ruhmesthat und kehrten mit reicher Beute wieder heim.

Einst ging Kriemhild zu ihrem Sohne Gunnar und sprach zu ihm: „Hochgeehrt stehst du jetzt da und nur das eine mißfällt mir, daß du noch ohne Gattin bist. Wirb deshalb um Brunhild, das ist mein Rat, und bitte Sigurd, daß er mit dir reite.“

Gunnar hatte längst von Brunhilds Schönheit gehört und war gern bereit, dem Rate seiner Mutter zu folgen. Auch redeten ihm sein Vater und seine Brüder und Sigurd zu und der letztere war bereit, ihn auf seiner Fahrt zu begleiten.

Sie rüsteten sich daher bald zur Reise und ritten zu Brunhilds Burg.

Die Burg war aber noch immer mit einem Flammenwalle, den man die Waberlohe nannte, umgeben und Brunhild hatte gelobt, keinem Manne ihre Hand zu reichen, der nicht durch die Waberlohe geritten wäre.

Gunnar spornte seinen Hengst gegen das Feuer, aber das Roß wich davor zurück. Darum bat er Sigurd, daß er ihm sein Roß Grani leihe.

Sigurd war auch dazu bereit; aber als Grani merkte, daß nicht der rechte Reiter auf ihm saß, ging auch er nicht vorwärts.

Da sah Gunnar, daß er den Flammenwall nicht durchreiten konnte und tauschte nun mit Sigurd Gestalt, Antlitz und Sprache, wie seine zauberkundige Mutter es ihn gelehrt hatte und bat Sigurd, die Jungfrau für ihn zu erwerben.

Sigurd bestieg in Gunnars Gestalt seinen Hengst Grani, in der Hand das Schwert Gram schwingend und die goldenen Sporen an den Füßen.

Als Grani Siegfrieds Sporen merkte, sprang er gegen das Feuer an. Ein gewaltiges Getöse erhob sich, hoch auf lohte das Feuer zum Himmel, Grani aber drang hindurch. Da legte sich das Feuer.

In der Burg fand Sigurd die Jungfrau, die er für seinen Gesellen erwerben sollte und weil diese Sigurd in der angenommenen Gestalt nicht erkannte, fragte sie, wer er sei.

Er nannte sich Gunnar, Gibichs Sohn, und sprach: „Nun bin ich durch die Flammen geritten und habe dich dadurch zum Weibe gewonnen. Halte du deine Zusage und ich will dir reiche Morgengabe von Gold und edlen Kleinoden geben.“

Die Jungfrau, die sich am liebsten keinem Manne vermählt hätte, stand schwankend und ungewiß. Herrlich war sie anzuschauen in goldener Brünne, mit dem Helme auf dem Haupte und dem Schwerte in der Hand; ihr Herz aber schwankte sorgenvoll wie ein Schwan auf der Woge.

Doch durfte sie ihr Wort nicht brechen und sie folgte endlich dem Manne, der sie durch kühnen Flammenritt erworben hatte. Da nahm Sigurd von ihrer Hand den Ring, den er ihr einst gegeben und steckte ihr dafür einen anderen an die Hand.

Als sie zu Gunnar kamen, vertauschte Sigurd wieder Gestalt, Antlitz und Sprache mit ihm. Gunnar kehrte mit seiner Braut zu seinem Lande heim und feierte dort mit Brunhild ein glänzendes Vermählungsfest.

Sigurd aber erinnerte sich jetzt zum erstenmal wieder all der Eide, die er Brunhild geschworen. Doch schwieg er still und sagte niemand davon ein Wort.

VI. Einst geschah es, daß Brunhild und Gudrun zum Strome gingen, um daselbst zu waschen. Da trat Brunhild höher hinauf am Strome, nach der Gegend, wo das Wasser herkam und Gudrun fragte, warum sie das thue.

Brunhild antwortete: „Nicht will ich mich dir in allen Stücken gleichstellen. Mein Vater war mächtiger als der deine und mein Gatte trägt höheren Ruhm, als Sigurd. Gunnar ritt unverzagt durch die Flammen, Sigurd aber war einst mit seiner Mutter kriegsgefangen bei König Hialprek."

Als Gudrun solche Worte hörte, ward sie sehr zornig und mit gereizter Stimme erwiderte sie: „Klug wärest du gewesen, wenn du geschwiegen hättest und nicht solltest du meinen Gatten lästern, von dem alle Männer sagen, daß keiner seinesgleichen auf Erden sei.

Er ist es, der den Drachen Fafnir erschlug, er ist es auch, der durch die Waberlohe ritt, nachdem er mit meinem Bruder Gunnar die Gestalt getauscht hatte, so daß du ihn für Gunnar hieltest. Er war es, der dich erwarb und dir den Ring vom Finger zog, um einen andern daran zu stecken. Sieh hier den Ring, ob du ihn erkennen magst."

Brunhild sah den Ring und erkannte ihn. Da ward die Königin totenbleich, sie ging heim und sprach an dem Abende kein Wort.

Auch an den folgenden Tagen saß sie in großem Harme und niemand gab sie Antwort, wenn sie gefragt ward, warum sie so traurig sei, weder Gunnar, ihrem Gatten, noch Kriemhild, dessen Mutter oder seinem Bruder Högni.

Da ging auch Sigurd zu ihr und sprach: „Schau, Brunhild, wie die Sonne freundlich die ganze Burg bescheint. Nun wirf den Harm von dir und nimm auch Fröhlichkeit an."

Brunhild aber antwortete: „Warum sollte ich nicht trauern, nun ich weiß, wie man mich betrogen hat. Du warst es, der in Gunnars Gestalt durch die Flammen ritt und du also solltest auch mein Gatte sein. Nun vermag ich nicht, den König Gunnar zu lieben und lieber will ich sterben, als länger sein Weib sein. Sterben will ich, da du mich verschmäht hast, der du zuerst mir Eide der Treue geschworen."

Da erwiderte Sigurd: „Du irrst, wenn du meinst, daß ich dich verachte. Ich liebe dich mehr, als mein eigenes Leben. Aber Verrat hat man auch an mir geübt, einen Trank hat mir Kriemhild gereicht, daß ich dein vergessen mußte und erst nachdem du Gunnars Weib geworden warst, kam mir die Erinnerung wieder. Wie oft habe ich in der Königshalle sehnsuchtsvoll meine Blicke auf dir ruhen lassen, aber ich überwand mich und war schon zufrieden, wenn ich dich sah."

Da sprachen die beiden von jenem Tage, da sie sich zuerst Eide der Treue geschworen, Brunhild aber schloß: „Das ist nun alles dahin. Ich schwur den Eid, den Mann zu nehmen, der die Waberlohe durchritt und keinen andern. Den Eid will ich halten, indem ich sterbe."

Als Gunnar hörte, daß Brunhild mit Sigurd gesprochen habe, ging auch er zu Brunhild und fragte sie, ob er etwas thun könne, ihren Harm zu lindern oder zu büßen.

Sie antwortete: „Ich bin betrogen, denn nicht du bist durch die Flammen geritten, sondern Sigurd, dem ihr eure Schwester zum Weibe gegeben habt, nachdem er schon mit mir verlobt war und von dem Betruge hat er seinem Weibe Gudrun gesagt, die mich darum beschimpfte. Nun vermag ich seinen Anblick nicht mehr zu ertragen und wenn er, den Gudrun wider alles Recht besitzt und den ich ihr nicht gönne, nicht bald von eurer Hand getötet ist, so will ich heimfahren zu meinem Lande und dort einsam mein Leben vertrauern oder sterben."

Als Gunnar solche Worte hörte, ward er traurig. Sein Sinn war schwankend und er wußte nicht, was er thun und was er antworten sollte. Wohl mochte er sein Weib nicht verlieren, aber auch Sigurds Tod würde für ihn und für die Sicherheit seines Reiches ein großer Verlust gewesen sein.

Da ließ er seinen Bruder Högni rufen und teilte ihm mit, was er von Brunhild gehört hatte. Auch fügte er selbst hinzu, es möchte wohl besser sein, Sigurd zu opfern, als Brunhild zu verlieren und wenn Sigurd falle, so könne man seinen reichen Goldschatz an sich nehmen. Högni aber erwiderte: „Es ziemt uns nicht, mit dem Schwerte die Treue zu brechen, die wir einst als Blutbrüder dem Helden Sigurd geschworen haben. Bedenke auch, wie mächtig wir sind, so lange wir mit ihm in Freundschaft leben. Kein Feind wagt, unserem Lande sich zu nahen; aber anders würde es sein, wenn Sigurd nicht mehr unsere Stütze wäre."

Gunnar war taub für diese Gründe. Ihn gelüstete nach Sigurds Schatz und vor allem kam es ihm darauf an, sein Weib Brunhild zu behalten. Högnis Bedenken, daß man Blutbrüderschaft mit Sigurd beschworen habe, begegnete er durch den Rat, Guttorm, den jüngsten der drei Königsbrüder, zum Morde aufzureizen, weil dieser Sigurd keine Treue geschworen hatte, da er zu jener Zeit noch zu jung war.

Nun gaben sie Guttorm Wolfsfleisch und Schlangenfleisch zu essen, um ihn mordgierig zu machen, Kriemhild bereitete zu diesem Zwecke auch einen Zaubertrank und reizte mit Worten ihren jüngsten Sohn zu Sigurds Ermordung. Die Brüder aber versprachen ihm reichen Lohn an Gold und große Ehren.

Da war er willig, den Mord zu vollbringen.

Am nächsten Morgen ging Guttorm in Sigurds Schlafgemach. Er fand ihn noch im Bette liegend, aber wach. Da wagte Guttorm vor Sigurds glänzenden Augen nicht, seinen Anschlag auszuführen.

Zum andernmal ging Guttorm in das Gemach, aber es erging ihm ebenso. Als er endlich zum drittenmale hineinging, fand er Sigurd schlafend. Da schwang er sein Schwert und stieß es tief in Sigurds Brust, so daß es am Rücken wieder heraus kam.

Sigurd erwachte und als er den Mörder zur Thüre fliehen sah, warf er ihm sein gutes Schwert Gram nach. Es traf Guttorm am Rücken, daß es ihn mitten durch schnitt. Auf eine Seite fielen die Füße mit dem Unterkörper, auf die andere der Oberkörper mit dem Haupte.

Auch Gudrun erwachte, die in demselben Gemache schlief. Als sie den Geliebten ihres Herzens in seinem Blute schwimmen sah, erhob sie laute Klage.

Sigurd versuchte mit schwacher Stimme, sie zu trösten und sprach: „Wohl weiß ich, daß Brunhild dieses Unheils Anstifterin ist, deinen Brüdern habe ich nichts zuleide gethan.“

Da entfloh das Leben aus seinem Körper. Gudrun aber schlug die Hände zusammen und jammerte so laut, daß selbst die Tiere im Stalle und auf dem Hofe erschreckt auffuhren.

Brunhild jedoch, als sie Gudruns Klagen hörte, welche die ganze Burg durchhallten, lachte laut auf, daß nun auch Gudrun des herrlichen Helden nicht genießen sollte, den sie selbst so gern besessen hätte.

Gunnar verwies ihr das Lachen und es überkam ihn wie eine Ahnung, daß aus Sigurds Ermordung, aus Gudruns Thränen und aus Brunhilds Lachen noch ein Unheil hervorgehen werde.

Gudrun war still geworden, sie schluchzte nicht mehr, schlug nicht mehr die Hände zusammen, ihre Augen waren trocken, keine Thräne floß über die Wangen, aber vor Leid wollte ihr das Herz zerspringen. So saß sie neben der Leiche ihres geliebten Mannes.

Edle Fürsten und Frauen kamen, sie zu trösten. Die Frauen erzählten jede ihr eigenes Leid, das bitterste, das sie erlebt; wie sie Männer, Kinder, Geschwister auf der Walstatt, auf dem Meere verloren, Gefangenschaft und Knechtschaft erduldet hatten.

Eine der Fürstinnen sprach: „Auf der Walstatt verlor ich meinen Gatten und all meine sieben Söhne. Meinen Vater und meine Brüder verschlang die tückische See und alles mußte ich in einem Jahre erdulden. Niemand war der mich getröstet hätte. Vielmehr ward ich selbst gefesselt und kriegsgefangen fortgeführt.

In der Knechtschaft mußte ich die niedrigsten Magddienste verrichten und oft bin ich gescholten und sogar geschlagen worden."

Doch Gudrun konnte nicht weinen. Trockenen Auges und steinharten Herzens saß sie neben der Leiche des Geliebten.

Da hob Gullrönd, Gibichs Tochter, das Tuch von Sigurds Leiche. Nur einmal blickte Gudrun auf; sie sah des Königs Haar vom Blute triefen, sah die leuchtenden Augen des Fürsten erloschen und die Brust vom Schwerte durchbohrt.

Da sank sie zurück aufs Polster, das Haar löste sich auf, rot ward die Wange und ein Thränenstrom rann ihr in den Schoß.

Sie konnte wieder weinen und mit bebender Stimme begann sie zu klagen: „Ach, wie bist du, mein Sigurd, dahin! Du ragtest empor über alle Fürsten, wie der Baum über das Gras, wie ein Edelstein warst du unter Sand und Kies. Auch ich dünkte mich erhabener, weil ich dein Weib war. Nun bin ich wie ein Blatt, das der Wind verweht. Einsam muß ich sein und verachtet. Das haben meine Brüder gethan und sie werden es entgelten, Verderben wird ihnen Sigurds rotes Gold bringen. Und Brunhild hat es geraten, sie, die mir solch einen Helden nicht gönnte. Ach, warum mußte Sigurd mit Gunnar fahren, Brunhild, die unheilvolle, hierher zu bringen!" So klagte Gudrun.

Aber auch Brunhild ging Sigurds Tod zu Herzen und sie selbst wollte nicht länger leben. Laut weinend klagte sie die Mörder Sigurds an, sie, die doch einst selbst mit lachendem Mute zu diesem Morde geraten hatte, und indem sie erklärte, daß nach Sigurds Tode auch sie nicht länger leben wollte, bat sie nur um das eine, daß man ihren Leichnam mit dem Sigurds zugleich auf dem Scheiterhaufen verbrenne.

Als Gunnar das hörte, schlang er die Arme um den Hals seines Weibes und bat sie, von solchem Vorsatze zu lassen. Auch Högni und viele Helden Gunnars baten die Königin, ihr Leben zu erhalten. Allein Brunhild stieß den Gatten von sich und auf die Ermahnungen der Freunde gab sie keine Antwort.

Da wendete sich Högni an Gunther und sprach: „Laß dem Weibe seinen Willen. Mag sie zur Helle fahren und niemals zurückkehren, das unheilvolle Weib, das vielen zum Unheil in dieses Land gekommen ist." Damit wandte er sich unwillig hinweg.

Brunhild aber saß unter ihren Frauen und Jungfrauen und verteilte ihre Schätze. Dann legte sie ihre goldene Brünne an und mit scharfem Dolche sich die Seite durchbohrend sank sie aufs Polster zurück.

Zu ihren Frauen sprach sie: „Tretet heran, wer mit mir zur Helle gehen will; mit einem goldenen Halsbande will ich jede

zu dem langen Gange schmücken, mit schimmerndem Schleier und gesticktem Kleid."

Aber keine der Frauen war bereit, mit Brunhild zur Helle zu fahren. „Genug sind gestorben," sprachen sie alle, „wir wollen noch leben."

Da rief Brunhild ihren Gatten herbei. Sie bat ihn noch einmal, ihr ihre letzte Bitte zu erfüllen und einen Holzstoß auf dem Felde aufzurichten, der groß genug wäre, Sigurds und ihren eigenen Leichnam aufzunehmen.

Auch sagte sie ihm noch manches, was in Zukunft sich ereignen werde, wie Gudrun sich mit Gunnar wieder versöhnen und, wenn auch ungern, Brunhilds Bruder Atli zum Gemahl nehmen werde und wie Sigurds Gold dereinst auch Gunnar und seinem ganzen Geschlechte zum Verderben gereichen werde.

Dann schloß sie: „Mehr noch wollte ich sagen, wenn mir zu reden vergönnt wäre; doch die Wunden schwellen und mir versagt die Stimme." Sie sank zurück und ihre Augen brachen.

Da that Gunnar, wie Brunhild gebeten hatte. Um Sigurds Leichnam wurden Zurüstungen getroffen nach alter Sitte. Ein großer Scheiterhaufen ward errichtet und als er recht im Brand war, legte man Sigurds und Brunhilds Leichen auf denselben.

Die aber den Scheiterhaufen umstanden, sprachen alle, daß kein solcher Mann je wieder in der Welt sein werde, wie Sigurd und daß sein Name nicht werde vergessen werden, so lange die Welt steht.

VII. Als Sigurd bestattet war, wollte Gudrun nicht länger in der Burg ihrer Brüder bleiben. Sie floh und Tage lang irrte sie durch Wälder und Heiden, bis sie zu der Halle König Alfs kam, bei dem Sigurd einst gelebt hatte.

Dort saß sie sieben Halbjahre und Thora, Alfs zweite Gemahlin, war bestrebt, ihr Gemüt zu erheitern.

Fleißig stickten die Frauen zusammen kunstreiche Werke mit silbernen und goldenen Fäden: Burgen mit weiten Hallen und Seen von Schwänen belebt. Auch wirkten die Frauen in kunstreichen Bildern, wie gute Helden im Kampfspiele gegen einander fochten, wie zahlreiche Heere mit Schild und Schwert zum Kampfe auszogen, wie Sigmund auf guten, mit Gold und allerlei Schnitzwerk gezierten Schiffen vom Strande stieß und die Waffenthaten vieler anderer Helden.

Unterdessen kam den Nibelungen, so nannte man Gudruns Brüder, die Nachricht, daß der König Atli, Brunhilds Bruder, ihnen zürne und ihnen den Tod Brunhilds Schuld gebe.

Da verglichen sich die Nibelungen mit Atli und versprachen

ihm einen großen Teil des Goldschatzes, den Sigurd von Fafnir gewonnen. Atli aber forderte, daß sie ihm auch ihre Schwester Gudrun zur Gemahlin gäben. Die Nibelungen waren es zufrieden und machten sich auf, ihre Schwester davon zu benachrichtigen.

Mit vielen Recken und in glänzenden Rüstungen zogen sie zu König Alfs Hofe und wurden dort wohl empfangen.

Als aber Gudrun hörte, weshalb sie gekommen waren, weigerte sie sich, Atlis Gemahlin zu werden. Sie, die nach Sigurds Tode überhaupt keinen Gatten wieder haben wollte, wollte am wenigsten Brunhilds Bruder zum Gatten nehmen.

Die Brüder aber redeten ihr zu und reiche Geschenke an Gold boten sie ihr, den erschlagenen Gatten zu büßen.

Dem vielen Drängen der Brüder gab Gudrun endlich nach und willigte, obwohl ungern, darein, Atlis Gemahlin zu werden.

Da machte man sich sofort auf die Reise zu Atlis Burg. Sieben Tage lang fuhren sie durch kaltes Land, andere sieben Tage schlugen sie die Wogen der See mit ihren Rudern und wieder sieben Tage zogen sie durch dürre Heiden.

Darnach gelangten sie zu Atlis Burg, wo die Wächter die Thore öffneten, daß die Nibelungen mit der Braut des Königs einzögen.

Bald ward die Hochzeit gefeiert, doch wollte es Atli dünken, als sei Gudrun üblen Mutes und böser Ahnungen voll.

Auch Atli hatte bald allerlei beunruhigende Träume. Eines Morgens sprach er zu Gudrun: „Ich sah im Traume, wie im Garten Schößlinge, die ich gepflanzt hatte, ausgerauft lagen und mit Blut waren die Wurzeln gerötet. So wurden sie auf den Tisch gebracht, daß ich davon äße.“

Da sprach Gudrun: „Nichts Günstiges mag dieser Traum bedeuten und ich fürchte, daß unsere Kinder ermordet werden.“

Reichen Brautschatz hatte Atli seiner Gemahlin gegeben und er hielt sie in allen Dingen wohl und erwies ihr große Ehren. Gudrun aber blieb ernst und traurig und nicht hatte sie Atli einmal lachen gesehen.

Jahre waren vergangen, Atli und Gudrun hatten blondgelockte Kinder, aber noch immer mochte Gudrun nicht von ihrem Trauern lassen.

Ebensowenig hatte Atli vergessen, daß die Nibelungen den Goldschatz noch besaßen, den Sigurd von Fafnir gewonnen und den Gudrun als ihr Erbe hätte erhalten sollen.

Darum beschloß er, die Nibelungen zu seinem Hofe zu laden und die Herausgabe des Schatzes von ihnen zu erzwingen.

Er schickte also Boten zu Gunnar und Högni und der Führer der Boten hieß Wingi. Ihm trug er auf, die Nibelungen zu

einem Feste zu laden, daß er veranstalten wolle, und große Ehren sollte der Bote den Brüdern versprechen.

Gudrun aber hatte gehört, was Atli mit Wingi gesprochen hatte und sie fürchtete, daß ein Anschlag voll List und Bosheit gegen ihre Brüder im Werke sein möchte. Deshalb ritzte sie Runen in einen Stab, mit denen sie ihre Brüder warnen wollte und trug dem Boten auf, diesen Stab ihren Brüdern zu geben. Auch gab sie dem Boten den Ring des Zwerges Andwari mit, daß er ihn ihren Brüdern gäbe und Wolfshaare knüpfte sie in den Ring, Gunnar und Högni damit zu warnen.

Die Boten begaben sich auf die Reise nach des Königs Gebote. Wingi aber veränderte die Runen des Stabes, den ihm Gudrun mitgegeben hatte, daß die Runen den Sinn ergaben, als ob Gudrun ihre Brüder ermuntere, zu König Atlis Hofe zu kommen.

Als Wingi endlich zu Gunnars Halle kam, übergab er dem Könige Andwaris Ring, den Gudrun sendete, und mit lauter Stimme verkündete er seines Königs Botschaft: „Atli sendet mich hierher, euch zu bitten, daß ihr zu seinem Hofe kommt, Silber und Gold, Schilde und Speere, Rosse und Gewänder will er spenden und ein großes Fest will er zu euern Ehren veranstalten.“

Gunnar wandte das Haupt und fragte Högni, was er zu thun rate. „Sollten wir,“ sprach er, „nach Golde fahren, da wir selbst dessen genug haben? Haben wir nicht auch herrliche Schwerter mit goldenen Knäufen? Ist nicht mein Roß das beste und mein Schwert das schärfste? Zieren nicht Bogen und Schilde und goldene Helme und Brünnen in reicher Zahl meine Halle? Wüßte ich nur, was unsere Schwester uns andeuten wollte, als sie Andwaris Ring mit Wolfshaaren umwickelt uns sandte.“

Högni sprach: „Ich glaube, daß Gudrun uns damit warnen wollte. Wölfischen Sinnes sind wohl die, die uns zu diesem Feste laden.“

Auch alle Freunde und Mannen Gunnars waren der Meinung, daß die Fahrt nach Atlis Hofe wohl am besten unterbliebe.

Da übergab Wingi auch den Runenstab, den Gudrun gesendet hatte, und weise Frauen, unter ihnen auch Högnis Gattin Kostbera, machten sich daran, die Runen zu lesen; die Könige aber setzten sich zum Trinken nieder.

Gunnar ward trunken und als Wingi das merkte, sprach er: „Alt und schwach wird König Atli und es wird ihm schwer, sein Reich zu schützen. Euch will er daher sein Reich anvertrauen, so lange seine Knaben noch jung sind, denn euch gönnt er es am meisten.“

Als Gunnar das hörte, versprach er in seinem trunkenen Mute, die Fahrt zu unternehmen.

Da sprach Högni zu seinem Bruder: „Deine Zusage wirst

du halten müssen und ich werde dich begleiten, aber gewiß ist die Fahrt nicht zu unserm Heile."

Gunnar aber ließ die Trinkhörner bringen, daß sie mit Met gefüllt um den Tisch kreisten.

Als die Männer genug getrunken hatten und Högni zu seinem Weibe kam, sprach diese: „Du schickst dich an, eine weite Fahrt zu unternehmen, wolltest du aber meinem Rate folgen, so würdest du hier bleiben. Ich las die Runen, die deine Schwester ritzte und nicht rät sie dir zu kommen. Nur eins wunderte mich, daß Gudrun, die so weise und so runenkundig ist, diesmal so verworrene Runen gesandt hat. Entweder sie hat etwas dabei versehen oder andere haben die Runen verfälscht."

Högni antwortete: „Ihr Frauen seid argwöhnisch. Ich werde die Gefahr ruhig erwarten und was uns etwa zu Leide geschähe, fürchterlich vergelten."

Am nächsten Morgen erzählte Kostbera ihrem Gatten, daß ein Traum sie während der Nacht geängstigt habe. „Mir träumte," sprach sie, „ein weißer Bär wäre zur Halle gekommen. So grimmig schlug er mit seinen Tatzen, daß die Balken davon zerbrachen und euer viele verschlang er in seinen fürchterlichen Rachen."

Högni tröstete sein Weib und sprach: „Der weiße Bär bedeutet wohl die Unbill des Winters. Der Winter wird kommen und uns einhüllen. Alles ist starr im Winter."

Auch andere hatten schlimme, von der Reise abmahnende Träume gehabt, doch war es zu spät. Die Zusage, an Atlis Hof zu kommen, war gegeben und mußte gehalten werden.

So rüstete man sich denn zur Fahrt. Herrliche Rüstungen und Waffen wurden herbeigetragen für Gunnar und Högni, für Högnis Söhne und seinen Schwager und für eine kleine Anzahl von Mannen und Knechten. Übel war das bedacht, denn ein ganzes Heer hätte zu Atlis Lande ziehen sollen.

Ehe die Helden fortzogen, gingen Gunnar und Högni zum Rheine und versenkten darin Fafnirs verderbenbringendes Gold, so daß sie allein den Ort wußten, da es nun lag. Auch den unheilvollen Ring, an dessen Besitz Andwari den Fluch geheftet und den jetzt Gudrun den Brüdern mit Wolfshaaren umwunden als Warnungszeichen gesandt hatte, versenkten sie mit in den Rhein. Das Verderben aber sollten sie damit nicht von sich abgewendet haben.

Als die Helden sich endlich auf die Fahrt machten, gingen die Frauen mit ihnen bis zum Strande des Meeres. Wohl versuchten die Frauen, die Helden jetzt noch von der verderbendrohenden Fahrt abzuhalten und ihre Männer und sich vor dem Unglück zu wahren, das schreckliche Träume ihnen als bevorstehend verkündet hatten. Aber es war vergeblich.

Ehe die Helden die Schiffe bestiegen, sprach Kostbera, Högnis Gattin, noch zu Atlis Boten Wingi: „Ein schlimmer Gast wärest du uns gewesen, wenn unsern Männern in Atlis Lande Böses bevorstünde.“

Wingi aber verschwur sich hoch und teuer und sparte keine Eide, um die Frauen zu versichern, daß keine Gefahr ihren Männern drohte. „Zu den Riesen will ich verdammt sein,“ sprach er, „oder an den Galgen möge man mich hängen, wenn ich euch betrogen habe.“

Dann wünschten die Frauen den Männern glückliche Fahrt und Sieg, wenn es zum Kampfe käme; die Männer stiegen in das Schiff, ergriffen die Ruder und fuhren grüßend von dannen.

Die Frauen aber standen am Ufer und schauten den Davonfahrenden nach, bis sie ihnen aus den Augen verschwanden.

Bald geschah das, denn die Helden ruderten so stark, daß die Ruder sich bogen und wenn die Helden sich zurückbeugten, knarrten die Ruderpflöcke gewaltig und das Schiff drohte zu zerbersten.

Nicht lange fuhren die Helden, bis sie zum andern Ufer und zu Atlis Lande kamen.

Als sie aber aus dem Schiffe traten, banden sie dieses nicht an, denn sie hofften nicht, es zur Rückfahrt zu gebrauchen.

Nachdem sie noch eine Strecke über das Land geritten waren, kamen sie zu Atlis Burg und Högni klopfte mit dem ehernen Ringe, der an der Pforte hing, so stark an, daß die Pforte laut erklang.

Jetzt brach auch Wingi, Atlis Bote, der auf der ganzen Fahrt sich schweigend verhalten hatte, sein Schweigen und sprach: „Besser wäre euch, ihr begehrtet nicht Einlaß, sondern wendetet euch schleunig wieder von hinnen. Zu eurem Verderben habe ich euch hierher geführt und gar zu leicht habt ihr euch betrügen lassen.“

Högni erwiderte ihm: „Nicht vermagst du mit Worten uns zu schrecken, aber dein Los kannst du nur verschlimmern, wenn du noch mehr höhnende Worte reden willst.“

Ehe Wingi darauf noch etwas erwidern konnte, hatten ihn schon die Nibelungenhelden mit ihren guten Schwertern erschlagen und so seine Treulosigkeit bestraft.

VIII. Als dem König Atli angesagt ward, daß die Nibelungenhelden angekommen wären, ordnete er sein Kriegsvolk zum Kampfe, ritt hinaus und rief ihnen entgegen: „Seid willkommen bei uns, wenn ihr uns den Goldschatz geben wollt, den einst Sigurd besaß und der nun Gudrun gehört.“

Ihm antwortete Gunnar: „Nimmer empfängst du den Schatz und ehe wir das Leben lassen, sollst du es mit tapfern Männern

zu thun haben. Du hast uns zu einem Gastmahle hierher geladen; wohlan, laß sehen, ob es ein Gastmahl für Wölfe und Geier sein soll."

Und Högni sprach: „Wenn ihr euch vorgenommen hattet, mit Kampf uns zu bestehen, so solltet ihr wenigstens besser gerüstet sein, als ich es an euch sehe. Es wird wohl manchem unter euch noch so ergehen, wie des Königs Boten, den wir zur Helle entsendet haben."

Wütend wurden Atlis Mannen, als sie solche höhnende Rede hörten und kühn rannten sie gegen die Nibelungen an.

Ein großes Getöse entstand von dem Kampfe und auch Gudrun hörte es. Als sie vernahm, daß ihre Brüder gekommen wären und daß Atlis Mannen mit ihnen kämpften, warf sie den Halsschmuck von sich, daß die Ringe entzwei sprangen und eilend stürzte sie hinaus zu ihren Brüdern.

Die umarmte und küßte sie und zu Gunnar sprach sie: „Verraten bist du, mein Bruder. Was wollt ihr wenigen Männer gegen Atlis ganzes Heer ausrichten?"

Gunnar erwiderte: „Zu spät ists nun, unsere Helden zu sammeln und zu weit wäre es, sie vom Rheine hierher zu führen. Wir müssen uns wehren, so gut wir können."

Da sprach Gudrun: „Wohl habe ich euch gewarnt, hierher zu kommen; aber seinem Schicksale kann niemand entgehen und so seid ihr denn gekommen."

Dann versuchte sie zwar, dem schon entbrannten Kampfe zu wehren und den Streit zu schlichten, da ihr das aber nicht gelang, ergriff sie selbst ein Schwert und stand kämpfend ein für ihrer Brüder Leben.

Ein Mann hätte sich der Schläge nicht zu schämen brauchen, die sie mit dem Schwerte austeilte und mehr als einen von Atlis Mannen schlug sie nieder, daß er nicht wieder aufstand.

Unter den von ihr Erschlagenen war auch ein Bruder Atlis, dem sie ein Bein abhieb.

Auch ihre Brüder kämpften so tapfer, daß man noch lange von diesem Kampfe erzählte. Viele Brünnen wurden zerschlitzt und viele Helme zerschroten.

Schon hatte der Kampf vom frühen Morgen bis über den Mittag hinaus gedauert und Ströme Blutes flossen über das Feld. Unzählige Mannen Atlis waren erschlagen, aber auch von den Nibelungen lebte niemand mehr, als Gunnar und Högni.

Da wurden endlich auch diese beiden von der übermächtigen Zahl der Feinde überwunden. Von dem langen Kampfe ermattet und von zahlreichen Wunden entkräftet, wurde zuerst Gunnar überwunden und gefesselt.

Da kämpfte Högni noch allein. Sieben der Feinde erschlug er noch, dann ward auch er gefangen und die Hände wurden ihm zusammengebunden.

Der Kampf war zu Ende. Da begann Atli, den Verlust so vieler Männer zu beklagen und Gunnar und Högni drohte er mit entsetzlichen Qualen.

Gunnar aber sprach: „Thue, was dir gefällt. Als tapfer habt ihr uns erfunden, so lange wir heil waren. Nun sind wir wund und gefangen und du magst mit uns schalten. Doch zaghaft sollst du uns auch jetzt nicht finden.

Atli schickte darnach Boten zu Gunnar, die sollten ihm Leben und Freiheit anbieten, wenn er den Schatz Sigurds herausgeben wollte. Gunnar aber antwortete den Boten: „Nicht eher will ich den Ort nennen, wo Sigurds Gold verborgen ist, als bis ich Högnis blutiges Herz auf einer Schüssel vor mir liegen sehe."

Da gingen Atlis Boten hin und sprachen: „Greifen wir Hialli, den Koch, und bringen wir dessen Herz dem Könige Gunnar. So können wir Högni leben lassen und erfahren doch den Ort des Schatzes."

Erschrocken lief Hialli, als er merkte, um was es sich handle, in alle Winkel und kläglich flehend bat er, ihm sein Leben zu lassen.

Selbst Högni hatte Mitleid mit Hialli, der laut aufschrie, als er das Messer gegen seine Brust gezückt sah. Darum sprach er: „Warum wollt ihr den armen Schelm seines Lebens berauben, der euch nichts zu Leide gethan hat und dem sein Leben noch so lieb ist? Nehmt getrost mein Herz; so klägliches Gewinsel wie von diesem Koch werdet ihr von mir nicht hören."

Sie schnitten aber doch Hiallis Herz aus der Brust, legten es auf eine Schüssel und brachten es Gunnar.

Als Gunnar das Herz sah, sprach er: „Das ist nicht Högnis Herz. Dieses Herz zittert noch auf der Schüssel und mehr noch mag es gezittert haben, als es noch im Busen lag. Daran erkenne ich, daß es Högnis Herz nicht ist."

Nun ward auch Högni das Herz aus dem Busen geschnitten und nicht klagte Högni darum. Er lachte vielmehr laut auf, als das Messer in seinem Busen wühlte. Dann ward auch dieses Herz auf einer Schüssel vor Gunnar getragen.

Als es Gunnar sah, sprach er: „Wohl mag das Högnis Herz sein, denn es zittert nicht, da es auf der Schüssel liegt, und noch weniger mag es gezittert haben, als es noch in Högnis Busen schlug. Nun soll dir, Atli, Sigurds Gold immerdar verborgen sein. Nun Högni tot ist, lebt außer mir niemand mehr auf der Welt, der dir sagen könnte, wo der Schatz verborgen ist. Mag

er nun verborgen bleiben für immerdar und mögen die Wogen des Rheins in Ewigkeit über ihn hinrollen."

Atli ward über diese Worte sehr zornig und befahl, Gunnar lebendig in eine Grube zu werfen, die mit giftigen Schlangen angefüllt war und ihm die Hände zu binden, damit er sich gegen die Schlangen nicht wehren könne.

Unter heißen Thränen bat Gudrun ihren Gatten, dieses Urteil zurückzunehmen, aber Atli beharrte auf seinen Willen.

Da sandte Gudrun ihrem Bruder eine Harfe. Die schlug er mit den Zehen so kunstvoll, daß alle, die diese Töne hörten, Männer und Frauen, weinten.

Auch die Schlangen schliefen ein bei den Klängen der Harfe. Nur eine Natter, groß und schrecklich, schlängelte sich an Gunnar empor und grub ihren Giftstachel tief in sein Herz.

So starb der letzte der Nibelungenhelden und erfüllt war, was Weisungen und Träume vorher verkündigt hatten.

Am andern Morgen trat Atli auf Gunnars und Högnis Leichen und höhnte Gudrun, daß sie selbst an diesem Morde die meiste Schuld trage. Gudrun erwiderte: „Stolz gebärdest du dich auf den Leichen deiner Feinde, aber die Reue wird noch kommen. Sterbend haben dir die Helden als ihr Vermächtnis stete Besorgnis hinterlassen und von mir magst du dich keines Guten versehen, so lange ich lebe."

Da versprach Atli seinem Weibe, den Mord ihrer Brüder mit reichen Geschenken an Gold und Silber zu büßen.

Gudrun aber erwiderte: „Die Hoffnung laß fahren, daß du mit Gold den Mord büßen und mich versöhnen könntest. Deuchte ich dir bisher grimmig, so werde ich es jetzt nur noch mehr sein. Nie werde ich dir den Mord meiner Brüder verzeihen, nie werde ich vergessen, wie auf deinen Befehl ein blutiges Messer in Högnis Herzen wühlte. Unversöhnlich bin ich, seit Högni, mein Liebling, gemordet wurde. Mit ihm wuchs ich in einem Hause auf, fröhlich spielten wir als Kinder zusammen, die Mutter schenkte uns Gold und allerlei Gaben. Diesen Bruder hast du mir genommen und du kannst mir seinen Tod nicht büßen, was du auch sagst und thust. Immer werde ich dich hassen."

Atli war trotzdem sorglos und fürchtete nichts Übeles. Auch Gudrun wollte ihren Gatten nicht durch scharfe Reden weiter aufreizen und schien anderen Sinnes zu werden. Das machte Atli noch sicherer.

Einst sprach Gudrun zu ihm: „Gewaltig sind die Männer und vermögen wohl, der Frauen Willen zu beugen. Wenn der Ast verdorrt, vertrocknet auch die Blüte, aber der Mann ist der Ast, die Frau die Blüte. Wenn die Rinde abgeschält wird, stirbt

der Baum und das Weib ist der Baum, der Mann die schützende Rinde."

Durch solche Worte ließ Atli sich bethören und nicht glaubte er noch Arges von Gudrun fürchten zu müssen.

Gudrun aber sann auf günstige Gelegenheit, Rache an dem Könige zu nehmen. Sie veranstaltete ein Gastmahl zur Leichenfeier für ihre Brüder und auch Atli erschien bei demselben.

Da schenkte sie ihm roten Wein ein, der war mit Blut gemischt und als Trinkgefäße reichte sie ihm ein paar vergoldete Hirnschalen.

Als Atli nach dem Mahle nach seinen Söhnen fragte, die er während des ganzen Tages nicht gesehen hatte, erhob sich Gudrun trotzig und mit kalter Ruhe erwiderte sie dem Könige: „Aus den Hirnschalen deiner Söhne hast du roten Wein mit dem Blute deiner Söhne gemischt getrunken. Nun denke daran, daß ich dir gesagt habe, wie ich des Mordes meiner Brüder nie vergessen wolle. Jetzt habe ich Gleiches mit Gleichem vergolten. Viel zu mild wäre es gewesen, dich zur Rache für meine Brüder zu töten und so mußte das Ungeheure geschehen."

Auf sprang da Atli und alle Männer an der Tafel sprangen mit ihm auf. Bleich waren alle vor Schrecken über die entsetzliche That des Weibes. Wehruf erscholl durch den Saal und mit den Frauen beweinten auch viele Männer das Schicksal der Knaben.

Nur Gudrun weinte nicht. Viele Scheltworte wechselte sie mit König Atli, der im Zorne zu viel trank und bald trunken ward.

So ward es Gudrun leicht, auch an ihm selbst und an seinem eigenen Leben für ihrer Brüder Ermordung Rache zu nehmen. In der Nacht, als Atli schlief, senkte sie ihm den scharfen Dolch tief ins Herz, daß er in seinem Blute schwimmend seinen Geist aufgab. Dann sprang sie auf und warf brennende Fackeln in die Burg, daß alles Volk, das in der Burg war, dem Flammentode überliefert ward.

So rächte Gudrun ihre Brüder.

Aber auch sie wollte nun nicht länger leben. Sie ging hinaus zum Strande des Meeres, faßte schwere Steine in ihr Gewand, sprang hinab und ward bald von den tosenden Wellen verschlungen.

---

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

# VOL

# OLUME
# 3

# Götter und Helden.

## Griechische und deutsche Sagen.

Als Vorstufe des Geschichtsunterrichts

bearbeitet

von

**Albert Richter.**

Drittes Bändchen.

Zweite Auflage.

Leipzig.

Verlag von Friedrich Brandstetter.

1878.

# Inhalt.

Seite

# Die Nibelungen.

I. Zu Worms am Rheine, im Lande der Burgunden wuchs ein edles Mägdlein auf; das war so schön, daß man in allen Landen kein schöneres finden mochte, und dabei war sie an Tugenden so reich, daß niemand im ganzen Lande ihr gram war. Drei edle und mächtige Könige, Gunther, Gernot und Giselher, ihre Brüder, sorgten für sie und beschützten sie, wie es wohl in ihrer Macht stand. Ihre Mutter hieß Ute; ihr Vater Dankrat aber war bereits gestorben. Wie die drei jungen Könige selbst gar tapfere und starke Helden waren, so waren ihnen auch die kühnsten Recken, von denen man je gesagt hat, unterthan. Diese Recken aber waren: Hagen von Tronje, dessen Kühnheit schon sein Beiname bezeichnete, denn man nannte ihn den Grimmigen, sowie sein Bruder, der Marschalk Dankwart, den man den Schnellen nannte. Aus der Stadt Metz stammte der Held Ortwin, ein Neffe der vorigen, der an dem Hofe der Könige das Amt eines Truchseß verwaltete. Ferner waren unter den besten Helden die beiden Markgrafen Gere und Eckewart, der Spielmann Volker von Alzei, Rumolt der Küchenmeister, Sindolt der Mundschenk und Hunolt der Kämmerer. Außer diesen vorzüglichsten Recken gab es an dem Hofe der Könige noch manchen andern guten Helden.

An einem so edlen und mächtigen Königshofe lebte Kriemhild, denn so hieß das edle Mägdlein, der Könige Schwester. Da träumte ihr einst, wie sie einen schönen, wilden Falken sich aufzöge, wie aber zwei Adler kämen und ihn vor Kriemhilds Augen mit ihren Klauen zerrissen. Größeres Leid, als sie es da im Traume sah, hätte der Jungfrau nimmer geschehen können. Sie erzählte den Traum ihrer Mutter Ute und diese sprach: „Der Falke, den du zogest, das ist ein edler Mann; wenn Gott ihn dir nicht behütet, so mußt du ihn bald verlieren.“ Kriemhild aber mochte nichts von einem Manne wissen. „Was sagt Ihr mir von einem Manne, viel liebe Mutter?“ sprach sie, „ich will immer ohne

die Liebe eines Mannes bleiben.“ Da erwiederte ihr die Mutter: „Verrede es nicht gar zu sehr. Wenn du je in dieser Welt recht von Herzen froh werden willst, so kann es nur geschehen, wenn dir die Liebe eines edeln, guten Mannes zu Theil wird.“ „Laß die Rede bleiben, liebe Mutter,“ entgegnete Kriemhild, „wir haben an manchem Weib ersehen, wie auf die Freude zuletzt Leid folgt. Ich will beides, Leid wie Freude, meiden; so wird es mir immer wohl ergehn.“

So lebte denn die Jungfrau nach dieser Unterredung gar manchen Tag bei ihrer Mutter und bei ihren Brüdern und mochte nichts von Liebe wissen, wiewohl gar mancher werthe Mann nach ihrer Liebe Sehnsucht trug.

II. Am Niederrhein, in der weithin bekannten Burg Santen erwuchs zu derselben Zeit eines edeln Königs Kind; dessen Vater hieß Siegmund und seine Mutter Siegelind. Der Knabe aber selbst war Siegfried geheißen. Schon in seinen jungen Tagen hörte man Wunder von ihm sagen; wie er so stark und tapfer und dabei von Angesicht so schön sei. Als er so weit erwachsen war, daß er an seines Vaters Hofe auch öffentlich erscheinen durfte, da sah man ihn gar gern und besonders die Frauen waren ihm hold und wünschten, daß er noch öfter öffentlich erscheinen möchte. Wie die Eltern ihrem Sohne prächtige Kleider machen ließen, damit seine äußere Erscheinung eine allen gefällige wäre, so sorgten sie auch dafür, daß er sich wohl und eines Königssohnes würdig benehmen lerne und zu diesem Zwecke übergaben sie ihn der Zucht weiser Männer, die sich darauf verstanden, was feine Sitte war.

Als der Knabe in das Alter gekommen war, da es ihm erlaubt war, Waffen zu tragen, hieß der König Siegmund allen seinen Mannen kund thun, daß er mit lieben Freunden ein großes Fest zu feiern gedenke und auch zu fremden Königen ward diese Botschaft getragen. Wo man einen fand, der ebenfalls so alt war, daß er nun Ritter werden sollte, den lud man ein, daß er an den Hof des Königs Siegmund käme und dort mit dem jungen Siegfried zugleich das Schwert nähme und zum Ritter geschlagen würde.

Von dem Feste der Schwertnahme wären wohl Wunder zu sagen. Große Ehre gewannen der König und die Königin damit, daß sie an Einheimische und Fremde großes Gut an Gold und prächtigen Kleidern austheilten. Vierhundert Schwertknappen sollten samt Siegfried neue Kleider empfangen; da hatten die Frauen und Jungfrauen des Hofes Arbeit genug, diese Kleider zu wirken. Sie thaten es aber gern, dem jungen Siegfried zu Liebe, und ließen sich nicht die saure Mühe verdrießen, die golddurchwirkten Borten, mit denen die Kleider besetzt werden sollten, mit herrlichen

Edelsteinen zu schmücken. In dem Hofe der Burg aber wurde nach des Königs Befehle mancher Sitz für die werthen Gäste hergerichtet, da die gewöhnliche Anzahl von Stühlen und Bänken nicht entfernt ausreichte.

Als der Tag des Festes kam, da gingen früh zu dem Münster mancher edle Ritter und mancher Knappe, der heute erst Ritter werden wollte. Die älteren mußten an diesem Tage den jüngeren dienen, wie ihnen früher ebenfalls von älteren gedient worden war. Gott zu Ehren sang man eine Messe und als darauf die jungen Knappen nach ritterlichem Brauch zu Rittern geschlagen wurden, da geschah es mit so großen Ehren, daß wohl nie eine Schwertnahme feierlicher gewesen war. Nach dem Gottesdienste aber überließ man sich der Lust. Auf dem Burghofe stand manches starke Streitroß gesattelt und Jung und Alt fing an, gegen einander zu rennen. Der Buhurt ward so stark, daß Palast und Saal davon widerhallten; Lanzenschäfte wurden da in großer Zahl zerbrochen und manchen Splitter sah man im Hofe fliegen, glänzende Schilde wurden da arg zerschlagen und auf dem Grase lag mancher edle Stein, der vorher die Spange eines Schildes geziert hatte.

Nach dem Turnier setzte man sich zum Essen nieder. Da gab es kräftiger Speisen die Fülle und des besten Weines genug, so daß die müden Helden sich wohl wieder stärken konnten. Während des Essens aber trieben die Scharen der Spielleute, die sich zum Feste eingefunden hatten, ihr Wesen mit Singen, Spielen und Scherzen, und wenig Ruhe gönnten sie sich, wohl wissend, daß sie reiche Gabe zum Lohn dafür zu hoffen hatten. Darauf befahl König Siegmund dem jungen Siegfried, daß er Land und Burgen an seine Schwertgenossen, die nun gleich ihm Ritter waren, austheile. Des freute sich mancher, der aus weiter Ferne zu dem Feste herbeigeeilt war. In solcher Weise währte das Fest sieben Tage lang. Viel rothes Gold und manches prächtige Kleid wurde während dieser Tage ausgetheilt und die Königin Siegelind sparte ihren Reichthum nicht, damit man ihrem Sohne hold sein möge.

Als die Herren wieder auseinander gingen, da hörte man wohl den Wunsch aussprechen, daß der junge Siegfried die Herrschaft des Reiches nun antreten und König sein möchte. Dieser aber wollte nichts davon wissen, so lange Siegmund und Siegelind lebten. „Nicht will ich“, sprach er, „die Krone tragen, so lange meine Eltern leben. Wenn aber Gewalt sich drohend unserm Reiche nähern sollte, dann will ich Herr sein, auch ohne daß ich die Krone trage.“

III. Einst hörte Siegfried erzählen, wie in Burgund ein Mägdlein wäre, wie man es sich nicht schöner zu wünschen ver-

möchte. Weit und breit sei ihre große Schönheit und ihre hohe Gesinnung kund und gar mancher Mann sei ihretwegen nach König Gunthers Lande gezogen; wie viele aber auch um die Minne der hohen Jungfrau geworben hätten, so habe doch diese noch keinem derselben ihre Liebe geschenkt. Da gedachte Siegfried auch um Kriemhild's Liebe zu werben und er hoffte wohl, die schöne Jungfrau zu gewinnen. Hatten ihm doch seine Mannen schon längst gerathen, sich eine Frau zu wählen, wie sie dem mächtigen Königssohne gebührte. Als sie einst wiederum mit solchen Bitten vor ihn traten, sprach er: „So will ich Kriemhild nehmen, die schöne Jungfrau aus Burgundenland, von der mir wohl bekannt ist, daß selbst der mächtigste Kaiser, wenn er sich ein Weib nehmen wollte, sich ihrer nicht zu schämen brauchte.“ Solche Rede ward von den Dienern auch dem Könige Siegmund gesagt. Dieser erschrak, als er es hörte und auch die Königin trug darum große Sorge um ihr Kind, denn die Eltern kannten den König Gunther und seine Mannen gar zu wohl. So fing man an, dem Königssohne sein Werben zu verleiden. Dieser aber sprach: „Viel lieber Vater mein! Lieber wollte ich ganz ohne die Liebe einer edlen Frau sein, wenn ich nicht da um Liebe werben sollte, wohin die Zuneigung meines Herzens sich richtet.“ — „Und willst du nicht davon lassen“, sprach da der König, „so will ich es dir wenigstens zu Ende bringen helfen, so gut ich immer kann. Denn wisse wohl, der König hat gar manchen stolzen Ritter; und hätte er auch weiter keinen, als den stolzen Hagen, so könnte uns doch schon dieser fürchten lassen, es möchte uns leid werden, daß wir um die herrliche Jungfrau geworben.“ — Siegfried aber sprach: „Wer mag uns hinderlich sein? Was ich nicht in Freundschaft von ihnen erbitten kann, das mag ihnen dann meine starke Hand abnöthigen; ja, ich traue mir sogar zu, ihnen Land und Leute abzuzwingen.“ — Da sprach der König Siegmund: „Deine Rede ist mir leid; denn würde sie zu Worms wiedergesagt, so dürftest du nach dem, was mir von Gunther und von Gernot bekannt ist, nimmer in das Land reiten. Mit Gewalt kann niemand die Jungfrau gewinnen. Willst du aber mit Recken in das Land reiten, so hoffe ich wohl, daß unsere Freunde bald bei uns sein werden, wenn wir sie wollen holen lassen.“ — „Das ist nicht mein Wille“, erwiederte Siegfried, „daß mir Recken zu einem Kriegszug an den Rhein folgen sollten. Ich will die Jungfrau lieber mit meiner Hand allein erwerben. Gebt mir, lieber Vater, nur zwölf Recken mit, daß ich mit Ehren in Burgundenland einreite.“ — Der Vater war es zufrieden und hieß den auserwählten Recken kostbares Pelzwerk zu Kleidern geben. Die Mutter aber, als sie es vernahm, begann zu trauern und zu weinen um ihr liebes Kind, weil sie fürchtete, sie möchte es durch

Gunthers Mannen verlieren. Doch sprach sie: „Da du nicht anders willst, so will ich dir, mein liebes Kind, und deinen Helden Kleider genug besorgen und sie sollen wahrlich die besten sein, die je ein Ritter trug.“ — Da neigte sich Siegfried vor der Königin und dankte ihr.

Nun gab es der Arbeit genug. Schöne Frauen saßen Tag und Nacht und wirkten an den Kleidern der Helden und der König selbst befahl ihnen, den Schmuck nicht zu sparen. Glänzende Brünnen, feste Helme, schöne breite Schilde wurden ebenfalls für die Reise zugerichtet; und als die Helden sich aufmachten, da hatten sie wohl Ursache, auf ihre prächtigen Rosse, auf ihr mit Gold reich verziertes Reitzeug, auf ihre herrlichen Waffen und Kleider stolz zu sein. Wie fröhlich aber und wohlgemuth die Recken bei ihrem Auszuge waren, so traurig und niedergeschlagen waren der König und die Königin.

Am siebenten Morgen nach der Abreise kamen die Helden nach Worms. Da begann ein großes Staunen und Gaffen unter dem Volke und viele von König Gunthers Mannen liefen den herrlichen Helden entgegen, welche schöner waren, als alle, die man bis jetzt zu Worms gesehen hatte. Wie die ritterliche Sitte es erheischte, gingen den Ankommenden tapfere Ritter entgegen, sie als Gäste in ihrer Herren Lande zu begrüßen und ihnen die Rosse und die Schilde abzunehmen. Siegfried aber sprach, als sie die Rosse nach dem Stalle führen wollten: „Laßt uns die Rosse stehen, denn wir wollen bald wieder von hier fort. Saget mir nur, wo ich den mächtigen König Gunther finden kann; mit dem möchte ich gern reden.“ — „Wollt Ihr den König finden,“ antwortete da einer der Ritter, „so kann es bald geschehen. In jenem Saale habe ich ihn gesehen. Dahin gehet, dort werdet ihr ihn und manchen anderen herrlichen Helden finden.“

Unterdessen war dem Könige schon angesagt worden, daß schöne Ritter gekommen wären, die glänzende Brünnen und herrliches Gewand trügen. Niemand aber im Lande der Burgunden kenne sie. Das nahm den König Wunder und er hätte gern gewußt, von wannen die Helden gekommen waren. Darum schickte er nach Hagen, dem alle Reiche und Länder bekannt waren. Hagen ging zu einem Fenster und richtete seine Augen auf die Helden, die ihm gar wohl gefielen, die aber auch ihm fremd waren. Doch sprach er: „Von wannen auch die Helden an den Rhein gekommen sein mögen, so scheinen sie doch entweder selbst Fürsten oder eines Fürsten Boten zu sein. Nach allem, was ich von Siegfried gehört habe, glaube ich wohl, daß jener herrliche Recke der junge Siegfried sein könnte, dessen Heldenhand die kühnen Nibelungen, Schilbung und Nibelung, die mächtigen Königskinder, erschlagen und seitdem manche wunderbare Heldenthat verrichtet hat.“

Und nun begann Hagen von Siegfrieds Thaten zu berichten und sprach: „Als der Held einst allein und ohne jede Hilfe ausritt, fand er vor einem Berge, in dem der Nibelungen Hort geborgen war, manchen kühnen Mann, den er vordem nie gesehen. Der Hort aber war aus dem Berge herausgetragen, weil ihn die Nibelungen theilen wollten. Als Siegfried sich ihnen näherte, sprach einer unter ihnen: „„Hier kommt der starke Siegfried, der Held von Niederlanden!““ und freundlich ward der Held von Schilbung und Nibelung empfangen. Dann baten sie ihn gemeinsam, daß er ihnen den Schatz theile und Siegfried sagte es gern zu. Es lagen aber da so viel der edeln Steine, daß es hundert Rüstwagen nicht hätten tragen mögen und des rothen Goldes, das da getheilt werden sollte, war noch mehr. Zum Lohne gab man ihm das gute Nibelungenschwert, Balmung genannt, durch das den Nibelungen später großes Unheil geschah. Denn als diese mit Siegfrieds Theilung nicht zufrieden waren und zornig wurden, griffen zwölf ihrer Freunde, starke und kühne Riesen, den Siegfried an. Dieser aber bezwang mit dem guten Schwerte nicht nur diese zwölf, sondern auch noch siebenhundert andere Recken aus Nibelungenland; selbst die beiden reichen Könige Schilbung und Nibelung fanden in dem Kampfe den Tod von Siegfrieds Hand. Die übrigen Recken aber überkam eine so große Furcht vor dem kühnen Helden und seinem guten Schwerte, daß sie ihm das Land samt den Burgen zu eigen gaben. Nur einer, der starke Zwerg Alberich, mochte sich nicht an Siegfried ergeben und wollte seine Herren rächen. Aber auch er mußte Siegfrieds Stärke empfinden und wiewohl er wie ein wilder Löwe gegen ihn anlief, wurde er doch überwunden und die Tarnkappe ihm abgenommen. So waren alle, die zu kämpfen gewagt hatten, erschlagen oder besiegt und Siegfried war nun des Schatzes alleiniger Herr. Den ließ er wieder dahin tragen, von wo ihn die Nibelungen weggenommen hatten; den Zwerg Alberich aber setzte er zum Schatzmeister über denselben.“

So erzählte Hagen und dann fuhr er fort: „Auch einen Lindwurm hat der Held, wie mir bekannt geworden ist, erschlagen. In dessen Blute hat er sich gebadet, und davon ist seine Haut hörnen geworden, so daß ihm jetzt keine Waffe etwas anhaben kann. So wollen wir den Helden heute ja mit Ehren empfangen, damit wir uns nicht seinen Haß zuziehen und uns dadurch in großes Unheil bringen.“

Da sprach der König Gunther: „Du magst wohl recht haben,“ und eilend ging er mit seinen Recken hinab in den Hof, um Siegfried willkommen zu heißen und sie ließen es dabei nicht an feiner Sitte fehlen. Auch Siegfried neigte sich ehrerbietig vor den freundlich Grüßenden. „Seid uns willkommen,“ sprach der König zu Siegfried,

„samt euern Kampfgenossen, die mit euch gekommen sind. Ich und meine Verwandten werden euch gern zu Diensten sein.“ Dann schenkte man den Gästen von König Gunthers Wein und die beste Herberge, die man fand, ward ihnen angewiesen. Bald war Siegfried von allen an des Königs Hofe gern gesehen und mehr der Ehre wurde ihm geboten, als man sagen kann.

Auch viel Kurzweil wurde nun von den Königen und ihren Mannen getrieben; was aber auch immer getrieben werden mochte, immer war Siegfried der stärkste und geschickteste. Mochten sie nun den Stein werfen oder den Schaft schießen, so war Siegfrieds Kraft doch so groß, daß es ihm niemand gleich thun konnte. Auch die Frauen, die bei diesen ritterlichen Spielen zusahen, freuten sich des Helden von Niederland. Er selbst aber trug in seinem Herzen eine liebliche Jungfrau, die er zwar noch nicht gesehen, die aber im geheimen viel gutes von ihm sprach. Denn wenn die Helden auf dem Hofe ihre Kurzweil trieben, dann stand Kriemhild am Fenster und schaute hinab, bis ihre Augen Siegfried fanden, der oft bei Seite trat, an Kriemhild dachte und zu sich selbst sprach: „Ach, könnte es doch geschehen, daß ich die edle Jungfrau einmal mit meinen Augen schaute, die Jungfrau, die ich schon längst von Herzen minne. Daß sie mir so fremd noch ist, darum muß ich traurig sein.“ Am traurigsten aber waren Kriemhild und Siegfried, wenn dieser mit den Königen und ihren Recken ins Land hinaus reiten mußte.

So lebte Siegfried an König Gunthers Hofe ein volles Jahr, ohne daß er die geliebte Jungfrau je gesehen hätte.

IV. Nach einem Jahre schickten Liudeger der Sachsenkönig und Liudegast der Dänenkönig Boten an König Gunther, um ihm Krieg anzukündigen.

Gunther hieß die Boten in die Herberge führen und ihrer wohl zu pflegen, wie feind er ihnen auch war. Ihm selbst war nicht wohl zu Muthe und niemand sagte er von der Botschaft, bis er nicht Gernot, Hagen und andere seiner Treuen hatte zu sich fordern lassen und ihre Meinung gehört hatte. Als die versammelt waren, sprach er: „Man will uns hier in unserem Lande mit starker Heerfahrt heimsuchen; das laßt euch leid sein.“ Gernot aber, der kühne und muthige, sprach: „So werden wir's mit Schwertern wehren; und wenn ich selbst den Tod dabei finden müßte, so wollte ich doch nicht anders thun, als meine Ehre mir gebietet. Laßt nur die Feinde kommen, sie sollen uns willkommen sein.“ Hagen sprach dagegen: „Diese Rede dünket mich nicht gut. Liudegast und Liudeger sind übermüthige Helden und wir vermögen in so

kurzer Zeit unsere Freunde nicht um uns zu versammeln. Warum wollt ihr Siegfried nichts davon sagen?"

Nach dieser Berathung begegnete Siegfried dem Könige und sah wohl, daß dieser gar traurig und niedergeschlagen einherging. „Mich wundert," sprach er zu ihm, „wie ihr auf einmal so traurig seid, während wir noch vor kurzem so fröhlich waren." — „Ich kann nicht allen," erwiederte der König, „den Kummer klagen, den ich verschwiegen im Herzen tragen muß. Nur treuen Freunden soll man seine Noth klagen." Als der König so sprach, erwiederte Siegfried: „Ich habe euch noch nie etwas abgeschlagen und mir könntet ihr euern Kummer wohl vertrauen. Suchet ihr Freunde, so laßt mich einen derselben sein!" „Lohn' es euch Gott, Herr Siegfried!" sprach da der König; „wie freue ich mich, daß ihr so freundlich mir gesinnt seid. Lebe ich noch eine Weile, so will ich euch diese Treue wohl vergelten. Doch — nun höret, warum ich so traurig bin. Von meinen Feinden sind Boten angekommen, die mir sagen, daß man mit großer Heerfahrt mein Land heimsuchen will, mein Land, das noch nie von Feinden heimgesucht worden ist." — „Macht euch darum nicht allzugroße Sorge," entgegnete Siegfried, „laßt mich für eure Ehre und für eure Sicherheit einstehen und bittet eure Helden, daß sie euch auch zu Hilfe kommen. Und wenn auch eure Feinde mit dreißigtausend Mann euch angreifen wollten, so wollte ich sie doch besiegen, hätte ich auch nicht mehr als tausend Helden bei mir. Heißet darum nur schnell eure Mannen zusammenbringen, da ich selbst nicht mehr als zwölf meiner Recken bei mir habe. Auch Hagen und Ortwin, und Dankwart und Sindolt, deine lieben Helden, sollen uns beistehen und der kühne Volker mag die Fahne tragen. Ich wüßte keinen, dem ich diese Ehre lieber gönnte. Die Boten deiner Feinde aber sende heim und laß ihren Herren sagen, daß wir sie bald in ihrem eigenen Lande besuchen würden, damit unsere Burgen Frieden vor ihnen hätten." Gunther that, wie ihm Siegfried gerathen hatte.

Als die Boten wieder nach Dänemark kamen, erzählten sie, wie es ihnen im Lande der Burgunden ergangen war und was der König Gunther zu ihnen gesagt hatte. Sie fügten auch hinzu, daß sie in jenem Lande unter vielen andern kühnen Recken einen gesehen hätten, der aus Niederland gewesen sei und Siegfried geheißen habe. Als Liudegast das hörte, war es ihm sehr leid und er sammelte nun noch mehr der Freunde um sich, bis er ein Heer von zwanzigtausend Helden zur Kriegsfahrt beisammen hatte. Auch der König Liudeger von Sachsen ließ alle seine Helden zusammenrufen, so daß die beiden Könige vierzigtausend Mann gegen die Burgunden führen konnten. Aber auch diese hatten nicht gesäumt und zogen mit einer trefflichen Schar den Feinden entgegen.

Fahnenträger war, wie es Siegfried gerathen, der kühne Volker, der Führer der Schar aber der starke Hagen. Von anderen Helden waren noch im Heere Sindolt, Hunolt, Dankwart und Ortwin. Der König Gunther aber blieb daheim, denn Siegfried sprach zu ihm: „Herr König, bleibt ihr daheim bei den Frauen und laßt mich allein mit euren Recken ziehen. Seid nur wohlgemuth, ich hoffe euch beides wohl zu behüten, eure Ehre und euer Land. Die euch hier am Rheine aufsuchen wollten, die sollen wohl daheim bleiben; wir wollen ihnen so nahe an ihr Land reiten, daß ihr Uebermuth sich in Sorge verkehren soll."

Als das kleine Heer der Burgunden aufbrach, ging es durch Hessen stracks der sächsischen Grenze zu. Dort ward den Helden Dankwart und Ortwin die Nachhut anvertraut, Siegfried aber erbot sich, selbst auszureiten und zu erspähen, wo der Feind stünde. So ritt er allein in das Sachsenland hinein, nachdem er Hagen und Gernot die Führung der Hauptschar übertragen hatte. Er war noch nicht weit geritten, als er das Heer der Sachsen auf dem Felde lagern sah; obwohl es aber an Zahl das seinige weit übertraf und wohl vierzigtausend Mann oder mehr zählte, war Siegfried doch fröhlichen Muthes.

Auch von den Sachsen war ein Recke auf die Warte vorausgeeilt, um das Heer der Burgunden zu beobachten. Als die beiden Helden einander ersahen, betrachteten sie sich mit mißtrauischen Blicken; bald aber sprengte der Gegner, der kein Geringerer als der Dänenkönig Liudegast selbst war, gegen Siegfried heran, der nun ebenfalls seinem Pferde die Sporen in die Seiten drückte. Nachdem sie beide die Speere im Gegeneinanderrennen an ihren Schilden verstochen hatten, sausten sie an einander vorüber, als würden sie vom Winde geweht. Ebenso schnell aber wendeten sie ihre Rosse wieder um und gingen mit den Schwertern auf einander los. Da schlug Siegfried, daß die Luft erklang und aus dem Helme des Dänenfürsten stoben feuerrothe Funken unter Siegfrieds Schlägen. Aber auch Liudegast war ein trefflicher Kämpfer und führte manchen grimmigen Schlag gegen Siegfried. Das sahen dreißig von Liudegasts Mannen; ehe sie jedoch ihrem Könige zu Hilfe eilen konnten, hatte Siegfried schon den Sieg gewonnen. Drei große Wunden hatte er dem Könige durch die glänzende Brünne hindurch beigebracht und in Strömen floß das rothe Blut aus denselben. Da nannte der König Liudegast dem Helden seinen Namen und bat, daß er ihn leben lasse. Auch seine Lande bot er ihm an. Unterdessen waren auch Liudegasts dreißig Recken herangekommen. Muthig griffen sie Siegfried an, um ihren König zu befreien. Siegfried aber vertheidigte seinen reichen Geisel mit gewaltigen Schlägen und schlug alle seine Gegner nieder. Dann ritt

er zurück zu seinem Heere und erzählte, was geschehen war. Daß er die Wahrheit sprach, ersah man wohl an seinem rothen Helme und an dem gefangenen Könige.

Denen von Dänemark war es sehr leid, als sie erfuhren, daß ihr König gefangen wäre und der König Liudeger fing an, in ungefügem Zorne zu toben, als man es ihm sagte. Für Siegfried ging aber die Arbeit jetzt erst recht an. Als er den König Liudegast an Hagen übergeben hatte, sprach er: „Wohlauf nun, ihr Burgunden! es giebt noch mehr zu thun. Und wenn ich es erlebe, so soll, ehe sich der heutige Tag endet, in Sachsen manches Weib große Ursache zur Trauer haben. Seht nur auf mich, ihr Helden vom Rheine, ich weiß den Weg zu Liudegers Schar gar wohl und diese soll gewiß in große Noth kommen, bevor wir wieder umkehren."

Da eilte Gernot mit seinen Mannen zu den Rossen, Volker, der starke Spielmann, ergriff die Fahne und ritt der Schar voran, die völlig zum Kampfe bereit war. Zwar führte Siegfried nicht mehr als tausend Burgunden und seine zwölf Recken mit sich, aber es war eine fröhliche und kampflustige Schar. Auch die Sachsen machten sich auf, mit ihren scharfen Schwertern ihr Land zu vertheidigen und der Kampf entbrannte fürchterlich. Sindolt, Hunolt und Gernot schlugen gar manchen Helden zu Tode, ehe er noch recht erkannt, wie tapfer seine Gegner waren. Volker und Hagen und Ortwin löschten gar manches Helmes Glanz durch rothes Blut, das unter ihren Schwertern quoll und Dankwart that wahre Wunder der Tapferkeit. Auch die von Dänemark und die streitkühnen Sachsen ließen manchen Schild unter den mächtigen Schlägen ihrer Schwerter erdröhnen. Keiner aber in beiden Heeren kämpfte tapferer, als Siegfried. Wo sein gutes Schwert Balmung auf einen lichten Helm traf, da floß ihm stets ein blutiger Bach nach. Dreimal schon hatte er kämpfend das Heer durchritten, und dreimal war er wieder umgekehrt; da fand er Hagen und nun hielten beide im Streite zusammen und mancher gute Ritter mußte von ihrer Hand fallen. Am hitzigsten wurde der Kampf, als Siegfried und Liudeger einander fanden, denn auch dieser war gar ein tapferer Kämpfer und schlug scharfe Schläge und gar wohl wußte er, daß Siegfried es gewesen war, der seinen Bruder Liudegast gefangen genommen hatte. Als er sich aber vor Siegfrieds Schlägen nicht mehr schützen konnte, rief er seinen Helden zu: „Laßt ab vom Kampfe, ihr meine Helden, denn ich habe an der Krone auf dem Schilde Siegfrieden erkannt, gegen den keiner aufkommen kann. Den muß der böse Teufel zu uns geführt haben." Die Fahne hieß er niederneigen und Frieden begehrte er von den Burgundenhelden. Der wurde ihm auch gewährt, er selbst aber mußte Geisel

werden in König Gunthers Land. So war von den Burgunden ein glänzender Sieg erfochten, bei dem freilich Siegfried das Beste gethan hatte. Fünfhundert gefangene Dänen und Sachsen wurden in das Land der Burgunden geführt, die übrigen zogen wieder heim in ihr Land, ihre Freunde beklagend, die mit weitklaffenden Wunden auf dem blutgetränkten Schlachtfelde lagen.

Gernot sandte nun Boten nach Worms und ließ sagen, wie er mit den Seinen den Sieg erfochten habe. Das gab große Freude an König Gunthers Hofe und von allen, besonders aber von den Frauen, wurden die Boten mit Fragen bestürmt, wie alles so gelungen und welche von den Helden der Burgunden noch wohlauf wären. Auch zu Kriemhild ward einer der Boten gesendet, — es mußte aber heimlich geschehen, — damit sie von ihrem geliebten Siegfried etwas erfahren könnte. Als der Bote in ihre Kemenate kam, sprach Kriemhild: „Nun sage mir liebe Nachricht! Dafür will ich dich mit Gold belohnen und dir hold sein. Wie kam denn mein Bruder Gernot in dem Streite davon? und meine anderen Freunde? Ist nicht einer unter ihnen todt? Und wer hat sich denn am meisten ausgezeichnet?" So fragte Kriemhild in der Hoffnung, auch von Siegfried etwas zu hören. Der Bote antwortete: „Wir hatten in unserem ganzen Heere keinen Feigling, doch hat keiner so tapfer gekämpft, als der edle Gast aus Niederland. Was die Recken gethan haben, Dankwart und Hagen und die übrigen Mannen des Königs, das ist alles ein Wind gegen das, was Siegfried that. Der bringet auch reiche Geisel mit, die er durch seine Kraft bezwungen; Liudeger von Sachsen und Liudegast der Dänenfürst, die sind beide von Siegfrieds Hand gefangen."

Nichts lieberes konnte Kriemhild hören, als diese Worte; der Bote aber erzählte weiter: „Fünfhundert oder mehr Gesunde bringt man als Gefangene mit nach Worms und auf achtzig blutbeströmten Tragbahren trägt man die zum Tode Verwundeten herbei und die meisten von ihnen verdanken ihre Wunden Siegfrieds Hand." Bei solchen Worten erblühte Kriemhildens Angesicht in fröhlicher Farbe; wußte sie doch nun ihren lieben Siegfried außer jeder Gefahr und auch alle ihre lieben Freunde gerettet. Zu dem Boten sprach sie da: „Du hast mir fröhliche Nachricht gebracht, dafür sollst du zum Lohne reiche Kleider und zehn Mark Goldes haben."

Als der Bote seinen Lohn empfangen hatte, trat Kriemhild an das Fenster mit manchem anderen schönen Mägdlein, um die Helden aus dem Streite heimkehren zu sehen. Da kamen die Gesunden und die Wunden und wurden von allen fröhlich gegrüßt. Auch der König war seinen Helden entgegen geritten und empfing sie freundlich, wie sie es um ihn verdient hatten; selbst den gefangenen Königen gegenüber benahm er sich so, wie es einem

mächtigen Könige ziemt. Sofort fragte er nach allen seinen Freunden und wie viele derselben im Kampfe todt geblieben wären. Da ergab es sich denn, daß man ihrer nicht mehr als sechzig zu beklagen hatte. An den Gesunden aber, die vor des Königs Saale von ihren Pferden stiegen, konnte man ersehen, daß es eine heiße Schlacht gewesen war, denn manchem war der Helm zerspalten oder der Schild zerhauen.

Nun befahl der König, daß man die Helden bald in ihre Herbergen führe und für die Wunden, auch für die der Feinde liebevolle Sorge trage. Auch an die gefangenen Könige wendete er sich und sprach: „Nun seid mir willkommen, obwohl ich durch euch großen Schaden genommen habe, den aber meine Freunde — Gott lohne es ihnen — gewendet haben." Da sprach Liudeger: „Ihr habt wohl Ursache, euren Freunden zu danken, denn so hohe Geisel gewann noch nie ein König. Wenn ihr gnädig mit uns verfahren und uns eine ehrenvolle Behandlung in der Gefangenschaft zu Theil werden lassen wollt, so wollen wir euch großes Gut dafür bieten." — „Ihr sollt frei und ohne Fesseln hier umhergehen," antwortete da Gunther, „wenn ihr mir bürgen wollt, daß ihr nicht ohne Erlaubniß aus meinem Lande gehen werdet." Das gelobten die Könige durch Handschlag.

So sorgte man für alle. Die Verwundeten wurden zu Bett gebracht, den Gesunden aber schenkte man Meth und goldenen Wein. Die zerhauenen Schilde ließ man aufheben und die blutigen Sättel, deren nicht wenig waren, auf die Seite schaffen, damit holde Frauen nicht bei ihrem Anblick weinen müßten. Die der Arzneikunst kundig waren, denen bot man reichen Lohn. Silber ungewogen und dazu rothes Gold sollten sie nach des Königs Befehle empfangen, wenn sie die kranken Helden wieder heilten. Die aber aus der Ferne zu der Heerfahrt herbei gekommen waren, bat man, als sie abreisen wollten, daß sie noch eine Weile blieben.

Dann ging der König mit sich zu Rathe, wie er seine Mannen belohnen sollte. Da sprach Gernot: „Lasset sie heim reiten; aber nach sechs Wochen, wenn auch die Wunden alle sich wieder erholt haben, mögen sie zu einem großen Feste wiederkommen, das wir ihnen dann bereiten wollen."

Nun bat auch Siegfried um die Erlaubniß, heimkehren zu dürfen. Der König aber, der von seinen Mannen erfahren, was Siegfried für ihn gethan, hatte ihn so lieb gewonnen, daß er ihn gar freundlich bat, bis zu dem Feste dazubleiben. Nun wäre zwar Siegfried nimmer dageblieben um der Geschenke willen, die an dem Feste vertheilt werden sollten, denn dazu war er selbst zu reich; er gedachte aber an Kriemhild und wie er sie doch vielleicht noch zu sehen bekäme und um ihretwillen blieb er da.

Während der sechs Wochen aber, nach deren Ablauf das Fest gefeiert werden sollte, gab es zu Worms viel Arbeit und viel Vorbereitungen. An dem Ufer des Rheines ließ der König Sitze zurichten für die Gäste, die da kommen sollten und Kriemhild und ihre Jungfrauen hatten gar viel zu thun mit der Zurichtung von herrlichen Ritterkleidern für die Fremden und von Gebäuden für die Frauen. Auch Ute, die alte Königin, als sie hörte, daß so viele Gäste kommen sollten, nahm manches reiche Kleid aus dem Tuche, in das es eingeschlagen war und hieß nicht nur für die Fremden, sondern auch für die ganze Dienerschaft des Hofes neue Kleider bereiten.

V. Als die sechs Wochen beinahe verstrichen waren, sah man täglich Helden in Worms einreiten. Zwei und dreißig Fürsten waren unter den Angekommenen und so hoher Gesellschaft gegenüber thaten auch die Frauen zu Worms alles Mögliche, um sich würdig herauszuzieren. Gernot und der junge Giselher hatten da viel Mühe, denn ihnen war das Amt zu Theil geworden, mit ihren Mannen die Ankommenden zu empfangen und freundlich zu begrüßen. Mancher, der vor sechs Wochen noch krank und verwundet gewesen war, ritt jetzt gar fröhlich einher und freute sich auf die Wonnen des Festes. Fünftausend oder mehr waren versammelt, als die Kurzweil des Festes an einem Pfingstmorgen ihren Anfang nahm. An diesem Morgen sprach Ortwin zu dem Könige: „Wollt ihr die Freuden des Festes vollkommen machen und euch am meisten ehren, so lasset die holden Jungfrauen, die hier im Lande sind, an demselben Theil nehmen. Was wäre die Wonne eines Mannes, worüber könnte er sich recht freuen, wenn nicht schöne Mägdlein und herrliche Frauen es bewirkten? Lasset daher eure Schwester Kriemhild vor die Gäste gehen.“ Das war ein Rath, für den mancher Held dem Recken Ortwin Dank wußte. Auch der König war damit zufrieden und sprach: „Ich will euch gerne folgen.“ Und alsbald ließ er der Königin Ute und ihrer schönen Tochter sagen, daß sie mit ihren Frauen zu Hofe kommen sollten.

Da ward aus den Schreinen herrliches Gewand hervor gesucht, anderes wurde aus den Tüchern genommen, in die es eingeschlagen war, goldene Armbänder und golddurchwirkte Gürtel wurden bereit gemacht, die Frauen zum Feste damit zu zieren. Gar mancher junge Recke trachtete an diesem Tage nur darnach, den Frauen wohl zu gefallen und für die Erfüllung dieses Wunsches hätte er eines reichen Königes Land nicht nehmen mögen. Als die Königinnen aus der Kemenate gingen, entstand unter den Helden ein großes Drängen, denn jeder wollte die herrlichen Frauen sehen. Da ging die minnigliche Jungfrau Kriemhild wie das Morgenroth, das aus

trüben Wolken scheinet und von ihren Kleidern leuchtete mancher helle Edelstein. Wie der lichte Mond vor den Sternen steht und ihren Glanz verdunkelt, so stand Kriemhild vor den übrigen Frauen und jeder mußte gestehen, daß er nie eine schönere Jungfrau gesehen habe. Des freuten sich alle Helden, am meisten aber der, der die Jungfrau heimlich im Herzen trug und dem durch ihre holde Erscheinung der Muth wohl gehöhet ward. Bald kam ihm aber wieder der Gedanke, ob die Jungfrau nicht doch zu hehr für ihn sein möchte und er sprach bei sich selbst: „Wie könnte das geschehen, daß ich dich minnen sollte? O, weh! das ist ein thörichter Wahn. Sollte ich dich aber meiden, so wollte ich lieber todt sein.“ So stand er bald in Freuden, bald in Zweifel und Sorgen, er, der herrlichste unter den Männern, so jugendfrisch und schön, daß ein Maler ihn mit aller seiner Kunst nicht schöner auf ein glänzend Pergament zu malen vermocht hätte.

Da sprach Gernot zu dem Könige Gunther: „Dem, mein lieber Bruder Gunther, der euch so willig seinen Dienst geboten hat, dem sollt auch ihr zu Dienste gern bereit sein vor allen andern Helden. Nun rathe ich euch: Heißet Siegfried zu meiner Schwester kommen, daß sie ihn grüße.“ Der König war es gern zufrieden. Da gingen des Königs Verwandte zu dem Helden aus Niederland und sprachen: „Euch hat der König erlaubt, zu Hofe zu gehen, daß seine Schwester euch grüße. Damit will er euch ehren.“ Bei dieser Rede ward Siegfried sehr fröhlich in seinem Gemüthe und ging eilend dahin, wo er der Königin Ute liebliche Tochter fand. Als die ihn tief erröthend vor sich stehen sah, sprach sie: „Seid willkommen, Herr Siegfried, edler Ritter!“ Da neigte sich Siegfried vor ihr, sie aber ergriff ihn bei den Händen und gar verstohlen blickten sie einander zärtlich in die Augen. In der schönsten Sommerzeit, in der Zeit des holden Maien hatte Siegfried noch nicht so viel Freude gewonnen, als hier, wo er mit der Hand in Hand ging, die er sich zu seiner Liebe auserlesen, und mancher Recke, der das sah, sprach bei sich selbst: „Hei, wäre mir das geschehen, daß ich Hand in Hand mit ihr gehen dürfte!“ Als aber Kriemhild erlaubt ward, den Siegfried auch zu küssen, da sprach der gefangene König von Dänemark, der dabei stand: „Um dieses holden Grußes willen, den Kriemhild Siegfried beut, hat mancher Held krank oder todt auf dem Schlachtfelde in Sachsenland gelegen. Wolle Gott nur, daß Siegfried nicht noch einmal in meine Lande komme!“

Als man aber zur Kirche ging, mußte Siegfried sich von Kriemhild scheiden. Kaum konnte er daher erwarten, daß die Messe zu Ende wäre, damit er wieder wie vorher an Kriemhilds Seite gehen könnte. Als die Jungfrau aus dem Münster heraus trat und Siegfried ihr zur Seite ging, begann sie ihm zu danken, daß

er im Sachsenkriege so herrlich vor allen andern Helden gekämpft hatte. „Lohn' es euch Gott!" sprach die Jungfrau, „daß ihr euch aller Recken Liebe so herrlich verdienet habt." Siegfried aber sah sie minniglich an und sprach: „Euch will ich immer dienen, hohe Herrin, und nicht eher will ich mein Haupt niederlegen, als bis ich mir durch meinen Dienst eure Huld erworben habe." Während der zwölf Tage, die das Fest währte, sah man Siegfried stets bei Kriemhild und gar gern verrichtete er diesen Dienst. Die übrigen Recken tummelten sich fleißig und trieben Kurzweil mit Speerschießen und allerhand ritterlichem Spiel. Sogar diejenigen, deren Wunden noch nicht vollständig geheilt waren, nahmen an der Kurzweil Theil. Der König aber, der sich zur Ehre und seinen Gästen zur Freude ein solches Fest angerichtet hatte, mischte sich leutselig unter die Gäste, als ob er gar nicht König wäre und sprach: „Ihr guten Recken! Ehe ihr von hinnen scheidet, nehmt meine Gabe. Verschmähet mein Gut, das ich mit euch theilen will, nicht, denn es wird euch gern gegeben." Da kamen auch die von Dänemark vor den König und sprachen: „Laß auch uns nun wieder nach Hause gehen und versprich uns dauernde Versöhnung. Die ist uns noth, nachdem so viele unserer lieben Freunde von deinen Helden erschlagen sind." Da ging Gunther zu Siegfried und fragte ihn: „Nun rathe mir, was ich thun soll. Unsere Gegner aus Dänen- und Sachsenland wollen morgen in der Frühe wieder in ihr Land reiten und begehren von mir die Zusage steter Versöhnung. Auch bieten sie mir Gold, so viel fünfhundert starke Pferde tragen können, wenn ich sie frei von dannen lassen will." — „Das wäre übel gethan," sprach da Siegfried; „lasset die Helden lieber ohne Lösegeld fort und fordert nichts von ihnen, als das Handgelöbniß, daß sie nicht wieder feindlich euer Land bedrohen wollen." Gunther that, wie Siegfried ihm gerathen und entließ die Könige; ihr Gold aber nahm er nicht. Desto mehr Gold aber wurde nach Gernots Rath an Gunthers Gäste ausgetheilt und mancher hohle Schild voll rothen Goldes wurde zum Vertheilen herbeigetragen. Endlich hatten sich alle Gäste bei dem Könige und nicht minder bei Frau Ute und ihrer schönen Tochter die Erlaubniß zur Abreise erbeten und die Herbergen wurden allmählich wieder leer. Da wollte auch Siegfried von dannen, denn er hoffte noch immer nicht, die schöne Kriemhild zu erwerben. Als das der junge Giselher erfuhr, ging er zu Siegfried und sprach: „Warum, edler Siegfried, wollt ihr nun von uns gehen? Bleibet doch, ich bitte euch, bei dem Könige Gunther und seinen Recken und bei unsern schönen Frauen." Da ließ sich Siegfried bereden und sprach: „So lasset die Rosse in den Ställen und traget die Schilde wieder hin. Zwar wollte ich in mein Land reiten, Herr Giselher aber hat meinen Sinn ge-

ändert." So blieb der Held in dem Lande der Burgunden und täglich sah er die schöne Kriemhild, um deretwillen er eigentlich dageblieben war.

VI. Es war eine Königin zu Island über dem Meer, die war so schön und ihre Kraft war so groß, daß ihr keine andere Königin gleich kam. Sie schoß mit guten Helden im Wettkampfe den Speer und wie weit sie auch einen Stein fortwarf, sprang sie ihm doch in weitem Sprunge nach. Wer aber ihre Minne begehrte, der mußte sie in drei solchen ritterlichen Spielen besiegen. Unterlag er auch nur in einem dieser Spiele, so mußte er sein Haupt verlieren. Von dieser Königin hörte der König Gunther und er sprach: „Ich will hin über das Meer zu der Königin Brunhilde, mag es mir ergehen, wie es wolle. Mein Leben will ich verlieren, wenn ich ihre Liebe nicht gewinnen kann." Da entgegnete Siegfried: „Das will ich euch widerrathen. Die Königin hat eine so schreckliche Sitte, daß es dem, der um ihre Liebe wirbt, theuer zu stehen kommt. Unterlaßt daher die Reise, wenn ich euch rathen soll." — „So will ich euch das rathen," sprach da Hagen, „daß ihr Siegfried bittet, die Reise mit euch zu machen. Ihm ist ja kund, wie es um Brunhild steht." Der Rede ward der König froh und er fragte Siegfried: „Willst du mir, edler Siegfried, das minnigliche Weib erwerben helfen? Wenn du dazu bereit bist, so will ich gern Ehre und Leben wagen." Siegfried erwiederte: „Willst du mir deine Schwester, die schöne Kriemhild, zur Frau geben, so will ich es thun; sonst begehre ich keines Lohnes." Da versprach ihm Gunther durch Handschlag, was Siegfried von ihm forderte und sprach: „Kommt die schöne Brunhild durch deine Hilfe her in dieses Land, so will ich dir meine Schwester zum Weibe geben und immer fröhlich magst du dann mit ihr leben." Endlich beschworen beide Helden ihr Versprechen mit einem Eide. Siegfried aber nahm sich vor, die Tarnkappe mit auf die Fahrt zu nehmen, die er mit großer Mühe dem Zwerge Alberich abgenommen hatte und welche die Eigenschaft hatte, daß Siegfried, wenn er sie trug, unsichtbar wurde und zu seiner eigenen Stärke noch die Kraft von zwölf Männern gewann.

Auf des Königs Frage, wie viel der Helden er mit in Brunhildens Land nehmen solle, erwiederte Siegfried: „Selbviert wollen wir über das Meer fahren und um die Königin werben; zwei der Helden sind wir beide, die andern beiden aber seien Hagen und Dankwart." Weiter fragte der König: „Sage mir auch, was für Kleider uns ziemen, wenn wir vor die Königin Brunhild gehen wollen." Siegfried antwortete: „Die allerbesten Kleider trägt man in der Königin Land, darum wollen auch wir kostbare Kleider vor

ihr tragen, damit wir nicht mit Schanden bestehen." — „So will ich selbst zu meiner lieben Mutter gehen," sprach der König, „und sie bitten, daß sie uns mit Hilfe ihrer Frauen kostbare Gewänder zubereitet." Hagen aber erwiederte darauf: „Warum wollt ihr eure Mutter um solche Dienste bitten? Wendet euch doch lieber an eure Schwester, die wird gewiß euch gern zu Willen sein."

Da ließ der König seiner Schwester sagen, daß er und Held Siegfried sie zu sehen wünschten. Kriemhild freute sich darüber gar sehr und legte ihre besten Kleider zum Empfange der Helden an. Auch ihre Jungfrauen waren wohl geziert, wie es ihnen vor den Helden ziemte. Als der König und Siegfried kamen, stand sie von ihrem Sitze auf und empfing züchtiglich den edeln Gast und ihren lieben Bruder. „Willkommen sei mein Bruder und der Gefährte sein!" sprach sie; „was die Herren zu mir geführt hat, das wüßte ich gerne." Gunther antwortete ihr: „Wir wollen in fremde Lande ziehen, um mir ein edles Weib zu holen und dazu bedürfen wir köstlicher Kleider." — „Nun setzet euch nieder, lieber Bruder", sprach die Jungfrau, „und lasset mich hören, wer die Jungfrau ist, die ihr zur Minne begehrt." Bei diesen Worten nahm sie die Helden bei der Hand und führte sie zu den mit Wolle gefütterten Ruhekissen, die mit goldgestickten Bildern reich verziert waren. Freundliche Blicke wurden da gewechselt zwischen Kriemhild und dem, der sie im Herzen trug und der sie mehr liebte, als sein Leben.

Dann sprach der König: „Viel liebe Schwester mein! In das Land der Brunhild wollen wir fahren und dazu bedürfen wir schöner Kleider." — „Was ich vermag, das will ich alles thun," erwiederte die Jungfrau, „möchten doch alle so gern zu eurem Dienste bereit sein, wie ich. Merket aber, was ich sage. Seide habe ich wohl selbst genug; schaffet nun, daß man mir in hohlen Schilden auch glänzende Edelsteine herbeitrage, damit wir sie in die Kleider wirken. Saget mir auch, wer die Gefährten sind, die mit euch gen Island ziehen wollen." Der König gab zur Antwort: „Dankwart und Hagen sollen mit uns beiden gehen. Nun sorget dafür, daß jeder von uns zwölf reiche Kleider habe, so daß wir in vier Tagen täglich dreimal mit den Kleidern wechseln können und mit Ehren vor Brunhild bestehen."

Darnach schieden die Helden von Kriemhild, in deren Wohnung es nun Arbeit die Fülle gab. Schneeweiße Seide aus Arabien und grüne von Zazamanc schnitt Kriemhild selbst zu Kleidern zu und ihre Jungfrauen brachten darauf die edeln Steine an. Auch aus Marocco und Lybien hatte Kriemhild Seide genug und wunderbare Fischhäute wurden mit derselben überzogen. Selbst die Hermelinpelze galten zu der Fahrt nicht für kostbar genug und wurden daher

mit kohlschwarzem Pfellel überzogen. Binnen sieben Wochen, während deren die Frauen wenig Muße gehabt hatten, waren die Kleider fertig und die Helden brauchten sich derselben wahrlich nicht zu schämen. In dieser Zeit waren auch die kostbaren Waffen, die die Helden tragen wollten, fertig geworden und auf dem Rheine stand ein starkes, neugezimmertes Schifflein, das die Helden über das Meer tragen sollte.

Als der Tag der Abreise kam, wurden viele glänzende Augen vom Weinen trüb und naß und Kriemhild sprach zum Könige: „Viel lieber Bruder! Ihr hättet wohl auch hier in der Nähe eine Jungfrau finden können, die eurer würdig gewesen wäre, damit ihr nicht gen Island fahren müßtet, wo euer Leben in Gefahr steht.“ Zu Siegfried aber sprach sie: „Herr Siegfried, laßt euch auf Treu und Gnade meinen lieben Bruder befohlen sein, daß ihm nicht in Brunhildens Lande ein Unglück widerfahre.“ Das versprach ihr Siegfried mit der Hand, indem er sprach: „Wenn ich am Leben bleibe, so könnt ihr ohne Sorgen sein. Euern Bruder will ich euch gesund wieder an den Rhein bringen, darauf verlasset euch.“

Nun trug man den Helden ihre goldfarbenen Schilde und ihre Gewänder an den Strand und auch die Rosse führte man zu dem Schiffe. Unter den Frauen aber entstand ein großes Weinen. In den Fenstern standen sie und schauten dem Schifflein nach, dem ein sanfter Wind die Segel schwellte und zu dessen Lenker sich Siegfried erboten hatte, weil ihm die rechten Wasserstraßen bis zu Brunhildens Lande wohlbekannt waren. Mit Speisen und mit den besten rheinischen Weinen war das Schiff wohl ausgerüstet und unter der Helden kräftigen Händen, sowie mit Hilfe eines günstigen Windes legte es zwanzig Meilen zurück, ehe die erste Nacht hereinbrach.

Am zwölften Morgen nach der Abreise gelangte das Schiff zu Brunhildens Land. Als der König die vielen Burgen erschaute, fragte er: „Saget mir nun, Freund Siegfried, ob euch bekannt ist, wem diese Burgen und dies herrliche Land gehören?“ Dieser sprach: „Es ist Brunhildens Reich, wo wir noch heute manche schöne Frau sehen werden. Nun rathe ich euch dies: Wenn wir vor Brunhild stehen, so bleibet bei einerlei Rede und saget, daß ich König Gunthers Dienstmann sei.“ Wiewohl die Helden übermüthig waren und gar sehr auf ihre Stärke sich verließen, versprachen sie doch, Siegfrieds Rathe zu folgen. Siegfried aber setzte hinzu: „Wisse wohl, o König, daß ich mich nicht um deinetwillen für deinen Dienstmann ausgeben lasse, sondern um deiner schönen Schwester willen, die ich wie mein eignes Leben liebe und die ich mir gern zum Weib verdienen möchte.“

VII. Während die Helden so mit einander sprachen, war ihr Schiff der Burg der Königin so nahe gekommen, daß der König in den Fenstern gar manches schöne Mägdlein erkennen konnte. Er fragte daher Siegfried: „Könnt ihr mir sagen, wer jene schönen Mägdlein sind und wie ihr Herr heißt?“ Da sprach Siegfried: „Schauet sie euch einmal genau an und saget mir dann, welche unter ihnen ihr wohl zum Weibe nehmen wolltet, wenn es in eurer Gewalt stünde.“ Der König erwiederte: „Ich sehe eine in jenem Fenster stehn, die ist schneeweiß gekleidet und in allem so schön, daß ich sie wohl zum Weibe nehmen möchte.“ — „Deine Augen haben die rechte erwählt,“ sprach Siegfried, „es ist die edle Brunhild, nach der dir dein Sinn steht.“ Da konnte Gunther die Jungfrau nicht ansehen genug.

Diese aber hieß ihre Jungfrauen aus den Fenstern treten, damit sie nicht von den Fremden gesehen werden könnten. Die Jungfrauen thaten, wie ihnen befohlen war; um aber mit Ehren vor den Fremdlingen sich sehen lassen zu können, putzten und schmückten sie sich. Als sie später wieder an das Fenster traten, sahen sie, wie Siegfried das Roß des Königs Gunther an den Strand zog und es dann beim Zaume hielt, bis der König in dem Sattel saß. So wollte Siegfried gleich von Anfang an sich den Schein geben, als ob er des Königs Dienstmann sei. Alsdann zog er auch sein Roß aus dem Schiffe zum Strande und bestieg es. Ganz gleich war das Aussehen der beiden Helden und hätte Siegfried nicht den Steigbügel gehalten, so hätten die Jungfrauen, die von der Burg herabschauten, wohl nicht wissen können, welcher von ihnen der Herr sei.

Die Helden ritten, ihr Schifflein ohne Hut am Strande zurücklassend, vor der Königin Brunhild Burg. Sechs und achtzig Thürme, drei große Hauptgebäude und ein weiter Saal gehörten zu derselben und von grünem Marmorstein war sie erbaut. Die Burg war offen, als die Helden vor derselben ankamen und Brunhildens Mannen eilten ihnen entgegen, sie zu empfangen. Da nahmen sie ihnen die Rosse ab und führten sie in den Stall. Auch die Waffen wollte man ihnen abnehmen und aufheben. Hagen aber sprach: „Die Waffen bekommt ihr mit nichten; die wollen wir schon selber tragen.“ Da sprach Siegfried: „Es ist in dieser Burg Sitte, daß kein Fremder in ihr Waffen trägt. Gebt also eure Waffen nur ab.“ Die Helden thaten es da, Hagen aber am ungernsten. Nun wurde den Fremdlingen auch der Willkommentrunk gereicht und der Königin wurde gemeldet, daß unbekannte Recken über das Meer her gekommen wären. Auf Brunhildens Frage, wer die Helden wohl sein möchten, antwortete einer ihrer Diener: „Herrin, ich kann wohl sagen, daß ich keinen der Helden je noch gesehen habe.

Einer aber ist unter ihnen, von dem ich wohl behaupten möchte, es sei Siegfried. Den empfanget wohl, wenn ich euch einen Rath geben darf. Der andere der Gesellen steht herrlich bei den andern, der könnte wohl ein mächtiger König über weite Lande sein. Der dritte ist zwar ein schöner stattlicher Mann, er wirft aber so furchtbare Blicke um sich, daß ich glaube, er sei gar grimmig in seinem Gemüthe. Der letzte unter den Helden hat ein gar heiteres und fröhliches Benehmen; ich fürchte aber sehr, wir müßten uns alle vor ihm fürchten, wenn ihm einer von uns etwas zu leide gethan hätte." Da sprach Brunhild: „Nun bringt mir mein Gewand. Und wenn selbst der starke Siegfried in dieses Land gekommen wäre, um meine Minne zu werben, so fürchte ich doch nicht, daß ich sein Weib werden müßte: viel eher soll er darum das Leben verlieren."

Bald ward da Brunhild prächtig gekleidet und als sie hinunter ging, die Gäste zu begrüßen, gingen wohl hundert schöne Jungfrauen und fünfhundert ihrer Recken mit ihr. Als die burgundischen Helden sahen, daß Brunhilds Recken Schwerter in den Händen trugen, da bedauerten sie sehr, daß sie ihre Waffen nicht auch hatten. Sie standen aber von ihren Sitzen auf und grüßten die Königin ehrerbietig. Diese wendete sich zuerst an Siegfried und sprach: „Seid willkommen, Herr Siegfried, in meinem Lande! Was euch hierher geführt hat, das wüßte ich gerne." Siegfried erwiederte: „Großen Dank für eure Güte, Herrin, daß ihr mich eher grüßt, als meinen Herrn, der hier vor mir steht. Er ist vom Rheine hierher gefahren um eurer Liebe willen. Euch will er besitzen, was ihm auch geschehen möge. Nun überlegt euch wohl, ob ihr nicht vielleicht lieber von dem Kampfe abstehen wollt. Mein Herr ist ein hehrer König zu Burgundenland und heißet Gunther." Da sprach Brunhild: „Ist er dein Herr und bist du sein Dienstmann, so will ich ihm ein paar Wettkämpfe vorschlagen. Wagt er es, sie zu bestehen und besiegt er mich, so will ich sein Weib werden: gewinne ich aber, so geht es euch allen an das Leben." — „Herrin, so sagt, was für Kämpfe das sind," sprach da Hagen; „ehe euch mein Herr den Sieg zugestehen müßte, müßte es gar hart hergehen." Brunhild sprach: „Den Stein soll er werfen und ihm nachspringen, auch den Schaft soll er mit mir um die Wette schießen."

Da trat Siegfried zu dem Könige und bat ihn, nur alles zu sagen, was sein Wille sei und ohne Angst zu sein. „Ich will euch wohl," fügte er hinzu, „mit meiner Kunst vor der Königin behüten." Da sprach Gunther: „Hehre Königin, alle Kämpfe, zu denen ihr Lust habt, will ich mit euch bestehen, und wären es deren noch so viele und noch so schwere. Um euret willen thue ich alles und könnt ihr nicht mein Weib werden, so will ich gern das Haupt

verlieren." Als die Königin seine Rede vernahm, befahl sie, daß die Wettkämpfe sogleich beginnen sollten und daß man ihr daher ihr Streitgewand, einen goldenen Panzer und einen guten Schild brächte.

Siegfried war unterdessen unbemerkt zum Schiffe zurückgegangen und war dort in seine Tarnkappe geschlüpft, so daß ihn auch niemand bemerkte, als er wieder in den Hof der Königin zurückkehrte. Schon war der Kampfplatz abgesteckt und mehr als siebenhundert von Brunhilds Recken hatten sich als Zuschauer und Richter über den Erfolg des Kampfes eingefunden. Da kam auch Brunhild, prächtig zu dem Kampfe gerüstet und ihr Kämmerer mit drei anderen ihrer Mannen trug ihr den Schild aus Stahl und Gold nach, unter dem sie kämpfen wollte. Als Hagen den Schild erschaute, sprach er zum König Gunther: „Wie nun? Wir müssen alle hier sterben. Um die du wirbst, die muß des Teufels Weib sein." Auch ihren großen, scharfen Speer trug man der Königin nach; der war so schwer, daß drei Männer ihn kaum ertragen konnten. Da kam auch Gunther in Sorge und dachte in seinem Herzen: „Was soll das sein? Wäre ich doch gesund daheim in meinem Lande, ich wollte gern nicht um Brunhilds Liebe werben." Auch der kühne Dankwart sprach: „Mich reuet sehr die Fahrt, die wir hierher unternommen haben. Wir haben immer tapfere Ritter geheißen und hier sollen wir von einem Weibe überwunden werden?" Hagen aber meinte: „Hätten wir nur unsere Rüstung und unsere Waffen, so wollten wir wohl ungefangen aus diesem Lande entkommen."

Brunhild hatte gehört, was die Recken sprachen. Mit lächelndem Munde kehrte sie sich zurück und sprach: „So gebt den Helden ihre Rüstung und ihre scharfen Waffen." Darüber freute sich keiner mehr, als Dankwart. „Nun mögen sie spielen, was sie wollen," sprach er; „so lange wir unsere Waffen haben, ist unser König unbesiegt." Jetzt wurde auch der Stein, den Brunhild zu werfen pflegte, wenn sie ihren Speer verschossen hatte, in den Ring gebracht. Er war aber so schwer, daß ihn zwölf starke Helden kaum ertragen konnten. Da ward die Sorge der Burgunden, ihr König möchte in den Spielen besiegt werden, nur noch größer. Als der Kampf begann, trat Siegfried, der noch immer die Tarnkappe trug, hinter den König und ergriff dessen Hand. Der König, welcher seinen Helfer auch nicht sehen konnte, dachte: „Wer hat mich angerührt?" Siegfried aber sprach heimlich: „Ich bin's, dein Freund Siegfried. Sei nun nur ohne Sorge wegen der Königin. Gieb mir den Schild von deiner Hand und laß mich denselben tragen und merke auf alles, was ich dir sagen werde. Mache du nur die nöthigen Geberden, die Thaten will ich selbst thun. So soll die Königin gar wenig Ruhm an dir gewinnen."

Nun schoß Brunhild gar kräftig ihren gewaltigen Speer auf den Schild, den Siegfrieds Hand trug. Die scharfe Schneide des Speeres drang durch den Schild hindurch, so daß sogar aus den Panzerringen das Feuer hervorsprang. Ohne die Tarnkappe wären die Helden des Todes gewesen. Siegfried ergriff den Speer, den die Jungfrau gegen den König geschossen hatte, um ihn Brunhild wieder zurückzusenden. Er dachte aber bei sich: „Ich will die schöne Jungfrau nicht tödten," deshalb kehrte er den Speer um und schoß mit dem Schafte, statt mit der Spitze gegen Brunhild. Doch war der Schuß so stark, daß diese ihm nicht widerstehen konnte, sondern zur Erde geworfen ward. König Gunther hätte nimmer einen solchen Schuß zu thun vermocht. Schnell erhob sich die Jungfrau wieder und sprach: „Gunther, edler Ritter, den Schuß muß ich loben." In ihrem Herzen aber war sie zornig, daß sie in dem ersten Kampfe von Gunther, wie sie wähnte, besiegt war.

Darauf ergriff sie den Stein und warf ihn zwölf Klafter weit fort, dann sprang sie mit einem Sprunge, von dem ihre Rüstung erklang, noch bis über den Ort, da der Stein lag hinaus. Jetzt war es an Gunther, auch den Stein zu werfen. Er nahm ihn in die Hand, Siegfried aber warf ihn und zwar noch weiter, als ihn Brunhild geworfen hatte. Dann sprang er ihm nach und trug im Springen den König Gunther mit fort.

Als Brunhild sah, daß der König — von Siegfrieds Hilfe wußte sie ja nichts — auch diesmal gesiegt hatte, ward sie vor Zorn roth, zu ihren Dienern aber sprach sie: „Kommt heran, ihr meine Mannen und Verwandten; dem König Gunther sollt ihr nun unterthan sein." Da legten diese ihre Waffen ab und knieten zum Zeichen der Huldigung vor dem Könige nieder. Dieser grüßte sie freundlich, ihn selbst aber nahm die Jungfrau bei der Hand und übergab ihm alle Gewalt in ihrem ganzen Reiche. Dann nahm sie ihn mit in den Palast. Niemand freute sich mehr, als die burgundischen Helden. Siegfried aber, der kluge, ging wieder hinab zum Schiffe und verbarg da seine Tarnkappe.

Als er zurück kam und den König bei den Frauen sitzend' fand, stellte er sich, als wüßte er gar nichts und fragte: „Mein Herr und König, warum wartet ihr noch und beginnt nicht alsbald die Spiele, die euch die Königin aufgegeben hat?" Da antwortete Brunhild: „Wie geht das zu, Herr Siegfried, daß ihr die Spiele nicht gesehen habt, in denen euer König über mich gesiegt hat?" Hagen, der auch nichts von Siegfrieds Hilfe wußte, übernahm für Siegfried die Antwort und sprach: „Der Held war bei dem Schiffe, als euch der König vom Rheine in den Spielen besiegte." Siegfried aber sprach: „Die Nachricht höre ich gern. Nun sollt ihr, edle Jungfrau, mit uns zum Rheine ziehen." — „Das kann so

schnell nicht geschehen," entgegnete die Jungfrau, „denn meine Verwandten und Freunde müssen erst erfahren, was sich hier zugetragen hat."

Deshalb schickte sie Boten in ihr Land, daß sie ihre Verwandten und Freunde zu ihr einlüden und es dauerte nicht lange, so kamen täglich Scharen von Brunhilds Mannen zu der Burg gezogen. Als Hagen das sah, sprach er: „Wehe uns! Wir verweilen zu unserem Unglück noch länger hier auf Brunhilds Burg. Sehet die Helden, die täglich hier ankommen. Können sie nicht von der zornigen Brunhild zu unserem Verderben hierher berufen sein?" Siegfried aber tröstete die Helden aus Burgund: „Seid ohne Sorge; dem will ich schon begegnen. Ich will euch in dieses Land Hilfe bringen von auserwählten Recken. Fraget in der nächsten Zeit nicht nach mir, denn ich will von hinnen fahren, um tausend solcher Helden herbeizuholen. Während dieser Zeit möge Gott euer Leben und eure Ehre bewahren. In wenig Tagen bin ich wieder bei euch."

VIII. Siegfried ging hinab zum Ufer des Meeres. Dort fand er ein Schifflein, mit dem er von dannen fuhr. Er hatte aber seine Tarnkappe wieder angezogen und als die von der Burg sahen, wie das Schifflein pfeilschnell über die Wogen dahinflog, ohne daß man einen Steuermann in demselben sitzen sah, meinten sie, es würde von einem besonders starken Winde davongetragen. Von Siegfrieds großen Kräften wurde das Schiff so schnell fortbewegt, daß es binnen einem Tage und einer Nacht zu dem Lande der Nibelungen kam. Dort landete Siegfried und wendete sich, um Herberge zu erlangen, zu einer Burg, die auf einem Berge stand.

Als er an die Pforte der Burg kam, war dieselbe verschlossen, und er fing daher an, stark an dieselbe zu pochen. Innerhalb der Pforte aber hatte ein Riese die Wache. Als der es pochen hörte, frug er: „Wer schlägt so stark da draußen an das Thor?" Siegfried verstellte seine Stimme und sprach: „Ich bin ein umherziehender Ritter. Schließe das Thor auf, sonst möchte ich manchen erzürnen, der lieber sanft liegen und seine Bequemlichkeit haben würde." Als der Riese diese Worte vernommen hatte, nahm er seine Waffen zur Hand, setzte sich den Helm aufs Haupt, hielt den Schild vor sich und riß das Thor auf. „Wie wagst du es," herrschte er Siegfried an, „so manchen kühnen Mann hier zu wecken?" Zugleich aber schlug er auch tapfer auf Siegfried los. Der mußte sich mit Schild und Schwert gegen den Angriff des ungefügen Riesen schirmen, aber bald war ihm das Schildgespänge von der Eisenstange des Riesen zerschlagen. Wiewohl ihm das nicht gleichgiltig war und er davon in große Noth gerieth, freute

er sich doch seines treuen Dieners, der der Riese ja war, da das Land der Nibelungen und auch diese Burg dem Siegfried gehörten. Die beiden Kämpfer stritten, daß die ganze Burg von ihren Schlägen widerhallte. Endlich bezwang Siegfried den Riesen und schlug ihn in Fesseln.

Die Nachricht von diesem Kampfe wurde bald im ganzen Nibelungenlande bekannt, nur wußte niemand, wer der Besieger des Riesen war. Auch der Zwerg Alberich, den Siegfried zum Wächter des in dem Berge liegenden Schatzes bestellt hatte, hörte davon. Da ward er grimmig, nahm seine Waffen zur Hand und eilte Siegfried entgegen. Seine Hauptwaffe aber war eine schwere goldene Geisel, an der sieben schwere Knöpfe hingen. Mit dieser schlug er auf Siegfrieds Schild los und wieder kam der Held in Sorge um sein Leben. Schon war der Schild zerbrochen und Siegfried warf ihn weg. Weil er aber seinen treuen Diener nicht tödten wollte, steckte er sein Schwert in die Scheide und lief allein mit seinen starken Händen gegen den Zwerg. Da fing er den schon altersgrauen Mann bei dem Barte und zauste ihn daran so sehr, daß er vor Schmerz laut aufschrie und sprach: „Nun lasset mich heil davon kommen! Wahrlich, wenn ich nicht schon einem tapfern Helden unterthan wäre und den Eid der Treue geleistet hätte, so möchte ich keinem anderen, als euch, dienen.“ Während nun Siegfried, wie er zuvor dem Riesen gethan, auch den Zwerg band, fragte dieser: „Wie heißt ihr denn?“ — „Ich heiße Siegfried,“ entgegnete jener, „und glaubte, ich wäre euch wohl bekannt.“ — „Wohl mir!“ sprach da Alberich, „nun habe ich erkannt, daß ihr mit Recht unseres Landes Herr seid. Ich thue alles, was ihr mir gebietet, wenn ihr mir nur nicht an's Leben wollt.“ Da sprach Siegfried: „Ihr sollt hingehen und tausend der besten Nibelungenhelden rufen, daß sie zu mir kommen.“ Dann löste er dem Riesen und dem Zwerge die Fesseln ab.

Alberich lief hin und verkündigte den Nibelungen: „Wohlauf, ihr Helden, ihr sollt zu Siegfried kommen.“ Da standen die Helden schnell auf und liefen zu Siegfried, den sie ehrerbietig grüßten. Siegfried dankte ihnen, daß sie so schnell gekommen waren, ließ ihnen einen frischen Trunk gewürzten Weines reichen und sprach: „Ihr sollt mit mir von hinnen über das Meer.“ Dazu fand er die Helden gern bereit. Wohl dreitausend Recken waren gekommen, aber nur tausend der besten nahm Siegfried mit sich nach dem Lande der Brunhild. Ehe sie abreisten, empfahl ihnen Siegfried noch, ihre besten Kleider und Waffen auf die Fahrt mitzunehmen, da sie vor gar lieblichen Frauen würden erscheinen müssen. An einem frühen Morgen fuhren sie von dannen.

Als man auf Brunhilds Burg die Schiffe daher kommen sah,

fragte die Königin: „Weiß jemand, wer die Helden sind, die dort über das Meer herkommen? Ihre schönen Segel sind weißer, als der Schnee.“ Da sprach Gunther: „Es sind meine Mannen, die ich unterwegs zurückgelassen habe.“ Als die Schiffe näher kamen, sah man Siegfried vorn in einem Schiffe stehn, herrlich gekleidet, und bei ihm noch manchen andern Mann. Da fragte die Königin: „Herr König, saget mir, ob ich die Gäste empfangen soll oder ob ich sie lieber nicht grüße.“ Gunther antwortete: „Gehet ihnen vor den Palast entgegen, damit sie merken, daß sie gern gesehen sind.“ Brunhild that es; den Siegfried aber grüßte sie nicht so freundlich wie die anderen Helden. Dann wurde den Angekommenen Herberge angewiesen und die Rüstungen wurden ihnen abgenommen und aufbewahrt.

Als man endlich heim wollte in das Land der Burgunden, sprach die Königin Brunhild: „Dem wollte ich hold sein, der meinen und des Königs Gästen mein Silber und Gold, dessen ich so viel habe, austheilen wollte.“ Alsbald bot sich Dankwart als Kämmerer an und die Königin war es zufrieden. Da zeigte sich, daß Dankwart nicht geizig war. Manche reiche Gabe bot seine Hand und viele Arme wurden durch seine Freigebigkeit fröhlich.

Endlich ward es der Königin doch zu viel und sie sprach zu Gunther: „Herr König, euer Kämmerer läßt mir nichts; von meinen Kleidern und von meinem Golde giebt er so reiche Gabe, als ob ich bald sterben wollte. Ich gedenke, schon selber noch etwas von dem zu brauchen, was mir mein Vater hinterlassen hat. Wenn ihr ihm also wehren wolltet, mein Gut so zu verschwenden, so wollte ich es euch großen Dank wissen.“ Hagen tröstete die Königin: „Herrin, wisset, daß mein König so viel Gold und kostbare Kleider besitzt, daß wir das, was wir von hier mitnehmen würden, wohl entbehren können.“ — „Nein,“ erwiederte die Königin, „mir zu Liebe laßt mich zwanzig Reisekasten mit Gold und Seide füllen, damit ich etwas zu geben habe, wenn wir in König Gunthers Land kommen.“ Da wurden zwanzig Schreine mit dem edelsten gefüllt, was sie besaß und ihr eigner Kämmerer mußte bei dem Einpacken zugegen sein, weil sie Dankwart nicht recht traute. Gunther aber und Hagen mußten darüber lachen.

Darauf sprach die Königin: „Wem soll ich mein Land überlassen, wenn ich nun fortziehe?“ Gunther antwortete ihr: „Wen ihr wollet, den machet zum Vogt.“ Da rief die Königin einen ihrer nächsten Verwandten, den Bruder ihrer Mutter und sprach zu ihm: „Laßt euch das Land und die Burgen befohlen sein, bis auch hier der König Gunther die Herrschaft selbst übernehmen wird.“ Darnach wählte sie aus ihren Recken zweitausend Mann aus, die mit ihr zu dem Lande der Burgunden fahren sollten und

außer diesen und den tausend Nibelungen Siegfrieds nahm man auch noch edle Frauen und Mägdlein mit. Die aber zurück bleiben mußten, weinten herzlich, als die Königin von dannen fuhr. Ein günstiger Wind schwellte die Segel, allerhand Kurzweil ward auf den Schiffen getrieben und so fuhr man Worms entgegen.

IX. Als die Helden neun Tage gefahren waren, sprach Hagen: „Es ist nicht recht, daß wir in Worms so lange auf Nachricht warten lassen, unsere Boten sollten längst dahin entsandt sein." Der König antwortete: „Ihr habt recht, Freund Hagen, und ich wüßte keinen, dem ich diese Botschaft lieber anvertraute als euch. Reitet daher in mein Land und saget dort unsere Ankunft an." Hagen aber sprach: „Ich tauge nicht zum Boten; laßt mich lieber hier auf der Fluth bleiben und wie bis jetzt die Schätze bewachen, die die Königin aus Island mitgenommen hat. Traget Siegfried die Botschaft auf und sollte er es euch abschlagen, so bittet ihn um der Liebe eurer Schwester willen, so wird er es thun." Der König berief Siegfried zu sich und bat ihn, der Bote zu sein. Der war sogleich dazu bereit. „Gebietet mir," sprach er, „was ihr wollt. Ich thue alles gern um eurer lieben Schwester willen."

Da trug ihm der König auf: „Saget allen, auch meinen Mannen, daß wir wohl ausgeführt haben, was wir uns vorgesetzt hatten. Meinem Neffen Ortwin traget auf, daß er zu Worms am Gestade Sitze herrichten und alle meine Verwandten dahin berufen lasse, damit sie mit mir und Brunhild ein großes Fest feiern, meiner Schwester aber, daß sie meine Braut freundlich empfange, wenn wir ankommen werden." Siegfried machte sich auf, nachdem er sich auch von Brunhild verabschiedet hatte, und ritt mit vierundzwanzig Recken gegen Worms. Als dort von den ausschauenden Wächtern angesagt ward, daß Siegfried ohne den König zurückkomme, entstand großes Trauern und Klagen unter dem Gesinde Gunthers, denn sie meinten, ihr Herr wäre todt. Die ersten, die Siegfried traf, als er von dem Rosse stieg, waren Gunthers Brüder, Gernot und Giselher. Dieser sprach: „Seid willkommen Siegfried, und laßt uns wissen, wo ihr meinen Bruder, den König gelassen habt. Ich fürchte, daß er von Brunhildens Stärke umgekommen sei." Siegfried aber antwortete: „Die Sorge lasset sein. Euch und allen seinen Freunden entbietet der König seinen Gruß. Ich habe ihn gesund verlassen und er hat mich hergesendet, euch die Nachricht von unserer glücklichen Fahrt zu überbringen. Sorget nun dafür, daß ich auch die Königin und eure Schwester sehe, damit auch sie hören, was der König ihnen sagen läßt." Da sprach Giselher: „Ihr werdet meiner Schwester große Freude damit machen, denn sie trägt große Sorge um unsern Bruder und auch euch wird sie gern wiedersehn."

Darauf ging er zu den Frauen und sprach zu ihnen: „Siegfried, der Held aus Niederland, ist angekommen und bringt Botschaft von unserem Bruder Gunther. Nun bittet er um die Erlaubniß, vor euch erscheinen zu dürfen." Die Frauen waren es gern zufrieden und sprangen nach ihren besten Kleidern, um stattlich vor Siegfried zu erscheinen. Als dieser kam, sprach er: „Der König und seine holde Braut lassen euch durch mich ihre freundlichen Grüße und ihre baldige Ankunft melden." Da dankte ihm Kriemhild für die frohe Nachricht. Sie hieß ihn auch niedersitzen und sprach zu ihm: „All mein Gold wollte ich euch gern als Botenlohn für diese Nachricht geben, wenn ihr dazu nicht zu reich wäret. Ich will euch aber dafür immer hold sein." Siegfried sprach: „Und wenn ich dreißig Länder besäße, so würde ich von euch doch gern eine Gabe annehmen." Da befahl Kriemhild ihrem Kämmerer, vierundzwanzig goldene mit Edelsteinen gezierte Armringe herbeizubringen und sie Siegfried als Botenlohn zu geben. Der empfing sie gern, weil sie von Kriemhild waren, aber er mochte sie nicht behalten, sondern vertheilte sie sofort wieder unter das Gesinde Kriemhilds, das er in dem Gemache fand. Endlich theilte er den Frauen noch Gunthers Wunsch mit, daß sie die Gäste, die mit ihm kämen, freundlich empfangen und ihnen bis an das Ufer des Rheines entgegenreiten möchten. Gern waren die Frauen dazu bereit.

Nie war eines Fürsten Bote besser empfangen worden, als Siegfried von den Frauen und im Herzen fröhlich schied er von ihnen. Die Burgunden aber rüsteten sich nun auf den Empfang der Gäste. Wenig Muße hatten seitdem die Recken Sindolt, Hunolt und Rumolt, die die Sitze am Gestade zurichten lassen mußten. Ortwin und Gere schickten nach den Freunden im ganzen Lande und ließen sie zu dem Feste einladen. Die Wände des Hauses wurden mit Umhängen geschmückt und in dem großen Saale des Königs ließ man viele Tische und Bänke herrichten.

Als endlich die Nachricht kam, daß man Brunhildens Freunde nahen sehe, da ward großes Gedränge von den Recken, die zum Empfange entgegen reiten wollten. Auch sechs und achtzig edle Frauen, die Gebände trugen und vier und fünfzig Jungfrauen mit glänzenden Haarbändern in den blonden Haaren zogen denen, die aus Island kamen, entgegen.

X. Das Roß der Königin Ute führte der kühne Ortwin, während das Kriemhildens bis an das Thor der Burg von dem Herzog Gere, von dort an aber von Siegfried geführt wurde. Auch das Roß mancher anderen edlen Frau oder Jungfrau wurde von einem tapfern Ritter geführt. Auch übten die Helden während des

Hinausreitens das ritterliche Spiel des Buhurts zu ihrer und der Frauen Freude. So kam man am Rheine an.

Als der König Gunther aus dem Schiffe stieg, führte er Brunhild an der Hand. Kriemhild ging ihnen entgegen und nachdem sich die beiden edlen Jungfrauen geküßt hatten, sprach sie: „Seid uns willkommen in unserem Lande, mir und meiner Mutter und allen unsern lieben Freunden.“ Auch die Königin Ute trat herzu und küßte die Braut. Es dauerte eine lange Zeit, ehe alle die, welche aus Island kamen, ausgeschifft waren, und ehe diese und die Burgunden sich alle unter einander begrüßt hatten. Unterdessen standen Brunhild und Kriemhild neben einander. Das war ein freundlicher Anblick, und diejenigen, die früher gehört hatten, daß es nichts schöneres gebe, als diese beiden Jungfrauen, überzeugten sich jetzt, daß man sie nicht belogen hatte und keiner hätte gewußt, welcher er den Preis zugestehen sollte.

Als nun die Frauen alle beisammen waren, führte man sie an einen schattigen Platz, die Männer aber bestiegen ihre Rosse und begannen ritterliche Spiele. Da ward mancher Tjost gekämpft und mancher Schild zerschlagen. Auf dem Felde entstand ein Staub, als ob der Rauch einer großen Feuersbrunst aufstiege. Siegfried aber glänzte wieder vor allen Helden. Als die Ritter genug turniert hatten, erklärte Hagen auf des Königs Befehl die Spiele für beendigt. Die müden Helden gingen nun zu den Frauen in die Zelte und vertrieben sich die Zeit bis zum Abend mit Kurzweil aller Art.

Als die Sonne zur Rüste ging und es anfing, kühl zu werden, erhoben sich Männer und Frauen, um nach der Burg zu reiten. Wieder ward da den Frauen gedient, wie es den Helden ziemte. Als man an der Burg angekommen und der König von dem Rosse abgestiegen war, trennten sich auch die mächtigen Königinnen. Frau Ute und ihre Tochter gingen mit ihrem Gesinde hin in ein weites Gemach. Der König aber, der jetzt mit seinen Gästen zu Tische gehen wollte, führte an der Hand die schöne Brunhild, die nun die Krone trug. Gar mancher Sitz und mancher Tisch war vor dem Palaste bereitet und reichlich wurden die Speisen aufgetragen. Auch Wasser zum Waschen der Hände wurde von den Kämmerern des Königs herumgereicht, ehe man sich zum Essen niedersetzte. Ehe der König Gunther noch das Wasser nahm, trat Siegfried zu ihm, mahnte ihn an sein Versprechen und sprach: „Ihr sollt gedenken, was mir eure Hand geschworen hat; daß ihr mir eure schöne Schwester zum Weibe geben wolltet, wenn wir Brunhild in dieses Land brächten.“ Der König antwortete ihm: „Ihr habt mich mit Recht gemahnt und meine Hand soll nicht meineidig werden. Ihr sollt erhalten, was ich euch versprach.“ Darauf schickte er nach Kriemhild, daß sie zu ihm käme.

Alsbald kam sie zu des Königs Saale. Als Giselher sie kommen sah, sprang er ihr entgegen. Kriemhild trat in den Saal und ging hin zu dem Tische, an dem der König saß. Dieser sprach zu ihr: „Liebe Schwester, nun bitte ich dich, daß du meinen Eid lösen wollest. Ich habe dich einem Recken zugeschworen; willst du den zum Manne nehmen, so wirst du mir große Freude machen." Die Jungfrau antwortete: „Viel lieber Bruder, bittet mich doch nicht. Was ihr mir gebietet, das will ich alles thun." Als Siegfried das hörte, ward er vor Freuden roth. Dann hieß man ihn und Kriemhild in einen Kreis treten, und der König fragte Kriemhild, ob sie den stattlichen Helden zu ihrem Manne wolle. Sie war es wohl zufrieden; auch Siegfried gelobte, sie zum Weibe zu nehmen und so umfing er sie mit seinen Armen und küßte sie vor allen Helden, ob auch die Jungfrau sich ein wenig schämte.

Darauf ging man zu Tische. Siegfried und seiner Braut ward an demselben der Gegensitz angewiesen, Brunhild aber saß neben dem Könige. Als diese die Kriemhild neben Siegfried sitzen sah, begann sie zu weinen und Thränen fielen ihr über die Wangen. Der König fragte sie: „Was ist euch, Herrin, daß eurer lichten Augen Schein sich so trübet? Ihr solltet euch lieber freuen, denn mein ganzes Land, meine Burgen und mancher stattliche Mann ist euch unterthan." Brunhild erwiederte: „Ich muß wohl klagen um deine schöne Schwester, die mir von Herzen leid thut, wenn ich sie dort neben einem deiner leibeignen Mannen sitzen sehe. Ich muß weinen, daß sie so sehr durch diese Heirath entehrt ist." Gunther sprach: „Ich will euch zu einer andern Zeit sagen, warum ich meine Schwester Siegfrieden zum Weibe gegeben habe. Uebrigens hat er ebensowohl wie ich Burgen und ein weites Land und ist ebenfalls ein mächtiger König; darum gönnet ihm die schöne Jungfrau von Herzen." Was aber auch der König sagen mochte, Brunhild blieb verstimmt und dachte darauf, sich an dem Könige dafür zu rächen, daß er ihr nicht sagte, warum er seine Schwester dem Siegfried gegeben hatte.

Als nach dem Mahle die Frauen sich zurückgezogen hatten und auch die Ritter auseinander gegangen waren, ging der König Gunther mit Brunhild ebenfalls zu dem Schlafgemache. Diese Zeit aber hatte die Königin sich zur Rache an dem Könige ausersehen und leider konnte der König derselben nicht entgehen, da Brunhild, wie er aus dem Kampfe auf Island wohl wußte, stärker war als er. Sie nahm nämlich einen starken Gürtel, band damit dem Könige Hände und Füße, trug ihn dann so gebunden zu einem Nagel und hing ihn an die Wand. Die ganze Nacht über mußte der Arme so hängen, wie sehr er auch um Erlösung bat. Erst am andern

Morgen, kurz bevor die Diener kamen, die neue Kleider brachten, machte ihn Brunhild wieder los.

An diesem Morgen ging man zuerst zur Messe in den Münster, dann begannen aber sofort die ritterlichen Uebungen wieder, denen die Jungfrauen von den Fenstern aus zuschauten. Da kam auch Siegfried mit Gunther zusammen und weil er sah, daß dieser nicht sehr freundlich gestimmt war, fragte er ihn nach der Ursache seines Kummers. Der König antwortete: „Ach, laß dir meine Noth klagen. Diese Nacht hat mich Brunhild an Händen und Füßen gebunden und an einen Nagel gehängt, von dem sie mich erst am frühen Morgen wieder losgemacht hat.“ — „Sei ohne Sorgen,“ sprach da Siegfried, „sollte sie es heute Abend wieder versuchen, so will ich, unsichtbar durch meine Tarnkappe, bei euch sein und sie wohl andere Sitte lehren. Wenn du die Kämmerer fortschickst und ich ihnen die Kerzen ausblase, so magst du daran erkennen, daß ich zugegen bin.“

Als der Abend kam, that Siegfried, wie er dem Könige versprochen. Als die Lichter verlöscht waren, drängte sich Siegfried an Brunhild; diese aber meinte, es sei Gunther, und wollte ihm thun, wie am Tage zuvor. Siegfried war aber stärker als Gunther und wehrte sich tapfer. Trotzdem brachte ihn die starke Brunhild in ziemlich große Noth, und schon beklagte sich der Held, daß er von einer Frau besiegt sein sollte; doch überwältigte er endlich die Königin. Diese bat jetzt — und zwar, wie sie meinte, den König Gunther —, ihr nur das Leben zu lassen; sie wollte von nun an gern alles thun, was der König verlange. Siegfried ließ sie los und entfernte sich, nachdem er der Königin noch einen Ring vom Finger gezogen und einen Gürtel, den er in dem Gemache liegen fand, mitgenommen hatte.

Am nächsten Morgen war Gunther viel fröhlicher gestimmt und das Fest dauerte unter vielen Freuden vierzehn Tage. Am letzten Tage desselben wurden noch Kleider und Gold, Rosse und Silber vertheilt und niemand ging unbeschenkt von dannen; selbst die fahrenden Leute, die sich eingefunden hatten, gingen viel reicher fort, als sie gekommen waren. So ging das Fest zu Ende.

XI. Als die Gäste alle von dannen gezogen waren, sprach Siegfried zu seinen Nibelungenrecken: „Wir wollen uns nun auch bereiten, nach unserem Lande heimzuziehen.“ Als das Kriemhild hörte, sprach sie zu ihrem Manne: „Wann wollen wir von hier fort? Laß uns nicht zu sehr eilen, denn erst müssen mir meine Brüder den mir gebührenden Theil des Landes abtreten.“ Siegfried that es leid, als er vernahm, daß sein Weib Ansprüche auf ihrer Brüder Land erheben wollte. Und als die Brüder Kriem-

hilds zu ihm kamen, ihn ihrer Dienstergebenheit zu versichern und Giselher hinzufügte: „Nun wollen wir, Herr Siegfried, auch Land und Burgen, die unser eigen sind, mit euch theilen und an den weiten Reichen, die uns unterthan sind, sollt ihr samt Kriemhild auch Theil haben," da sprach er: „Segne euch Gott euer Land und Volk immerdar. Mein Weib aber kann des Theiles, den ihr abtreten wollt, wohl entbehren. Dort, wo sie an meiner Seite die Krone tragen soll, da wird sie reicher werden, als je ein Lebender gewesen ist." Da sprach Kriemhild: „Kannst du auch des Landes wohl entrathen, so kann man doch nicht so leicht auf die burgundischen Mannen verzichten, die ein König gar wohl einmal in seinem Lande brauchen könnte. Die sollen also meine Brüder mit mir theilen." Gernot sprach: „Nimm dir, wen du willst; du wirst viele finden, die gern mit dir ziehen. Von unsern Recken geben wir dir tausend, die sollen dein Gefolge sein."

Nun sandte Kriemhild nach Hagen von Tronje und nach Ortwin; die und ihre Verwandten sollten ihr Gefolge sein. Hagen aber ward darüber sehr zornig und sprach: „Uns kann der König Gunther an niemand auf der Welt verschenken. Der Tronjer Sitte ist es stets gewesen, am Hofe des Königs zu bleiben; dem wollen wir auch ferner dienen, wie wir bis jetzt gethan. Kriemhild mag sich andere Helden zu ihrem Gefolge erlesen."

Damit ließ man die Sache abgethan sein und als Siegfried und Kriemhild sich aufmachten, bestand der letzteren Gefolge aus zwei und dreißig Jungfrauen und fünfhundert Mannen, zu denen auch der Graf Eckewart gehörte. Viel Küssen und Weinen geschah, als sie von dannen zogen und weit wurden sie auf ihrem Wege von den burgundischen Freunden begleitet. An seinen Vater Siegmund und an seine Mutter Siegelind schickte Siegfried einen Boten voraus, ihnen zu melden, daß er mit der schönen Kriemhild von Worms am Rheine komme.

Liebere Botschaft hätten die Eltern nicht vernehmen können, und der König mit seinen Mannen ritt den Ankommenden entgegen. Selbst die Königin Siegelind hatte sich nebst mancher schönen Frau mit auf die Fahrt gemacht. Freundlich wurden alle empfangen und Siegfried und Kriemhild empfingen manchen Kuß von Siegfrieds Eltern. Als man endlich in der Burg Santen ankam, sprach König Siegmund zu seinen Freunden: „Euch allen thue ich hiermit kund, daß von nun an Siegfried in meinem Lande König sein und die Krone tragen soll." Des freuten sich alle Helden von Niederland. Siegfried aber übernahm die Herrschaft und die Gewalt, Recht zu sprechen und er that dies so, daß alle, die zu seinem Gerichte gehörten, ihn fürchteten.

So lebten Siegfried und Kriemhild in großer Ehre und Herr-

lichkeit zehn Jahre lang. Da schenkte ihnen Gott einen Sohn, den nannten sie nach seinem Oheim Gunther und ließen ihn mit aller Sorgfalt erziehen. Zu derselben Zeit starb die alte Königin Siegelind und wurde von allen herzlich beklagt und beweint; Kriemhild aber gewann nun alle Gewalt, wie sie einer so mächtigen Herrscherin wohl geziemte. Auch Gunther und Brunhild hatten um diese Zeit einen Sohn bekommen, den sie ihrem Freunde zu Liebe Siegfried nannten. So waren in Burgund und in den Niederlanden Freude und Ehre vollkommen.

XII. Schon lange hatte es die Königin Brunhild verdrossen, daß Siegfried sich ihrem Gemahl nicht dienstbar erwies, denn sie meinte noch immer, daß Siegfried des Königs Gunther Dienstmann sei. Sie bat daher den König, daß er Siegfried und Kriemhild einmal zu sich bescheiden lasse und sprach: „Wie mächtig auch eines Königs Dienstmann sein mag, wenn ihm sein Herr etwas gebietet, so soll er es doch thun.“ Gunther lächelte dazu, denn er wußte wohl, daß Siegfried, wenn er zu ihm kam, nicht als Dienstmann kam, doch sprach er: „Es ist nicht schwer, mich zur Erfüllung dieser Bitte zu bewegen, denn ich wüßte nicht, welche Gäste ich lieber in meinem Lande sehen möchte, als Siegfried und meine Schwester. So will ich denn Boten zu ihnen senden, daß sie zu uns kommen.“

Dreißig Recken, unter ihnen der Markgraf Gere, machten sich auf des Königs Geheiß alsbald auf die Reise. Nach drei Wochen kamen sie zu der Burg der Nibelungen. Siegfrieds Gesinde nahm den Helden die Rosse ab und sie gingen nun dahin, wo sie Siegfried bei Kriemhild fanden. Da wurden sie wohl empfangen und dem Markgraf Gere bot man einen Sitz. Er aber sprach: „Erlaubet uns, ehe wir uns setzen, unsere Botschaft auszurichten. Gunther und Brunhild, auch eure Mutter Ute, und Gernot und der junge Giselher, so wie alle eure Verwandten haben uns her gesandt, euch ihren Dienst zu entbieten.“ — „Das lohn euch Gott!“ sprach Siegfried; „nun saget uns weiter, ob auch alle unsere lieben Freunde sich wohl befinden. Hat etwa, seit wir von ihnen geschieden, jemand den Verwandten meines Weibes ein Leid gethan, so laßt es mich wissen. Dann will ich ihnen zu Hilfe kommen und ihre Feinde sollen meine Dienste gewiß beklagen.“ Da sprach Gere: „Alle eure Freunde sind wohlgemuth und laden euch durch mich zu einem Feste an den Rhein. Und auch ihr, Herrin Kriemhild, sollt mitkommen. Wenn der Winter zu Ende ist, noch vor der Sommersonnenwende hoffen sie euch zu sehen.“ Kriemhild hörte diese Botschaft gern, Siegfried aber, der seinen Entschluß erst noch überdenken wollte, nöthigte die Boten, sich niederzusetzen und hieß ihnen einen Trunk bringen. Ihre große Müdigkeit vergaßen die Boten

ganz über der freundlichen Aufnahme, die ihnen an Siegfrieds Hofe zu Theil ward.

Volle neun Tage waren sie schon da; da beklagten sie sich, daß sie gern wieder in ihr Land möchten, um ihrem Herrn Antwort zu bringen. Da berief Siegfried alle seine Freunde und fragte sie um ihren Rath wegen der Reise an den Rhein. Die Recken sprachen: „Wir rathen euch, daß ihr mit tausend Recken an den Rhein reitet, so werdet ihr mit Ehren in dem Lande der Burgunden bestehen.“ Da sprach der König Siegmund: „Thut mir doch kund, wenn ihr zum Feste wollet. Wenn es euch recht ist, reite ich dann mit euch dahin und vermehre eure Schar durch fünfhundert meiner Recken, die ich mit mir führe.“ Siegfried antwortete ihm: „Ich freue mich, viel lieber Vater, daß ihr mit uns reiten wollt. In zwölf Tagen gedenke ich abzureisen.“

Als nun Siegfrieds Entschluß feststand, machten sich die Boten wieder auf den Weg, mit herzlichen Grüßen an ihre Herren in Burgund und reich beschenkt von Siegfried und Kriemhild. In Siegfrieds Burg begannen jetzt aber die Rüstungen auf die Reise. Sättel und Schilde, Kleider und Waffen wurden herbeigeholt und was nur ein Ritter oder eine Frau wünschen mochten, das wurde ihnen von dem Könige oder der Königin gegeben.

Als die Boten zum Lande der Burgunden zurück kamen, gingen sie vor den König Gunther und Gere sprach: „Nie hat bessere Nachricht ein Mann seinen Freunden sagen lassen, als sie Siegfried euch sagen läßt, der bald zu euch kommen will, samt seinem Vater Siegmund.“ Da fragte Brunhild: „Wird auch Kriemhild, die holde, zu uns kommen?“ — „Sie kommt sicherlich,“ sprach Gere. Die alte Königin Ute ließ auch die Boten zu sich kommen, damit sie erführe, wie es ihrer lieben Tochter Kriemhild erginge.

Auch die reichen Geschenke, die die Boten in Niederland erhalten hatten, verschwiegen sie nicht an König Gunthers Hofe. Das Gold und die Kleider, die sie empfangen, zeigten sie den drei Königen und rühmten die Freigebigkeit Siegfrieds. Da sprach Hagen: „Er kann wohl reichlich geben, denn wenn er auch ewig lebte, würde sein Gut doch nicht alle werden. Besitzt er ja doch den Schatz der Nibelungen. Hei, wenn der je in's Land der Burgunden käme!“

Alle im Lande der Burgunden freuten sich nun auf die Ankunft derer aus Niederland und spät und früh sah man fleißige Hände an den Vorbereitungen zum Feste schaffen.

XIII. Siegfried, sein Weib und der alte König Siegmund machten sich samt ihrem Gefolge auf den Weg nach dem Burgundenlande, das Kindlein Gunther aber ließen sie daheim. Als sie nahe an Worms kamen, schickte Siegfried Boten an den König

Gunther, daß sie seine Ankunft meldeten. Da ging der König zu Brunhild und sprach: „Morgen früh werden unsre Freunde hier sein. Darum bereitet euch, daß wir sie nicht hier in der Burg erwarten, sondern ihnen entgegen gehen. Mir könnten keine lieberen Gäste kommen, als diese.“ Am andern Morgen ritt man den Gästen entgegen. Ei, war das ein freundliches Empfangen und Begrüßen; die es sahen, meinten, daß selbst Kriemhild die Königin Brunhild nicht freundlicher empfangen habe, als diese von Island nach Burgund kam. Den König Siegfried und seinen Vater Siegmund begrüßte Gunther und sprach: „Wie freuen wir uns, daß ihr zu uns gekommen seid! Nun seid mir und allen meinen Freunden hoch willkommen.“ — „Lohn euch Gott den Gruß!“ sprach darauf Siegmund, „seit mein Sohn Siegfried euch zum Freunde gewann, ist es stets mein Wunsch gewesen, euch einmal zu sehen.“ — „Und mir,“ erwiederte darauf Gunther, „habt ihr damit große Freude gemacht.“ Auch Gernot und Giselher hießen Siegfried auf das freundlichste willkommen.

Als aber die beiden Königinnen zu einander kamen, da konnte man viele Ritter sehen, die Frauen gerne dienten. Wie schnell wurden da die Sättel leer und wie sanft wurden die holden Frauen von den Rossen gehoben! Herzlich begrüßten sich die beiden Königinnen und küßten einander. Auch das Gefolge schöner Frauen und Jungfrauen, das jede der Königinnen bei sich hatte, grüßte einander mit Freuden und die Ritter, die zu dem Dienste der Frauen herbeigeeilt waren, faßten je eine Jungfrau bei der Hand und führten sie.

Als die Begrüßung vorbei war, wollte man nicht länger warten. Die Helden ritten zur Stadt und als man zu der Burg gekommen war, hieß der König die Gäste zu ihren Zimmern führen und ihnen alle Bequemlichkeit verschaffen. Da hatte der Marschall Dankwart viel Mühe, denn ihm lag die Unterbringung und Verpflegung der Gäste ob und der König hatte ihn gebeten, den Gästen ja nichts zu versagen, was sie wünschen würden. Das konnte der König wohl, denn er war reich genug. In dem Hofe der Burg, wo er für sich und seine vornehmsten Gäste und Mannen Tische hatte herrichten lassen, saßen zwölfhundert Recken; Siegfried aber saß wieder wie früher auf dem Ehrenplatze des Gegensitzes. Als ihn Brunhild da sitzen sah und alle seine Recken mit ihm, dachte sie, wie es doch keinen mächtigeren Dienstmann gäbe, als den ihres Mannes.

XIV. Elf Tage des Festes waren unter ritterlichem Spiel und Scherz schon dahin gegangen, da saßen um die Vesperzeit des zwölften Tages die beiden Königinnen, den Uebungen der Ritter zuschauend, wieder neben einander und gedachten zweier herrlichen

Helden. Die schöne Kriemhild sprach: „Ich habe einen Mann, der wohl verdiente, daß alle diese Reiche ihm unterthan wären.“ Brunhild antwortete ihr: „Wie sollte das möglich sein? Wenn niemand lebte, als du und er, so könnte es wohl sein, so lange aber Gunther lebt, ist es nicht möglich.“ Da sprach Kriemhild: „Sieh nur, wie Siegfried herrlich vor allen Recken dasteht, leuchtend wie der helle Mond vor den Sternen! Soll ich mich darüber nicht freuen?“ — „Wie herrlich auch dein Mann sei,“ entgegnete wieder Brunhild, „so mußt du doch Gunthern den Vorzug vor ihm einräumen. Dieser ist der mächtigste und herrlichste von allen Königen.“ Da sprach Kriemhild: „Ich habe meinen Mann wohl nicht mit Unrecht gelobt. Glaube mir, er darf sich sicher dem deinigen gleichstellen.“ — „Nun nimm mir nicht für übel,“ sprach Brunhild, „was ich dir jetzt sagen will. Als ich die beiden zum ersten male sah, als König Gunther mich im Zweikampfe besiegte, da habe ich selbst gehört, wie Siegfried sagte, er sei Gunthers Dienstmann. Seitdem halte ich ihn für unsern Unterthan.“ Kriemhild aber sprach: „So wäre mir übel geschehen, wenn meine Brüder mich an einen Eigenmann verheirathet hätten. Darum bitte ich dich, Brunhild, daß du freundlich solche Rede unterlassest.“ — „Warum sollte ich das unterlassen?“ sprach die Königin, „und warum sollten wir verzichten auf die starke Hand so manches tapfern Recken, der uns durch deinen Mann ebenfalls unterthan ist?“

Da begann Kriemhild zu zürnen und sprach: „Du wirst wohl darauf verzichten müssen, daß mein Mann dir irgend welchen Dienst eines Leibeigenen erweise. Mein Mann ist vornehmer, als mein Bruder Gunther. Und wenn nun wirklich Siegfried dein eigen ist, wenn du Gewalt über ihn und mich hast, warum hast du denn gestattet, daß wir dir so lange keinen Lehnszins gezahlt haben? Nein, nein; bleib mir nur fern mit deinem Uebermuthe.“ König Gunthers Weib sprach da: „Du erhebst dich zu hoch. Laß uns sehen, wem man Ehre erweist; ob dir oder mir?“ Sehr zornig waren jetzt die beiden Königinnen und Kriemhild sprach: „Ja, das wollen wir sehen. Du hast zwar meinen Mann für deines Mannes Dienstmann ausgegeben, aber heute mögen beider Könige Mannen schauen, ob ich es wage, vor des Königs Weibe zur Kirche zu gehen. Heute noch sollst du sehen, daß ich adelich frei bin und daß mein Mann vornehmer ist, als der deine. Noch heute sollst du sehen, wie deine Leibeigene an der Spitze tapferer Recken zu Hofe geht und vornehmer will ich mich beweisen, als je eine Königin gewesen ist, die die Krone trug.“ Brunhild sprach: „Willst du nicht meine Leibeigene sein, so sollst du dich, wenn wir zum Münster gehen, mit deinen Frauen von meinem Ingesinde scheiden.“ — „Wahrlich, das soll geschehen,“ erwiederte Kriemhild.

So entstand großer Haß und Neid zwischen den beiden Königinnen, die vorher so freundlich mit einander gewesen waren. Kriemhild ging fort und sprach zu ihren Frauen: „Nun kleidet euch in die schönsten Kleider, die ihr besitzet, damit ich durch euch geehret werde.“ Das thaten die Frauen gern. Auch Kriemhild selbst schmückte sich, so schön sie es nur vermochte. Mit drei und vierzig Jungfrauen, die sie mit an den Rhein gebracht hatte, machte sie sich sodann auf, zum Münster zu gehen, vor dem Hause aber standen wartend Siegfrieds Mannen, um die Königin zum Münster zu begleiten. Wunder nahm es die Helden, daß die beiden Königinnen nicht wie sonst gemeinsam gingen und sie fürchteten Schlimmes.

Als Kriemhild vor das Thor des Münsters kam, stand Brunhild mit ihren Frauen und Helden schon da, Kriemhilds Frauen aber kamen in so reichem Aufputz, daß alle andere Pracht dagegen wie ein Nichts verschwand. Das hatte Kriemhild so angeordnet, um Brunhilds Aerger und Verdruß dadurch zu erregen. Als nun die beiden Königinnen vor dem Münster bei einander standen, sprach Brunhild: „Stehe nun still, denn nicht soll eine Leibeigene vor des Königs Weibe in den Tempel gehen.“ Als Kriemhild das hörte, ward sie sehr zornig und sprach: „Hättest du lieber geschwiegen; du solltest dich nicht über andere lustig machen, die du selbst von meinem Manne im Kampfe überwunden worden bist.“ — „Wen meinest du damit?“ fragte zornerfüllt König Gunthers Weib. „Dich,“ sprach Kriemhild; „denn wisse nur, daß es Siegfried war, der dich bezwang und nicht dein Mann Gunther.“ Brunhild, ganz außer sich vor Zorn über diese Beschimpfung, weinte. Kriemhild aber mit ihrem Gefolge ging vor ihr in das Münster.

Brunhildens Andacht während des Gottesdienstes war gering und kaum konnte sie das Ende desselben erwarten. Nach dem Gottesdienste blieb sie mit ihren Frauen vor dem Münster stehen und sprach: „Ich muß noch mehr von Kriemhild hören über das, dessen sie mich zeihet. Wenn Siegfried sich wirklich solcher Dinge gerühmt hätte, so müßte es ihm an's Leben gehen.“ Als Kriemhild auch heraus kam, sprach die Königin zu ihr: „Stehet still und beweiset mir, was ihr vorhin gesagt habt. Mit euren Reden habt ihr mir sehr weh gethan.“ Da sprach Kriemhild: „Hier ist der goldene Ring, den euch Siegfried von der Hand zog, als er euch überwältigte.“ Brunhild aber entgegnete: „Der Ring ist mir gestohlen worden und ich will wohl noch erfahren, wer das gethan hat.“ Weiter sprach Kriemhild: „Ich bin kein Dieb, und besser hättest du geschwiegen, denn hier ist auch der Gürtel, den dir mein Mann genommen und den ich jetzt trage.“ Als Brunhild den Gürtel sah, begann sie zu weinen und sprach: „Rufet mir

den König Gunther, daß er erfahre, wie seine Schwester mich gehöhnt und beschimpft hat."

Als der König kam, klagte sie ihm: „Deine Schwester möchte mich gern aller meiner Ehren berauben. Sie trägt meinen Gürtel, den ich verloren habe, und meinen goldnen Ring und saget, beides habe mir ihr Mann Siegfried abgewonnen. Nun bitte ich dich, daß du mich vertheidigst." Da ließ der König Gunther Siegfried zu sich rufen. Als der kam und nicht wußte, was unterdes geschehen war, die Königin aber weinen sah, sprach er: „Warum weinet die Königin und warum läßt der König mich rufen?" Da sprach Gunther: „Mir hat Brunhild geklagt, dein Weib rühme sich dessen, daß du mein Weib besiegt hättest." — „Und hat sie das gesagt, so soll sie ohne Strafe nicht davon kommen," sprach Siegfried. Der König aber, wohl wissend, daß Kriemhild recht hatte und nur bedauernd, daß Siegfried ihr in einer schwachen Stunde das Geheimniß, das zwischen ihnen beiden bleiben sollte, anvertraut hatte, sprach: „Mir ist eure Unschuld wohl bekannt, und deshalb will ich euch los lassen." Und Siegfried fügte hinzu: „Wir sollten unsere Frauen so ziehen, daß sie fürwitzige und übermüthige Rede unterließen. Verbiete du es deinem Weibe, dem meinigen will ich es auch."

So waren durch übermüthige Reden die beiden Königinnen von einander geschieden, so daß sie gar nicht mehr mit einander redeten. Die Ritter, die das erfuhren, bedauerten es. Am grimmigsten erzürnt aber war darüber Hagen, dem die Königin Brunhild weinend ihre Noth geklagt hatte und er gelobte ihr, daß er nicht eher wieder fröhlich sein wolle, als bis Siegfried um solche Reden gestraft sei. Auch Ortwin und Gernot, die bei dieser Unterredung zugegen waren, stimmten für Siegfrieds Bestrafung. Giselher aber, der dazu kam, sprach: „Ihr guten Recken, warum wollt ihr das thun? Es ist ja nichts Bedeutendes, um das die Frauen zürnen und Siegfried hat darum gewiß nicht den Tod verdient." Hagen aber blieb dabei: „Er oder ich, einer von uns muß sterben." Da sprach Gunther selber: „Siegfried hat uns nichts als Gutes und Liebes gethan und ist uns immer getreu gewesen. Warum sollte ich ihn hassen? Und warum sollte er sein Leben verlieren?"

Niemand verfolgte die Sache weiter. Nur Hagen ruhte nicht. Dem Könige Gunther sagte er, wie große Reiche ihm unterthan sein würden, wenn Siegfried nicht mehr lebte. Der König aber ward von solchen Reden traurig. Als er sah, daß auch viele andere seiner Recken Hagens Zorn theilten, sprach er: „Laßt ab von eurem blutdürstigen Zorne. Siegfried ist zu unserem Glücke und zu unserer Ehre geboren. Uebrigens ist er gar grimmig und stark und wenn er es merkte, daß man ihm nach dem Leben stellt, so

dürfte niemand wagen, ihn anzugreifen." — „Nein, nein," sprach da Hagen: „er wird nichts merken. Schweiget ihr nur stille. Ich will es wohl heimlich anstiften, daß ihm das Weinen Brunhilds leid werde." Der König fragte: „Wie wolltest du das machen?" Da antwortete Hagen: „Ich will es euch hören lassen. Wir lassen einige von unseren Leuten, die man am Hofe nicht kennt, als Boten in's Land reiten, uns den Krieg eines auswärtigen Feindes anzukündigen. Siegfried wird mit in den Krieg ziehen und dann will ich schon eine günstige Gelegenheit zu seiner Ermordung erspähen. Von seinem eignen Weibe aber hoffe ich die Stelle zu erfahren, an der er allein verwundbar ist."

Mit Unrecht gab der König dem Drängen Hagens nach. Ehe man sich's versah, hatte die Untreue ihr Spiel gewonnen und um des Zankes zweier Frauen willen sollte später noch mancher gute Held sein Leben verlieren.

XV. Am vierten Morgen nach dieser Unterredung sah man zwei und dreißig Mannen in des Königs Hof einreiten. Da ward dem Könige angesagt, daß sie kämen, ihm den Frieden aufzukündigen. Diese Lüge brachte großes Leid über die Frauen. Auch Siegfried ward getäuscht und als er frug: „Warum sind der König und seine Mannen so traurig?" da erzählte ihm Gunther die Lüge, wie Liudeger und Liudegast ihm den Frieden aufgekündigt hätten. Siegfried sprach darauf: „Das soll Siegfrieds Hand wohl wehren. Ich will den beiden thun, wie ich ihnen früher gethan habe. Land und Burgen will ich ihnen wüste legen und mein Haupt will ich zum Pfande geben, daß es geschieht. Bleibt ihr mit euren Recken nur hier, ich will mit den meinigen ihnen allein entgegen reiten und daran sollt ihr merken, wie gerne ich euch diene." — „Das ist eine frohe Nachricht für mich," sprach da Gunther, und neigte sich in Falschheit vor dem Helden.

Nun suchten Siegfried und die Seinen ihre Streitgewänder und Waffen hervor und die Fahnen wurden an die Stangen gebunden.

Hagen, in weiterer Verfolgung seiner treulosen Pläne, ging zu Kriemhild, als ob er sich nur von ihr für die Reise verabschieden wollte. Da sprach Kriemhild zu ihm: „Gedenket daran, lieber Freund Hagen, daß ich euch immer gern gedient habe und euch nie feindlich gesinnt gewesen bin und vergeltet nicht an meinem lieben Manne, was ich Brunhilden zu Leide gethan habe. Schon oft habe ich bereut, daß ich geredet habe, wodurch ich Brunhild erzürnte." Hagen antwortete darauf: „Ich hoffe wohl, daß ihr nun bald mit Brunhild ausgesöhnt sein werdet. Saget mir nur, wie ich euch an Siegfried, eurem Manne, dienen kann, so will ich's

gerne thun." — „Ich wäre ohne alle Sorge," sprach das edle Weib, „daß ihm jemand das Leben nähme, wenn er nicht gar zu tollkühn und verwegen im Kampfe wäre." — „Herrin," sprach da Hagen, „wenn ihr fürchtet, daß jemand ihn verwunden könnte, so laßt mich wissen, wie ich das zu verhindern vermag." Kriemhild sprach: „Du bist mir verwandt, wie ich dir; daher befehle ich dir meinen lieben Mann, daß du ihn mir behütest. Mein Mann ist tapfer, dazu auch stark genug. Als er einst einen Drachen erschlug, badete er sich in dem Blute desselben, davon ist ihm die Haut hörnen geworden, so daß keine Waffe ihn zu verwunden vermag. Und dennoch muß ich in Sorgen sein, wenn mein Mann im Kampfe ist und die Speere um ihn herum fliegen. Als nämlich von des Drachen Wunden das heiße Blut floß und sich der kühne Recke darin badete, fiel ihm zwischen die Schuldern ein Lindenblatt, so daß an dieser Stelle die Haut nicht hörnen und deshalb verwundbar ist." Hagen sprach: „So nähet auf sein Gewand ein kleines Zeichen, daß ich daran erkenne, wo ich ihn behüten möge." Kriemhild antwortete: „Mit feiner Seide will ich auf sein Gewand ein kleines Kreuz nähen. An jener Stelle, theurer Held, sollst du meinen Mann behüten, wenn er im Kampfe vor den Feinden steht." — „Das will ich thun, viel liebe Herrin!" sprach Hagen. So meinte Kriemhild ihren lieben Mann geschützt zu haben und hatte ihn doch nur damit dem treulosen Hagen verrathen. Dieser aber ging von dannen, froh darüber, daß er das Geheimniß erfahren hatte.

Am andern Morgen ritt Siegfried mit tausend seiner Mannen frohen Muthes gegen den vermeinten Feind. Hagen begleitete ihn und ritt ihm so nahe zur Seite, daß er das Kreuzchen auf dem Kleide erkennen konnte. Als er es sah, schickte er heimlich zwei seiner Mannen voraus, daß sie dem Heere Siegfrieds mit der Nachricht entgegenkämen, Liudeger habe sie gesandt und lasse dem Könige Gunther Frieden entbieten. Ungern kehrte Siegfried wieder um und als er vor den König kam, dankte ihm dieser für seine Bereitwilligkeit zum Beistande gegen den Feind. „Nun lohn' euch Gott," sprach er, „daß ihr gern thun wolltet, um was ich euch bat. Da wir aber die Heerfahrt nicht zu unternehmen brauchen, so wollen wir Bären und Schweine im Wasichenwalde jagen, wie ich es oftmals zu thun pflege. Die mit uns jagen wollen, mögen sich morgen früh bereit machen, die andern aber, die zurückbleiben wollen, mögen die Frauen unterhalten." Diesen Rath hatte Hagen, der ungetreue Mann gegeben. Siegfried sprach: „Wenn ihr auf die Jagd reitet, so will ich gern mit euch gehen. Gebt mir nur einen Treiber, der die Wege kennt, und einen Bracken." — Darauf ging Siegfried zu seinem Weibe; Hagen aber erzählte dem Könige, was er von Kriemhild erfahren und wie er den Helden bezwingen wollte.

XVI. Als Siegfried zu seinem lieben Weibe kam, küßte er sie auf den Mund und sprach: „Nun gebe Gott, Geliebte, daß wir uns einander gesund wiedersehen, denn ich will mit meinen Freunden zur Jagd gehen. Du aber magst dir unterdessen die Zeit mit lieben Verwandten vertreiben.“ Da gedachte die edle Königin an das, was sie Hagen gesagt hatte, und begann zu klagen und zu weinen. „Laßt euer Jagen sein,“ sprach sie zu dem Helden; „mir hat in dieser Nacht geträumt, wie zwei wilde Eber euch über die Heide verfolgten und wie die Blumen blutigroth wurden. Das bedeutet gewiß ein Unglück. Bleibt daheim, lieber Herr, denn ich fürchte schlimme Anschläge.“ Siegfried aber tröstete sie und sprach: „Meine Liebe, ich komme ja in wenig Tagen wieder heim. Und von wem sollte ich denn hier etwas zu fürchten haben? Ich weiß keinen an diesem Hofe, der Haß gegen mich im Herzen trüge. Alle deine Verwandten sind mir freundlich gesinnt und etwas anderes habe ich wohl auch nicht um sie verdient.“ — „O nein, nein! bleibe hier,“ sprach darauf die Königin, „ich fürchte deinen Fall. Mir träumte auch in vergangener Nacht, wie zwei Berge auf dich fielen, so daß ich dich nimmermehr sah. Willst du jetzt von mir scheiden, so muß ich vor Leid vergehen.“ Da machte Siegfried den Abschied kurz. Mit seinen Armen umfing er das holde Weib, noch einmal küßte er ihr den rothen Mund, dann wendete er sich und ging schnell davon. Kriemhild aber sah ihm unter heißen Thränen nach.

Nun ritten die Helden mit dem Könige hinaus in den Wald. Schwerbeladene Rosse folgten ihnen. Die trugen Brot und Fleisch und allerlei Mundvorrath. Den Knechten, die man mitgenommen hatte, geboten die stolzen Jäger, die Feuerstätte, an der man nach der Jagd das Mahl halten wollte, an jener Seite des Waldes zuzurichten, nach der das Wild bei der Jagd getrieben wurde. Dann wurden an allen Enden die Jäger auf ihre Plätze gestellt.

Da nahm der alte Jägermeister, den Siegfried sich zum Führer im Walde auserwählt hatte, einen guten Spürhund zu sich und führte Siegfried bald an einen Ort, wo sich viel Thiere fanden. Wo nun der Hund ein Wild aufscheuchte, da erschlug es Siegfrieds Hand und sein Roß lief so geschwind, daß ihm keins der aufgejagten Thiere entkommen konnte. Da konnte man bald sehen, daß Siegfried derjenige sein würde, der das beste Lob von der Jagd davontrug; das erste Thier, das auf dieser Jagd erlegt ward, fiel von seiner Hand.

Kaum war dies geschehen, so jagte der Hund einen starken Löwen auf. Siegfried schoß demselben einen starken Pfeil nach und zum Tode getroffen lief der Löwe kaum noch drei Sprünge weit. Darum lobten die Genossen den Siegfried gar sehr. Darauf

erlegte Siegfried einen Büffel und ein Elenthier, auch vier starke Auerochsen und einen Schelch. Ebenso konnten ihm und seinem schnellen Rosse eine große Anzahl leichtfüßiger Hirsche und Rehe nicht entgehen. Auch ein starker Eber wurde von dem Spürhunde aufgetrieben. Siegfried stellte sich ihm kühn entgegen und schlug das wüthend gegen ihn anrennende Thier mit einem so meisterlichen Schlage seines Schwertes nieder, daß es ihm nicht leicht ein anderer Jäger so nachgemacht haben würde. Als auch dieses Thier erlegt war, nahm man den Spürhund wieder an die Leine. Siegfried konnte mit seiner Jagd wohl zufrieden sein. Die Jäger, die bei ihm waren, hatten auch kaum je eine so reiche Jagd erlebt und sprachen daher: „Herr Siegfried, wollt ihr uns nicht wenigstens ein Theil der Thiere leben lassen? Wenn ihr so fortfahrt, macht ihr uns den ganzen Wald leer.“ Siegfried lachte, als er das hörte.

Allenthalben hörte man Lärm und Getöse, von den Jägern und von den Hunden entstand ein solcher Schall, daß Berg und Wald davon widerhallten. Auf vier und zwanzig Fährten streifte man dem Wilde nach durch den Wald und manches edle Thier mußte da sein Leben verlieren. Jeder der Jäger meinte, ihm werde der Preis zuerkannt werden, wenn man an der Feuerstätte sich zum Mahle sammle. Wenn Siegfried nicht dabei gewesen wäre, so hätte es wohl einem glücken mögen.

Die Jagd war zu Ende. Manche Thierhaut und manchen edlen Wildbraten brachten die Jäger zur Feuerstätte. Da ließ der König durch den Ton eines Hornes bekannt machen, daß man sich zum Essen versammeln möge. Auch einer von den Jägern Siegfrieds hörte diesen ihm gar angenehmen Ton und er sprach: „Ich höre aus dem Tone des Hornes, daß wir zum Essen kommen sollen; so will ich mit meinem Horne Antwort geben.“ Und bald erscholl der ganze Wald von den Hörnern der Jäger.

Als sich nun Siegfried mit seinen Jägern aufmachte, um jenem Tone zu folgen, jagten sie mit ihrem Schalle noch ein wildes Thier auf; das war ein Bär, fürchterlich von Ansehen. Siegfried sprach, als er ihn gewahrte: „Ich will den Jagdgenossen einen Spaß machen. Den Bär wollen wir mit zur Feuerstätte nehmen. Laßt nur den Hund los; das Thier soll uns gewiß nicht entkommen, wie grimmig es sich auch geberde.“ Der Hund ward losgelassen. Sogleich sprang der Bär von dannen. Siegfried aber eilte ihm auf seinem schnellen Rosse nach. Schon schien der Bär gerettet, denn Siegfried gerieth an einen Ort, wo Steine und umgestürzte Bäume seinem Rosse das Weiterdringen verwehrten. Der Held wußte sich aber gar schnell einen Rath. Pfeilschnell sprang er von dem Rosse und eilte zu Fuß dem Bären nach. Jetzt war es um

den Bären geschehn. Siegfried fing ihn, ohne daß er ihm auch nur eine Wunde beigebracht hätte, band ihn trotz Kratzen und Beißen fest, legte dann das gebundene Thier über den Sattel seines Rosses und nahm es, den übrigen Helden zu einer Kurzweil, mit nach der Feuerstätte.

Ei, wie stattlich Siegfried aussah, als er da ankam! In der Hand trug er den großen, breiten Speer, an der Seite hing ihm ein prächtiges Schwert, das bis zu den Sporen herabreichte, und das Jagdhorn, das er trug, war von rothem Golde. Auch hatte wohl noch nie ein Held bessere Jagdkleider getragen, als Siegfried sie trug. Von schwarzem Pfellel war der Rock, der Hut von Zobelpelz, der Köcher aber war mit wohlriechendem Pantherfell überzogen und mit prächtigen Borten besetzt. Sein Bogen war so stark, daß ihn außer Siegfried niemand mit der Hand spannen konnte; wer ihn spannen wollte, der bedurfte dazu einer Winde. Der Mantel war aus Otternfell und manch andres Pelzwerk war in bunter Manchfaltigkeit darauf gesetzt. An der Seite trug Siegfried sein gutes Schwert Balmung; das hatte scharfe Schneiden und wo es auf Helm oder Harnisch traf, da konnte nichts ihm widerstehen. In dem Köcher trug er Pfeile, deren Schneide wohl eine Spanne breit war. Wen solch ein Pfeil verwundete, der mußte bald sterben.

In solcher Rüstung ritt der Held aus dem Walde hervor, den Bären auf dem Sattel bei sich führend. Als ihn Gunthers Helden kommen sahen, liefen sie ihm entgegen und hielten ihm das Roß. Als er von dem Rosse abgestiegen war, löste er dem Bären die Bande von den Füßen und von dem Munde. Kaum wurden die Hunde des Bären gewahr, als sie sofort laut zu heulen begannen. Der Bär wollte wieder dem Walde zueilen. Scheu gemacht durch den Lärm, gerieth er aber gerade an den Ort, wo König Gunthers Küchenknechte die Speisen für die Jäger zubereiteten. Ei, was entstand da für eine Verwirrung! Schreiend liefen die Küchenknechte davon, der Bär in blinder Wuth riß die Feuerbrände auseinander, mancher Kessel ward von ihm umgestürzt und manche gute Speise, an der die Jäger sich hatten erlaben wollen, lag jetzt in der Asche.

Da sprangen die Herren und ihre Mannen von den Sitzen auf, den wilden Bären zu verfolgen. König Gunther befahl, daß man die Hunde, die bereits an die Seile angebunden waren, wieder loslassen solle und die Helden meinten, wenn ihnen dieses Jagdstück noch gelänge, so müßte es einen fröhlichen Tag geben. Mit Bogen und Spießen jagten sie hinter dem Bären her, sie zögerten aber, zu schießen, weil sie fürchteten, sie möchten einen der vielen Hunde treffen, die auch dem Bären nachjagten. Der Lärm, von dem der

Wald da widerhallte, war nicht gering. Keiner aber der Helden vermochte den vor den Hunden fliehenden Bären zu erreichen, außer Siegfried, der ihn mit dem Schwerte niederschlug. Wieder wurde der Bär zur Feuerstätte geschafft, diesmal aber von dem Jagdgesinde und niemand brauchte mehr zu befürchten, daß er wieder Kessel umreißen und Speisen verschütten werde. Wer aber diese That Siegfrieds gesehen hatte, der sagte, daß er gar ein starker Held sei.

So war die Jagd beendet. Zum frohen Mahle setzten sich nun die Helden auf dem Anger nieder und kräftige Speise, wie sie nach solcher Anstrengung den Helden nöthig war, ward reichlich von den Dienern herbeigetragen. Nur die Schenken waren säumig und brachten keinen Wein. Da sprach Siegfried: „Wir werden aus der Küche gar wohl bedient; um so mehr aber wundere ich mich, daß die Schenken uns keinen Wein bringen. Wo man der Jäger so schlecht pflegt, da möchte ich lieber gar nicht Jagdgenosse sein.“ Darauf erwiederte König Gunther mit falschem Sinn: „Daß wir dich heute müssen Mangel leiden lassen, daran trägt Hagen Schuld; wir wollen dich aber zu anderer Zeit reichlich dafür entschädigen.“ Hagen aber sprach: „Viel lieber Herr mein! Ich meinte, die Jagd sollte heute im Spessart sein; dorthin habe ich den Wein vorausgesandt und deshalb haben wir heute nichts zu trinken.“

Solche Rede vermochte Siegfried nicht zu trösten. Halb im Ernst und halb im Scherz entgegnete er: „Dank euch das der Geier! Sieben Saumthiere hätte man mit Meth und süßem Wein beladen und hierher senden sollen; das würde uns gut gethan haben. Ja, wenn nur unsere Feuerstätte näher am Rheine läge, so hätte man doch wenigstens Wasser!“ Da sprach Hagen: „Ich weiß hier in der Nähe eine frische Quelle; zu der wollen wir gehen.“ Durch diesen Rath sollte aber noch mancher gute Held in große Noth gebracht werden.

Siegfried ward durch des Durstes Noth gezwungen, Hagens Rath anzunehmen und eher, als er es sonst wohl gethan hätte, ließ er den Tisch bei Seite rücken, um nach der Quelle zu gehen. Unterdessen war auch das Wild auf Wagen geladen und fortgeführt worden.

Als sich nun die Helden gemeinsam auf den Weg zur Quelle machten, sprach Hagen in tückischem Sinn: „Ich habe oft gehört, daß kein Mann vermöchte, dem Siegfried zu folgen, wenn er mit Helden um die Wette laufe. Das möchte ich nun gern einmal sehen.“ Arglos erwiederte Siegfried: „Dazu bin ich gern bereit. Auch will ich euch noch einen Vorschlag machen. Ihr mögt bei dem Wettlaufe eure Kleider ablegen, ich aber will in meinem

Jagdgewande laufen und Wurfspieß und Schild, Köcher und Schwert mit mir tragen."

Dieser Vorschlag ward gern angenommen. Frei von allem, was sie hätte hindern können, liefen Gunther und Hagen dahin, dennoch aber kam Siegfried zuerst am Brunnen an. Da angekommen, band er das Schwert sich ab, den Köcher und den Schild legte er neben dem Brunnen ins Gras, den Wurfspieß aber lehnte er an einen Lindenast. So stand der herrliche Held da, wiederum der Sieger. Wohl hätte er gern getrunken, denn der Durst quälte ihn nicht wenig; er wollte aber nicht eher trinken, als bis zuvor der König Gunther getrunken habe. Diese ritterliche Zucht dankten ihm Gunther und Hagen gar übel.

Silberhell sprudelte die Quelle aus dem Boden hervor. Da legte sich Gunther auf die Erde nieder, mit dem Munde das Wasser zu erreichen. Als er aufstand, wollte Siegfried ebenso thun. Kaum aber hatte er sich niedergebeugt, als Hagen herbeisprang und Siegfrieds Bogen und Schwert eilig bei Seite trug. Rasch kehrte er zurück, ergriff den Wurfspieß, der an dem Lindenaste lehnte und nach dem Kreuze auf Siegfrieds Gewande zielend, das ihm Kriemhild angegeben hatte, schoß er den Spieß mit fürchterlicher Kraft auf den theuern Helden. Nur zu wohl hatte er die Stelle des verhängnißvollen Kreuzes getroffen und Siegfrieds rothes Herzblut sprang in hohem Strahle hervor, so daß selbst Hagens Kleid davon besudelt ward. Nun aber wendete sich Hagen zur Flucht und nie in seinem Leben war er vor einem Helden so eilig geflohen, wie vor dem todeswunden Siegfried.

Das war ihm aber auch zu rathen, denn als Siegfried nur erst zur Besinnung kam über den Schurkenstreich, den man ihm angethan hatte, da sprang er in wildem Toben auf, sein Schwert oder seinen Bogen zu suchen, um dem feigen Mörder damit den wohlverdienten Lohn zu geben. Noch ragte die Speerstange zwischen seinen Schultern empor, als er dahinlief; aber Schwert und Bogen hatte ja Hagen schon hinterlistig weggetragen. So blieb dem verrathenen Helden nichts übrig, als sein Schild, den er noch bei der Quelle liegen fand. Mit diesem lief er dem fliehenden Mörder nach und obgleich er zum Tode verwundet war, schlug er doch so kräftig auf Hagen, der ihm nicht entrinnen konnte, los, daß mancher Edelstein aus dem Schilde herausfiel, der Schild selbst aber fast zerbrach.

Hagen war im Fliehen gefallen und mußte unter Siegfrieds Schlägen, von denen das Gefilde widerhallte, viel leiden. Hätte Siegfried ein Schwert bei sich gehabt, so wäre Hagens Tod wohl unvermeidlich gewesen. Endlich verließen aber den edeln Siegfried die Kräfte. Die Farbe seiner Wangen erblich, Todtenblässe überzog

sein Antlitz. Kraftlos sank er auf den Rasen nieder und sein rothes Blut färbte die bunten Blumen. Konnte er seinen Tod auch nicht mehr an dem ungetreuen Hagen rächen, so rief er diesem und dem Könige doch noch nach: „Wehe euch, ihr bösen Feiglinge! Habe ich das um euch verdient? Immer war ich euch treu gesinnt und — jetzt soll ich darum sterben? Mit solcher That habt ihr eure ganze Verwandtschaft geschändet. Ihr selbst seid nicht mehr werth, daß man euch Recken heiße, und eure Kinder noch werden dieser Schande theilhaftig sein.

Auf die Nachricht von Siegfrieds Verwundung liefen bald alle Genossen der Jagd herbei. Was gab es da für Jammer und Herzeleid! Mancher nannte diesen Tag den schlimmsten seines Lebens und wer irgend noch einen Rest von Treue in seinem Herzen barg, wendete sich mit Abscheu von solcher That. Auch König Gunther beklagte Siegfrieds Tod. Ihm aber entgegnete Siegfried: „Es ist nicht Noth, daß der den Schaden beweine, der ihn selbst angerichtet hat. Darum wäre es besser, du ließest dein Weinen, damit man dich nicht auch noch um deine heuchlerischen Thränen tadeln müßte.“ Und Hagen sprach zu dem Könige: „Warum wollt ihr weinen und klagen? Ihr solltet euch mit mir freuen, daß all unsere Sorge und unser Leid nun ein Ende hat. Deren werden nun gar wenige auf der Erde sein, die sich ungestraft mit uns messen dürften, und ich preise mich glücklich, daß ich es bin, der Siegfrieds Herrlichkeit ein Ende gemacht hat.“

„Ihr habt gut rühmen,“ sprach Siegfried darauf; „hätte ich euern feigen Mordanschlag nur ahnen können, so wollte ich mein Leben wohl vor euch behalten haben. Mich bekümmert aber jetzt nichts so sehr, als mein holdes Weib Kriemhild und mein lieber Sohn. Ach, mein Sohn, dir wird man nun immer nachsagen, daß es in deiner Familie treulose Meuchelmörder giebt! O, wärest du lieber nicht geboren!“ Dann wendete sich Siegfried wieder zu dem Könige Gunther und sprach: „Wollt ihr, edler König, noch gegen jemand Treue auf dieser Welt beweisen, so lasset euch in Gnaden mein holdes Weib befohlen sein. Gedenket daran, daß sie eure Schwester ist. Bei aller Fürsten Tugenden beschwöre ich euch, daß ihr sie nicht verlaßt. Wie wird sie meiner harren, die mich doch nur als Leiche wiedersehen soll! Wie werden auch mein Vater und meine Helden meiner Rückkunft warten! Wehe, wehe! Nie ist einem Weibe an ihrem Trauten größeres Leid geschehen, als Kriemhilden. Aber euch wird mein Tod noch reuen; glaubt mir, in mir habt ihr euch selbst erschlagen.“

In Schmerzen wand sich der Held bei diesen Worten am Erdboden. Blutroth wurden der grüne Rasen und die bunten Blumen. Endlich brachen die leuchtenden Augen und der Held war nicht mehr.

Die Genossen legten den Todten auf einen Schild von rothem Golde und berathschlagten, wie man es verhehle, daß Hagen ihn erschlagen habe. Da riethen etliche, man sollte sagen, er sei auf der Jagd allein geritten und von Räubern im Walde erschlagen worden. Hagen selbst aber sprach: „Mir gilt es gleich, ob Kriemhild es erfährt. Hat sie meine Herrin Brunhild so sehr betrübt, so soll es mich auch wenig kümmern, wie sehr sie klage und weine.“

XVII. Die Jagdgenossen erwarteten die dunkle Nacht, ehe sie sich mit der theuern Leiche auf den Heimweg machten. Als sie endlich daheim angekommen waren, befahl Hagen in seinem herzlosen Uebermuthe, daß man den todten Helden heimlich vor Kriemhildens Thüre trug, damit Kriemhild am andern Morgen, wenn sie noch in dem Scheine des Dämmerlichtes nach ihrer täglichen Gewohnheit zur Messe ging, den Leichnam finde.

Eben läutete man im Münster zur Messe. Da weckte Kriemhild ihre Frauen und befahl ihnen, Licht und Kleider zu bringen. Bald war sie fertig, um zur Messe zu gehen; voran schritt ein Kämmerer mit der Fackel und ihre Frauen folgten ihr. Als sie aber aus der Thüre treten wollten, schreckte der Kämmerer zurück und sprach: „Steht still, Herrin! Es liegt ein erschlagener Ritter vor der Thüre; ich sehe sein Gewand von Blute roth.“ Kaum hörte Kriemhild diese Worte, da begann sie zu klagen und zu weinen, denn sie mußte sogleich an Hagens Frage, wie er Siegfried schützen könne, denken und in dem bleichen Scheine der Fackel erkannte sie wohl Siegfrieds herrliche Gestalt. Ohnmächtig vor Jammer sank sie ihren Frauen in die Arme. Nachdem sie wieder zur Besinnung gebracht war, rief sie: „Es ist Siegfried, mein lieber Mann! Das hat Brunhild gerathen und Hagen hat es gethan.“ Dann ließ sie sich zu dem Leichnam führen. Mit ihren weißen Händen hob sie das schöne Haupt empor und laut klagend rief sie: „O weh mir meines Leides! Wie ist dein Schild noch unversehrt, mein Siegfried! Kein Schwertstreich ist auf denselben gefallen und nicht im ehrlichen Kampfe bist du getödtet. Schändliche Mörder haben dich meuchlings um's Leben gebracht. O, wüßte ich gewiß, wer das gethan hat, — ich wollte nicht ruhen, bis auch er getödtet wäre.“

Auch die Frauen und wer sonst auf das Wehgeschrei Kriemhildens herbei geeilt war, brachen in schmerzliche Klagen aus und beweinten laut den lieben Herrn. Da sprach Kriemhild: „Geht hin und wecket schnell die Mannen Siegfrieds. Saget auch dem Könige Siegmund von dem Jammer, der über uns gekommen ist.“ Schnell lief ein Bote dahin, wo Siegfrieds Helden schliefen. Da

war mit einem male alle Freude von ihnen gewichen. Auch zu dem König Siegmund kam der Bote und sprach: „Wachet auf, Herr Siegmund, und gehet schnell zu meiner Herrin Kriemhild; Siegfried, der kühne Held von Niederland, liegt erschlagen.“ Gar sehr erschrak da Siegmund; schnell sprang er aus dem Bette und griff nach seinen Waffen. Das Gleiche thaten hundert seiner Mannen und so gewaffnet eilten sie dahin, von wo der Weheruf ertönte und wo sich schon tausend Helden Siegfrieds eingefunden hatten, denen großes Herzeleid die Seele füllte.

Als Siegmund Kriemhilden erblickte, rief er schmerzerfüllt aus: „O weh der Reise! Wer hat doch hier, wo wir bei guten Freunden sind, mich meines Sohnes und euch eures Mannes beraubt?“ Untröstlich standen der alte Vater und die treue Gattin an der theuern Leiche, die bald jener, bald diese mit ihren Armen umschlossen; die Königsburg hallte wider von den lauten Wehklagen und selbst bis in die Stadt verbreiteten sich dieselben.

Nun zog man dem Helden die blutigen Kleider aus, die Wunden wurden abgewaschen und die Leiche auf eine Bahre gelegt.

Unterdessen waren aus der Stadt viele Bürger und Bürgersfrauen herbeigekommen, die alle auch laut des kühnen Siegfrieds Tod beklagten. Kunstreichen Schmieden aber hatte man aufgetragen, aus Gold und Silber und mit Stahl wohl beschlagen einen herrlichen Sarg für den Helden zu bereiten.

Die Nacht war vergangen und der helle Tag angebrochen. Da hieß Kriemhild den Leichnam nach dem Münster tragen. Unter dem Geläute der Glocken und unter den Gesängen der Geistlichen ward die Bahre dahin getragen und viele Freunde Siegfrieds folgten ihr nach. Auch der König Gunther mit seinen Mannen, ja selbst der grimme Hagen kamen zum Münster.

Da sprach Gunther zu Kriemhild: „O weh, liebe Schwester, daß wir so großes Leid erdulden. Immer werden wir den Tod dieses theuern Helden beklagen müssen.“ — „Das Klagen steht euch übel an,“ entgegnete Kriemhild, „da ihr doch selbst an diesem Tode schuld seid. Wenn euch Siegfrieds Tod betrübte, so wäre er nicht geschehen. Als ihr mir meinen lieben Mann durch feigen Mord für immer entrißt, da hattet ihr vergessen, daß ich eure Schwester bin. Wollte Gott, ich läge hier an seiner Stelle todt.“

Gunther aber leugnete, daß er Theil an der Ermordung Siegfrieds habe und sprach: „Von meinen Leuten ist dir solches Leid nicht zugefügt worden; dessen sei versichert.“ Kriemhild antwortete: „So laß die, die sich unschuldig nennen, an die Bahre herantreten, damit wir die Wahrheit erfahren.“ Gunther befahl es. Kaum aber hatte sich Hagen der Bahre genähert, so begannen die Wunden des Ermordeten von neuem zu fließen. Da sprach Kriemhild:

„Die Mörder sind mir wohlbekannt; möge Gott sie strafen. Du und Hagen, ihr habt es gethan.“

Auch die beiden andern Brüder Kriemhilds, die unschuldig an Siegfrieds Ermordung waren, Gernot und der junge Giselher traten heran und beklagten und beweinten aufrichtig den Tod des ihnen so werthen Helden. „Liebe Schwester,“ sprachen sie zu Kriemhild, „nun tröste dich, da das Leid doch nicht mehr abzuwenden ist. So lange wir leben, wollen wir versuchen, dir, so viel es in unsern Kräften steht, zu ersetzen, was du heute verloren hast.“ Aber kein Trosteswort, so freundlich es auch war, vermochte die Weinende aufzurichten.

Der Sarg war fertig und der Leichnam sollte von der Bahre nun in denselben gelegt werden. Schon hatte man ihn in herrliche Kleider gehüllt — da fiel Kriemhild in größter Trauer wieder über den Geliebten. Nicht wollte sie leiden, daß man den, der ihr Alles gewesen war, begrabe. Mit Gewalt mußte sie von dem Todten hinweggebracht werden und kein Auge derer, die dabei standen, blieb da ohne Thränen. Am meisten weinte Ute, die alte Mutter Kriemhilds.

Als das Volk in der Stadt vernahm, daß man den Helden eingesargt habe und jetzt für ihn im Münster Messe singe, da eilte Jung und Alt, Arm und Reich, Weib und Kind herbei, den Helden noch einmal zu sehen. Da konnte man wohl erkennen, wie lieb alle den Siegfried gehabt hatten.

Als das Volk sich wieder nach Hause begeben hatte, sprach Kriemhild zu den Priestern und zu den Mannen Siegfrieds: „Bleibet ihr hier und laßt mich nicht einsam bei der theuern Leiche wachen. Drei Tage und drei Nächte will ich hier am Sarge sitzen und das geliebte Antlitz mir recht fest in die Seele prägen. Vielleicht will's Gott, daß mich der Tod dem Geliebten bald nachführt. Ach, wenn das geschähe, so wäre ja die Noth der armen Kriemhild mit einem male zu Ende.“ Da wachte mancher Mann, ohne Speise oder Trank zu genießen, drei Tage lang mit Kriemhild an dem Sarge.

Am dritten Morgen, zur Zeit der Messe, sah man den Kirchhof neben dem Münster wieder gedrängt voll. Wiederum hatte sich das Volk eingefunden, um dem Begräbnisse des Helden beizuwohnen, und lautes Klagen und Weinen hörte man überall erschallen. Fromme Lieder singend, schritten die Priester vor dem Sarge her, dem, fast aufgelöst vor Trauer und Herzeleid, zunächst Kriemhild und der alte Vater Siegmund folgten. Ehe der Sarg der Erde anvertraut ward, bat Kriemhild: „Wollt ihr mir eine Gnade noch erzeigen, so laßt mich noch ein einzigmal sein schönes Angesicht sehen.“ Da führte man sie herbei. Mit ihrer weißen Hand hob

sie noch einmal des Helden schönes Haupt empor, noch einmal küßte sie den kalten, bleichen Mund — dann aber schwanden ihr die Sinne und bewußtlos ward sie von dannen getragen.

XVIII. Siegfried war begraben, seine Helden aber mochten nicht länger zu Worms bleiben, wo sie so großes Leid erfahren hatten; deshalb sprachen sie zu Siegmund: „Herr, laßt uns nun wieder heim ziehen; was sollen wir länger in diesem Lande?“ Da ging der alte König zu Kriemhild und sprach zu ihr: „Wir wollen wieder heim ziehen, denn ich glaube, wir sind zu Worms nicht gern gesehene Gäste. So folget uns in unser Land; dort wollen wir euch zu ersetzen suchen, was ihr in diesem Lande durch schmachvollen Verrath verloren habt. Land und Leute sollen euch unterthan sein, wie sie es vorher Siegfried gewesen sind, und ich selbst will euch der treuste Freund sein um meines lieben Sohnes willen.“

Die Abreise ward beschlossen. Da drängten in geschäftiger Eile die Knechte, alles zu derselben zuzurüsten, und auch Kriemhild und ihre Frauen bereiteten schon die Reisekleider zu. Da begannen aber Kriemhilds Verwandte, sie zu bitten, daß sie bei ihnen bleiben möchte und besonders bat darum ihre alte Mutter. Kriemhild jedoch erwiederte: „Das wird schwerlich geschehen können. Wie vermöchte ich, täglich mit meinen Augen den zu sehen, von dem mir armen Weibe so unsagbares Leid zugefügt worden ist?“ Da sprach ihr Bruder, der junge Giselher, den sie besonders liebte: „Meine liebe Schwester! Um deiner Treue willen bleibe hier bei unserer Mutter. Deren, die dir so schweres Herzeleid zugefügt haben, bedarfst du ja nicht. Ich aber biete dir alles an, was ich besitze. Verfüge darüber, wie du willst.“

Mit Giselhers freundlichen Bitten vereinigten auch die alte Königin Ute und Kriemhilds Bruder Gernot die ihrigen und solchen Bitten konnte Kriemhild nicht widerstehen; sie versprach zu bleiben.

Alles war zur Abreise gerüstet; die Rosse standen gesattelt und die Saumthiere waren beladen. Da ging Siegmund zu Kriemhild und sprach: „Siegfrieds Mannen warten eurer schon bei den Rossen. Kommt, laßt uns eilen. Mir brennt hier der Boden unter den Füßen und ich kann nicht schnell genug aus dem verhaßten Lande fortkommen.“ Kriemhild antwortete: „Die besten Freunde, die ich hier habe, rathen mir, hier zu bleiben, da ich keinen Blutsfreund im Nibelungenlande habe. Und so habe ich es denn versprochen.“ Das war Siegmunden sehr leid, doch mußte er sich darein ergeben.

Es war ein schmerzlicher Abschied, den Kriemhild und Siegmund von einander nahmen, und bei dem diese jenem ihr Söhnlein

noch zu treuer Pflege empfahl. „Wehe!“ sprach der König, als er ging, „um Kurzweil sind wir hierher geritten, und wie arm an Freuden kehren wir zurück! Ach, uns soll man wohl nicht wieder hier bei den Burgunden sehen.“ Siegfrieds Helden aber erwiederten unverhohlen auf dieses Wort des alten Königs: „Wir möchten wohl einen Kriegszug hierher unternehmen!“

In ihrem Trotze mochten die Helden aus Niederland auch nicht annehmen, daß ihnen die Burgunden das Geleit gäben. Darum verabschiedeten sie sich auch bei keinem von den Burgunden. Gernot und Giselher kamen aber selbst zu ihnen. Gernot sprach: „Gott im Himmel weiß es, daß ich an Siegfrieds Tod, den ich ja selbst von Herzen beklage, keine Schuld trage.“ Giselher aber geleitete mit seinen Recken die Helden Siegfrieds sicher heim nach Niederland. Eine fröhliche Heimkehr war es freilich nicht.

Kriemhild, die zu Worms zurückgeblieben war, klagte täglich ihres Mannes Tod und nur einer war, der treulich mit ihr klagte oder sie zu trösten suchte; das war ihr lieber Bruder, der junge Giselher. Brunhild dagegen war nun, da ihre Rache gelungen, wieder übermüthig und fragte nicht nach Kriemhilds Thränen.

Ach, wie bitter aber sollte sie noch klagen und weinen lernen!

XIX. Neben dem Münster zu Worms hatte man Kriemhild ein Zimmer angewiesen, das war weit und geräumig und gar freundlich eingerichtet. Darin saß die Freudenlose mit ihrem Gesinde. Oft ging sie zur Kirche und an den Ort, wo man ihren Geliebten bestattet hatte. Dort betete sie brünstig und unter vielen Thränen für seine Seele. Wohl kam ihre Mutter Ute oft zu ihr, sie zu trösten; aber kein Trost mochte der Trauernden nützen, sie mußte immer Leid tragen um ihren lieben Mann.

Vier Jahre hatte sie bereits in solcher Weise vertrauert und während derselben hatte sie kein Wort mit Hagen gesprochen, ihn auch nie gesehen. Da sprach Hagen eines Tages zum König Gunther: „Könntet ihr das erreichen, daß eure Schwester euch wieder freundlich gesinnt wäre, so könnte leicht der Schatz der Nibelungen in euer Land gebracht werden und ihr selbst würdet davon nicht geringen Nutzen haben.“ Dem Könige leuchtete das ein und er sprach: „Wir wollen es versuchen. Meine Brüder, die immer in einem freundlichen Verhältnisse zu Kriemhild gestanden haben, will ich bitten, daß sie für mich um ihre Freundschaft werben. Sie werden auch am leichtesten Kriemhildens Erlaubniß erlangen, den Nibelungenhort ins Land zu holen.“

Gernot und der junge Giselher wurden nun zu Kriemhild geschickt. Der erstere redete sie an: „Gar zu lange, liebe Schwester, klagt ihr um Siegfrieds Tod und mit Unrecht zeihet ihr den König

Gunther des Mordes. Vor Gericht will er euch darthun, daß er ihn nicht erschlagen habe." — „Ich klage ja auch", sprach Kriemhild, „den König des Mordes gar nicht an; ich weiß gar wohl, daß Hagen es war, der meinen lieben Mann erschlug. Habe ich doch selbst ihm erst die Stelle genannt, an der Siegfried allein verwundbar war. Ach, ich hätte es nicht gethan, wenn ich hätte ahnen können, daß er solchen Haß im Herzen trüge."

Nun begann auch der junge Giselher für den König Gunther um Verzeihung zu flehen. Seinen Bitten vermochte Kriemhild auch diesmal nicht zu wiederstehen. „So saget dem Könige," sprach sie endlich, „daß ich ihn in meinem Zimmer sehen will." Als die Brüder das hörten, wurden sie sehr froh, denn sie hofften, daß Kriemhild nun von ihrer großen Trauer lassen werde.

Der König aber, als man ihm die erwünschte Nachricht brachte, säumte nicht, sondern machte sich eilig mit seinen besten Freunden zu Kriemhild auf den Weg. Hagen freilich wagte es nicht, den König zu begleiten. Unter vielen Thränen kam die Versöhnung zu Stande und allen verzieh Kriemhild, nur dem einen, Hagen, nicht.

Nicht lange nach dieser Aussöhnung betrieb nun der König, daß Kriemhild den Hort der Nibelungen, der ihr als Morgengabe zugehörte und den sie daher mit Recht fordern durfte, nach Burgundenland holen ließ. Gernot und Giselher gingen nebst zwölfhundert ihrer Mannen, den Schatz zu holen, den bis jetzt noch Alberich bewachte. Als dieser die Helden vom Rheine kommen sah, sprach er zu seinen Verwandten: „Wir dürfen der Königin den Schatz nicht vorenthalten, da sie ihn als ihre Morgengabe zurückfordert."

So ging denn Alberich, die Schlüssel zu dem Schatze zu holen. Welch reicher Schatz war es aber, der da aus dem Berge hervorgetragen ward! Zwölf große Lastwagen wurden täglich dreimal voll geladen und vier Tage dauerte es, ehe der ganze Schatz nach den Schiffen gebracht war. Nichts als Gold und edle Gesteine sah man da und wenn man ganze Länder mit diesem Schatze hätte kaufen wollen, so würde man das Abnehmen desselben kaum gespürt haben. Hagen war wohl klug, als er nach diesem Schatze trachtete. Das Werthvollste unter all diesen Kostbarkeiten war ein goldenes Rüthlein; wer dessen Eigenschaften und Kräfte wohl verstand, der konnte Herr über die ganze Welt sein.

Kammern und Thürme wurden nun in Burgundenland mit dem Schatze angefüllt. Wäre aber auch des Schatzes noch tausend mal mehr gewesen, Kriemhild hätte alles freudig dahin gegeben, mit einem einzigen Kleide würde sie zufrieden gewesen sein, wenn sie dadurch Siegfried wieder zum Leben hätte erwecken können. Mit großer Feigebigkeit theilte sie an Arme und Reiche von ihrem

Schatze aus, denn das Geben war ihre einzige Freude. Kein Wunder, daß, von dem Rufe ihrer Freigebigkeit angezogen, mancher Recke, den man noch nicht zu Worms gesehen hatte, in das Land kam und sich der Königin zu Dienst verpflichtete. Das konnte Hagen nur ungern sehen und mißmuthig sprach er zu Gunther: „Lassen wir Kriemhild noch eine Weile so fortfahren, so wird sie sich so viele Helden zu Dienst verpflichten, daß uns einst unsere Nachsicht reuen wird, weil wir den Schaden davon haben werden.“ Gunther sprach: „Das Gold gehört ihr und ich habe kein Recht, ihr vorzuschreiben, was sie damit thun soll. Soll ich sie mir schon wieder zur Feindin machen, nachdem ich kaum mit vieler Mühe ihre Verzeihung gewonnen habe?“ Hagen entgegnete: „Ein kluger Mann läßt einem Weibe nicht die Verwaltung so großen Schatzes. Zu spät werdet ihr einsehen, daß ich Recht habe und dann werdet ihr bereuen, daß ihr mir nicht geglaubt habt.“ Der König aber sprach: „Ich habe ihr einen Eid geschworen, daß ich ihr nimmer wieder Leid zufügen wolle. Den will ich halten. Zudem ist sie ja auch meine Schwester.“ Hagen, zu allem bereit, erwiederte: „So laßt nur mich den Schuldigen sein.“

Bald führte Hagen auch aus, was er sich jetzt vorgenommen hatte, trotz des Königs Abmahnen. Er verschaffte sich die Schlüssel zum Schatze und damit die Gewalt über den Schatz selbst. Als Gernot diese neue Ungerechtigkeit, die man an seiner Schwester begangen, erfuhr, zürnte er sehr und der junge Giselher sprach: „Hagen hat unserer Schwester schon so viel Leides angethan, daß wir dem wohl endlich einmal Einhalt thun müssen. Wäre er nicht mein Vetter, — wahrhaftig, es ginge ihm an das Leben.“ Gernot aber meinte, es wäre am besten, wenn der ganze Schatz in die Tiefe des Rheins versenkt würde, so gehörte er doch niemand mehr an und man hätte endlich Ruhe.

Kriemhid weinte von neuem über das, was man ihr gethan hatte. In ihrer Noth wußte sie sich an keinen andern, als an ihren lieben Bruder Giselher, der immer so freundlich gegen sie war, zu wenden und zu ihm sprach sie: „Viel lieber Bruder, sei du mein Beschützer; ich weiß sonst nicht, an wen ich mich wenden soll.“ Dieser antwortete ihr: „Gern will ich dein Beschützer sein; jetzt aber muß ich fort, den König auf einer Kriegsfahrt zu begleiten.“

Der König und seine Verwandten nebst ihren besten Freunden machten sich auf die Kriegsfahrt; nur Hagen blieb um des Hasses willen, den er gegen die Königin Kriemhild trug, zurück. Ehe die Könige zurückkehrten, ließ er den ganzen Schatz in den Rhein versenken. Als die Fürsten aber wieder kamen, begann Kriemhild ihnen ihr neues Leid zu klagen. Da wurden die Fürsten zornig

und sprachen alle: „Daran hat Hagen nicht wohlgethan.“ Ja, Hagen mußte sich sogar eine Zeit lang vor ihrem Zorne verbergen und lange dauerte es, bis sie ihm wieder freundlich gesinnt wurden. Kriemhild freilich konnte ihm nie wieder hold werden und noch nie war sie ihm feindlicher gesinnt gewesen, als jetzt.

Da der Schatz nun einmal versenkt war, gaben sich die Fürsten das Wort, daß sie, so lange sie lebten, niemand sagen wollten, wo er verborgen sei. So konnten sie weder selbst, noch jemand nach ihnen den Schatz nutzen.

Dreizehn Jahre hatte Kriemhild schon um Siegfried getrauert und geweint. Da stiftete ihre Mutter Ute das Kloster Lorsch am Rhein und begabte es mit großen Einkünften. Auch Kriemhild schenkte dahin Gold und Edelsteine, so viel sie noch hatte, um der Seele des erschlagenen Siegfried willen. Die alte Königin zog in das neugestiftete Kloster und lebte dort abgeschieden von ihren Kindern und von der Welt. Nur Kriemhild hätte sie gern mit dahin genommen. Die aber sprach: „Wo sollte ich dann meinen lieben Mann lassen?“ — „Laß den nur ruhen in seinem Grabe,“ sprach Ute, „du aber ziehe mit mir. Vielleicht, daß dein Klagen und Weinen sich wende, wenn du nicht mehr so oft zu deines Gatten Grabe gehen kannst.“ Kriemhild aber erwiederte: „Das verhüte Gott im Himmel, daß ich meines Mannes vergäße. Wenn ich mit dir ziehen soll, so muß auch die Leiche Siegfrieds mit nach dem Kloster gebracht werden.“

So geschah es auch. Siegfrieds Gebein ward nach dem Kloster Lorsch gebracht und dort feierlich beigesetzt. Ehe aber Kriemhild selbst auch dahin zog, ereignete sich etwas, wodurch es geschah, daß sie nie in dem Kloster wohnte.

XX. Um diese Zeit war nämlich im fernen Hunnenlande des Königs Etzel Weib, die Königin Helche, gestorben. Da nun der König gedachte, sich wieder ein Weib zu nehmen, riethen ihm seine Helden: „Wenn ihr euch wieder ein Weib nehmen wollt, so könnt ihr kein edleres und besseres finden, als Kriemhild, die Witwe des starken Siegfried.“ Da fragte der König: „Wem unter euch ist das Land und Volk bekannt, wo Kriemhild am Rheine wohnt?“ Rüdiger, der Markgraf von Bechelaren und einer der edelsten unter Etzels Helden, sprach: „Ich habe die edeln Könige Gunther und Gernot und den jungen Giselher wohl von ihrer Kindheit auf gekannt und weiß, daß sie in Tugend und Ehren leben, Kriemhild aber kommt an Schönheit und Güte wohl meiner verstorbenen Herrin, der Königin Helche, gleich.“

Als der König solches aus dem Munde seines besten Helden vernahm, sprach er zu diesem: „So magst du mein Bote sein und

für mich um sie werben. Und wenn du sie als mein Weib in mein Land bringst, so will ich dir dafür lohnen, wie noch nie ein König seinem Helden für einen Dienst gelohnt hat."

Da sandte Rüdiger Boten nach Bechelaren zu seinem lieben Weibe Gotelind und ließ sagen, daß er an den Rhein ziehen werde, für Etzel um ein Weib zu werben. Als die Markgräfin diese Nachricht vernahm, ward sie fast traurig, denn sie gedachte ihrer früheren Herrin Helche, die so gut und lieb gewesen war, und sie wußte nicht, was für eine Herrin sie nun gewinnen würde.

Schneller, als man gedacht hatte, waren die Vorbereitungen zur Abreise getroffen und schon nach sieben Tagen machte sich Rüdiger mit seinen Mannen auf. Der König Etzel war darüber gar vergnügt. Rüdiger aber wollte, bevor er nach Worms zog, noch einmal bei seinem lieben Weibe zu Bechelaren einkehren.

Sehnsüchtig erwartete die Markgräfin Gotelind nebst ihrem holden Töchterlein die Ankunft Rüdigers, und als derselbe endlich kam, da gab es gar ein herzliches Grüßen und Küssen. Auch die Helden, die mit Rüdiger aus dem Hunnenlande kamen, wurden von Rüdigers Tochter auf das freundlichste empfangen und mit Freuden dankten die jungen Ritter der holden Jungfrau. Gotelind aber, als sie einmal mit ihrem Gatten allein war, konnte nicht unterlassen, ihn zu fragen, wohin ihn der König sende und wer die sei, die sich der König zur Gattin ausersehen habe. Da sagte ihr Rüdiger, daß er nach Worms an den Rhein gehe und um Kriemhild werben wolle. Als die Markgräfin das hörte, ward sie froh und sprach: „Das wolle Gott, daß Kriemhild Königin im Hunnenlande werde. Nach allem, was ich von ihr gehört habe, ist sie es wohl werth und sie allein ist vielleicht im Stande, uns unsere theure Herrin Helche zu ersetzen."

Endlich machte sich der Markgraf mit seinem Gefolge wieder auf den Weg. Fröhlich zogen sie durch Baiern dem Rheine zu. Am zwölften Tage kamen sie daselbst an. Da ward dem König Gunther und den Seinen angesagt, es wären fremde Gäste zur Stadt gekommen, die man daselbst noch nicht gesehen habe. Auch ihr Reichthum ward gerühmt, denn man hatte wohl die Menge der schwerbeladenen Saumrosse gesehen, die sie mit sich führten.

Rüdiger und seine Mannen hatten in der Herberge, in der sie in der Stadt eingekehrt waren, reiche Kleider angelegt, um sich an den Hof des Königs zu begeben. Viel Volks aus der Stadt lief herzu, um die reichen Helden zu sehen, Hagen aber, der von des Königs Burg aus die Helden sich nähern sah, sprach: „Mir scheint, als ob jener kühne Recke der Markgraf Rüdiger aus dem Lande der Hunnen sei; freilich habe ich den edeln Herrn gar lange Jahre nicht gesehen," und als er sich überzeugte, daß er sich nicht

geirrt habe, eilte er den Ankommenden entgegen und empfing sie aufs herzlichste. „Nun seid uns hoch willkommen,“ sprach er, „ihr edeln Recken und du vor allem, edler Markgraf Rüdiger!“

Auch die nächsten Verwandten des Königs eilten zu dem Empfange der Hunnen herbei und Ortwin von Metz sprach zu Rüdiger: „Seit langer Zeit haben wir nicht so liebe Gäste in Worms gesehen, wie heute.“ Rüdiger und seine Mannen dankten für so freundlichen Empfang und gingen mit den burgundischen Helden zu dem Saale, wo sie den König Gunther fanden. Der erhob sich von seinem Sitze und begrüßte nebst seinem Bruder Gernot die Helden; dann stieg er von seinem Sitze herunter, nahm den Markgrafen bei der Hand und ließ ihn neben sich niedersitzen. Auch einen frischen Trunk ließ er den Helden bald bringen, süßen Meth und Wein, den besten, der an dem Rheine wuchs.

Darnach sprach der edle Bote: „Euch entbietet seine getreuen Dienste mein Herr, der große König Etzel. Dazu läßt er euch sein Leid klagen, und wie sein ganzes Land in Trauer stehe, weil unsere Herrin, die edle Königin Helche gestorben ist. Durch diesen Tod ist eine große Menge edler Fürstenkinder, die vorher unter Helche's Pflege waren, verwaist und der König steht daher in großen Sorgen.“ Gunther dankte für die freundliche Entbietung der Dienste und versicherte den Boten, wie auch er mit all seinen Freunden und Mannen stets zu Etzels Dienste bereit sei; Rüdiger aber sprach weiter: „Erlaubt ihr mir, Herr König, so sage ich euch noch mehr, was euch mein Herr entbieten läßt. Man sagte meinem Herrn, Kriemhild sei ohne Mann, denn Siegfried sei gestorben. Wenn ihr nun nichts dawider habt, so soll Kriemhild Königin im Hunnenlande werden und an Helches Stelle über Etzels Recken gebieten. Das trug mir mein Herr auf, euch zu sagen.“ Darauf erwiederte Gunther: „Laßt mich darüber mit Kriemhild reden, damit ich höre, was sie dazu meint. In drei Tagen gedenke ich euch Antwort zu sagen.“ Nach dieser Unterredung zog sich Rüdiger mit seinen Mannen zurück in die Gemächer, die man ihnen angewiesen hatte.

Innerhalb der nächsten drei Tage ließ Gunther alle seine Verwandten zusammen kommen und berieth mit ihnen, ob es gut gethan sei, wenn Kriemhild den König Etzel zum Manne nähme. Die Helden riethen alle dazu, nur Hagen allein rieth ab. „Seid auf eurer Hut,“ sprach er, „und wenn auch Kriemhild den Helden nach Hunnenland folgen wollte, so gebt ihr es nicht zu.“ Gunther ward fast zornig, als er solche Rede hörte und sprach: „Warum soll ich das nicht zugeben. Was der Königin Kriemhild in Zukunft Liebes geschieht, das will ich ihr gern gönnen; ist sie ja doch meine Schwester und hat sie doch Leid genug erlitten.“ Hagen aber er=

wiederte: „Wenn ihr den König Etzel so kenntet, wie ich, so würdet ihr einsehen, daß ihr durch eine solche Heirath euch nur große Sorge macht und daß ihr vielleicht später einmal Ursache haben werdet, die Heirath zu beklagen.“

Da konnte auch der junge Giselher nicht länger schweigen und er sprach zu Hagen: „Freund Hagen, ihr hättet wohl Ursache, es ohne Neid geschehen zu lassen, daß Kriemhild auch noch eine Freude erlebt. Ihr habt ihr so viel Leid zugefügt, daß sie euch wohl mit Recht gram ist. Noch nie sind einem Weibe von einem Manne so viel Freuden genommen worden, wie ihr.“ Hagen entgegnete: „Denkt an mich! Wenn sie Etzels Weib wird, so wird die Stunde kommen, wo sie uns viel Leid zufügen wird; denn manchen kühnen Mann wird sie im Hunnenlande zu ihrem Dienste bereit finden.“

Da ward Giselher zornig und sprach: „Sollen wir denn alle verrätherisch an unserer Schwester handeln? Ich wenigstens will es ihr gönnen, wenn ihr etwas Liebes geschieht, und will mich darüber freuen. Was ihr auch reden mögt, Freund Hagen, ich werde dennoch treu meiner lieben Schwester dienen.“ Hagen sah, daß alle seine Warnungen nichts nützten und ging mißmuthig davon; Gunther, Gernot und Giselher aber wurden darüber einig, daß sie Kriemhilds Vermählung mit Etzel gern gestatten wollten, wenn Kriemhild selbst sie wünschte.

Da ging der Markgraf Gere zu Kriemhild und sprach zu ihr, die ihn freundlich empfing: „Herrin, ihr könnt mich heute fröhlich grüßen und mir gern das Botenbrot geben, denn ich bringe eine gute Nachricht, die euch von aller Noth befreien wird. Um eurer Liebe willen hat nämlich der besten einer unter denen, die je ein Königsland gewannen und eine Krone trugen, viele edle Ritter zu eurem Bruder Gunther gesandt: die werben um euch, und mich hat König Gunther hierher geschickt, daß ich es euch sage.“ Kriemhild, die Jammerreiche, sprach darauf: „Wollte doch Gott euch und allen meinen Freunden das Herz lenken, daß sie keinen Spott mit mir armen Weibe trieben! Was sollte ich denn einem Manne, der je herzliche Liebe von einem Weibe gewann?“

Mit solchen Worten widerstrebte Kriemhild. Gernot aber und Giselher gingen auch zu ihr, trösteten sie und redeten ihr zu, die dargebotene Hand des Königs Etzel zu ergreifen, denn, so meinten sie, es werde gewiß zu ihrem Glücke sein. Wie sehr die Helden aber auch ihrer Schwester zuredeten, so konnten sie doch keine andere Zusage von ihr erlangen, als die, daß sie die Boten Etzels bei sich empfangen wolle. „Ich will den guten Rüdiger um seiner Tugenden willen gern empfangen,“ sprach sie, aber sie setzte auch gleich hinzu: „Wäre nicht er der Bote, so sollte mich wohl keiner von Etzels Gesandten sehen.“

Mehr hatte Rüdiger gar nicht gewünscht, als daß er die holde Königin selbst sehen möchte. Stand er nur erst vor ihr, so hoffte er schon, sie zu bereden, daß sie seines Herren Weib würde. Am andern Morgen, da die Messe vorüber war, kam er mit den Boten an den Hof zu Kriemhild. Großes Gedränge entstand von der Menge des Volkes, das die herrlichen Boten in ihren stattlichen Kleidern sehen wollte. Kriemhild aber hatte nicht, wie es sonst bei dem Empfange von Gästen üblich war, herrlichere Kleider angelegt; Rüdiger fand sie in den Kleidern, die sie gewöhnlich trug. Bis an die Thüre ging Kriemhild dem edeln Rüdiger entgegen, dann hieß sie ihn niedersitzen. Neben Kriemhild standen ihre alten Freunde, die Markgrafen Eckewart und Gere. Kriemhild aber war traurig und helle Thränen flossen ihr von den Wangen.

Rüdiger brachte seine Botschaft an und sprach: „Herrin, euch läßt der König Etzel große Liebe und Treue entbieten und um eurer Liebe willen hat er viele gute Recken in euer Land gesandt. Zu steter Freundschaft findet ihr ihn bereit und Liebe ohne Leid sollt ihr bei ihm finden, wie früher unsere theure Herrin Helche.“ Da sprach die Königin: „Markgraf Rüdiger! Wenn ihr die ganze Schwere meines Herzeleides kenntet, so würdet ihr mir nicht rathen, zum zweiten male mich mit einem Manne zu verbinden. Ich habe den besten verloren, den je ein Weib den ihrigen nannte.“ So schnell ließ sich der edle Bote nicht abweisen und er antwortete der Weinenden: „Was aber tröstet im Leide besser, als freundliche Liebe? Das mag der wohl erkennen, der sich ein treues Herz auserwählt hat, bei dem er Liebe findet und dem er selber Liebe spendet. Wolltet ihr nun meinen hohen Herrn euch zum Geliebten erwählen, so würdet ihr Gewalt haben über zwölf Kronen, und dreißig Könige, die meines Herren Hand bezwungen hat, würden euch dienstbar sein. Auch über manchen andern werthen Helden sollt ihr Gebieterin sein und edle Frauen und Jungfrauen, aus hoher Fürsten Geschlecht, sollen euch dienen, wie sie der Königin Helche gedient haben.“ Wiewohl Kriemhild fest entschlossen war, Etzels Antrag abzulehnen, wollte sie doch so freundlichen Worten gegenüber nicht sofort Nein sagen, und sie sprach daher: „Laßt das nun sein! Kommt aber morgen früh wieder; da will ich euch die Antwort sagen, die ihr eurem Herrn überbringen sollt.“

Etzels Helden, noch immer auf einen ihnen erwünschten Entschluß Kriemhilds hoffend, begaben sich in ihre Herbergen. Kriemhild aber sandte nach ihrem lieben Bruder Giselher und nach ihrer Mutter, daß sie ihr rathen möchten. Als die beiden kamen, fanden sie Kriemhild weinend und auf ihren Trost erwiederte dieselbe, ihr zieme nichts als Weinen. Da sprach aber Giselher: „Liebe Schwester, ich hoffe, daß der König Etzel dir all dein Leid in Freude verkehren

könnte. Wie daher auch andere dir rathen mögen, mich dünkt es gut gethan, daß du ihn zum Manne nehmest.“ Kriemhild entgegnete: „Mein lieber Bruder! Warum räthst du mir das? Zu weinen und zu klagen, das stünde mir wohl besser an. Wie möchte ich mich auch vor den Recken an seinem Hofe sehen lassen? Wenn ich jemals schön gewesen bin, so bin ich es doch jetzt nach jahrelangem Klagen und Weinen nicht mehr.“ Ihre Mutter redete ihr aber ebenfalls zu und sprach: „Was deine Brüder rathen, liebe Tochter, das thue! Folge deinen Freunden; es mag wohl zu deinem Heile sein. Und ich — ich möchte dich doch gar zu gern nach so langem Jammer auch wieder einmal fröhlich sehen.“

Kriemhild konnte zu keinem Entschlusse gelangen. Wohl wäre sie gern wieder reich gewesen, daß ihre Hand wieder Gold und Silber zu verschenken gehabt hätte; aber daß Etzel ein Heide war, das konnte sie nicht verwinden. Mit solchen Gedanken legte sie sich endlich zum Schlafen nieder. Aber kein Schlaf kam in ihre Augen; weinen mußte sie die ganze Nacht und erst als sie am Morgen zur Frühmesse ging, trocknete sie ihre Augen.

Nach der Messe kamen Rüdiger und seine Helden. Den letzten Entscheid wollten sie sich holen, dann wollten sie sich wieder auf die Reise machen, ob nun auch Kriemhild Ja oder Nein sagte. „Schade wäre es“ — so sprach der edle Markgraf zu Kriemhild — „wenn ihr nicht wieder eines Mannes Weib werden wolltet. Warum soll so große Schönheit, wie ihr sie besitzt, und womit ihr wohl eines Königs ganzen Hof erfreuen könntet, so unbeachtet verblühen?“ Was aber auch Rüdiger sagen mochte, Kriemhilds Entschluß ward davon nicht erschüttert.

Endlich sprach Rüdiger heimlich zu der Königin: „Laßt euer Weinen sein! Wenn ihr auch bei den Hunnen keinen treuen Freund weiter hättet als mich, ich wollte doch mit meinen Helden jedes Unrecht, das euch zugefügt würde, rächen; schwer sollte büßen, wer euch etwas zu Leide thäte.“ Das war ein Trostwort, wie Kriemhild es gern hörte, und sofort erwachte in ihr der Gedanke, daß jetzt sich ihr Gelegenheit biete, sich an ihrem Feinde Hagen zu rächen. Deshalb sprach sie: „So schwört mir, edler Markgraf, daß ihr jederzeit bereit sein wollt, mir angethanes Leid aufs bitterste zu rächen.“ Nicht ahnend, woran Kriemhild bei diesen Worten dachte, beschwor das Rüdiger, indem er ihr die Hand darauf reichte.

Noch dachte Kriemhild über die Rache nach, die sie nun an ihres lieben Mannes Mörder nehmen wollte, da fiel ihr plötzlich wieder ein, daß Etzel doch ein Heide war, und laut sprach sie daher zu Rüdiger: „Wäre Etzel nicht ein Heide, so wollte ich gern mit euch nach dem Hunnenlande ziehen und Etzels Weib werden.“ Rüdiger erwiederte ihr: „Er hat so viele christliche Helden an seinem

Hofe, daß euch wohl nicht bange sein darf, dahin zu kommen. Vielleicht auch könntet ihr gerade es dahin bringen, daß Etzel sich taufen ließe.“ Auch die Brüder, als sie sahen, daß Kriemhild fast geneigt war, Etzels Antrage Folge zu leisten, vereinigten ihre Bitten wieder mit Rüdigers Gründen, und so willigte Kriemhild endlich darein, Etzels Weib zu werden. „Ich will euch folgen,“ sprach sie, „ich arme Königin;“ und damit bot sie Rüdiger die Hand.

Fröhlich über den Erfolg seiner Werbung sprach dieser: „Euch dienet Eckewart mit seinen Mannen, dazu nun auch ich und fünfhundert meiner Mannen und Freunde. Wir wollen euch wohl in ehrenvoller Weise vom Rheine nach Etzels Burg führen. Lasset das Geschirr eurer Rosse bereit machen und bereitet euch selbst auf die Fahrt. Sagt es auch euern Jungfrauen, daß sie sich auf die Reise schmücken; denn wir werden unterwegs gar manchen edeln Helden treffen.“ Da wurden die Sättel der Frauen herbeigeschafft, die Kisten wurden aufgeschlossen und manch herrliches Gewand, das lange Zeit darin verwahrt gelegen hatte, ward nun herausgenommen. Auch goldenes Geschmeide, wie es Kriemhild bei Siegfrieds Zeiten mit freigebiger Hand vertheilt hatte, besaß sie noch so viel, daß sie noch manche Jungfrau zu der Reise damit schmücken konnte.

Als alles zur Reise gerüstet war, schaute sich Kriemhild nach ihren Helden um und fragte: „Wo sind meine Freunde, die mit mir in die Fremde zu den Hunnen ziehen wollen? Mögen sie von meinem Golde nehmen, wenn es ihnen noch an Rossen oder Gewändern fehlt.“ Da trat der Markgraf Eckewart hervor, und sprach: „Seit ich euch als Gefolgsmann mit nach Niederland gegeben ward, habe ich euch immer treulich gedient. Das will ich auch jetzt und bis an mein Ende thun. Fünfhundert Mann will ich mit mir führen; die sollen immer zu eurem Dienste bereit sein. Ich will mich nimmer von euch scheiden; es scheide uns denn der Tod.“ Kriemhild dankte ihm für so freundliche Rede. Dann brachte man die Rosse.

Großes Weinen und Klagen begann da und besonders Ute, Kriemhilds Mutter, auch viele andere Frauen vergossen bittere Thränen bei Kriemhilds Abschied. Auch Gernot und Giselher kamen wohl mit tausend Recken, ihrer Schwester das Geleit zu geben. Markgraf Gere, Ortwin und Rumolt der Küchenmeister begleiteten sie ebenfalls bis zur Donau; der König Gunther aber ritt nur ein kleines Stück des Weges bis vor die Stadt Worms mit hinaus.

Ehe man abreiste, hatte man schnelle Boten an den König Etzel gesandt, ihm zu melden, daß Rüdiger zurückkehre und Kriemhild als zukünftige Gemahlin des Königs mit sich führe. Eilig

ritten die Boten, theils um der Ehre, theils um des reichen Botenbrotes willen. Als sie dem Könige die Nachricht brachten, ward er gar froh, denn lange hatte er nicht so erwünschte Botschaft vernommen. Darum ließ er auch den Boten reiche Gabe geben.

XXI. Bis nach der Stadt Veringen an der Donau begleiteten Gernot und Giselher ihre Schwester. Dort aber wandten sie sich zur Umkehr. Schmerzlich war der Abschied und manche Thräne ward dabei vergossen. Giselher aber sprach noch zu Kriemhild: „Liebe Schwester! Wenn du jemals mein bedürfen solltest, weil irgend ein Leid oder eine Gefahr dir zustieße, so lasse mich es wissen; dann will ich eilend zu deiner Hilfe in der Hunnen Land geritten kommen." Dann wendeten sich die Brüder ihrer Heimath zu, Kriemhild aber zog mit ihren Begleitern weiter durch Baiernland.

Da ward von schnellen Boten in der Stadt Passau angesagt, daß Kriemhild mit großem Gefolge der Stadt sich nahe. Alsbald machte sich der Bischof Pilgrim zu Passau, ein Oheim Kriemhilds, mit vielen guten Rittern auf den Weg, seiner Nichte entgegenzureiten und sie freundlich zu empfangen. Neben seiner Nichte ritt der Bischof in die Stadt ein, wo die Gäste freundlich von den Bürgern empfangen wurden. Gern hätte es der Bischof gesehen, wenn seine Nichte längere Zeit bei ihm geblieben wäre; der Markgraf Eckewart aber sprach: „Das kann nicht geschehen. Wir müssen weiter zu dem Lande Rüdigers, wo die edle Gotelind und viele tapfere Helden unserer Ankunft warten."

Daran hatte der Markgraf recht geredet. Denn schon hatte sich Gotelind, wie es ihr Rüdiger gerathen, mit vielen Mannen Rüdigers auf den Weg gemacht, die junge Königin zu begrüßen und ihr durch freundlichen Empfang die Fremde angenehmer zu machen. Als daher Kriemhild, von ihrem Oheim begleitet, sich wieder auf den Weg gemacht hatte und mit ihrem Gefolge in die Nähe der Stadt Ens kam, sah sie auf dem Felde eine Menge Zelte und Hütten aufgeschlagen, in denen nach Rüdigers Willen die müden Wanderer einmal der Nachtruhe pflegen sollten. Von den Zelten her kam aber die Markgräfin Gotelind geritten und mit ihr eine zahlreiche Schar der Mannen Rüdigers. Herzlich freute sich Gotelind, daß sie ihren Gatten wohl und gesund vom Rheine zurückgekehrt sah. Dieser aber ließ die Frauen alle von den Rossen steigen.

Als Kriemhild die Markgräfin erblickte, hielt sie ihr Roß an und schleunig ließ sie sich aus dem Sattel heben. Von ihrem Oheim Pilgrim und dem Markgraf Eckewart geleitet, ging sie zu Gotelind und küßte sie auf den Mund. Gotelind aber sprach: „Nun wohl mir, liebe Herrin, daß ich eure holde Gestalt mit meinen Augen

hier sehen kann. Nichts lieberes könnte mir geschehen." — „Das Wort lohne euch Gott!" entgegnete Kriemhild darauf. „Wenn ich gesund verbleibe, so soll's euch wohl zur Freude gereichen, daß ihr mich gesehen habt."

Nach den Begrüßungen machte man sich aber wieder auf den Weg, um noch vor Abend die Hütten und Zelte zu erreichen, die man für die Gäste erbaut hatte.

Gestärkt durch die Ruhe der Nacht, ging es am andern Morgen weiter, nach der Burg zu Bechelaren. Dort trat des Markgrafen Tochter mit freundlichem Gruße Kriemhild entgegen. Diese aber ergriff das liebliche Mädchen bei der Hand und ließ sie nicht mehr von ihrer Seite. Nach einem weiten Saale der Burg lenkten sie ihre Schritte, und unter heiterem Gespräch saßen sie dort, angeweht von der milden Sommerluft und hinausblickend auf die klaren Fluthen der Donau, deren Wellen nahe an der Burg vorüberglitten.

Auch in Bechelaren durfte sich Kriemhild nicht lange aufhalten, obgleich es ihr wie auch ihren Helden zu früh dünkte, als man wieder aufbrach. Es war ihnen hier gar wohl ergangen und die Helden wären gern länger Rüdigers Gäste gewesen, sowie Kriemhild gern länger mit Rüdigers lieblicher Tochter geplaudert hätte.

Als man endlich aufbrach, da ward Kriemhild der Abschied von Rüdigers holder Tochter am schwersten. Diese aber sprach: „Wenn ihr es wünscht, edle Königin, so wird mein Vater mich gerne zu euch nach dem Hunnenlande senden, daß ich euch da in Treue diene." Solcher Rede freute sich Kriemhild.

Der Abschied war genommen, die Rosse standen bereit und fort ging es, immer weiter dem Hunnenlande zu. Als man an der Burg Medelike vorüberzog, ward den Reisenden goldener Wein in goldenen Gefäßen als Willkommentrunk von der Burg entgegengebracht und Astolf, der Wirth der Burg, geleitete Kriemhild und ihr Gefolge bis nach der Burg Mutarn, die ebenfalls an der Donau lag. Hier schied der Bischof Pilgrim wieder von Kriemhild. Von da ging die Reise nach der Burg Traisenmauer. Die gehörte dem Könige Etzel und war früher von seiner Gattin Helche bewohnt worden. Hier schlossen sich unzählbare Horden fremder Völker, die unter Etzels Herrschaft standen, dem Gefolge Kriemhilds an.

XXII. Vier Tage blieb der Reisezug in Traisenmauer. Aber die Helden saßen während dieser Zeit nicht müßig. Manch ritterliches Spiel ward aufgeführt. Da tummelten sich die Völker Etzels, jedes nach seinen heimischen Sitten, Russen und Griechen, Polen und Walachen; selbst die wilden Peschenegen waren da, die nach ihrer Gewohnheit mit Bogen und Pfeilen nach den Vögeln schossen.

Bei Tuln endlich, einer Stadt an der Donau, kam auch König Etzel, umgeben von vierundzwanzig mächtigen Fürsten und deren Mannen, seiner neuen Gattin entgegen. Da war der Fürst Ramung aus dem Walachenlande, die Sachsenfürsten Gibeke und Hornbog, vom Dänenlande der König Hawart, den man den Kühnen nannte, und sein Gefolgsmann Iring mit dem Beinamen des Treuen, aus Thüringen der weitberühmte Landgraf Irnfried, ferner Blödel, der Bruder des Königs Etzel und endlich der herrlichste aller Helden, der Gothenkönig Dietrich von Bern, der damals Gastfreund an Etzels Hofe war.

Als Rüdiger alle diese Helden sich nahen sah, sprach er zu Kriemhild: „Da kommt der König mit seinen Helden, euch zu empfangen. Empfanget ihr sie alle freundlich; wem ihr aber unter den Helden außer dem Gruße auch einen Kuß bieten sollt, das will ich euch sagen, denn ihr dürft die Helden nicht alle mit gleichem Gruße empfangen."

Nun ward die Königin von ihrem Rosse gehoben und auch König Etzel stieg von dem seinen. Zwei mächtige Fürsten trugen Kriemhild die Schleppe, als sie dem Könige entgegen ging und ihn mit einem Kusse freundlich empfing. Als die Helden da ihr holdes Antlitz sahen, meinten sie, die schöne Königin Helche sei nicht schöner gewesen, als Kriemhild. Auch die übrigen Fürsten empfingen holden Gruß von ihrer neuen Gebieterin, zwölf derselben aber küßte sie nach Rüdigers Rathe; voraus des Königs Bruder Blödel und den herrlichen Dietrich.

Nach der Begrüßung begab man sich in die Zelte, die auch hier aufgeschlagen waren und während König Etzel in seinem Zelte neben Kriemhild saß, ihr in die schönen Augen schauend und sich freuend, daß ein so schönes Weib wieder sein sein sollte, pflegten die müden Helden, die auch heute wieder manches Kampfspiel zu Ehren der Frauen aufgeführt hatten, der Ruhe.

Am andern Tage zog man weiter nach der Stadt Wien, wo alles für die Aufnahme so vieler Gäste vorbereitet war. Hier wurde an einem Pfingsttage die Hochzeit gehalten, die siebenzehn Tage dauerte, und bei der die Helden reiche Geschenke davon trugen. Denn nicht nur Kriemhild vertheilte so viel Schätze, daß die Helden sich wunderten, wie sie, der doch ihr Schatz genommen war, noch so viel besitze, sondern auch König Etzel schenkte so reiche Gaben, daß wohl nie ein König bei seiner Hochzeit ihm an Freigebigkeit gleichgekommen ist. Daneben wetteiferten die übrigen Fürsten, einander im Schenken zu übertreffen. So reichlich flossen die Gaben, daß des Königs Spielleute, Werbel und Schwemmel, wohl jeder tausend Mark davon trugen.

Während all des frohen Jubels, der bei der Hochzeit herrschte,

mußte Kriemhild der Zeit gedenken, da sie am Rheine wohnte und mit Siegfried so glücklich war. Da wurden ihr die Augen naß; doch verbarg sie die Thränen und stellte sich vor den Gästen, die ihr so viel zu Ehren thaten, heiter.

Die Hochzeit war zu Ende. Am achtzehnten Morgen ritt man von Wien weiter, über Heimburg nach Misenburg. Dort schiffte man sich ein. Von den Schiffen, die Rosse und Reiter die Donau hinab trugen, war das Wasser so bedeckt, daß man meinen konnte, der Zug bewege sich auf der Erde. So wenig war von dem Wasser zu sehen. Die Frauen, die von dem langen Reiten sehr ermüdet waren, freuten sich, einmal bequem ruhen zu können. Endlich kam man zur Etzelburg, wo niemand mit größerer Sorge der Ankunft Kriemhilds entgegen sah, als die Jungfrauen, die unter Helches Schutze gestanden hatten.

Bald sahen die edeln Jungfrauen ein, daß sie ohne Noth sich gesorgt hatten; Kriemhild pflegte ihrer in großen Treuen und Freude zog seitdem in der Jungfrauen Herzen ein. Auch die Helden, die an des Königs Hofe waren, freuten sich der frohen Tage, die mit Kriemhild wieder in der Burg eingezogen waren und dienten ihrer Gebieterin auf's willigste.

XXIII. Sieben Jahre schon hatte Kriemhild in hohen Ehren an Etzels Seite gelebt. Da schenkte ihnen Gott ein Söhnlein. Herzlich freute sich Etzel darüber, Kriemhild aber ließ nicht ab mit Bitten, bis Etzel einwilligte, daß ihr Söhnlein nach christlicher Weise getauft wurde. Da erhielt der Knabe den Namen: Ortlieb.

Wiederum waren seitdem sechs Jahre vergangen. Dreizehn Jahre schon wohnte Kriemhild im Hunnenlande; wie wohl es ihr aber auch da erging, zur Heimath ward ihr die Fremde nie. Immer mußte sie der Ehren gedenken, die sie in Nibelungenland genossen und die ihr durch Hagens Hand geraubt waren. Und auch daran gedachte sie, ob sie ihr Leid nicht einmal an Hagen rächen könnte. Daneben kam ihr ihr Liebling, der junge Giselher, nicht aus dem Sinn. Oftmals träumte ihr, sie ginge an seiner Hand und eben so oft hatte sie ihn schon im Traume geküßt. So mußte sie immer der Trennung von ihren Lieben und der alten Schmerzen gedenken. Oft sprach sie bei sich selbst: „Ich bin so mächtig und habe über großes Gut und viele Helden zu verfügen. Ich könnte wohl meinem alten Feinde Hagen schweres Herzeleid zufügen, wenn ich es zu schaffen vermöchte, daß er in dieses Land käme. Aber auch nach den Getreuen, die ich am Rheine zurückgelassen, sehnt sich mein Herz und ich möchte sie gar gern einmal bei mir sehen. Darum will ich den König Etzel bitten, daß er meine Freunde einmal hierher in das Land der Hunnen lade.“

Eines Tages sprach sie daher zu dem Könige: „Lieber Herr! Das möcht ich gern, daß ich wüßte, ob ihr auch meinen Freunden hold gesinnt seid.“ Der König erwiederte ihr arglos: „Was euern Freunden Liebes und Gutes geschieht, das will ich ihnen wohl gönnen und wo ich ihnen selbst Liebes und Gutes erzeigen kann, da will ich es gewiß thun.“ Die Königin sprach: „Ihr wißt wohl, daß ich reiche und mächtige Anverwandte habe. Nun thut mir leid, daß die mich noch nicht besucht haben.“ Da sprach der König: „Meine liebe Herrin! Wenn es euern Freunden nicht zu ferne dünkt, so wollte ich sie gern einladen, daß sie uns einmal besuchten.“ Als Kriemhild das hörte, freute sie sich und schnell sprach sie: „Große Freude würdet ihr mir machen, wenn ihr Boten nach Worms am Rheine senden wolltet, damit ich meinen Freunden sagen lassen könnte, was ich so sehr wünsche. Ich bin gewiß, daß dann bald manch edler Ritter zu unserem Lande kommen würde.“ Der König versprach es ihr und ließ sofort seine beiden Spielleute, Werbel und Schwemmel, zu sich kommen. Zu ihnen sprach er: „Gehet hin nach Worms, entbietet meinen Freunden alles Liebe und Gute, und saget ihnen, wie ich sie bitten ließe, einmal in unser Land zu kommen, zu einer Lustbarkeit, die ich in diesem Sommer veranstalten will. Saget ihnen auch, daß mir nicht liebere Gäste kommen könnten, als sie.“ Da fragte Schwemmel: „Wann soll denn das Fest sein, das ihr euern Freunden geben wollt?“ Der König sprach: „Um die Zeit der nächsten Sonnenwende.“ Die Boten versprachen, alles wohl auszurichten, was ihnen der König aufgetragen und entfernten sich.

Kriemhild aber wollte noch im geheimen mit den Boten sprechen. Deshalb ließ sie dieselben in ihr Gemach rufen und sprach zu ihnen: „Großes Gut sollt ihr verdienen, wenn ihr thut, was ich euch jetzt auftragen will. Wen ihr auch von meinen Verwandten und Freunden zu Worms sehet, entbietet allen meine Grüße; saget aber keinem davon, daß ihr mich im Hunnenlande betrübten Muthes gesehen habt. Bittet sie, daß sie thun, was ihnen König Etzel sagen läßt, damit ich dadurch von meiner Betrübniß erlöst werde. Ach, wäre ich ein Ritter, ich wäre wohl manchmal schon zu meinen Freunden geritten. Vor allem grüßt meinen Bruder Gernot; saget ihm, daß ihm niemand holder gesinnt sei, als ich, und bittet ihn, daß er recht viele unserer Freunde hierher führe. Grüßet auch meinen lieben Bruder Giselher; saget ihm, daß er daran denken möge, wie er mir noch nie ein Leid gethan und daß ich mich auf sein Kommen am meisten freue. Meiner Mutter aber erzählt von den hohen Ehren, die ich hier genieße. Und wenn ihr hören solltet, daß Hagen zu Hause bleiben wollte, so lasset nicht ab, bis auch er sich entschließt, mitzukommen; denn ihm sind alle Wege

bekannt und keiner könnte meine Freunde so sicher nach dem Hunnenlande führen, wie er."

Die Boten versprachen, alles das auszurichten. Noch wußten sie nicht, warum Kriemhild gerade Hagen so gern im Hunnenlande sehen wollte. Sorglos fuhren sie daher von dannen und dem Rheine zu.

XXIV. Wie sehr auch die Boten eilten, so konnten sie doch nicht anders als in Bechelaren bei dem Markgrafen Rüdiger einmal einzukehren. Der ließ die Boten wohl verpflegen und trug ihnen freundliche Grüße an die rheinischen Helden auf. Im Baiernlande begaben sich die Boten auch zu dem Bischof Pilgrim, ihm zu sagen, daß sie die Helden vom Rheine an Etzels Hof einladen wollten. Der Bischof antwortete ihnen: „Wie würde ich mich freuen, wenn ich meiner Schwester Söhne einmal bei mir sehen sollte. Wir wohnen einander gar zu fern, so daß ich nicht zu ihnen an den Rhein kommen kann."

Sicher zogen die Boten weiter ihres Weges, unbehelligt von Räubern, die sonst wohl so reiche Boten nicht leicht ungeplündert vorüber ließen. Das schaffte aber Etzels große Macht, vor der man sich fürchtete und dessen Zorn niemand durch die Beraubung seiner Boten auf sich laden mochte.

Binnen zwölf Tagen gelangten sie nach Worms, dem Ziele ihrer Reise. Hagen sah sie zuerst und sprach zu dem Könige: „Wir werden etwas neues hören, denn ich sah die Spielleute Etzels als Boten zu uns kommen. Die wird eure Schwester hierher gesandt haben. Um des Königs Etzel willen empfanget sie freundlich."

Dann ging ihnen Hagen entgegen und fragte sie freundlich, wie es ihrem Herrn, dem König Etzel und seinen Mannen erginge. Die Boten erwiederten: „Es stand nie besser in dem Hunnenlande und das Volk war nie fröhlicher, als jetzt." Als sie darauf in den Königssaal kamen, wo mancher edle Held neben Gunther stand, begann dieser: „Seid willkommen, ihr Spielleute Etzels!" Die Boten neigten sich vor dem Könige und Werbel sprach: „Holden Dienst entbietet euch unser Herr, der König Etzel und eure Schwester, die Königin Kriemhild." Weiter sprach der König: „Ich freue mich, daß ich einmal aus dem Hunnenlande Kunde vernehmen soll. Saget mir nun, wie befindet sich euer Herr und unsere Schwester?" — „Nicht könnte es ihnen besser ergehen," sprachen da die Boten.

Während dessen hatten auch Gernot und Giselher von der Ankunft der Boten gehört und schnell waren sie herbeigeeilt, um etwas von ihrer lieben Schwester zu vernehmen. Kaum war Giselher in den Saal getreten, so fragte er nach seiner Schwester. Schwemmel erwiederte darauf: „Nicht mit Worten bin ich im Stande, euch zu

sagen, wie herzliche Grüße Etzel und eure edle Schwester euch sagen lassen. An eure Liebe und Treue läßt euch die edle Königin erinnern und daran, wie ihr ihr stets mit Herz und Muth gewogen waret. Zunächst aber sind wir an den König Gunther hierher gesandt, ihm zu sagen, daß er mit seinen Helden unsern Herren einmal besuchen möge. Dringend hat uns Etzel empfohlen, euch dazu zu ermahnen; und nichts lieberes könnte ihm geschehen, als wenn er euch einmal im Hunnenlande willkommen heißen könnte."

Darauf sprach König Gunther: „In sieben Tagen will ich euch sagen, was ich beschlossen habe. Unterdessen will ich mich mit meinen Freunden über eures Herren Wunsch berathen; ihr aber gehet hin in eure Herberge und ruhet aus von eurer Reise." Giselher aber führte die Boten erst zu seiner Mutter, die mit großen Freuden hörte, wie Schwemmel sprach: „Euch läßt in Treuen grüßen eure Tochter, die edle Königin Kriemhild. Keine größere Freude würde ihr je zu Theil werden können, als wenn sie euch einmal wiedersehe." — „Das kann nun leider nicht geschehen," sprach da die alte Königin, „wir wohnen einander gar zu fern und ich bin zu alt zu solcher Reise. So bleibt mir nichts übrig, als ihr und ihrem Gatten das beste Wohlergehen zu wünschen. Euch aber bitte ich, daß ihr noch einmal zu mir kommt, ehe ihr wieder nach dem Hunnenlande abreist." Das versprachen die Boten und darnach begaben sie sich in ihre Herberge.

Gunther aber hatte seine Mannen zu sich geladen und fragte sie, was sie wohl zu Etzels Einladung meinten. Viele unter ihnen sprachen, daß es ihm wohl zieme, der Einladung zu folgen. Nur Hagen war von der Botschaft wenig erfreut und sprach: „Ihr würdet euch damit nur selbst das größte Leid schaffen. Habt ihr denn vergessen, was Kriemhild von uns angethan worden ist, und weshalb wir stets in Sorge sein müssen?" Dem entgegnete der König: „Meiner Schwester Zorn hat sich gelegt, als sie vor ihrem Scheiden von hier mit freundlichem Kusse uns verzieh, was wir ihr je gethan hatten. Es müßte denn sein, daß sie euch, Herr Hagen, noch zürnte." Hagen aber blieb bei seinem Argwohn und sprach: „Laßt euch nur nicht durch die schlauen Worte dieser Hunnen betrügen. Wenn ihr es wagen wollt, Kriemhild zu besuchen, so könnt ihr leicht Leib und Leben verlieren. Kriemhild vergißt ein Leid nicht so leicht, als ihr es meint."

Da sprach Gernot zu Hagen: „Wenn ihr auch, Herr Hagen, mit Recht fürchtet, im Hunnenlande euern Tod zu finden, warum sollen wir unsere Schwester nicht besuchen?" Und Giselher sprach: „Da ihr euch schuldig wisset, Freund Hagen, so bleibet hier und hütet euer Leben; laßt aber die, die den Muth dazu haben, uns zu unserer Schwester begleiten." Solche Reden nahm Hagen übel

und zornig sprach er: „Ich will nicht zugeben, daß andere euch auf dieser Reise begleiten, von denen ihr meint, daß sie muthiger seien, als ich. Wollt ihr nun einmal nicht von dieser Reise lassen, so sollt ihr auch sehen, daß ich nicht weniger Muth besitze, als andere.“

Als auch der König erklärte, nach dem Hunnenlande reisen zu wollen, sprach Hagen: „Verzeihet mir meine Rede. Wenn es denn sein muß, daß die Fahrt zu Etzel geschieht, so rathe ich euch wenigstens, daß ihr nicht anders als wohlgerüstet euch auf die Fahrt begebt. Versammelt alle eure Helden um euch und aus ihnen will ich dann tausend der besten auswählen, daß sie uns begleiten. So werden wir vor Kriemhilds bösen Anschlägen gesichert sein.“ — „Dem Rathe will ich gern folgen,“ sprach da der König, und alsbald sandte er Boten in alle Theile seines Reiches, die Helden zusammen zu rufen. Dreitausend derselben kamen herbei geeilt. Unter ihnen waren auch der kühne Dankwart, Hagens Bruder, der achtzig Helden mit sich führte, und Volker, der edle Spielmann von Alzei, der des Gesanges und des Saitenspieles mit Fiedel und Bogen ebenso kundig war, wie der Führung seines guten Schwertes. Auch ihm war mancher Recke unterthan. Aus denen allen nun, die gekommen waren, wählte Hagen tausend aus, deren frühere Heldenthaten er kannte und selbst gesehen hatte.

Unterdessen ward aber Etzels Boten die Zeit lang. Auch fürchteten sie Vorwürfe von ihrem Herrn, wenn sie gar zu lange ausblieben. Deshalb drängten sie alle Tage, daß man sie nun entlasse. Hagen jedoch war listig und verhinderte das. „Wir wollen sie,“ sprach er zu seinem Könige, „nicht eher ziehen lassen, als bis auch wir zur Reise völlig gerüstet sind. Wenn sie dann heimkommen und erzählen, daß wir mit wohlgerüsteter Schar uns nahen, so hat Kriemhild nicht Zeit genug, auch ein großes Heer gegen uns zu versammeln. Und wollte sie es doch versuchen, so denke ich, daß es ihr übel bekommen würde.“

Endlich war alles bereit, und die Boten wurden entlassen; doch wollten sie, wie sie es versprochen, vor ihrer Abreise die Königin Ute noch einmal sehen. Da führte sie Giselher zu ihr. Die alte Königin ließ ihrer Tochter sagen, wie sehr sie wünsche, daß es ihr immer wohl ergehen möge, den Boten aber gab sie reiche Geschenke.

Als die Boten endlich von dannen schieden, ließ Gernot dieselben durch seine Helden bis zum Schwabenlande begleiten; als sie jedoch in die Länder kamen, in denen Etzel herrschte, bedurften sie eines solchen Schutzes nicht mehr. Um des Königs Etzel willen wagte niemand, ihnen Roß oder Gewand zu rauben. Ueberall verkündeten nun die Boten die Ankunft der rheinischen Helden, zu Passau bei dem Bischof Pilgrim und zu Bechelaren in Rüdigers

Hause. Den König Etzel aber fanden sie in der Stadt Gran. Als der die Grüße hörte, die man ihm entbot und daß die Helden vom Rheine kommen wollten, war er voll Freuden. Auch die Königin freute sich und gab den Boten großen Lohn. Sie fragte aber auch sogleich: „Nun saget mir: Wer von meinen Verwandten will denn zu dem Feste kommen? Und was sagte denn Hagen dazu?" Die Boten sprachen: „An einem Morgen hat er sich mit den Königen darüber berathen, aber wenig Gutes war es, was er da sagte. Die Reise nach dem Hunnenlande nannte er eine Reise in den Tod. Trotzdem wird er mit den drei Königen hierher kommen und auch einen Spielmann Volker lernten wir kennen, der die Könige begleiten wollte. Wie aber die übrigen Helden alle heißen mögen, das wissen wir nicht." Kriemhild sprach darauf: „Das ist mir gleichgiltig, ob Volker kommt oder nicht. Aber Hagen, der ist ein guter Held und auf sein Kommen freue ich mich."

XXV. Als die Helden, die Hagen zur Reise nach dem Hunnenlande ausgewählt hatte, von dem Könige herrlich gekleidet und in allem wohl ausgerüstet waren, so daß die Abreise nun beginnen konnte, träumte die alte Königin Ute einen schweren Traum und zu ihren Söhnen sprach sie: „Ihr solltet wohl hier bleiben, denn mir hat heute von großer Angst und Noth geträumt. Ich sah, wie alle Vögel in diesem Lande todt auf dem Felde lagen." Hagen aber erwiederte darauf: „Wer sich an Träume kehren will, der wird selten seine Ehre wohl bewahren. Laßt uns nur immer reisen. Ich denke, man soll uns in Etzels Lande große Ehre erweisen."

Schon waren die Schiffe bereit, welche die Helden und ihr Geräth über den Rhein bringen sollten. Am andern Ufer des Rheines aber war von Zelten ein Lager erbaut. Bis dahin nahmen sie ihre Frauen mit und dort wollten sie noch einmal übernachten. Dann aber wollten sie Abschied nehmen. Die Sorge für das Land hatte der König für die Zeit seiner Abwesenheit dem Helden Rumolt anvertraut. „Sorge auch," sprach er zu ihm, „für mein Weib und für mein Söhnlein und tröste die Frauen, wenn sie nach unserem Abschiede weinen."

Die Nacht war vergangen. Mit Flöten und Posaunen wurden die geweckt, die noch in den Zelten des Lagers schliefen. Zum letzten male küßten die Helden ihre Frauen, dann bestiegen sie ihre Rosse. Großes Weinen und Wehklagen erhob sich da unter den Frauen und die Königin Brunhild, die ihren Gatten ebenfalls bis in das Zeltlager begleitet hatte, trat noch einmal mit ihrem Kindlein auf dem Arme an den König heran und sprach: „Willst du nun mich und dein Kind hier verwitwen und verwaisen lassen? Bleibe

doch da, ich bitte dich!" Der König aber tröstete sie und sprach: „Sei ohne Sorgen und weine nicht! Wir kommen hoffentlich bald gesund zurück; dann wird die Freude um so größer sein."

Unter Hagens Führung, dem die ganze Gegend wohl bekannt war, lenkten die Helden ihre Reise zunächst nach dem Main. Am zwölften Tage kamen sie an der Donau an. Die war hoch angeschwollen und weit über ihre Ufer herausgetreten. Dazu war weit und breit kein Schiff zu sehen, das die Helden ans andere Ufer hätte tragen können. Darum waren die Helden sehr in Sorgen. Auch hier sollte Hagen Rath schaffen und der König sprach zu ihm: „Lieber, suchet uns eine Furt, daß wir glücklich hinüber kommen." Hagen aber antwortete: „Mir ist mein Leben noch nicht so leid, daß ich mich in diesem Strome ertränken möchte; und etwas anderes wäre es doch nicht, wenn ich mich diesen Wellen anvertraute. Ich will mein Leben lieber benutzen, um noch manchem hunnischen Helden mit meinem Schwerte den Garaus zu machen. Bleibet ihr aber hier an dem Wasser; ich will unterdessen hingehen und Fährleute suchen, die uns hinüber schaffen."

Als Hagen so gesprochen, nahm er seine guten Waffen zur Hand, band sich den Helm fest, ergriff den Schild und das Schwert, das auf beiden Seiten gleich scharf war und machte sich auf, Fährleute zu suchen. Noch nicht weit war er gegangen, da sah er zwei Meerfrauen; die badeten sich in der Fluth. Hagen schlich heimlich hinzu; sie aber flohen hinweg. Da nahm ihnen Hagen ihre Kleider. Als das die Meerfrauen sahen, sprach eine derselben, Hadburg, zu Hagen: „Edler Ritter Hagen, wenn ihr uns die Kleider wiedergebt, so wollen wir euch sagen, wie es euch auf eurer Fahrt zu den Hunnen ergehen wird." Das war es eben, was Hagen, dem die Weisheit der Meerfrauen wohl bekannt war, wissen wollte. Doch sollten es ihm die Frauen sagen, ehe er ihnen ihre Kleider wiedergab. Da sprach Hadburg: „Ihr mögt wohl in König Etzels Land reiten, denn große Ehren warten dort eurer." Als das Hagen hörte, ward er froh und gab die Kleider zurück. Hadburg hatte ihn aber betrogen und ihm Gutes geweissagt, nur um so sicherer ihr Kleid zurück zu erhalten. Darum sprach die andere der Frauen, Siegelind mit Namen: „Es wäre euch wohl zu rathen, daß ihr wieder umkehrtet, denn ihr seid in das Land der Hunnen geladen, um dort alle euern Tod zu finden. Darum will ich dich warnen, Hagen. Meine Muhme hat der Kleider wegen dich belogen." Hagen entgegnete ihr: „Ihr betrügt mich ohne Noth. Wie sollte das zugehen, daß wir alle bei König Etzels Feste unsern Tod finden sollten?" Siegelind sprach: „Ich habe dir die Wahrheit gesagt. Keiner von euch wird sein Leben behalten, außer des Königs Kapellan; der wird gesund nach Gunthers Lande zurückkehren."

„Das dürfte ich meinen Herren nicht sagen,“ sprach da Hagen; „laß aber deine Unglücksweissagungen und rathe mir lieber, wie wir über das Wasser kommen können.“ Siegelind antwortete: „Wenn ihr die Reise durchaus nicht unterlassen wollt, so geh noch ein Stück am Wasser hin; da siehst du am andern Ufer ein Haus stehen. In dem wohnt ein Fährmann; der ist der einzige in der ganzen Gegend.“ Froh der Auskunft, wollte Hagen schnell von dannen eilen; das Weib aber rief ihm nach: „Eilt nur nicht so sehr, Herr Hagen, und laßt euch guten Rath ertheilen. Der Herr des Landes an diesem Ufer heißt Else; jenseits aber im Baiernlande herrscht Gelfrat. Durch dessen Land zu kommen, ist nicht so leicht, als ihr vielleicht denkt. Auch der Fährmann, an den ich euch gewiesen, ist gar grimmigen Muthes. Darum rathe ich euch, daß ihr ihm freundlich begegnet und ihm guten Lohn für die Ueberfahrt versprecht; es möchte euch sonst übel bekommen. Und sollte er nicht sogleich bereit sein, euch überzusetzen, so rufet ihm zu, ihr hießet Amelrich. Diesen Namen führte ein guter Held, der um seiner Feinde willen aus Elses Lande entflohen ist und der des Fährmanns Freund war. Wenn er den Namen hört, so wird er kommen.“

Hagen neigte sich dankend vor den Frauen und ging am Wasser hinauf, bis er des Fährmanns Haus fand. Da begann er laut zu rufen: „Hole mich über, Fährmann! Eine goldene Spange will ich dir zum Lohne geben.“ Der Fährmann kam aber nicht; denn er war nicht ein gewöhnlicher Fährmann, der um Lohn diente, sondern reich und konnte des Goldes wohl entbehren. Da rief Hagen mit gewaltiger Stimme hinüber: „Hole mich über! Ich bin Amelrich, ein Manne Elses, der um seiner Feinde willen aus dem Lande entfloh.“ Zugleich steckte Hagen eine goldene Armspange auf das Schwert und bot sie hoch emporgehalten dem Fährmanne an. Als dieser Hagens Worte hörte, ergriff er das Ruder und kam an das diesseitige Ufer. Als er aber Hagen sah, ward er sehr zornig und sprach: „Ihr möget wohl Amelrich heißen; aber der, den ich hier zu treffen meinte, seid ihr nicht. Und den kenne ich gar genau, da er mein leiblicher Bruder ist. Ihr habt mich betrogen, und ich werde euch nicht überfahren.“

Hagen, eingedenk der Mahnung der Meerfrau, bat freundlich: „Um Gotteswillen bitte ich euch; nehmt freundlich den Lohn an und schafft mich und die Recken, die bei mir sind, hinüber an's andere Ufer.“ Bei diesen Worten trat er zugleich in das Schiff. Der Fährmann aber sprach: „Das kann nicht geschehen. Mein Herr hat viele Feinde; darum fahre ich keinen Fremden hinüber in sein Land. Tretet daher nur wieder aus dem Schiffe, wenn euch euer Leben lieb ist.“ Noch einmal bat Hagen; der Fährmann aber

blieb bei seiner Weigerung; zugleich ergriff er ein starkes Ruder und schlug damit auf Hagen los.

Hagen, der auf einen solchen Angriff nicht vorbereitet war, strauchelte unter der Wucht des Hiebes und fiel in das Schiff. Schon hatte der wilde Fährmann eine Stange ergriffen und schlug wieder auf Hagen los, daß die Stange zerbrach; da griff auch Hagen nach seinem Schwerte und mit einem einzigen Hiebe schlug er dem Fährmann das Haupt ab.

Während dieses Kampfes war aber das Schiff in die Strömung hinausgeschwommen und nicht geringe Mühe verursachte es Hagen, dasselbe wieder umzukehren. Mit starken Händen ergriff er das Ruder und um desto schneller zu seinen Helden zurück zu gelangen, schlug er damit das Wasser so kräftig, daß das Ruder zerbrach. Da kein anderes Ruder im Schiffe war, mußte er das zerbrochene mit den Riemen, an denen sein Schild hing, wieder zusammen binden.

Als Hagen zu den Genossen zurückkehrte, waren diese erfreut, daß sie ihn wiedersahen; sie erschraken aber, als sie das Blut in dem Schiffe sahen, denn den Leichnam des Fährmanns hatte Hagen in die Fluth geworfen. Auch Gunther erschrak und fragte: „Herr Hagen, wo habt ihr denn den Fährmann gelassen? Habt ihr ihn etwa erschlagen?“ Hagen leugnete und sprach: „Ich fand das Schiff an einer Weide angebunden, einen Fährmann aber habe ich nicht dabei gesehen.“ — „Das thut mir leid,“ sprach da Gernot; „wer soll uns nun über den Strom helfen? Mir ist bange um das Leben manches unserer Helden.“ Hagen aber erinnerte ihn früherer Zeiten und sprach: „Wisset ihr nicht, daß ich am Rheine der beste Fährmann war? Ich will euch auch wohl heute glücklich in Gelfrats Land bringen.“

Darauf nahmen die Knechte, wie es ihnen Hagen befohlen hatte, den Rossen das Geschirr ab, damit sie, wenn sie dann an das Schiff angebunden würden, desto leichter über den Strom schwimmen könnten; und so gut war Hagens Rath, daß auch nicht eins von den Rossen verloren ging. Ebenso brachte Hagen die Helden und ihre Knechte nach und nach glücklich ans andere Ufer. Eben führte Hagen die letzten hinüber: da gedachte er an die Worte der Meerfrauen. Bei seinen heiligen Geräthschaften sah er den Kapellan stehen. Sofort lief er auf ihn zu und um das Wort der Meerfrau zur Lüge zu machen, stürzte er ihn über den Rand des Schiffes hinaus ins Wasser. Bestürzt über Hagens That schrien alle, die im Schiffe waren: „Halt, Herr Hagen, halt!“ und der junge Giselher ward sehr zornig. Auch Gernot sprach: „Was hilft euch denn der Tod des Kapellans, Herr Hagen? Und was hat euch dieser denn gethan? Wahrlich hätte ein anderer das gethan, er

sollte es bitter bereuen!“ Der Kapellan schwamm dem Schiffe nach und wollte sich wieder in dasselbe retten; Hagen aber stieß ihn trotz aller Gegenrede der andern wieder nieder in den Grund. Da kehrte der unglückliche Kapellan um und schwamm wieder dem Ufer zu, von dem er eben erst herkam. Glücklich kam er daselbst an. Als ihn Hagen stehen sah, wie er am Ufer das Wasser aus seinen Kleidern schüttelte, da erkannte er, daß die Meerfrau recht gehabt hatte.

Der Priester aber rief Hagen zu: „Was hatte ich euch, treuloser Mörder, gethan, daß ihr mich ertränken wolltet?“ Hagen antwortete: „Laßt nur euer Reden sein; mir thut es leid genug, daß ihr entkommen seid.“ Fröhlich erwiederte jener: „Mir aber nicht; ich danke vielmehr Gott dafür. Fahrt ihr nun zu den Hunnen, ich will dagegen dem Rheine wieder zuwandern und wenn ihr, Herr Hagen, nicht aus dem Hunnenlande zurückkehrt, so soll mich's freuen.“ Der König Gunther aber rief dem Priester zu: „Wenn ich zurückkehre, so will ich euch entschädigen für das, was Hagen euch gethan hat. Fahret nur heim an den Rhein, grüßet mein Weib und meine Freunde und saget ihnen, daß wir bis hierher ohne Fährlichkeit gekommen seien.“

Die Ueberfahrt war vollendet. Da schlug Hagen in der Gewißheit, daß keiner der Helden zurückkehre, das Schiff in Trümmer. Sein Bruder Dankwart machte ihm deshalb Vorwürfe und sprach: „Warum thut ihr das, mein Bruder? Wie sollen wir denn nun über das Wasser kommen, wenn wir wieder zum Rheine zurückkehren?“ Hagen aber sprach: „Das that ich aus dem Grunde, daß kein Feiger, der etwa unter uns wäre, entfliehen kann. An diesem Wasser müßte ihn doch der Tod ereilen.“ Da war nur einer unter den Helden, der Hagens Thun lobte; das war der kühne Spielmann Volker von Alzei.

XXVI. Als man nun die Reise fortsetzen wollte, sprach Hagen: „Hört, was ich euch sagen will; etwas erfreuliches ist es freilich nicht. Zwei Meerfrauen haben mir an diesem Morgen kund gethan, daß keiner von uns zum Rheine zurückkehren werde. Darum waffnet euch alle sorgfältig. Wir werden starke Feinde treffen und müssen deshalb wohlgerüstet sein. Wohl gedachte ich, die Meerfrauen Lügen strafen zu können, denn sie hatten mir auch gesagt, daß nur des Königs Kapellan zurückkehren werde. Deshalb hätte ich diesen gerne ertränkt. Ihr habt aber selbst gesehen, daß die Meerfrauen recht hatten.“ Als die Helden das hörten, wurden sie, wie kühn sie auch waren, doch bleich vor Schrecken; denn sie gedachten derer, die sie am Rheine zurückgelassen hatten.

Weiter sprach Hagen: „Ich habe auch den Fährmann des

Herrn Else erschlagen. Wir fürchten darum wohl mit Recht, daß Gelfrat und Else uns nacheilen und mit ihren Scharen angreifen werden. Damit diese nun nicht meinen, wir seien feig und flöhen vor ihnen, so laßt eure Rosse in langsamem Schritte vorwärts gehen; haltet euch aber gewaffnet und jedes Angriffs gewärtig." Den Rath befolgten die Helden. Volker aber, der kühne Spielmann, dem Straßen und Steige bekannt waren, ritt dem Zuge vorauf. Fest hatte er den Helm aufs Haupt gebunden, strahlend erglänzte sein herrliches Streitgewand und an seinem Speere flatterte das rothe Heerzeichen König Gunthers.

Wie Hagen geahnt, so traf es ein. Gelfrat und Else hatten kaum den Tod ihres Fährmannes vernommen, als sie wohl siebenhundert Helden um sich versammelten und mit diesen den kühnen Gästen, die ihr Land durchzogen, nachjagten. Hagen aber hatte, um seinen Freunden am besten zu dienen, nebst seinem Bruder Dankwart und den Helden, die ihm unterthan waren, die Nachhut übernommen. Der Tag war vergangen und schon begann die Nacht, ihre dunkeln Schatten auszubreiten; da hörten Hagens und Dankwarts Helden den Schlag von Hufen hinter sich und sie merkten wohl, daß die, die ihnen nachgeritten kamen, große Eile hatten. Schon sah man den hellen Schein der feindlichen Schilde durch das Dunkel hindurchleuchten. Da befahl Dankwart den Helden, sich zum Kampfe bereit zu halten; Hagen aber fragte die Verfolger: „Wer verfolgt uns auf der Straße?" Gelfrat, der Markgraf von Baiern, antwortete: „Unsere Feinde suchen wir und denen sind wir nachgeeilt. Man hat mir heute früh meinen Fährmann, einen gar tapfern Helden, erschlagen; wüßte ich, wer es gethan hat, so wollte ich es fürchterlich rächen." Nach kurzem Wortwechsel begann ein grimmiges Streiten zwischen Gelfrat und Hagen, die mit den Speeren nach einander stachen, während Else und Dankwart ebenfalls grimmig gegen einander ritten. So kräftig rannte Gelfrat Hagen an, daß dieser hinterrücks vom Pferde fiel. Da lernte er auch einmal kennen, was Fallen heißt. Aber auch Gelfrat fiel aus dem Sattel und so lagen beide Helden im Sande. Zu Fuße liefen sie nun gegen einander und einen kräftigen Schlag führte Hagen gegen Gelfrat. Doch nicht minder kräftig schlug dieser und von seinem Schlage ging Hagens Schild in Stücken. Da kam Hagen in große Noth und seinen Bruder Dankwart rief er an: „Hilf mir, lieber Bruder! Hier besteht mich ein fürchterlicher Held, vor dem ich mich nicht retten kann." — „Das will ich bald wenden!" sprach da Dankwart und schnell heranspringend führte er mit seinem scharfen Schwerte einen Schlag nach Gelfrat, von dem dieser für immer stumm gemacht ward. Alsbald sprang Else herbei, seinen Bruder zu rächen; wie tapfer er aber auch

kämpfte, so mußte er, schwerverwundet, doch ebenso wie seine Mannen, deren unterdessen achtzig von den Burgunderhelden erschlagen worden waren, mit Schaden abziehen.

Nicht zufrieden mit dem erstrittenen Siege, jagte Hagen und seine Mannen den fliehenden Baiernhelden nach und noch mancher Held mußte auf der Flucht des Todes Beute werden.

Weiter ging alsdann der Zug und niemand merkte während der Nacht, daß die Helden, die die Nachhut bildeten, blutigen Kampf gestritten hatten. Erst als die Sonne über die Berge kam, sah der König Gunther die blutigen Kleider und Schwerter. Da sprach er: „Was ist das, Freund Hagen? Verschmähtest du es, daß ich dir Hilfe brächte, als dir der Ringpanzer im Kampfe blutig ward? Wer hat denn das gethan?“ Hagen antwortete: „Das hat Else gethan, der uns in dieser Nacht angriff, weil wir seinen Fährmann getödtet haben. Seinen Bruder Gelfrat hat Dankwart erschlagen, er selbst aber ist entflohen. Hundert Baiernhelden liegen todt auf dem Felde, während wir von den unsern nur vier zu beklagen haben.“

Ohne weiter in ihrem Wege aufgehalten zu werden, zogen die Burgunden weiter, bis sie gen Passau kamen, wo sie von dem Bischofe Pilgrim mit Freuden empfangen wurden. Einen Tag und eine Nacht blieben sie hier, dann ritten sie weiter nach dem Lande Rüdigers.

Als sie an die Grenze dieses Landes kamen, fanden sie dort einen Ritter, der hieß Eckewart und wartete der Grenze.

Zu ihm sprach König Gunther: „Wollt ihr mein Bote sein zu Markgraf Rüdiger und ihn fragen, ob er uns herbergen will, so will ich es euch vergelten, so gut ich nur kann.“ „Gern bin ich der Bote!“ sprach da Eckewart und sofort machte er sich auf den Weg, Rüdigern zu sagen, was er vernommen hatte. Der hatte seit langer Zeit so liebe Botschaft nicht gehört und sprach: „Wohl mir, daß diese Gäste einmal zu mir kommen, denen ich noch so wenig Freundschaft habe erweisen können. Nun sollen ihnen entgegen reiten alle meine Mannen und Freunde.“ Da eilten zu den Rossen Ritter und Knechte.

XXVII. Darauf ging der Markgraf zu seinem Weibe und zu seiner Tochter, ihnen die frohe Nachricht auch zu verkündigen. „Ihr Lieben,“ sprach er, „nun grüßet freundlich die edeln Könige, die uns zu besuchen kommen, und empfanget sie mit einem Kusse. Auch drei andere Helden, die bei ihnen sind, sind so ehrenwerth, daß ihr sie küssen müßt, nämlich Hagen, Dankwart und Volker.“ Die Frauen versprachen zu thun, was ihnen der Markgraf gebot. Dann gingen sie hin und suchten aus den Kisten herrliche Kleider hervor, in denen sie den Gästen entgegen gehen wollten.

Während die Frauen daheim sich sorglich schmückten, war der Markgraf mit seinen Mannen den burgundischen Helden entgegen geritten. Als er zu ihnen kam, grüßte er sie mit fröhlichem Muthe und geleitete sie zu seiner Burg.

Als sie zu der Burg kamen, sahen sie vor derselben die edle Markgräfin nebst ihrer schönen Tochter zum Empfange der Gäste bereit stehen. Auch viele holde Frauen und Jungfrauen standen dabei, wohlgeziert mit kostbaren Kleidern und strahlend im Schmucke edler Steine. Da gab es ein freundlich Grüßen zwischen den Helden und den edlen Frauen. Rüdigers Tochter aber küßte, wie ihre Mutter, die drei Könige. Als sie auch an Hagen kam, ihn zu küssen, wie es ihr Vater gerathen hatte, erschrak sie vor dessen strengem Gesichte; lieber hätte sie das Küssen unterlassen, und als sie es dennoch that, ward sie bald bleich, bald roth. Als auch Dankwart und Volker von ihr geküßt waren, ergriff sie den jungen Giselher bei der Hand, ihn nach der Burg zu führen; so that auch ihre Mutter mit dem Könige Gunther, während Rüdiger Gernoten führte. In einem großen Saale ward darauf den Gästen goldener Wein geschenkt und alle Ehren, die man nur erdenken konnte, wurden ihnen erwiesen. Das gefiel den Helden wohl. Mehr aber als alles andern, freuten sie sich der holden Tochter Rüdigers und keiner war unter ihnen, der nicht am liebsten seine Augen auf sie gerichtet hätte.

Nun sollte es zu Tische gehen. Da schieden sich die Männer und Frauen; nur die Markgräfin nahm ihren hohen Gästen zu Ehren mit an dem Tische der Helden Platz. Daß auch Rüdigers Tochter, die liebliche, mit ihren Jungfrauen in einem andern Gemache speisen mußte, war allen Gästen unlieb. Kaum war aber das Essen vorbei, als auch die Frauen alsbald wieder in den Saal geholt wurden. Da gab es Scherz und Kurzweil genug, und besonders Volker, der treffliche Spielmann, wußte manch herrliches Lied zu singen und manch artiges Wort zu sagen. So sprach er auch zu dem Markgrafen: „Euch hat Gott lieb; denn er hat euch ein wonnigliches Leben gegeben, dazu ein herrliches Weib und eine wunderbar liebe Tochter. Wahrlich, wenn ich ein König wäre, so sollte keine andere mit mir die Krone theilen, als eure schöne Tochter. Die müßte mein Weib werden, denn sie ist gar zu lieb.“ Darauf erwiederte Rüdiger: „Wie sollte das zugehen, daß ein König meine Tochter zum Weibe begehrte? Dazu bin ich lange nicht reich genug, und die Schönheit meiner Tochter würde allein keinen König zu solchem Wunsche treiben.“ Da sprach aber Gernot: „Sollte ich mir noch ein Weib wählen ganz nach meinem Wunsche, so wollte ich um keine andere werben, als um eure Tochter.“ Und Hagen sprach: „Nun braucht doch mein Herr, der junge Giselher,

ein Weib. Sollte er nicht die junge Markgräfin wählen? Die ist von so edler Verwandtschaft, daß sie es wohl verdient, Königin in Burgund zu werden. Ich und meine Mannen, wir werden ihr gern als unserer Königin dienen."

Als der Markgraf und sein Weib Gotelind diese Rede hörten, freuten sie sich derselben, denn sie hätten wohl gern den edeln Giselher als den Gatten ihrer Tochter gesehen. Auch die burgundischen Helden, und vor allem die beiden jungen Leute selbst, Giselher und Rüdigers Tochter, waren mit Hagens Vorschlage sehr einverstanden und so ward denn alsbald eine Verlobung gefeiert. Gunther und Gernot versprachen mit der Hand, ihrer jungen Schwägerin Land und Burgen zur Morgengabe zu schenken, der Markgraf Rüdiger aber sprach: „Land und Burgen habe ich nicht, sie meiner Tochter als Mitgift zu gewähren. Silber und Gold aber will ich ihr mitgeben, so viel zweihundert Rosse desselben zu tragen im Stande sind." Hierauf ließ man die beiden Verlobten in einen Kreis treten, wie es bei Verlobungen Sitte war, und beide wurden gefragt, ob sie einander als Mann und Weib von Herzen lieben wollten. Zwar war die Jungfrau dazu nicht weniger bereit, als der Jüngling, doch färbte die Röthe züchtiger Scham ihre Wangen, als sie das „Ja" aussprach. Endlich sprach der Markgraf zu den Königen: „Wenn ihr wieder heim reitet nach Burgundenland, dann mögt ihr die Jungfrau mitnehmen; bis dahin soll sie noch in meinem Hause bleiben."

Unterdessen war es Abend geworden und die Lust des Tages mußte ein Ende nehmen. Die Jungfrauen mußten wieder hingehen in ihre Gemächer und auch die Helden legten sich, nachdem sie die Abendmahlzeit noch genossen, zur Ruhe nieder. Am andern Morgen wollten die Gäste aufbrechen und weiter ziehen, Rüdiger aber nöthigte sie zu bleiben. Wie sehr sich da auch die Gäste wehrten, konnten sie doch Rüdigers Bitten nicht widerstehen und blieben bis zum vierten Morgen.

Als sie dann endlich von dannen zogen, bewies der Markgraf noch seine Freigebigkeit, um die er in allen Landen berühmt war. Manches edle Roß schenkte er den burgundischen Rittern, denen ihre Rosse auf der weiten Reise umgekommen waren und manche andere Gabe reichte er den Helden, bevor sie seinen Saal verließen. Ein herrliches Streitgewand gab er dem Könige Gunther, der es dankend und sich verneigend empfing; Gernot aber empfing ein gutes Schwert. Auch Gotelinde wollte sich nicht weniger freigebig erweisen und bot Hagen in freundlicher Weise große Gabe an. Dieser wollte sie jedoch nicht nehmen und sprach: „Von allem, was ich hier gesehen habe, begehre ich nichts, als jenen Schild, der dort an der Wand hängt; den aber möchte ich gern mit in der Hunnen

Land nehmen." Als Gotelind diese Worte hörte, ward ihr das Herz schwer, denn weinend mußte sie ihres lieben Sohnes Nudung gedenken, dem dieser Schild früher gehört hatte, und der von dem Helden Wittich erschlagen worden war. Sie sprach aber zu Hagen: „Gern gebe ich euch den Schild. Wollte Gott, der lebte noch, der ihn früher an seiner Hand trug!" Damit gab sie ihm den Schild. Auch Dankwart empfing Geschenke und zwar herrliche Kleider, die ihm Rüdigers Tochter gab. Volker aber, der Spielmann, empfing von Gotelind, als er von ihr Abschied nahm und ihr auf ihren Wunsch noch einmal seine süßen Lieder spielte und sang, zwölf goldene Armringe, daß er sie der Markgräfin zu Ehren im Hunnenlande trage. Das kostbarste Geschenk jedoch war dem jungen Giselher geworden, dem Rüdigers Tochter zur holden Braut gegeben war.

Bei der Abreise sprach der Markgraf: „Ich will euch begleiten, daß ihr um so sicherer fahret und daß niemand euch auf der Straße schädigen möge." Darauf nahm er fünfhundert seiner Mannen zu sich und mit ihnen und den burgundischen Helden zog er zu König Etzels Feste. Der Markgraf küßte zum Abschiede noch sein Weib und Kind und auch Giselher nahm mit einem Kusse Abschied von seiner Braut.

An der Donau hinab ging die Fahrt. Als man nahe zum Hunnenlande kam, ward ein Bote abgeschickt, die Ankunft der Wormser Helden dem Könige Etzel zu verkündigen.

Als der die Botschaft hörte, sprach er zu Kriemhild: „Herrin, nun empfange deine Brüder mit großen Ehren, wie sie es verdienen." Da trat Kriemhild ans Fenster und als sie ihre Brüder und mit ihnen manchen Mann vom Rheine her kommen sah, als sie die burgundischen Wappenschilde wieder erblickte, ward sie froh; denn herzlich freute sie sich ihrer Brüder. Sie gedachte aber auch ihres Leides und dessen, der es ihr angethan hatte und heimlich sprach sie: „Nun soll meine Rache endlich erfüllt werden. Wer mir zu diesem Feste mein Leid rächen hilft, dem will ich es wohl lohnen."

XXVIII. Als Meister Hildebrand von Bern von der Ankunft der Burgunden erfuhr, ging er zu seinem Herren, dem kühnen Dietrich, und hieß ihn die Helden wohl empfangen. Sogleich ließ der kühne Wolfhart, einer von Dietrichs Helden, die Rosse vorführen und mit vielen guten Rittern ritt Dietrich den Ankommenden entgegen. Als Hagen ihn von ferne kommen sah, erkannte er ihn sofort, und zu seinen Herren sprach er: „Nun steiget aus den Sätteln und gehet denen entgegen, die ihr da her kommen seht. Es sind gar tapfere Recken, die sich uns nahen und der sie führt, das ist der kühne Dietrich von Bern." Die Burgunden thaten,

wie ihnen Hagen gerathen und auch Dietrichs Helden stiegen von den Rossen. Freundlich begrüßten sich die beiden Heere und Dietrich sprach: „Willkommen, ihr Herren! Gunther und Gernot, Giselher und Hagen, Volker und Dankwart und wie ihr alle heißt. Große Freude ist es mir, euch einmal zu sehen. Wisset ihr aber denn nicht, daß Kriemhild noch immer um Siegfried, den Helden von Niederland, weint?" Trotzig erwiederte Hagen: „Laßt sie nur weinen, so lange sie will. Sie wird mit ihren Thränen den Helden, der seit manchem Jahre schon begraben ist, nicht wieder aufwecken. Besser thäte sie, mit dem Könige von Hunnenland freundlich zu sein." Dietrich aber blieb bei seiner Warnung und sprach: „Sprechen wir nicht mehr von Siegfrieds Ermordung. Das aber bleibt sicher, daß noch mancher Schade geschehen kann, so lange die Königin Kriemhild lebt; und du Hagen, Trost der Burgunden, hast vor allem Ursache, dich vor ihr zu hüten."

Da fiel ihm der König Gunther ins Wort und sprach: „Wie hätte ich Ursache gehabt, mich zu hüten, da Etzel uns freundlich in sein Land laden ließ, und auch unsere Schwester Kriemhild uns holde Grüße entbot?" Hagen aber rieth: „Lasset uns hören, was Herr Dietrich uns zu sagen weiß. So werden wir genau von Kriemhilds Gesinnung unterrichtet und wir werden dann wissen, was wir zu thun haben." Der Rath gefiel allen und die Könige besprachen sich nun unter einander. „Was soll ich euch weiter sagen?" sprach Dietrich; „ich weiß auch nicht mehr, als daß Kriemhild noch jeden Tag um Siegfried klagt und weint." Volker der kühne meinte dazu: „Nun ist es doch zu spät, um umzukehren und unabwendbar ist, was man über uns beschlossen hat. So lasset uns denn ruhig in des Königs Burg einreiten; wir werden ja doch sehen, wie es uns ergehen wird."

Das thaten die Helden. Muthig ritten sie zur Burg, angestaunt und bewundert von den Hunnen. Besonders auf Hagen war die Aufmerksamkeit dieser gerichtet. Alle wollten den kühnen Mann schauen, der es gewagt hatte, Siegfried von Niederland, den stärksten aller Helden, zu ermorden, denn alle wußten durch Kriemhilds Klagen um diesen Mord. Da sahen sie denn den Helden, wie er hoch gewachsen war, mit breiter Brust und mit Haaren, in die schon graue sich eindrängten; stolz schritt er einher und sein Gesicht war schrecklich anzuschauen.

Herberge hieß man nun den Rittern bereiten; die Knechte aber wurden abgesondert untergebracht. Das hatte Kriemhild gerathen, um die Burgunden so von einander zu trennen und dadurch leichter überwinden zu können. Dem Marschall Dankwart aber ward die Sorge für das Gesinde aufgetragen.

Als Kriemhild den Burgunden entgegen ging, küßte sie nur

ihren lieben Bruder Giselher und nahm ihn bei der Hand. Kaum sah das Hagen, so zog er das Band seines Helmes fester an, um zu jedem Kampfe bereit zu sein und sprach: „Der Gruß gefällt mir nicht. Sie grüßt die Könige mit verschiedenem Gruße; daraus mögen wir abnehmen, wie sie uns gesinnt ist. Wir thun wohl gut, uns vorzusehen.“ Kriemhild aber wendete sich an ihn und sprach: „Seid ihr willkommen dem, der euch gern sieht. Ihr erwartet wohl nicht von mir, daß ich euch in Freundschaft grüßen sollte? Oder habt ihr mir etwa vom Rheine den Hort der Nibelungen mitgebracht?“ Trotzig entgegnete der Held: „Was kümmert mich euer Hort? Der liegt seit manchem Tage schon im Rheine und wird darin wohl liegen bleiben bis an den jüngsten Tag. Ich habe genug zu tragen an meinem Schild und Panzer, an meinem Helm und Schwert; was hätte ich mich da mit Schätzen noch beladen sollen?“ Als Hagen so seiner Waffen Erwähnung that, sprach die Königin: „Es ist nicht Sitte in unserem Saal, daß Helden Waffen tragen. Nun gebt mir, ihr Helden, eure Waffen, daß ich sie euch verwahren lasse.“ Hagen durchschaute ihre List wohl und antwortete: „Das würde mir übel ziemen, wenn eine Königin meinen Schild und das übrige Waffenzeug zur Herberge tragen wollte. Solche Sitte hat mich mein Vater nicht gelehrt. Nein, nein; ich will schon selbst der Hüter meiner Waffen sein.“

Die Königin sah sich überlistet und ohne Antwort ging sie davon. Dietrich aber und Hagen faßten sich bei den Händen und besprachen, was kommen könnte. Dietrich fuhr fort zu warnen, Hagen aber war frohen-Muthes und sprach: „Es komme, was da will; wir sind bereit.“

XXIX. Hagen und Dietrich schieden von einander. Da schaute Hagen sich nach einem Kampfgenossen um, der in Treue zu ihm stünde in jeder Noth. Bald hatte er einen solchen gefunden; Volkern sah er stehen, den kühnen Fiedelspieler, und zu ihm gesellte er sich. Ueber den Hof hin, auf dem noch immer die burgundischen Helden standen und warteten, bis sie von Etzel empfangen würden, gingen die beiden bis zu einer Bank, auf der sie sich niederließen. Mancher der Hunnenmänner blieb da im Vorübergehen stehen und blickte staunend die beiden gewaltigen Recken an.

Auch Kriemhild sah von ihrem Fenster aus die Helden sitzen. Da trübten sich ihr die Augen und Thränen flossen ihr aufs neue über die Wangen, denn sie gedachte wieder des Leides, das ihr Hagen gethan. Als die Hunnen das sahen, fragten sie die Königin um die Ursache ihres Kummers und sprachen: „Wer euch beleidigt hat, den wollen wir dem Tode überliefern, wenn ihr es uns befehlt.“ Das hörte die Königin gern und sie sprach: „Dem wollte

ich immer dankbar sein, der mein Leid rächte; was er verlangte, das wollte ich ihm geben. Rächet mich an Hagen, der dort sitzt!" Da rüsteten sich sechzig kühne Helden, um nach Kriemhilds Willen hinzugehen und nicht nur Hagen, sondern auch den kühnen Spielmann, der neben ihm saß, zu erschlagen. Die Königin kannte aber Hagens und Volkers Stärke wohl und als sie die kleine Schar der zum Kampfe bereiten Hunnen sah, sprach sie: „Das denket nicht, daß ihr in so geringer Zahl jene beiden Helden bestehen könnt, denn Hagen ist gar ein gewaltiger Held und Volker, der neben ihm sitzt, ist fast noch stärker als er." Nach dieser Rede scharten sich noch mehr Hunnenrecken um die sechzig, so daß ihrer vierhundert wurden. Zu diesen sprach Kriemhild: „Nun wartet, bis ich mir die Krone aufs Haupt gesetzt habe; dann mögt ihr mit mir zu den beiden Helden gehen. Dort sollt ihr aus Hagens eigenem Munde vernehmen, was er mir zu Leide gethan hat, denn ich weiß, daß er in seiner Vermessenheit kein Hehl daraus machen wird. Darum ist mir auch gleichgiltig, was ihm dafür geschieht."

Als Volker die Königin mit den hunnischen Helden die Stiege herabkommen sah, sprach er zu seinem Heergesellen: „Nun schauet, Freund Hagen, wie dort die Königin daher kommt, die uns so treulos in ihr Land geladen hat. Und was sollen denn die Helden, die sie bei sich hat? Ich habe doch noch nie eine Königin mit einer so großen Schar wohlgerüsteter Helden ausgehen sehen. Darum thue ich wohl nicht unrecht, wenn ich euch, gegen den sie Haß im Herzen trägt, rathe, auf eurer Hut zu sein. Es sind starke, wohlgebaute Helden, die mit ihr kommen, in strahlenden Panzern und mit scharfen Schwertern in den Händen." Im Innersten grimmig antwortete Hagen: „Ich weiß es wohl, daß meinetwegen jene Recken blanke Schwerter in den Händen tragen. Wenn ich es aber mit sonst keinen, als mit diesen zu thun habe, so gedenke ich wohl gesund wieder nach Burgundenland zurückkehren zu können. Saget mir aber, Freund Volker, ob ihr mir getreulich beistehen wollt, wenn ich von diesen Recken Kriemhilds angefallen werde?" — „Sicherlich will ich euch helfen," erwiederte der Spielmann; und erfreut über solche Treue sprach Hagen: „Das lohne euch Gott, edler Volker!"

Kriemhild war unterdessen nahe heran gekommen. Da sprach Volker: „Laß uns von unserem Sitze aufstehen. Sie ist doch eine Königin und wenn wir ihr die Ehre erweisen, wie es eines edeln Ritters Pflicht ist, so haben auch wir Ehre davon." Hagen aber antwortete: „Nein, Freund Volker, das wollen wir unterlassen. Die Recken möchten denken, ich thäte es aus Furcht. Und soll ich einem Ehre erweisen, der Haß gegen mich im Herzen trägt?"

Nicht zufrieden, daß er in dieser Weise die Sitte verletzen wollte, fügte Hagen in seinem Uebermuthe noch einen grausamen

Hohn gegen Kriemhild hinzu. Ueber seine Knie legte er das Schwert, das er trug, eine glänzende Waffe, aus deren Knaufe mit hellem Glanze ein prächtiger Edelstein leuchtete. Von Gold war die Scheide und aus Gold waren auch die Borten an demselben gewirkt. Kriemhild kannte das Schwert nur zu wohl, das Schwert, das Siegfried einst getragen hatte, und als sie es sah, flossen ihr wieder helle Thränen über die Wange. Sie trat aber an die Helden, die unbeweglich sitzen blieben, heran und sprach: „Nun sagt mir, Hagen, wer hat nach euch gesandt, daß ihr in dieses Land zu reiten wagt? Habt ihr vergessen das Leid, das ihr mir angethan habt?" Hagen sprach darauf: „Nach mir hat niemand gesandt. Aber drei Helden hat man hierher geladen, die sind meine Könige und Herren und die habe ich bis jetzt noch auf jeder ihrer Reisen begleitet." Da fragte Kriemhild weiter: „Nun saget mir, warum erschlugt ihr Siegfried, meinen lieben Mann, um den ich bis an meinen Tod trauern muß?" Trotzig fiel ihr Hagen in das Wort: „Wozu noch weiter das Gerede? Nun ja, ich bin der Hagen, der Siegfried erschlug, weil sein Weib Kriemhild die edle Königin Brunhild schalt. Wer das nun an mir rächen will, der komme heran; er findet mich bereit."

Nach dieser Rede Hagens sprach Kriemhild zu den Recken, die sie begleiteten: „Da hört ihr, ihr Recken, wie er es eingesteht, daß er die Ursache all meines Leides ist." Während sie aber hoffte, ihre Begleiter würden nun den übermüthigen Hagen angreifen, sahen sich diese unter einander an und zögerten mit dem Angriffe, furchtsam die gewaltigen Helden, die vor ihnen saßen, betrachtend. Endlich gingen sie, ohne die Helden anzugreifen, zu Kriemhilds großem Herzeleid wieder davon.

Darauf sprach Volker zu Hagen: „Wir haben nun wohl gesehen, daß man uns nicht belog, als man uns sagte, daß wir hier Feinde finden würden. Laßt uns zu den Königen an den Hof gehen, damit wir bei ihnen sind, wenn auch ihnen Gefahr sich nahen sollte." Hagen ging mit. Da fanden sie die Könige noch immer des Empfanges harrend auf dem Hofe. Volker aber rief ihnen zu: „Wie lange wollt ihr noch hier stehen? Gehet zum Palaste des Königs, damit ihr erfahrt, wie dieser gegen uns gesinnt ist." Da gesellten sich die Helden. Dietrich von Bern nahm den König Gunther an die Hand, Irnfried, der Landgraf von Thüringen, führte Gernot, Rüdiger aber den jungen Giselher. Ebenso gesellten sich die übrigen Helden; so Dankwart und Wolfhart, ein Recke Dietrichs. Nur Hagen und Volker mochten sich nimmer von einander scheiden und gingen, ohne sich mit je einem Helden Etzels gesellt zu haben, nach Etzels Burg.

Als Gunther in den Palast des Königs ging, stand Etzel von

seinem Sitze auf, ihm entgegen zu gehen. Freundlich grüßend hieß er ihn und alle seine Helden willkommen: „Seid mir willkommen, Herr Gunther nebst euern Brüdern Gernot und Giselher. Auch euch, ihr edeln Recken, Volker und Hagen, samt eurem ganzen Heergesinde, heiße ich in meinem und in der Königin Kriemhild Namen willkommen." In höflicher Weise erwiederte Hagen: „Hättet ihr, edler König, nicht nach meinen Herren gesandt, ich wäre euch zu Ehren allein in euer Land geritten." Nun nahm der König seine Gäste bei der Hand und führte sie hin zu seinem Sitze. Dann ward in goldenen Schalen Wein, Meth und Moraß herumgereicht, den Gästen zur Erquickung.

Selten noch waren Gäste in Etzels Burg mit so großen Ehren empfangen worden, als die waren, die man den Burgunden erwies. Und als es bald nach dem Empfange zu Tische ging, wurden köstliche Speisen und Getränke in Menge aufgetragen und was die Burgunden nur wünschen mochten, das wurde ihnen alles gern gewährt.

Es war aber am Abend vor der Sonnenwende, als die Burgunden an Etzels Hofe angekommen waren.

XXX. Der Tag ging zu Ende und die reisemüden Helden sehnten sich nach Ruhe. Darum sprach Gunther zu dem königlichen Wirthe: „Behüte euch Gott! Wir wollen jetzt schlafen gehen." Da entließ Etzel seine Gäste freundlich, und diese wurden in einen weiten Saal geführt; in dem standen viele prächtige Betten. Die Decken aber, mit denen sich die Helden decken sollten, waren von Hermelin und von schwarzem Zobelpelz und alles war mit köstlichen Borten eingefaßt. Noch nie war einem Könige mit seinem Gesinde herrlicheres Lager bereitet worden.

Wie einladend und schön aber auch alles war, der junge Giselher brach doch in Klagen aus und sprach: „Wehe uns dieser Nachtruhe! Ich fürchte, daß große Gefahr uns droht und daß von unserer Schwester, wie freundlich sie uns auch empfangen hat, unser Tod beschlossen ist." Hagen aber erwiederte: „Nun laßt eure Sorgen! Ich will heute Nacht selbst Schildwache sein und gedenke euch wohl zu behüten, bis der Tag kommt." Das hörten die Helden gern und dankend verneigten sie sich vor ihm. Dann gingen sie zu den Betten, Hagen aber begann, sich zu waffnen.

Da sprach Volker zu ihm: „Verschmähet ihr es nicht, Hagen, so will ich in dieser Nacht mit euch wachen." — „Das lohn euch Gott!" antwortete Hagen, „mit Freuden nehme ich eure Gesellschaft an, denn keine könnte mir lieber sein, als die eure." Alsbald kleideten sich die beiden Helden in ihre Panzer, nahmen den Schild zur Hand und gingen hinaus vor die Thüre des Hauses,

ihre Herren und die mit ihnen schliefen zu bewachen. Volker aber legte seinen Schild noch einmal weg und ging, seine Fiedel zu holen. Dann setzte er sich auf einen Stein unter der Thüre des Hauses und begann zu spielen. Laut ertönten die Saiten und die Helden im Saale dankten Volkern für sein Spiel. Immer wilder und stärker ward sein Spiel, dann wieder ward es sanft und lieblich, daß die Helden dabei einschliefen.

Als die Helden alle entschlafen waren, nahm Volker seinen Schild zur Hand und ging vor die Thüre hinaus, mit Hagen zu wachen. Da mochte es um die Mitte der Nacht sein, als er durch die Finsterniß den hellen Glanz eines Helmes leuchten sah. Der gehörte einem Manne Kriemhilds, denn diese hatte etliche ihrer Treuen beredet, Hagen im Schlafe zu überfallen und zu tödten. Ausdrücklich aber hatte sie dieselben auch ermahnt, daß keinem andern der burgundischen Helden ein Leid gethan würde. Als Volker die Mannen Kriemhilds bemerkte, sprach er: „Freund Hagen, ich sehe gewaffnete Leute vor dem Hause stehen und wir dürfen wohl glauben, daß sie nicht in freundlicher Absicht hierher gekommen sind.“ Hagen erwiederte: „Schweigt nur und laßt sie erst näher heran. Dann wollen wir ihnen mit unseren Schwertern die Helme schon etwas verrücken und übel zugerichtet wollen wir sie wieder zu Kriemhild heimschicken.“

Unterdessen hatte auch einer von den Hunnen bemerkt, daß die Thüre des Schlafgemaches bewacht war. Da sprach er: „Nun wird wohl nicht geschehen, was wir im Sinne haben, denn ich sehe den Fiedelspieler vor der Thüre Wache stehn und bei ihm steht auch der grimmige Hagen. Wo solche Helden Wache halten, da sind die Schläfer wohl behütet.“ Auch die übrigen Hunnen hatten nicht Lust, sich mit den Wache haltenden Helden in einen Kampf einzulassen und so kehrten sie alle wieder um. Als Volker das sah, sprach er zu seinem Gesellen: „Laßt mich hingehen zu den Recken und sie fragen, was sie gewollt haben.“ Hagen aber widerredete ihm das und sprach: „Wenn ihr mich lieb habt, so geht nicht von dem Hause weg. Die Recken könnten euch mit ihren Schwertern leicht in Noth bringen, so daß ich euch zu Hilfe kommen müßte. Wer sollte aber dann hier an der Thüre wachen?“ Darauf erwiederte Volker: „So will ich sie wenigstens wissen lassen, daß wir sie gesehen haben. Dann können sie es nicht leugnen, wenn wir ihnen morgen vorwerfen, daß sie Verrath an uns üben wollten.“ Und gegen die Hunnen gerichtet, rief er, so laut er konnte: „Wie kommt es denn, daß ihr gewaffnet hier bei Nacht herumschleicht, ihr tapfern Helden Kriemhilds? Geht ihr etwa auf Raub aus?“

Kein Wort erwiederten die Hunnen auf diese höhnende Rede. Darum rief ihnen Volker zornig nach: „Pfui, ihr elenden Feig-

linge! Ihr seid herangeschlichen, um schlafende Helden zu ermorden." Die Hunnen aber kehrten zu Kriemhild zurück, die von ihrem Berichte wenig erfreut war.

XXXI. „Mir wird so kühl im Panzer," sprach Volker, „ich glaube, die Nacht kann nicht lange mehr währen." Da weckten die beiden Wächter die Helden, die in dem Saale schliefen, mit der Frage, ob sie wohl gedächten, nach dem Münster zur Messe zu gehen; denn schon hörte man die Glocken, die nach christlicher Sitte beim Morgengrauen zum Gebete luden.

Als die burgundischen Helden aufgestanden waren, kleideten sie sich in die prächtigsten Gewänder; Hagen aber sprach zu ihnen: „Ihr solltet, theure Helden, hier wohl andere Kleider tragen. Euch ist doch genugsam bekannt, wie man hier gegen euch gesinnt ist. Traget daher statt der Rosen lieber Schwerter in den Händen und auf den Häuptern statt edelsteingezierter Hüte lieber die glänzenden Helme."

Die Helden folgten Hagens Rathe, legten ihre Rüstung an und gingen zu dem Münster.

Nach dem Gottesdienste begannen die Ritterspiele, denen Etzel und Kriemhild von den Fenstern des Saales aus zusahen. Die Thüringer und die Dänen, die an Etzels Hofe waren, waren die ersten, die sich mit den Burgunden maßen; ja der Landgraf Irnfried von Thüringen und der Dänenfürst Hawart kämpften selbst mit und mancher Schild ward da von Speeren durchbohrt. Endlich kam auch Blödel, Etzels Bruder, mit dreitausend Hünnen zu den Kampfspielen herbei. Da ward das Getöse noch lauter und haushoch flogen die Speere in die Luft. Als Kriemhild das sah, wünschte sie heimlich bei sich, daß doch einem unter den Kämpfenden ein Leid gethan werden möchte, damit es zum Ernste käme. Denn dann hoffte sie auch von den Hunnen an ihrem Feinde Hagen gerächt zu werden.

Auch der kühne Volker hatte gemeint, die Hunnen würden diese Kampfspiele zur Veranlassung zu einem ernsten Kampfe machen. Als er lange vergeblich darauf gewartet hatte, sprach er: „Die Hunnen sind zu verzagt; sie wagen es nicht, uns anzugreifen. Ich weiß doch, daß sie uns hassen und wundere mich, daß sie diese günstigste Gelegenheit zum Beginn der Feindseligkeiten nicht benutzen. Wir wollen daher jetzt die Rosse wieder in den Stall führen und uns selbst ausruhen, damit wir gegen den Abend die Spiele noch einmal beginnen können."

Während er noch sprach, ritt ein Hunne auf den Kampfplatz, der war so zierlich gekleidet, als ob er sich nur für die Frauen gekleidet hätte, die von den Fenstern und Zinnen des Hauses aus

zuschauten. Volker sah ihn und sprach: „Jener Frauenliebling muß noch einen Stoß haben und zwar einen Stoß, der ihm ans Leben geht. Davon soll mich niemand abhalten, und nach dem Zorne der Königin Kriemhild frage ich am allerwenigsten.“ Als der König Gunther das hörte, sprach er: „Unterlaßt das; ich bitte euch um meiner Liebe willen! Man würde uns mit Recht Vorwürfe machen, wenn wir den Streit beginnen wollten. Laßt nur die Hunnen anfangen; ich denke, wir werden es zeitig genug erleben.“ Volker aber hörte nicht auf des Königs Worte; trotzig ritt er wieder in den Streit und gegen den gezierten Hunnen anrennend, stach er ihm den Speer durch den Leib.

Als das die Frauen sahen, begannen sie alsbald zu weinen, Hagen aber eilte mit seinen sechszig Recken zu dem kühnen Spielmann, in jeder Gefahr treu bei ihm zu stehen. Auch die drei Könige wollten ihren treuen Spielmann nicht ohne ihren Schutz lassen und eilten mit ihren tausend Helden herbei. Die Verwandten des Erschlagenen erhoben große Klage und riefen zur Rache an dem kühnen Volker auf. Da griffen die Hunnen zu Schwert und Schild, den Spielmann zu erschlagen. Als aber Etzel vom Fenster aus das sah, eilte er in den Hof, den Streit zu schlichten. Einem Verwandten des Erschlagenen entriß er mit großer Gewalt das Schwert und die Hunnen im Zorne zurücktreibend, sprach er: „Wie schickte es sich, wenn all die Freundlichkeit, die ich den Burgunden erwiesen, durch euer Thun vernichtet werden sollte? Ich habe wohl gesehen, daß Volker den Hunnen nicht mit Absicht, sondern nur in Folge eines Strauchelns erstach; darum sollt ihr meine Freunde in Frieden lassen.“

So ward der Streit geschlichtet. Die Rosse wurden in die Ställe geführt und Etzel ging mit seinen Gästen zu dem Saale, wo nun das Mahl aufgetragen ward. Ihnen nach gingen die Hunnen, noch immer die Schwerter in den Händen und darauf denkend, wie sie ihren Freund rächen wollten. Etzel merkte ihre Absicht wohl und sprach zu ihnen: „Es ist nicht der Sitte gemäß, daß ihr in Waffen zu Tische geht. Das aber will ich euch Hunnen sagen, daß es dem das Leben kostet, der meinen Gästen auch nur das geringste Leid zufügt.“

Lange dauerte es noch, bevor man sich zu Tische niedersetzte. Das kam von Kriemhilds Zögern, die so lange nicht im Saale erschien, weil sie noch mit etlichen Helden sich besprach. Zuerst wendete sie sich an Herrn Dietrich von Bern, daß er ihr rathen und helfen möchte. Für ihn antwortete alsbald Meister Hildebrand: „Wer die Nibelungen erschlagen will, der mag's nur ohne uns thun.“ Die Königin erwiederte darauf: „Ich rede ja nur von Hagen, der mir meinen lieben Siegfried erschlug. Die andern

Helden will auch ich unversehrt wissen und wenn ihnen etwas geschähe, so würde es mir sehr leid sein.“ Hildebrand sprach wieder: „Ihr müßt wohl selber einsehen, daß es nicht leicht möglich sein würde, Hagen allein zu erschlagen. Seine Freunde würden für ihn einstehen und gar leicht möchte daraus ein Kampf erwachsen, in dem viele Helden ihr Leben verlieren müßten.“ Nun antwortete auch Dietrich: „Verschont mich, mächtige Königin, mit solcher Bitte. Eure Freunde haben mir kein Leid gethan, daß ich sie darum bekämpfen müßte. Und auch euch ehrt solche Bitte wenig, denn ihr verrathet damit das Leben der Freunde, die arglos eurer Einladung gefolgt sind.“

Da Kriemhild sah, daß der Held von Bern sich nicht zu einer Untreue bereden ließ, wendete sie sich an Blödel, den Bruder Etzels, und versprach ihm das weite Land, das Nudung früher besessen, wenn er Siegfrieds Ermordung an Hagen rächen wollte. Blödel antwortete ihr: „Ich darf es vor dem Könige, meinem Bruder, nicht wagen; denn er ist euern Freunden hold gesinnt und würde mir nicht verzeihen, wenn ich ihnen etwas zu Leide thäte.“ Kriemhild ließ aber nicht nach zu bitten und sprach: „Silber und Gold wollt ich reichlich dir zum Lohne geben und zu dem Lande Nudungs wollte ich dir auch noch ein schönes Weib verschaffen, mit der du in großen Freuden leben könntest.“ Als Blödel das hörte, reizte ihn die Schönheit der Witwe Nudungs, daß er auf Kriemhilds Pläne einging. Sofort rief nun Blödel seine Helden zum Kampfe auf und sprach: „Waffnet euch alle und laßt uns zur Herberge unserer Feinde gehen, daß wir den Kampf beginnen, den mir die Königin Kriemhild nicht erlassen will.“ Die Königin aber ging mit Etzel zu dem Saale, wo die Gäste, die sie jetzt so schmählich verrathen hatte, schon lange ihrer warteten.

Als man bei Tische saß, ließ Kriemhild ihren und Etzels Sohn, den jungen König Ortlieb, durch vier ihrer Helden herbeiholen. Der König Etzel aber sprach zu seinen Gästen: „Sehet, meine Freunde, das ist mein einziger Sohn. Artet er nach seinen Verwandten, so wird er wohl ein kühner Mann. Darum bitte ich euch, liebe Freunde, daß ihr den Knaben mitnehmt, wenn ihr wieder nach dem Rheine ziehet. Erziehet ihn dort, bis er zum Manne geworden ist.“ Da brach Hagen in ungezähmtem Hasse gegen Ortliebs Mutter in die Worte aus: „Der Knabe sieht mir so schwächlich aus, daß er wohl nicht mehr lange leben wird, und so wird man mich wohl nie zu Ortliebs Hofe gehen sehen.“ Bestürzt blickte der König Etzel den trotzigen Sprecher an und wiewohl er kein Wort darauf entgegnete, that ihm doch Hagens Rede in der Seele weh. Auch Etzels Helden waren über jene Worte erzürnt und nur ungern ließen sie die Rede an Hagen ungerächt.

XXXII. Unterdessen hatten Blödels Recken sich zum Kampfe gerüstet. Tausend Mann an der Zahl gingen sie, mit Harnischen angethan und geführt von Blödel, zu der Herberge, wo Dankwart mit dem Gesinde der burgundischen Könige ebenfalls zu Tische saß. Als Blödel zu den Tischen trat, empfing ihn der Marschall Dankwart mit freundlichem Gruße. „Begrüße mich nur nicht so freundlich," erwiederte Blödel darauf, „denn mein Kommen soll dein Tod sein. Daß Hagen, dein Bruder, den Helden Siegfried erschlagen hat, das sollst du jetzt entgelten." Dankwart sprach: „Nicht doch, Herr Blödel! Wie sollte Kriemhild jetzt darum meinen Tod wollen?" Darauf antwortete Blödel: „Ich weiß nichts weiter von dieser Sache, als daß Gunther und Hagen, deine Freunde, Siegfrieds Ermordung beschlossen und ausgeführt haben. Du nun mußt nebst dem Gesinde, das hier bei dir ist, dafür büßen. Darum wehrt euch nur, doch ist der Tod euch gewiß."

Als Dankwart so trotzige Rede hörte, sprang er vom Tische auf und sein langes scharfes Schwert ziehend, schlug er Herrn Blödel einen so schnellen Schlag, daß von diesem einzigen Streiche das Haupt ihm vor die Füße fiel.

Blödels Mannen sahen ihren Herrn erschlagen. Da griffen sie zu den Schwertern und dieselben hoch in der Luft schwingend drangen sie auf die Burgunden ein. Dankwart rief seinen Knappen zu: „Ihr seht wohl, Freunde, wie die Sache steht. Nun wehrt euch der Noth, die wir nicht zu erleben gedachten, als Kriemhild so freundlich uns hierher laden ließ. Sollen wir einmal sterben, so wollen wir wenigstens kämpfend sterben." Die von den Knappen der Burgunden nicht Schwerter bei sich hatten, die griffen nach Fußschemeln und Bänken und manche Beule ward damit den Hunnen geschlagen. So tapfer wehrten sich die Burgunden, daß die Hunnen aus dem Saale hinausgetrieben wurden, während fünfhundert oder mehr derselben schon im Saale erschlagen worden waren; die Burgunden aber waren von dieser Arbeit mit Blut und Schweiß beronnen.

Als die Recken Etzels erfuhren, daß Blödel erschlagen wäre, dazu auch fünfhundert seiner Mannen todt in dem Saale lägen, rüsteten sich zweitausend oder mehr, um vor den Saal zu ziehen und keinen von den Knechten der Burgunden am Leben zu lassen. Tapfer wehrten sich diese gegen die furchtbare Uebermacht der Hunnen; aber was konnte ihnen ihre große Kühnheit nützen? Wie viel der Hunnen sie auch erschlugen, so blieb doch auch von ihnen endlich keiner am Leben. Nur Dankwart stand unverletzt noch da, der einzige Uebriggebliebene, den Hunnen ein Schrecken. Die Wuth des Kampfes, das Getöse der Waffen hatte sich gelegt; da blickte Dankwart sich um und sich allein sehend sprach er: „O weh der

Freunde, die mir hier erschlagen liegen, während ich allein noch den Feinden gegenüber stehe.“ Schon stürmten etliche Hunnen wieder auf den Starken ein; da rückte er den Schild höher und mit dem Schwerte hieb er so heftig auf die Feinde los, daß ihnen bald das rothe Blut durch die Panzer floß. Dann rief er den Hunnen zu: „Nun weicht zurück und laßt mich an die Thüre, daß wenigstens ein frischer Luftzug mich kampfesmüden Mann einmal erquicke.“ Mit unwiderstehlicher Kraft stürmte er vorwärts und die Hunnen vor sich her treibend, war er endlich aus dem Saale.

XXXIII. Als Dankwart mit Blut überströmt und das Schwert hoch in der Hand haltend unter die Thüre des Saales trat, in dem gerade das Kind Ortlieb von einem Fürsten zum andern getragen wurde, rief er laut: „Ihr sitzet allzulange in Ruhe, Bruder Hagen. Euch und Gott im Himmel muß ich unsere Noth klagen. All unsere Ritter und Knechte liegen in der Herberge erschlagen.“ Da fragte Hagen: „Wer hat das gethan?“ Dankwart antwortete: „Das hat Blödel mit seinen Mannen gethan. Er hat es aber auch schon entgolten, denn mit dieser meiner Hand habe ich ihm sein Haupt abgeschlagen.“ — „Wenn er durch eines so guten Helden Hand erschlagen ist,“ sprach Hagen darauf, „so hat man ja nicht nöthig, ihn zu beklagen.“

Dann fuhr er fort: „Nun hüte du, mein Bruder, der Thüre, daß keiner der Hunnen, die in diesem Saale sind, hinaus kann. Ich will indes mit ihnen ein Wörtchen reden, wie sie es durch die Ermordung unserer Ritter und Knechte verdient haben.“ Dankwart erwiederte: „Bei so mächtigen Königen den Dienst des Kämmerers zu versehen, ist mir gewiß keine Schande. Ich will der Stiege wohl hüten.“ Solche Worte hörten Kriemhilds Recken, die im Saale waren, gar ungern, denn nichts Uebleres hätte ihnen geschehen können. Hagen aber sprach: „So wollen wir denn die Minne trinken und des Königs Wein opfern. Des Königs Sohn soll der erste sein.“ Kaum hatte er es gesagt, so blitzte das Schwert in seinen Händen, ein Schlag — und des jungen Ortlieb Haupt rollte, vom Rumpfe getrennt, der Königin Kriemhild in den Schoß. Dann stürmte er weiter auf Etzels Recken ein und schlug ihrer eine große Zahl.

Auch Volker, der kühne, sprang von dem Tische auf. Seinen scharfen Fiedelbogen riß er aus der Scheide und schlug damit schrecklich auf Etzels Recken los.

Selbst die drei Burgundenkönige sprangen auf; zunächst nicht, um auch mit dreinzuschlagen, sondern um den Streit zu schlichten und die beiden grimmigen Helden, Volker und Hagen, vom Kampfe abzuhalten. Als sie aber sahen, daß alles Zureden vergeblich war,

mischten sie sich selbst in den Kampf. Da ließ der König Gunther schauen, ein wie tapferer Held er war und sein Bruder, der starke Gernot, schlug mit dem Schwerte, das ihm Rüdiger geschenkt hatte, manchem Hunnenrecken todtbringende Wunden. Am kühnsten aber war der junge Giselher, der wahre Wunder der Tapferkeit verrichtete.

Durch das Getöse des Kampfes, der in dem Saale hauste — denn auch die Hunnen wehrten sich tapfer — waren die Helden, die draußen standen, aufmerksam geworden. Als sie aber ihren Freunden zu Hilfe kommen wollten, fanden sie durch Dankwart, der noch immer an der Thüre stand, gar einen übeln Empfang. Der wartete seines Pförtneramtes so treu, daß er weder einen Hunnen von draußen herein ließ, noch auch gestattete, daß sich ein Hunne aus dem Saale ins Freie flüchtete. Von beiden Seiten bedrängt kam er jedoch in große Noth. Kaum bemerkte das Hagen, als er Volker zurief: „Sehet ihr dort meinen Bruder, wie er von allen Seiten bedrängt wird? Gehet hin und bringet ihm Hilfe, damit wir nicht gar diesen tapfern Helden einbüßen." — „Das will ich gern thun!" sprach Volker und nun bahnte er sich mit starken Schlägen seines Fiedelbogens einen Weg durch die Hunnen, bis er die Thüre erreichte. Dort angekommen, sprach er zu Dankwart: „Wehrt ihr nun die da draußen ab; ich will hier innen bleiben, damit uns keiner aus dem Saale entwische." Dann rief er Hagen zu: „Der Saal ist wohl verschlossen, Freund Hagen! Zwei Helden stehen an der Thüre, deren Hände mehr werth sind, als tausend Riegel."

Als Hagen die Thüre so wohl verwahrt sah, deckte er sich den Rücken mit seinem Schilde, um nach vorn ungehindert dreinschlagen zu können und jetzt fing er eigentlich erst recht zu wüthen an. Dietrich von Bern sah das und sprang mit den Worten: „Das ist ein böser Trank, den Hagen hier uns einschenkt!" auf die Bank. Auch der König war sehr in Aengsten, als er so viele seiner Freunde vor seinen Augen erschlagen sah. Ja für sein eigenes Leben mußte er sogar besorgt zu werden anfangen und wenig half ihm jetzt, daß er ein so reicher und mächtiger König war. Kriemhild aber wendete sich in ihrer Angst an Dietrich und sprach: „Edler Held, nun hilf mir, daß ich mein Leben erhalte. Wenn mich Hagen erreicht, so ist mir der Tod gewiß."

Da begann Dietrich laut zu rufen, so kräftig, daß seine Stimme selbst das Getöse des wüthenden Kampfes übertönte. König Gunther hörte das Rufen und sprach: „Ich habe Dietrichs Stimme vernommen. Haltet ein mit dem Streite, ihr Helden von Burgundenland, laßt uns sehen, was Herr Dietrich will."

Nicht leicht ward es dem Könige, einen Augenblick der Waffen-

ruhe herbeizuführen; als es endlich doch gelungen war, fragte er den Berner: „Viel edler Dietrich! Ist euch von meinen Mannen etwas zu Leide gethan worden, so thut es mir sehr leid und zu jeder Sühne bin ich euch gern bereit.“ Dietrich antwortete: „Mir hat man nichts gethan; laßt ihr mich aber in Frieden aus dem Hause gehn, nebst meinem Gesinde, so will ich euch immer dafür dankbar sein.“ Als Dietrich so bat, sprach der trotzige Wolfhart, einer seiner Recken, zu ihm: „Sollt ihr die Burgunden bitten? Laßt uns doch die Thüre erstürmen; der Fiedelspieler wird uns nicht daran hindern, ins Freie zu kommen.“ Dietrich verwies ihm seine Rede und hieß ihn schweigen. Gunther aber antwortete dem König Dietrich: „Gern will ich euch erlauben, daß ihr hinausgeht und so viel Helden mit euch nehmt, als ihr wollt. Nur unsere Feinde sollt ihr hier lassen.“

Da ergriff Dietrich mit einem Arme die Königin Kriemhild, mit dem andern führte er Etzeln aus dem Saale und sechshundert seiner Helden folgten ihm nach.

Als das Rüdiger sah, sprach auch er: „Wollt ihr noch andere aus dem Hause lassen, die euch freundlich gesinnt sind und euch gerne dienen, so laßt auch mich mit meinen Recken in Frieden ziehen, damit der Freundschaftsbund, den wir geschlossen haben, für immer ungebrochen bleibe.“ Ihm antwortete der junge Giselher: „Friede und Freundschaft soll immer zwischen uns sein. Darum ziehet unbehelligt mit euern Mannen von dannen.“ Da verließ auch Rüdiger den Saal und mit ihm gingen fünfhundert seiner Recken.

Einer der Hunnen, als er sah, daß Etzel an Dietrichs Hand den Saal verließ, gedachte die Gelegenheit zu benutzen und unbemerkt auch mit aus dem Saale zu entfliehen. Volker aber war ein viel zu treuer Thürwächter. Kaum bemerkte er es, so zuckte sein Schwert und von einem Schlage lag des Hunnen-Haupt vor Etzels Füßen. Etzel aber brach, als er hinaus war, in Klagen aus. „Wehe mir dieser Gäste!“ sprach er, „alle meine Recken müssen vor ihnen todt liegen und kaum bin ich selbst ihren Schlägen entronnen. Und dieser Fiedelspieler ist fast der schlimmste unter ihnen; seine Lieder klingen übel und seine Töne tödten meine Helden.“

Als Dietrich und Rüdiger mit ihren Mannen nach ihren Herbergen gezogen waren, fest entschlossen, sich nicht in den Kampf zu mischen und ihren Helden jede Einmischung untersagend, begann der Kampf im Saale mit erneuter Wuth. Herrlich kämpften die Burgunden und so viele der Hunnen auch im Saale waren, blieb ihrer doch nicht einer am Leben. Damit hatte der Kampf von selbst sein Ende erreicht und die kühnen Recken legten die Schwerter aus den Händen.

XXXIV. Ermüdet von dem harten Kampfe setzten sich die Burgundenhelden nieder. Nur Volker und Hagen gingen hinaus vor den Saal und auf die Schilde gelehnt besprachen sie mancherlei mit einander. Giselher aber redete die Burgunden an: „Noch ist es nicht Zeit, liebe Freunde, hier der Ruhe zu pflegen. Traget erst die Todten aus dem Saale, damit sie uns nicht vor den Füßen liegen, wenn wir von neuem angegriffen werden. Und das wird gewiß geschehen. Wir werden heute noch manche Wunde schlagen müssen; ich aber freue mich schon darauf." Hagen freute sich dieser Rede des jungen Giselher und sprach: „Wohl mir, daß solch ein Held mein Herr ist! Nur ein Held konnte solch einen Rath ertheilen."

Die Burgunden folgten übrigens Giselhers Rathe und warfen siebentausend Todte und die Schwerverwundeten vor den Saal die Stiege hinab. Als das der Erschlagenen Freunde sahen, klagten und jammerten sie. Volker aber sprach: „Nun sehe ich, daß die recht hatten, die die Hunnen feig nannten. Wie Weiber klagen sie, während sie für die Schwerverwundeten sorgen sollten."

Dem Saale gegenüber stand der König Etzel mit mehr als tausend seiner Mannen. Da rief ihm Hagen höhnend zu: „Es ist wohl eine gute Sitte und gereicht einem Volke zum Troste, wenn sein König beim Kampfe in der vordersten Reihe steht. Das haben meine Herren hier gethan; die haben manchen Helm durchschlagen, daß das rothe Blut ihren Schwertern nachgeflossen ist." Diese Rede ergrimmte Etzeln und schon faßte er nach seinem Schilde, den kühnen Sprecher für solchen Hohn zu strafen. Kriemhild jedoch hielt ihn zurück und sprach: „Hütet euch, so kühn in den Streit zu gehen; denn wenn euch Hagen erreicht, so ist euch der Tod gewiß. Bietet lieber euren Helden Gold auf Schilden ungewogen dar, daß sie noch einmal in den Kampf gehen." Hagen aber fuhr fort zu höhnen und sprach: „Etzel und der kühne Siegfried haben wohl nur das mit einander gemein, daß Kriemhild, die früher Siegfrieds Weib war, jetzt Etzels Weib ist."

Nur noch verbitterter mußte Kriemhild durch solche Rede werden. Deshalb feuerte sie von neuem ihre Helden gegen Hagen an und sprach: „Wer mir den Hagen von Tronje erschlüge und sein Haupt herbrächte, dem wollte ich König Etzels großen Schild mit Golde füllen bis oben an und Burgen und Land sollten ihm dafür zum Lohne werden." Als trotz dieses hohen Lohnes keiner unter den Hunnen sich zum Kampfe mit Hagen bereit finden ließ, sprach Volker wieder höhnend: „Warum zaudern doch die Hunnen, wenn es so hohen Preis zu verdienen gilt? Wahrlich, ich habe noch nie verzagtere Helden gesehen. Sie wären werth, daß Etzel ihnen nie wieder freundlich gesinnt wäre."

XXXV. Durch solchen Spott gereizt, rief Markgraf Iring aus Dänemark: „Auf Ehre habe ich immer all mein Thun gerichtet und in harten Kämpfen habe ich oft den Preis vor allen anderen Helden errungen. So bringt mir nun meine Waffen, denn ich gedenke, den Hagen zu bestehen.“

Da brachte man dem Helden Iring die Waffen. Auch Hawart von Dänemark, Irings Lehnsherr und Irnfried von Thüringen, sowie tausend ihrer Mannen waffneten sich, um Iring im Kampfe beizustehen. Volker aber, der die große Schar Gewaffneter daher ziehen sah, ward zornig und sprach: „Seht ihr, Freund Hagen, wie Iring daherkommt, der gesagt hat, er wolle allein euch bestehen? Seht ihr, wie tausend oder mehr gewaffnete Recken mit ihm kommen? Das muß ich tadeln, daß der Held so gelogen hat.“ Iring aber wendete sich an seine Begleiter und sprach: „Nun lasset mich nicht zum Lügner werden. Ich will wohl halten, was ich versprochen habe und will ohne Furcht den Kampf mit Hagen wagen; darum laßt mich nur allein.“ Ungern thaten die Begleiter, was Iring bat, denn sie kannten wohl die Art des grimmigen Hagen.

Nun erhob sich ein grimmiger Kampf; die Speere warfen die beiden Helden gegen einander mit solcher Kraft, daß sie durch die festen Schilde hindurchdrangen. Dann griffen sie nach den Schwertern, und von ihren Schlägen hallte das Haus wider. Nach langem Kampfe drang Irings gutes Schwert Waske durch Hagens Helm hindurch und verwundete Hagen.

Kaum bemerkte Hagen die Wunde, so sprach er: „Nun mußt du des Todes sein!“ und damit drang er so ungestüm gegen Iring vor, daß dieser fliehen mußte, den Schild zum Schutze über sein Haupt haltend. Hagen aber verfolgte ihn die Stiege hinab, immer auf ihn losschlagend, daß die lichten Funken aus dem Helme sprangen, während Iring nicht mehr daran denken konnte, einen Streich gegen Hagen zu führen.

Gesund war Iring aus dem Kampfe zurückgekehrt, während Hagen blutete. Des freute sich Kriemhild und darum sprach sie zu dem Helden: „Nun lohne dir Gott, du edler Held, daß du mir das Herz getröstet hast. Nun sehe ich doch endlich Hagens Streitgewand von Blut geröthet.“ Und bei diesen Worten nahm sie Iring selbst den Schild von der Hand. Hagen aber rief ihr zu: „Mäßiget nur euren Dank, denn bis jetzt hat er noch nicht viel gethan. Die Wunde, die ich empfangen habe, wird euch wenig nützen und mich hat sie nur um so mehr erbittert.“ Während Hagen so sprach, hatte Iring den Helm und den Panzer ein wenig gelüftet und sich dem Winde entgegen gestellt, um sich nach dem heißen Kampfe etwas abzukühlen. Jetzt rief er aber: „Ich wills noch einmal versuchen, ob ich den übermüthigen Hagen nicht bezwingen mag. Bringet mir

daher, meine Freunde, für meinen zerhauenen Schild einen besseren." Man brachte ihm einen solchen, dazu auch einen langen, starken Speer und so von neuem gerüstet, ging er wieder in den Kampf. Hagen aber wartete gar nicht, bis er heran war, sondern lief ihm entgegen bis an das Ende der Stiege. Wieder erschallte die Luft von den wuchtigen Schlägen der kühnen Helden, wieder sprangen rothe Feuerfunken zu tausenden aus Helm und Harnisch, — da traf Hagen seinen Feind mit einem Schlage so gut, daß er Helm und Schild durchschlug und den Helden auf den Tod verwundete. Als der Held Iring die Wunde empfand, rückte er den Schild höher hinauf und floh zu seinen Freunden. Die begannen zu weinen und auch Kriemhild kam herbei, den tapfern Helden zu beklagen. Dieser sprach zur Königin: „Laßt eure Klage sein, mächtige Königin; ihr seht, daß ich mein Leben verlieren muß." Zu seinen Freunden aber, zu den Dänen und Thüringern, sprach der Held: „Lasset euch nicht durch Kriemhilds Gaben reizen, mit Hagen zu kämpfen und böte sie euch auch noch so viel. Wer Hagen zu bestehen wagt, der wählt den sichern Tod." Kaum hatte er das gesagt, so erblich seine Farbe und auf immer verstummte sein Mund.

Ihren Freund zu rächen, stürmten jetzt mehr als tausend Helden aus Dänemark und Thüringen unter Hawarts und Irnfrieds Führung gegen den Saal. Das gab wieder einen grimmigen Kampf. Irnfried stürzte sich auf Volker und schlug so auf ihn los, daß unter Funkenstieben die Panzerringe des Fiedlers zerbrachen. Dennoch ward Irnfried von Volker überwunden und erschlagen. Nicht besser erging es Hawart, der den Kampf mit Hagen gewagt hatte. Obgleich die Thüringer und Dänen sahen, wie ihre Herren schon vor dem Saale gefallen waren, gaben sie doch den Kampf nicht auf, sondern stürmten muthig vorwärts. Da sprach Volker zu den Burgunden: „Nun geht zurück und laßt sie in den Saal eindringen; es soll ihnen doch wenig nützen." Die Burgunden folgten Volkers Rathe. Aber keiner der Helden, die in den Saal gedrungen waren, kam wieder aus demselben heraus; sie wurden alle erschlagen.

Als der Lärm auch dieses fürchterlichen Kampfes verklungen war, ward es still im Saale. Nur das Blut der Erschlagenen hörte man aus dem Saale hinabrieseln; die Burgunden aber hatten sich niedergesetzt und Waffen und Schilde weggelegt, um endlich einmal auszuruhen. Volker jedoch, der starke Spielmann, stand draußen vor der Thüre des Saales und schaute aus, ob etwa neue Scharen zum Kampfe heranzögen.

XXXVI. Zu den Helden im Saale sprach Hagen: „Nun bindet die Helme ab. Ich und mein Geselle Volker wollen euch

treu bewachen und wenn die Hunnen noch einmal den Kampf versuchen wollten, so will ich es euch wohl zeitig genug bekannt machen." Da band mancher gute Ritter den Helm vom Haupte und um sich auszuruhen setzte man sich auf die Todten, die in ihrem Blute lagen.

Die Burgunden gedachten, wie ihnen nun ein schneller Tod doch besser wäre, als die quälende Ungewißheit, wie lange sie noch in solcher Noth bleiben müßten. Darum begehrten sie, mit dem König Etzel zu unterhandeln und die drei Könige an der Spitze traten sie vor die Thüre des Saales, roth gefärbt von dem Blute der Feinde und von ihrem eigenen Blute.

Als man das dem Könige Etzel sagte, kam er mit Kriemhild herbei und fragte die Burgunden: „Was wollt ihr nun von mir? Wenn ihr Frieden begehrt, so kann ich den euch nicht gewähren. Ihr habt mir so großen Schaden gethan, daß ich es an euch rächen will, so lange ich das Leben habe." Gunther antwortete ihm: „Uns hat die Noth dazu gezwungen. All mein Gesinde ist in der Herberge von deinen Helden erschlagen worden; womit hatte ich das verdient? Wollt ihr nach so grauenvollem Morden uns Frieden gewähren, so wird es für beide Theile gut sein. Wir haben es nicht verschuldet, was Etzel an uns thut." Darauf antwortete Etzel: „Ihr habt mir so viel Schaden angethan, daß keiner von euch lebend von hinnen kommen soll." Als das der starke Gernot hörte, sprach er zu Etzel: „Wenn ihr auf unsere Bitte nicht hören wollt, so möge wenigstens Gott euer Herz lenken, daß ihr uns hinunter ins Freie laßt, damit in offenem Kampfe eure gesunden und noch kräftigen Recken uns kampfesmüde Helden bald zum Tode bringen. Was uns nun doch geschehen muß, das lasset bald geschehen, damit wir nicht länger in dieser Noth sind."

Schon wollten Etzels Recken die Burgunden vor den Palast herabgehen lassen, da hinderte es noch Kriemhild. „Nein, ihr edeln Recken," sprach sie, „das sollt ihr nimmer zulassen; ich rathe es euch getreulich. Wenn ihr jene mordenden Helden vor den Palast herunter kommen ließet, so müßten alle eure Freunde den Tod von ihnen erleiden. Und wären ihrer nicht mehr als die drei Könige, meine Brüder, so wäret ihr doch alle verloren." Giselher, den Kriemhild immer am liebsten gehabt hatte, hörte diese Worte und seine Schwester an all die alte Liebe und Treue mahnend, sprach er: „Viel liebe Schwester! Wie hätte ich das denken sollen, daß du mich vom Rheine zu so großer Noth hierher laden würdest? Ich bin dir immer getreu gewesen und habe dir nie ein Leid gethan und in der Hoffnung, daß auch du uns hold gesinnt wärest, sind wir hergeritten. Viel liebe Schwester! Laß uns schnell sterben, wenn wir nun einmal sterben müssen!"

Kriemhild, von ihres Bruders Flehn bewegt, sprach: „Ihr müßt leiden um Hagens willen, der mir so viel Leid gethan hat, daß ich ihm nie vergeben kann. Wollt ihr mir aber Hagen allein zum Geisel geben, so will ich euch leben lassen und euch Frieden schaffen mit den Helden, die hier stehen.“ Entrüstet über solche Zumuthung erwiederte Gernot darauf: „Das wolle Gott vom Himmel nicht, daß wir unsern Mann verriethen. Und wären wir unser tausend, die zu deiner Verwandtschaft gehörten, eher wollten wir sämmtlich den Tod erleiden, ehe wir dir nur einen unserer Mannen zum Geisel übergeben.“ Ebenso sprach Giselher.

Um die Noth der Helden voll zu machen, ließ Kriemhild Feuer an den Saal legen. Bald flutheten die rothen Flammenwogen hoch hinaus in das Dunkel der Nacht, von einem Sturmwinde zu entsetzlicher Wuth entfacht. Da riefen die Helden im Saale: „O weh dieser Noth! Gerechter Gott, wie elend sollen wir hier ums Leben kommen! Fielen wir doch lieber in einem ehrlichen offenen Kampfe!“

Rauch und Gluth brachten die Helden fast zur Verzweiflung, glühender Durst peinigte sie mit namenloser Qual. Da gab Hagen einen verzweifelten Rath und sprach: „Ihr edeln Ritter! Wen des Durstes Noth zwingt, der trinke Blut, denn wir können hier nichts anderes haben.“ Kaum hatte er es gesagt, so befolgte auch schon einer der Recken den entsetzlichen Rath und als die andern hörten, wie dieser eine Hagen für den Rath dankte, da überwanden auch sie den Schauder vor dem Schrecklichen und nur an ihr Leben denkend, tranken sie von dem Blute, von dem der Saal erfüllt war.

Neue Kräfte kehrten ihnen damit zurück, das Blut der Todten erquickte die Lebenden zum letzten Kampfe. Aber immer größer ward die Noth, die die Kampfesmüden von dem Rauche und von der Hitze zu leiden hatten und durch die Fenster fielen Brände in den Saal. Da war es wieder Hagen, der einen guten Rath gab. „Stellet euch,“ sprach er, „an die Wand und deckt euch vor den fallenden Bränden mit euren Schilden, so gut es geht; die Brände selbst aber tretet in das Blut, daß sie verlöschen müssen.“

Endlich ließ die Wuth des Feuers nach und schon war die Nacht ihrem Ende nahe. Da waren Volker und Hagen wieder hinausgetreten vor den Saal, denn noch immer fürchteten sie neue Angriffe der Hunnen. Volker aber sprach zu Hagen: „Laßt uns hineingehn in den Saal; so meinen die Hunnen, wir wären alle umgekommen und wenn sie dann herbeikommen, sollen sie wohl noch manchen zum Streite bereit finden.“ Sie gingen hinein. Da sprach Giselher: „Ich meine, es wolle tagen, denn ich fühle einen kühlen Wind. Gebe Gott vom Himmel, daß dieser anbrechende Tag besser sei, als der vergangene! O, meine Schwester Kriemhild, was hast du uns für ein Fest angerichtet!“

Als die Hunnen, die ausgeschickt waren, um zu erspähen, wie es mit den Burgunden stünde, zurückkamen und dem Könige die Nachricht brachten, daß eine große Zahl der Helden noch lebe, mochte es Kriemhild nicht glauben, als sie aber selbst sich von der Wahrheit der Nachricht überzeugt hatte, da begann sie wieder, die Hunnen zu neuem Kampfe zu ermuthigen. Der Kampf und das fürchterliche Morden begannen von neuem, aber wiederum mit demselben Erfolge, wie all die vorhergehenden Kämpfe. Auch diesmal vertheidigten die Burgunden siegreich den Saal und wiederum deckten Hunderte erschlagener Hunnen die Stiege.

XXXVII. Markgraf Rüdiger, als er den Jammer und das Elend sah, weinte und sprach: „Wehe, daß ich so großen Jammer erleben muß und der Noth doch nicht zu wehren im Stande bin. Wie gerne möchte ich Frieden schaffen; doch mag der König nichts davon hören, wie riesengroß auch das Leid über ihn hereinbricht.“ In seinem Kummer dachte er an den edeln Dietrich und zu ihm sandte er, ob er nicht im Stande sei, den König Etzel zum Frieden zu bewegen. Dietrich aber ließ ihm sagen: „Da ist keiner, der das Unheil hindern könnte. König Etzel will durchaus nichts von Sühne wissen.“

Als Rüdiger weinend und in sich gekehrt da stand, sprach einer der Hunnenrecken zu der Königin Kriemhild: „Nun seht doch, wie er da steht, der der mächtigste unter König Etzels Mannen ist und dem viele Lande und Leute dienen, die ihm der König gegeben hat. Er hat noch keinen Schlag in diesem Kampfe gethan. Mich dünkt, es kümmere ihn wenig, wie es uns hier ergeht, wenn er nur von der Noth nicht zu leiden hat. Man hat immer von ihm gerühmt, daß er kühner sei, als irgend ein anderer Held; das hat er aber in diesen schlimmen Tagen nicht bewiesen.“ Mit traurigem Muthe hörte der getreue Rüdiger diese harte Rede. Kriemhild aber trat zu ihm und sprach: „Nun mahne ich euch der Treue, die ihr mir in meine Hand geschworen habt, als ihr mich beredetet, euch zu dem Könige Etzel zu folgen; nun mahne ich euch eures Versprechens, daß ihr treu bis in den Tod mir dienen wolltet, denn noch nie habe ich eurer Hilfe mehr bedurft, als heute.“ — „Wohl,“ erwiederte ihr Rüdiger, „habe ich versprochen, Ehre und Leben für euch zu wagen; allein die Seele zu verlieren, das habe ich nicht geschworen. Ich habe die edeln Fürsten vom Rheine zu diesem Feste hergeleitet und muß auch ihnen nun die Treue halten.“ Kriemhild jedoch fuhr fort: „Gedenke, Rüdiger, der Eide, die du mir geschworen hast, als du mir versprachest, all mein Leid zu rächen, und halte diese Eide nun.“ Auch Etzel begann den Markgrafen um seine Hilfe anzuflehen.

Davon kam große Gewissensnoth über den treuen Rüdiger und klagend sprach er: „O weh mir Armen! Warum muß ich das erleben? All meiner Ehren soll ich nun verlustig gehen. Wär' ich doch lieber todt, als daß ich nun die Treue, die mir Gott gebietet, verletzen soll! Was ich auch thue, wem ich auch beistehen möge, so ist es doch böse gehandelt und mit Recht wird man den, der bis jetzt der treue Rüdiger hieß, den ungetreuen schelten. Und stehe ich weder dem Könige, noch meinen Freunden vom Rheine bei — wird man mich dann nicht von beiden Seiten treulos heißen? O, Gott vom Himmel, der du mir das Leben gegeben hast, erleuchte mich, daß ich wissen möge, was ich in dieser Noth thun soll!" Als der König und die Königin noch immer ihn mit ihren Bitten bestürmten, sprach er: „Herr König, nehmt zurück, was ich von euch empfangen habe, nehmt hin das Land und die Burgen und lasset mich auf diesen meinen Füßen bloß und elend wie einen Bettler in die Verbannung gehen!"

„Nimmermehr!" erwiederte der König; „wer sollte mir dann helfen? Land und Burgen, die du bis jetzt zu Lehen hattest, will ich dir zu eigen geben, ein reicher und gewaltiger König sollst du neben mir sein, wenn du mich an meinen Feinden rächen willst." — „Es ist nicht möglich," sprach Rüdiger dagegen; „freundlich habe ich die Burgunden in mein Haus geladen, Speise und Trank habe ich ihnen geboten und manche reiche Gabe ihnen gegeben und nun soll ich mit ihnen auf den Tod kämpfen? Mich jammert auch das verwandtschaftliche Verhältniß, das ich mit ihnen angeknüpft habe; denn dem jungen Giselher habe ich meine liebe Tochter zum Weibe zugesagt."

Noch einmal bat Kriemhild: „Viel edler Rüdiger! Nun erbarme dich unserer Noth und hilf mir und dem Könige von diesen schlimmen Gästen." Da sprach Rüdiger, entschlossen, Mannentreue vor Freundestreue das Recht behalten zu lassen, entschlossen aber auch, im Kampfe den Tod zu suchen, der seines Herzens Qualen ein Ende machen sollte: „So will ich heute mit dem Leben bezahlen, was ihr mir Liebes und Gutes gethan habt. Ich will euch rächen und dabei selbst den Tod finden. Ich weiß es, daß heute mein Lehn durch die Hand eines Burgunden, die den Todesstreich gegen mich führt, erledigt werden wird; darum bitte ich, daß ihr euch in Gnaden meines Weibes und meines Kindes annehmen möget, die nun heimathlos zu Bechelaren sein werden." Der König antwortete ihm: „Das lohne dir Gott! edler Rüdiger. Und solltest du wirklich im Kampfe dein Leben verlieren, so wollen wir für dein Weib und Kind und für alle deine Leute sorgen. Doch hoffe ich, daß du uns heil aus dem Kampfe zurückkehrst, denn auch mich würde dein Tod sehr unglücklich machen." Noch einmal sprach

Rüdiger: „Wohlan denn, ich halte euch meinen Eid.“ Nach dem Saale gewendet, in dem die Burgunden waren, sprach er aber: „Wehe mir und euch, meine lieben Freunde! Wie ungern gehe ich gegen euch in den Kampf.“ Dann ging er mit kummervoller Miene davon.

Als er zu seinen Recken, die in der Nähe standen, kam, sprach er zu ihnen: „Waffnet euch nun alle, ihr meine Mannen. Wir müssen leider in den Kampf gegen die Burgunden.“ Bald standen fünfhundert seiner Mannen gerüstet und zum Kampfe bereit und mit ihnen ging Rüdiger gegen den Saal der Burgunden. Als Volker die Helden mit den scharfen Schwertern in den Händen und mit den vorgehaltenen Schilden nahen sah, war es ihm sehr leid, denn er ahnte wohl, daß sich die Burgunden nichts Gutes von den Herankommenden zu versprechen hätten. Giselher aber meinte nicht anders, als sein Schwiegervater komme ihnen zu Hilfe. Darum ward er sehr fröhlich und sprach: „Wohl uns, daß wir auf unserer Reise einen so treuen Freund gewonnen haben! Um der Hilfe willen, die uns Rüdiger bringt, mögen wir uns wohl alle doppelt freuen, daß seine holde Tochter mein Weib werden soll.“ Volker aber entgegnete ihm: „Ich kann nicht verstehen, wie euch das Nahen dieser Helden trösten kann. Habt ihr je gesehen, daß so viel Helden mit fest geschnallten Helmen und mit scharfen Schwertern in der Hand gekommen wären, um die Botschaft einer Versöhnung zu bringen? Ich fürchte sehr, daß Rüdiger um der Länder und Burgen willen, die er von Etzeln zu Lehen trägt, jetzt mit uns kämpfen muß.“

Während Volker noch so sprach, war Rüdiger bis vor den Saal gekommen. Da setzte er seinen Schild auf die Erde und statt seinen Freunden einen herzlichen Gruß bieten zu können, mußte er ihnen zurufen: „Ihr kühnen Helden! Nun wehret euch, denn statt euch Hilfe bringen zu können, muß ich euch bekämpfen. Wohl waren wir einst Freunde, jetzt aber muß ich euch bitten, mich ledig zu lassen der Treue, die ich euch versprochen.“

Ueber diese Nachricht erschraken die Burgunden sehr. Sollten sie jetzt gegen ihre Freunde kämpfen, nachdem sie von ihren Feinden schon so viel Noth erlitten hatten? Darum sprach König Gunther: „Das wolle Gott im Himmel verhüten, daß ihr der Treue, die wir von euch hofften, so sehr vergäßet! Ich hoffe vielmehr, daß ihr uns treulich dienet.“ Rüdiger aber antwortete: „Ich kann es leider nicht abwenden. Ich muß mit euch streiten, weil ich König Etzels Weibe Treue gelobt habe und sie mich nun meines Wortes mahnt. Wehret euch daher, wenn euer Leben euch lieb ist.“ Gunther sprach darauf wieder: „So lohne euch Gott alle Liebe und Treue, die ihr, edler Rüdiger, bis jetzt an uns gethan habt. Wolltet ihr

freilich auch jetzt noch und bis ans Ende diese Treue bewahren, so wollten wir mit unsern Mannen euch immer dafür dankbar sein. Gedenket doch der reichen Geschenke, die ihr uns gabet, als ihr uns hierher führtet, damals waret ihr uns freundlicher gesinnt, als jetzt, da wir uns vor den Schlägen eures Schwertes hüten sollen." — „Ach," erwiederte der edle Markgraf, „wie gern wollte ich euch auch heute Geschenke geben, so viel ihr deren nur annähmet! Nur der Haß der Königin ist es, der mich gegen euch in den Kampf treibt. Wollte Gott, ihr wäret am Rheine und ich hätte in ehrenvollem Kampfe meinen Tod gefunden! Ach, nie haben Freunde an Helden schlimmer gehandelt, als ich jetzt an euch thun soll!"

Nun wendete sich auch Gernot zu Rüdiger und sprach: „Hier trage ich die Waffe, die ihr mir, edler Held, gegeben habt, da wir bei euch in Bechelaren waren. Sie hat mich in diesem Kampfe noch nie im Stiche gelassen, und mancher gute Held ist unter ihren Streichen todt zusammengebrochen. Ich glaube, daß noch nie ein Held ein kostbareres Geschenk als dieses empfangen hat. Sollte ich aber auch euch das Leben mit diesem guten Schwerte rauben — und das müßte ich, wenn ihr mit uns kämpftet und uns unsere Freunde erschlüget — so würde es mir leid thun um euretwillen, edler Held, und um eures Weibes und eurer Tochter willen." Rüdiger antwortete: „Ach, ich wünschte, daß das geschehen möchte! Wie gern wollte ich sterben, wenn ich damit euch, Herr Gernot, und eure Freunde retten könnte. Für mein Weib und meine Tochter würdet ihr wohl in Treue sorgen, des bin ich gewiß."

Auch Giselher sprach zu Rüdiger: „Ihr thut übel daran, gegen uns zu kämpfen, die wir euch alle so freundlich gesinnt sind. Wollet ihr selbst eure Tochter so früh zur Witwe machen?" Ihm erwiederte der Markgraf: „Gedenket eurer Treue, edler König, und laßt es, wenn ihr heil von hinnen kommt, die Tochter nicht entgelten, was der Vater euch gethan hat." — „Das wäre die edle Jungfrau wohl werth," entgegnete Giselher, „doch wenn meine Freunde und Verwandten von deiner Hand sterben, so muß es auch zu Ende sein mit der treuen Freundschaft zu dir und mit dem Verlöbniß, das ich mit deiner Tochter geschlossen."

„Nun, so sei uns allen Gott im Himmel gnädig!" sprach da Rüdiger kurz entschlossen, und den Schild aufnehmend, stürmte er mit seinen Helden gegen den Saal. Hagen aber rief ihm entgegen: „Warte noch eine Weile, edler Rüdiger! Ich stehe hier ohne Schild und darum in großen Sorgen. Den Schild, den mir dein Weib Gotelinde gab, als wir von Bechelaren fortzogen, den haben mir die Hunnen zerhauen. Hätte ich einen so guten Schild, wie du ihn am Arme trägst, so wollte ich fröhlich wieder in den Kampf gehen." — „So nimm den meinigen," sprach da der edle

Rüdiger, „und trag ihn an der Hand. Wollte Gott, du dürftest ihn auch nach Burgundenland tragen! Wohl weiß ich, wie zornig Kriemhild sein wird, wenn sie hört, daß ich dir meinen Schild gegeben; doch find ich hoffentlich den Tod, daß ich um ihren Zorn mich nicht mehr zu kümmern brauche.“ Als die Helden diesen rührenden Beweis der Treue Rüdigers sahen, wurden ihnen die Augen naß, und selbst Hagen, der rauhe Held, ward davon gerührt. „Das lohne euch Gott, edler Rüdiger!“ sprach er. „Wahrlich, ein solcher Held, wie ihr, wird auf der ganzen Erde nicht gefunden. Und mit euch sollen wir kämpfen? Nein, nimmermehr werde ich meine Hand gegen euch aufheben; geschehe, was da wolle. Das soll man nicht sagen, daß Rüdiger, der edelste aller Helden, von Hagen erschlagen worden sei.“

Als Volker das hörte, sprach auch er zu Rüdiger: „Da mein Waffenbruder Hagen euch den Frieden gewährt, so sollt ihr ihn auch von mir haben.“

Noch einmal hob Rüdiger den Schild, voran stürmte er seinen Scharen, unbehindert von Hagen und Volker, wie sie es versprochen hatten. Auch Giselher, der noch mit dem Leben davon zu kommen hoffte und zumal mit Rüdiger nicht kämpfen mochte, hielt sich von dem Streite fern. Ein fürchterlicher Kampf entbrannte wieder. Entsetzlich hausten die Burgundenhelden unter Rüdigers Mannen, Rüdiger selbst aber zeigte an diesem Tage, daß er nicht nur einer der edelsten und tugendreichsten, sondern auch einer der kühnsten und tapfersten Helden war.

Als er so grimmig unter den Burgundenhelden wirthschaftete und einen nach dem andern niederschlug, konnte es Gernot nicht länger mehr mit ansehen. Darum rief er dem Markgrafen zu: „Ihr wollt von unsern Mannen keinen leben lassen, edler Rüdiger; das macht mir großes Leid und ich kann es nicht länger mit ansehen. Mit eurem eignen Schwerte muß ich mich nun gegen euch wenden.“ Da liefen die beiden starken Helden gegen einander an. Scharf schnitten ihre Schwerter durch die Panzer; zuletzt schlug Rüdiger mit einem wohlgezielten Schlage durch Gernots festen Helm, daß das Blut herniederfloß und Gernot zum Tode verwundet war. Doch hatte er noch Kraft genug, auch gegen Rüdiger einen Schlag zu führen, der den edeln Markgrafen todt darniederstreckte. Da lagen nun die beiden herrlichen Helden im Tode friedlich neben einander.

Hagen sah es und sprach: „An diesen beiden haben wir einen großen Verlust erlitten. Rächen wir nun ihren Tod an Rüdigers Helden!“ Da geschah ein grimmiges Morden, so daß keiner von Rüdigers Helden am Leben blieb.

Der Kampf war zu Ende. Gunther und Hagen, Giselher,

Dankwart und Volker gingen zu der Stelle, wo Gernot und Rüdiger erschlagen lagen und weinend beklagten sie die beiden Helden. Dann gingen sie hinaus vor den Saal, um noch einmal frische Luft zu schöpfen.

Als Kriemhild das sah, sprach sie: „Wehe uns! Rüdiger bietet uns schlimmen Dienst. Statt unsere Feinde zu bekämpfen, läßt er sie ausruhen. Er will sie wohl selbst wieder nach Burgundenland führen?“ Volker aber, der das gehört hatte, gab der Königin zur Antwort: „Es ist leider nicht so, wie ihr denkt, edle Königin. Nicht von Versöhnung ist zwischen uns die Rede gewesen und Rüdiger hat wohl vollbracht, was ihm sein König aufgetragen hat. Bis in den Tod ist euch Rüdiger getreu gewesen, denn er und die Seinen liegen im Saale erschlagen.“ Und damit Kriemhild völlig von der Wahrheit dessen überzeugt wurde, was Volker gesagt hatte, trug man den todten Markgrafen aus dem Saale heraus, daß ihn Kriemhild und der König Etzel sehen konnten. Nicht zu schildern wäre der Jammer, in den da der König und mit ihm sein ganzer Hof ausbrach.

XXXVIII. So groß war der Jammer und das Wehklagen um den edeln Markgrafen, daß der ganze Palast davon widerhallte. Das hörte auch einer von Dietrichs Mannen und eilig lief er zu seinem Herrn, es ihm zu melden. Bei dieser Nachricht entstand eine große Aufregung unter Dietrichs Helden; dieser aber sprach zu ihnen: „Handelt nicht zu schnell, ihr Helden. Denn was auch die Burgunden gethan haben mögen, gewiß zwang sie die Noth dazu. Und ich habe ihnen Frieden versprochen.“ Da sprach der kühne Wolfhart: „Ich will hingehen zu dem Saale und fragen, was da geschehen ist, damit ich es euch, lieber Herr, berichte.“ Damit war Dietrich nicht einverstanden, denn er fürchtete, daß Wolfharts jähzorniges Wesen Veranlassung zu neuem Streite mit den Burgunden geben könnte. Darum bat er seinen Recken Helfrich, daß er zu Etzels Gesinde oder auch zu den Burgunden gehen möge, um die Ursache des großen Wehklagens zu erkunden.

Helfrich kam zu Etzels Gesinde und fragte: „Was ist hier geschehen?“ Da antwortete ihm einer: „Nun ist auch der letzte Trost, den wir in Etzels Lande hatten, dahin, denn Rüdiger liegt mit allen seinen Mannen von der Burgunden Hand erschlagen.“ Ungern war Helfrich der Ueberbringer solcher Nachricht. Dietrich aber mochte gar nicht daran glauben. „Das wolle Gott nicht!“ sprach er; „wie sollte das geschehen sein, da doch die Burgunden Rüdigers Freunde waren?“ Und Wolfhart in seiner Weise fuhr zornig dazwischen: „Und hätten es die Burgunden doch gethan, so sollte es ihnen allen ans Leben gehn, denn unsere eigene Schande

wäre es, wenn wir Rüdiger nicht rächen wollten, der uns so viel Gutes gethan hat."

Dietrich wollte aber noch Genaueres über Rüdigers Tod wissen; deshalb sandte er seinen alten Helden Hildebrand zu den Burgunden, daß er sich nach Weiterem erkundige. Als Hildebrand sich gerüstet hatte, standen auch die andern Helden Dietrichs kampfgerüstet in dem Saale. Hildebrand sah das nicht gern. Sie aber erwiederten: „Wir wollen mit euch zu den Burgunden gehen: so wird es Hagen wohl unterlassen, nach seiner gewöhnlichen Weise spöttisch zu euch zu reden." Da erlaubte ihnen Hildebrand, daß sie ihn begleiteten.

Als Volker Dietrichs Helden mit Schwert und Schild gewaffnet herankommen sah, ging er zu seinen Herren in den Saal und sprach zu ihnen: „Ich sehe Dietrichs Helden nahen, gerüstet wie zum Kampfe. Gewiß wollen sie uns bestehen und dann fürchte ich, daß unser Unglück nun erst recht angeht." Er hatte kaum ausgeredet, so kam Hildebrand heran. Vor die Füße setzte er seinen Schild und begann die Burgunden zu fragen: „O weh, ihr guten Helden, was hat euch Rüdiger zu Leide gethan? Mein Herr Dietrich hat mich hergesandt, bei euch zu erfragen, ob wirklich der edle Markgraf von eurer Hand erschlagen sei. Wäre das wahr, was wir gehört haben, so könnten wir so großes Leid nimmermehr verwinden." Hagen antwortete ihm: „Man hat euch leider nicht belogen. Wie gerne wollte auch ich, der edle Held wäre noch am Leben!"

Da fielen Dietrichs Helden Thränen aus den Augen und alle begannen, den Tod des edeln Rüdiger zu beklagen. Auch dem alten Hildebrand erstickten Thränen fast die Worte, als er zu den Burgunden weiter sprach: „Nun gebt uns den Leichnam, damit wir wenigstens an dem Todten die Liebe noch beweisen, die wir so gern dem Lebenden erwiesen hätten." Gunther antwortete darauf: „Das nenne ich rechte Treue, die den Freund auch im Tode noch ehrt."

Dem ungestümen Wolfhart dauerte es aber zu lange und trotzig rief er daher den Burgunden zu: „Wie lange sollen wir noch bitten? Unsern besten Tröster habt ihr uns erschlagen; nun gebt uns wenigstens den Leichnam, daß wir ihn begraben." Solcher Trotz verdroß Volkern und eben so trotzig antwortete er: „Niemand wird ihn euch geben. Kommt nur selbst und holt ihn euch aus dem Saale." Wolfhart entgegnete: „Herr Spielmann, ihr solltet uns nicht mit übeln Worten reizen. Dürfte ich es vor meinem Herren Dietrich wagen, so wollte ich euch wohl in Noth bringen. Nur weil er uns den Streit untersagt hat, mag ich euch verschonen." Höhnend erwiederte darauf Volker: „Der muß ein furchtsamer Mann sein, der alles unterläßt, was man ihm ver-

bietet." Dieser Antwort Volkers freute sich Hagen. Wolfhart aber ward immer zorniger.

Schon wollte Wolfhart auf Volkern losstürzen; da trat sein Oheim Hildebrand dazwischen und zornig sprach er: „Rasest du denn in deinem Uebermuthe? Du würdest unseres Herren Huld für immer verlieren, wenn du mit den Burgunden Kampf beginnen wolltest." Volker aber rief dem Alten zu: „Laßt nur den Löwen los, Meister Hildebrand."

Von solchen übermüthigen Reden ward all den Berner Helden der Muth erzürnt und als Wolfhart sich von Hildebrand losriß und gegen Volker anlief, eilten ihm alle seine Freunde nach. Der alte Meister sah, daß er den Kampf nicht mehr verhindern konnte. Da sollte wenigstens nicht ohne ihn gekämpft werden. Mit weiten Sprüngen sprang er den Berner Helden voraus und zu seinem Gegner wählte er sich Hagen. Zuckend fuhren der Beiden Schwerter durch die Luft und rothe Funken sprühten umher. Nicht weniger kühn kämpften Wolfhart und der Spielmann gegen einander. Aber beide Kämpferpaare wurden durch die dazwischen stürmenden Helden Dietrichs von einander geschieden.

Bald war der Kampf allgemein und die Burgundenhelden hatten gar schweren Stand. Besonders grimmig schlug der Herzog Siegstab, Dietrichs Schwestersohn, darein. Als das Volker sah, sprang er ihm entgegen, und ein einziger wohlgezielter Schlag reichte hin, um Siegstab todt darniederzustrecken. Da fing Hildebrand an, den theuern Helden zu beklagen und sprach: „O weh des lieben Herren, der uns hier von Volkers Hand erschlagen liegt! Wahrlich, das soll dem Fiedelspieler übel bekommen." Und so zornig schlug er dabei auf Volker los, daß dieser sich vor solchen Schlägen nicht zu schirmen vermochte. Nach kurzem Kampfe lag auch Volker zum Tode wund in seinem Blute. Als Hagen das sah, dünkte es ihn das größte Leid, das er bei diesem unheilvollen Feste erlebte und kämpfend brach er sich Bahn, um zu Hildebrand zu gelangen, an dem er seines liebsten Freundes Tod blutig zu rächen gedachte.

Auch Dankwart, wie tapfer er immer dreinschlug, fiel in diesem fürchterlichen Kampfe, erschlagen von Helfrichs Hand.

Wolfhart hatte schon dreimal, mit seinem blutigen Schwerte sich Bahn brechend, den Saal durchschritten und noch immer mähte er erbarmungslos alles nieder, was Gunther unterthan war. Da rief ihm Giselher zu: „Kühner Ritter, nun wende dich gegen mich. Nicht länger mag ich solches Morden mit ansehen; es muß ein Ende werden. Du oder ich, einer von uns soll fallen." Wolfhart ließ sich nicht zweimal rufen. Mit fürchterlichem Ungestüm stürzte er auf Giselher los. Das gab ein grimmiges Kämpfen. Endlich

schlug Giselher dem Helden Dietrichs durch den guten Harnisch hindurch eine Wunde, aus der das Leben entfliehen mußte. Noch hatte aber Wolfhart so viel Kraft, daß er mit einem starken Schlage auch dem jungen Giselher Helm und Panzer durchschlagen konnte und die sich eben noch bekämpft hatten, fielen beide neben einander in das Blut, den letzten Athemzug verhauchend. Hildebrand aber umschloß Wolfhart, seinen lieben Neffen, mit den Armen und weinte bitterlich über seinen Tod. Da schlug der Todwunde noch einmal die Augen auf und sprach: „Viel lieber Oheim mein! Mir kann nun eure Hilfe nichts mehr nützen. Schützet ihr euch nur vor dem grimmigen Hagen. Und wenn meine Freunde mich beklagen, so saget ihnen, daß sie nicht weinen mögen, denn ich habe einen gar herrlichen, ehrenvollen Tod gefunden. Von eines herrlichen Königs Hand liege ich erschlagen."

Mit Recht hatte Wolfhart seinen Oheim an den zürnenden Hagen gemahnt, denn schon stürmte dieser auf Hildebrand ein und mit seinem guten Schwerte Balmung verwundete er den tapfern Alten so sehr, daß dieser nicht länger Widerstand zu leisten vermochte. Er warf den Schild auf den Rücken, um sich vor des verfolgenden Hagen Schlägen zu schützen und entfloh.

Keiner von allen Helden der Burgunden lebte nun mehr, als Gunther und Hagen und auch von Dietrichs Helden war keiner mehr übrig, als Hildebrand. Traurige Botschaft war es, die dieser seinem Herrn zu überbringen hatte.

Als Dietrich sie gehört hatte, sprach er: „So befehlt meinen Helden, daß sie sich waffnen und zu mir kommen. Auch mir bringt mein Streitgewand; ich will selbst hingehen und mit den Burgunden reden." Hildebrand erwiederte: „Wer soll mit euch hingehen? So viele von euren Helden noch leben, die stehn vor euch; ich bin es ganz allein, die andern alle sind von den Burgunden erschlagen."

Da erschrak Dietrich und wehklagend sprach er: „Ich armer Dietrich! Hat Gott denn meiner ganz vergessen? Ach, ich war einmal ein reicher, mächtiger König; nun bin ich arm, so arm wie kein anderer." Dann sich wieder zu Hildebrand wendend, fragte er: „Und wer lebt denn von den Burgunden noch?" — „Keiner," antwortete Hildebrand, „als Gunther und Hagen."

XXXIX. Da suchte Herr Dietrich selbst sein Streitgewand und Hildebrand half ihm, als er sich waffnete. Kaum stand er in den Waffen da, als ihm, der vorher so bitter geklagt hatte, der rechte Heldenmuth wieder kam, in dem er bereit war, das ihm angethane Leid zu rächen. Daher machte er sich mit seinem alten Meister auf den Weg.

Hagen sah die beiden Helden kommen und sprach zu König Gunther: „Ich sehe dort Herrn Dietrich daherschreiten, der will wohl mit uns kämpfen. Nun, wohlan! Ich fürchte mich nicht; wie stark auch Dietrich sei, so denke ich ihm doch zu widerstehen und wir werden ja sehen, wer heute von uns den Preis davon tragen wird.“ Unterdessen kam Dietrich heran. In großem Kummer sprach er zu den Helden: „Mächtiger König Gunther, wie habt ihr schlimm an mir Verlassenem gehandelt! Was habe ich euch denn zu Leide gethan, daß ihr mich so jedes Trostes beraubtet? Dünkte euch die Noth noch nicht groß genug, als ihr uns Rüdigern erschluget? Mußtet ihr mir auch alle meine Helden tödten?“ Hagen erwiederte auf diesen Vorwurf: „Wir sind nicht so schuldig, als ihr es denkt, denn eure Helden haben den Streit begonnen.“ Dietrich antwortete: „Mir sagte Hildebrand, daß euch meine Recken um Rüdigers Leichnam baten und daß ihr ihnen darauf mit Hohn und Spott geantwortet habt.“ Da verantwortete sich Gunther und sprach: „Ich habe es ihnen erst verweigert, als Wolfhart zu schelten begann.“

Nicht weiter mochte Dietrich dieses Gespräch fortsetzen. Darum sprach er zu Gunther: „Sühne nun, was du mir zu Leide gethan hast und ergieb dich mir zum Geisel nebst Hagen, deinem Mann. So will ich euch beschützen, so viel in meinen Kräften steht, damit euch von den Hunnen niemand etwas zu Leide thun kann. Ihr sollt mich wahrlich als einen treuen Helden kennen lernen.“ Davon mochte aber Hagen nichts hören. Er sprach: „Laßt euch darnach nicht gelüsten. Es würde uns wenig Ehre machen, wenn man von uns sagte, daß sich zwei tapfere Helden dem König Dietrich ergeben hätten, der nur den alten Meister Hildebrand bei sich hatte.“

Da redete auch Hildebrand Hagen zu und sprach: „Gott weiß, Herr Hagen, es wird die Stunde kommen, in der ihr den Frieden, den euch mein Herr jetzt bietet und den ihr von euch weist, gern annehmen würdet.“ Hagen aber setzte solchem Zureden nur trotzigen Spott entgegen und sprach: „Ja, ja, ich würde auch in der That eher diese Sühne annehmen, als feig vor einem Helden zu entlaufen, wie ihr, Meister Hildebrand, vorhin gethan habt. Ich hätte wahrlich geglaubt, daß ihr vor einem Feinde besser Stand hieltet.“ Aber auch Hildebrand wußte zu spotten und seinen Gegner an ein früheres Ereigniß erinnernd, fragte er: „Warum macht ihr mir das zum Vorwurfe? Wißt ihr noch, wer vor dem Wasichensteine auf dem Schilde saß und ruhig zusah, wie Walther von Aquitanien ihm seine Freunde erschlug? War das nicht Herr Hagen?“

Dietrich aber sprach zu Hagen: „Laßt hören, Held Hagen, was sagtet ihr, als ihr mich kommen sahet. Sagtet ihr nicht, daß ihr mich allein im Kampfe bestehen wolltet?“ — „Ich leugne nicht,

daß ich das gesagt habe," sprach Hagen; „und ich hoffe auch, daß ichs ausführen werde — es sei denn, daß mir mein gutes Nibelungenschwert zerbräche."

Als Dietrich hörte, wie grimmig Hagen gesinnt war, griff er nach dem Schilde, der vor ihm auf der Erde stand. Das war auch sehr nöthig, denn schon sprang Hagen die Stiege herab dem Helden entgegen und bald fiel laut erklingend Hagens Schwert auf Dietrichs Panzer nieder. Dietrich schirmte sich und schlug auch zuweilen einen kunstreichen Hieb gegen Hagen. Endlich schlug er ihm eine tiefe und lange Wunde. Wohl hätte er es jetzt in der Gewalt gehabt, Hagen zu tödten; das wollte er aber nicht thun, denn er dachte: „Hagen ist von der langen Anstrengung schon ermattet und mir würde es daher wenig Ehre machen, wenn ich ihn erschlüge. Ich will es lieber versuchen, ihn zu zwingen, daß er mir doch zum Geisel werden muß." Deshalb ließ er seinen Schild fallen, dann umschloß er Hagen mit den Armen so fest, daß dieser sich ihm nicht mehr entwinden konnte. Endlich band er ihn und führte ihn zu Kriemhild.

Als Kriemhild den gebundenen Hagen vor sich sah, ward sie sehr fröhlich und vor dem kühnen Dietrich sich verneigend, sprach sie zu ihm: „Segne dich Gott dafür, edler Held, daß du mir nach so viel Leid diese Freude machst. So lange ich lebe, werde ich dir dafür danken." Dietrich aber sprach zu ihr: „Edle Königin, ich bitte euch, daß ihr den wackern Helden am Leben laßt. Machet euch seine Gefangenschaft und seine Wehrlosigkeit nicht so zu nutze, daß ihr ihn, den Wehrlosen, tödtet."

Kriemhild ließ Hagen in einen Kerker führen, Dietrich aber ging wieder zu Gunther, der untröstlich war über das Schicksal seines treuen Hagen. Nun begann auch zwischen diesen beiden mächtigen Königen ein harter Kampf und von ihren mächtigen Schlägen hallte der Palast wider. Wie ritterlich sich aber auch der kampfesmüde Gunther wehrte, ward er doch von Dietrich bezwungen. Auch er empfing eine große Wunde und endlich ward er von Dietrich gebunden, wie vorher Hagen geschehen war. Dann führte ihn Dietrich ebenfalls zu Kriemhild und diese grüßte ihren Bruder: „Willkommen König Gunther von Burgundenland!" Gunther erwiederte ihr: „Ich möchte euch wohl danken, Schwester, wenn ich nicht wüßte, daß euch euer Gruß nicht von Herzen geht." Dietrich aber sprach wieder zu Kriemhild: „Viel edle Königin! Nie sind einem Menschen bessere Helden als Geiseln übergeben worden, als die, die ich euch gebracht habe. Darum seid ihnen gnädig gesinnt und vergesset euern Zorn."

Kriemhild versprach es und beruhigt ging Dietrich von dannen. Wie übel aber hielt die Königin ihr Wort! Ihren Bruder ließ

sie in ein anderes Gefängniß legen, dann ging sie zu Hagen und sprach zu ihm: „Wollt ihr mir den Nibelungenhort wiedergeben, den ihr mir geraubt habt, so will ich euch gesund wieder zu den Burgunden heimkehren lassen.“ Der grimmige Hagen aber erwiederte: „Edle Königin, eure Worte sind umsonst. Ich habe geschworen, daß ich den Hort niemand zeigen will. So lange einer meiner Herren lebt, soll niemand den Hort empfangen.“ Da sprach Kriemhild: „So will ich wohl ein Ende machen!“ und sofort gab sie den Befehl, daß man ihrem Bruder im Gefängnisse das Haupt abschlage. Dann kam sie wieder zu Hagen und ihm das Haupt Gunthers zeigend, forderte sie aufs neue den Schatz von ihm.

Als Hagen das Haupt seines Herrn sah, ward er sehr traurig; zur Königin aber sprach er trotzig: „Wohl habt ihrs nun an ein Ende gebracht. Gunther, der edle König, ist todt; auch Gernot und Giselher, meine lieben Herren, liegen erschlagen. Nun weiß niemand von dem Schatze, als Gott und ich. Dir aber, Teufelin, soll er immerdar verhohlen sein.“ Da sprach Kriemhild: „Und soll ich Siegfrieds Schatz nicht haben, so bleibt mir wenigstens Siegfrieds Schwert!“ Bei diesen Worten zog sie das Schwert aus der Scheide und mit einem einzigen Schlage schlug sie Hagen damit das Haupt vom Halse.

Als das der König Etzel sah, rief er: „Wehe, hier ist von eines Weibes Händen der beste Held erschlagen, der je in einem Kampfe gefochten und den Schild getragen hat. Wie feind mir dieser Held auch war — um solches Schicksals willen muß ich ihn beklagen.“

Hildebrand aber begnügte sich nicht mit Klagen. „Das soll ihr übel bekommen,“ sprach er, „daß sie diesen Helden erschlagen hat. Was mir auch geschehe, will ich doch des kühnen Helden Tod rächen.“ Bei diesen Worten sprang er auf Kriemhild los und erschlug auch sie.

So endete mit Leid des Königs Etzels Fest.

---

# Gudrun.

I. Im Lande der Hegelingen wohnte der König Hettel, der war gar reich und mehr als achtzig Burgen waren ihm unterthan. Auch über die Länder der Friesen und Dithmarsen herrschte er und Waleis war ihm ebenfalls unterthan. Um ihn her aber saßen seine Verwandten, die Lehen von ihm trugen. So gebot in der Mark Stürmen, die man auch Sturmland nannte, der alte Wate, der einst den jungen König Hettel erzogen hatte und der ihn auch jetzt noch nicht aus seiner Hut entließ; in Dänemark aber herrschte Watens Schwestersohn Horand.

Der König Hettel war vater- und mutterlos; darum war ihm noth, daß er sich eine Gattin wählte. Das riethen ihm auch seine Freunde und der junge Morung von Nifland sprach: „Ich weiß eine Jungfrau; von der habe ich vernommen, daß keine schönere auf Erden lebe. Darum sollten wir wohl darnach trachten, daß euch die zur Gattin würde.“ Hettel fragte, wie die Jungfrau heiße und wo sie wohne und Morung sprach: „Sie heißt Hilde und ist aus Irland. Ihr Vater heißt Hagen.“ Hettel aber entgegnete: „Ich habe doch gehört, daß ihr Vater nicht dulden möge, daß man um sie werbe, und mancher gute Held soll schon um solcher Werbung willen sein Leben verloren haben; ich möchte nicht, daß einer meiner Freunde darum sterben müßte.“

Morung aber wußte auch dafür Rath und sprach: „So sendet nach dem Helden Horand von Dänemark. Der ist bei Hagen gewesen und kennt all seine Sitte.“ Hettel war das wohl zufrieden und nachdem er Morung gesagt, daß er auch seiner Hilfe bei der Werbung nicht entbehren wolle, sandte er Boten nach dem Dänenlande, die seinem Neffen Horand sagen sollten, daß er binnen sieben Tagen zu ihm kommen möge, wenn er ihm einen Dienst leisten wolle.

Als Horand diese Botschaft hörte, war er gern bereit, dem Rufe Folge zu leisten und mit sechzig seiner Mannen eilte er an

Hettels Hof. Am siebenten Morgen kam er in der Hegelingen Land und König Hettel ging ihm selbst entgegen. Da bemerkte er, daß auch der kühne Frute von Dänemark unter Horands Gefährten war. Des freute er sich von Herzen und herzlich hieß er auch ihn willkommen.

Darauf führte der König seine Gäste in den Palast und nachdem da mancherlei geredet und mancher Scherz erzählt worden war, begann Hettel Horand zu fragen: „Weißt du, wie es um die Jungfrau Hilde in Irland steht, so sage mirs, denn ihr möchte ich Gruß und Botschaft senden.“ Horand erwiederte: „Die Jungfrau ist mir wohl bekannt und auf der ganzen Erde wüßte ich keine, die so schön wäre, wie die schöne Hilde von Irland, die Tochter des wilden Hagen.“ Da fragte Hettel weiter: „Könnte das nicht möglich sein, daß mir Hagen diese schöne Jungfrau zum Weibe gäbe? Wahrlich, wer sie mir als Königin in mein Land führte, dem wollte ich reichen Lohn geben.“ Horand aber antwortete darauf: „Das wird sich kaum vollführen lassen, denn niemand wird als Bote in Hagens Land reiten wollen. Ich selbst werde mich hüten, zu solcher Botschaft mich zu drängen, denn ich weiß gar wohl, daß die, die um die schöne Hilde werben wollen, erschlagen oder gehängt werden.“

Auch Frute redete mit darein und sprach: „Wenn Wate, der alte Held von Stürmen, dein Bote sein wollte, so möchte es wohl gelingen, die schöne Hilde als Königin nach Hegelingenland zu führen.“ Der Rath gefiel dem Könige und eilig befahl er, Boten nach Stürmen zu senden. Auch nach Friesland wurden Boten geschickt, um Irold nebst seinen Mannen zu dem Könige zu laden.

Eilends ritten die Boten von dannen und als sie zu dem alten Wate kamen, wunderte dieser sich nicht wenig, warum der König doch so eilig nach ihm gesendet habe. Er fragte daher, ob er mit Helm und Panzer kommen und auch seine Helden mitbringen solle. Die Boten antworteten ihm: „Wir haben nicht gehört, daß der König eurer Recken bedürfte, nur mit euch wollte er gern sprechen.“ Da machte sich Wate schleunig auf die Reise und nur zwölf seiner Helden nahm er mit sich.

Als er zu Hettels Burg kam, beeilte sich der König, seinen alten Freund würdig zu empfangen. Freundlich grüßte er ihn und sprach zu ihm: „Nun seid herzlich willkommen, Herr Wate! Gar lange ist es her, daß wir zum letzten mal uns sahen und beisammen saßen, um über den Kampf gegen unsere Feinde uns zu berathen.“ Wate erwiederte, indem er den König bei der Hand ergriff: „Ja, wahrlich, gute Freunde sollten immer beisammen sein; dann könnten sie sich wohl um so besser gegen ihre Feinde schützen.“ Dann setzten sich die beiden ganz allein neben einander und der König

sprach: „Ich habe nach dir gesandt, weil ich eines Boten bedarf in das Land des wilden Hagen. Nun weiß ich keinen, dem ich die Botschaft lieber anvertrauen möchte und der geeigneter dazu wäre, als meinen alten Freund Wate.“ Dieser erwiederte: „Was ich auch auf der Botschaft für euch ausrichten soll, ich will es gern thun.“

Voll Vertrauen auf Wates Beistand sprach nun der König: „Mir haben meine Freunde gerathen, daß ich um Hagens schöne Tochter werben möchte. Darauf ist nun all mein Sinnen gerichtet.“ Als der alte Wate solches hörte, sprach er: „Wer dir das gerathen hat, dem will ich diesen Rath wohl gedenken. Gewiß ist es kein anderer, als Frute von Dänemark, der mir den schönen Auftrag, des wilden Hagen Tochter für dich zu gewinnen, auf den Hals geredet hat. Die schöne Hilde wird so wohl bewacht, daß — — doch, ja,“ fügte er ruhig hinzu, „ich habe nichts dawider und will die Fahrt unternehmen, wenn Horand und Frute, die dir von Hildens Schönheit erzählt haben, die Gefahren mit mir theilen wollen.“

Sofort sandte der König nach den beiden Helden und als sie herbeikamen, begrüßte sie Wate spöttisch: „Lohn es euch Gott, ihr guten Helden, daß ihr um meine Ehre so besorgt seid und mir Gelegenheit zu tapferer That verschaffen wollt. Habt ihr euch nun bemüht, mir die Botschaft nach Irland auf den Hals zu wälzen, so kommt ihr nur auch mit. Eine Liebe ist der andern werth und so will ich euch denn Gelegenheit geben, dem Könige eure Treue zu beweisen.“ Horand aber sprach: „Gern will ich euch begleiten, denn wo es schöne Frauen giebt, da bin ich gern dabei, und am liebsten, wenn es gilt, Gefahren dabei zu bestehen.“

Frute weigerte sich ebenfalls nicht, an der Botschaft Theil zu nehmen, sondern sofort zur Reise bereit, gab er auch guten Rath für dieselbe. „Siebenhundert Mann,“ sprach er, „wollen wir mitnehmen, damit wir dem wilden Hagen Trotz bieten können. Und ihr, Herr König, laßt uns auf dem Meere ein Schiff zimmern, fest und gut aus starken Bäumen, damit es uns nach Hagens Lande hinüber trage. Sorget auch für gute Helme und Harnische und für Speise auf eine lange Zeit. Denn damit der wilde Hagen die Ursache unseres Kommens nicht sogleich merke, wollen wir uns als Kaufleute in seinem Lande einführen; Waffen und Gewand, Gold und edle Steine, Spangen und Schnallen wollen wir feilbieten und an die Frauen seines Landes verkaufen.“ Der alte Wate entgegnete darauf: „Ich weiß mit Handelsgeschäften nicht umzugehen, meine Schätze habe ich nie wie Kaufmannswaare müßig liegen lassen, sondern von jeher habe ich sie mit guten Helden getheilt und das soll meine Sitte auch bleiben. Ich habe aber nichts dawider,

daß wir uns als Handelsleute in Irland einführen wollen, wenn mein Neffe Horand in der Bude stehen und die Handelsgeschäfte besorgen will. Wir wollen dann dem Könige Hagen sagen, daß wir aus Stürmen entflohen seien, weil König Hettel uns ungnädig gesinnt gewesen sei und reiche Geschenke wollen wir dem Könige von Irland bieten. So wird er uns freundlich werden und gern gestatten, daß wir in seinem Lande auf längere Zeit Herberge machen. Darum müssen wir aber auch mit Vorräthen wohl ausgerüstet sein und neben unserem Hauptschiffe müssen wir noch drei Lastschiffe mit uns nehmen, die Speisen und allerlei Vorrath tragen. In dem Hauptschiffe aber wollen wir gute Helden versteckt halten, die uns streiten helfen, wenn uns der wilde Hagen nicht in Frieden lassen will."

Alles, was Wate verlangte, wollte der König Hettel besorgen und er ließ die Schiffe zur Fahrt prächtig ausrüsten. Da gab es Arbeit genug für die Zimmerleute und für manchen andern Arbeiter. Selbst an den Schiffen ward Silber und Gold nicht gespart. Die Segel wurden aus Seide gewebt und die Anker aus Silber geschmiedet. Noch nie hatte man so herrliche Schiffe gesehen. Endlich war alles bereit.

Dreißighundert Mann, Ritter und Knechte, waren zu der Fahrt gerüstet und als ein kräftiger Nordwind die Segel schwellte, begaben sich die Helden auf die Schiffe. Hettel empfahl dem alten Wate noch, für die Jungen und Unerfahrenen zu sorgen, die zum ersten male eine so weite Reise mit unternahmen, und Wate versprach es. Horand aber tröstete den König beim Abschiede und sprach: „Seid frohen Muthes, Herr König! Wenn wir wiederkommen, bringen wir euch eine Jungfrau mit, die euch wohl zur Freude gereichen soll." Mit gestabten Eiden schwuren alle Genossen der Fahrt, einander treu in aller Noth beizustehen; dann ging es fort, der Küste von Irland zu.

Nach sechsunddreißig Tagen kamen die kühnen Seefahrer in Irland an. Als sie vor der Burg des wilden Hagen landeten, ließen sie die Anker in den Grund, zogen die Segel ein und alsbald schlugen sie auf dem Gestade ihre reichen Krambuden auf, in denen man alles fand, dessen jemand nur bedurfte. Sechzig oder mehr der Helden gingen, wie Bürger gekleidet, an dem Gestade umher, Frute aber zeigte sich als ihr Führer. Daß er mehr war, als die andern, konnte man auch schon an seiner reicheren Kleidung abnehmen.

Als der Richter der Stadt von diesen reichen Gästen Kunde erhielt, machte er sich auf und von etlichen Bürgern begleitet ritt er zu den schlauen Kaufleuten hinaus. Da fragte er sie, woher sie gekommen wären; und Frute antwortete ihm: „Unser Land liegt

weit von hier und wir sind Kaufleute." Wate aber schickte Boten an den König Hagen und ließ ihm ebenfalls sagen, daß sie Kaufleute wären; dazu ließ er ihn auch um Frieden und Schutz in seinem Lande bitten. Der König gab den Boten zur Antwort: „Die Herren mögen ohne Sorge sein. Kein Leid soll ihnen in meinem Lande geschehen."

Auf solche Nachricht schickten sie dem Könige reiche Kleinode, wohl tausend Mark an Werth, obgleich er nicht eines Pfenniges werth von ihnen verlangt hatte. Sie wollten ihn aber schauen lassen, daß sie wohl reich waren an Dingen, die Ritter und Frauen gern hatten. Der König theilte das Uebersandte unter seine Helden und unter die edeln Frauen seines Hofes und mancher Jungfrau lachte das Herz bei dem Anblick der prächtigen Spangen, Ringe und Schnüre. Auch die Königin und ihre Tochter meinten, daß so reiche Gabe noch nie von fremden Kaufleuten gespendet worden sei.

Wie staunten sie aber erst, als auch Horand, der mit Gegenständen anderer Art zu handeln vorgab, seine Gabe an den Hof brachte! Da sah man kostbare Pfellel, die feinste Leinwand und herrliche Seidenstoffe, Sigelat, Baldekin und Purpur. Irold der starke aber brachte zwölf castilianische Pferde, dazu Helme, Panzer und Schilde.

An solchen Gaben konnte der König wohl merken, daß seine Gäste nicht gewöhnliche Kaufleute waren, sondern daß sie Beherrscher reicher Länder sein mußten. Wiewohl aber Hagen selbst reich genug war, nahm er die ihm dargebotenen Geschenke doch an, um sie wieder unter seine Helden vertheilen zu können. Dann ließ er Horand und Irold neben sich setzen und fragte sie, woher sie gekommen seien. Da sprach Horand: „Wir sind aus unserem Heimathslande vertrieben, denn wir haben vor dem Zorne eines mächtigen Königs entfliehen müssen." Der König fragte darauf weiter: „Wie heißt denn der, vor dem ihr euer Land und eure Burgen räumen mußtet? Mich dünkt, er hätte klüger gethan, wenn er so reiche Herren, wie ihr seid, in seinem Lande behalten hätte." Horand antwortete wieder: „Sein Name ist Hettel und er ist König im Hegelingenland."

Hagen tröstete die Helden und sprach: „Ihr seid euch zum Glücke in mein Land gekommen. Hier soll euch alles vergolten werden, was euch in Hegelingenland zu Leide gethan worden ist." Dankend erwiederte Horand: „Wir blieben gewiß gar gern bei euch; aber wir müssen fürchten, daß der König Hettel es erfährt und euch dann unsertwegen mit Krieg überzieht." Hagen aber sprach: „Bleibt nur bei mir. Der König Hettel wird nicht wagen, euch hier noch schaden zu wollen." Und sofort gab er auch Befehl,

daß man den Gästen Wohnung und Bequemlichkeit in der Stadt schaffe und jegliche Ehre sollten ihnen die Bürger der Stadt erweisen.

Die Bürger thaten, wie der König ihnen geheißen und die besten Häuser der Stadt wurden den Helden eingeräumt. Da schafften diese alle ihre Reichthümer nach ihren neuen Wohnungen und Frute eröffnete einen Kramladen, in dem jedermann die herrlichsten Kleinode zu einem so billigen Preise kaufen konnte, wie er noch nie erhört war.

Nicht so wohl befanden sich die Helden, die noch in den Schiffen versteckt lagen. Viel lieber wären sie in den Kampf gezogen, als daß sie noch länger unthätig in den Schiffen liegen sollten.

Von der Herrlichkeit und Freigebigkeit der herrlichen Gäste hatte auch die junge Hilde durch ihre Kämmerer erfahren. Da sprach sie einst zu dem Könige: „Viel lieber Vater! Schaffe doch, daß die Gäste einmal an den Hof kommen. Ich habe schon so viel Wunderbares von ihnen gehört, daß ich sie gern einmal sehen möchte. Und besonders einer unter ihnen soll ein gar sonderbarer Mann sein.“ Mit diesem einen aber meinte sie den alten Wate. Der König versprach es ihr: „Das soll geschehen, und seine sonderbare Sitte sollst du kennen lernen.“ Alsbald ließ er die Helden an seinen Hof laden; die Frauen aber konnten es kaum erwarten, bis sie den alten Wate sehen sollten.

Die Helden legten ihre besten Kleider an und eilten an den Hof. Hagen ging ihnen entgegen und empfing sie höflich. Auch die Königin erhob sich von ihrem Sitze und sprach: „Seid uns willkommen, ihr Herren! Wir haben gehört, daß ihr von Kampf und Streit ermüdet in unserem Lande angekommen seid, darum wollen wir euch nun zu erquicken trachten und Ehre und Lob an euch verdienen.“ Für solche freundliche Worte dankten die Helden der Königin, dann wurden sie genöthigt, nieder zu sitzen und den besten Wein, den der König hatte, trug man vor sie. Da begann ein lustiges Trinken und die Helden waren gar froher Dinge.

Die Königin aber zog sich von dem Trinkgelage zurück, nachdem sie vorher den König noch gebeten hatte, daß er einen Besuch der Helden in dem Frauengemache gestatten möge. Das that der König gern und nicht wenig freute sich über diese Erlaubniß die junge Hilde. Mit Fleiß schmückte sie sich nebst allen ihren Jungfrauen.

Als die Helden kamen, empfing die junge Hilde den alten Wate freundlicher, als alle andern; daß sie aber den alten grauen Helden, dessen Gesicht nicht das freundlichste war, nicht küssen mußte, das war ihr doch lieb. Dann lud sie die beiden Helden Wate und Frute, die ihr die vornehmsten zu sein schienen, zum Sitzen ein;

diese verstanden aber gar wohl die Zucht, die sich an einem Königshofe schickte und blieben ehrfurchtsvoll vor ihren Stühlen stehen.

Da fragten die alte Königin und ihre Tochter scherzend den Helden Wate, was ihm lieber sei: bei schönen Frauen zu sitzen oder im hitzigen Kampfe zu fechten? Wate antwortete ohne Scheu: „Das eine schickt sich wenigstens besser für mich. Wie schön es auch ist, bei holden Frauen zu sitzen, so ist mir doch von jeher lieber gewesen, im harten Kampfe zu stehen und wenn es sein könnte, möchte ich jetzt mit guten Gesellen gern zum Kampfe ziehen.“ Ueber diese ehrliche Antwort lachte die junge Hilde.

Als die Helden endlich wieder von dannen gingen, bat die schöne Hilde noch, daß sie recht oft zu Hofe kommen möchten. Das thaten denn die Helden auch und wenn sie kamen, dann gab es allerlei Kurzweil. Der König Hagen hatte an Wate besondere Freude und mit ihm ging er am liebsten um. Horand dagegen, der nicht vergaß, daß man um Hildens willen eigentlich ins Land gekommen war, trieb gern mit den Frauen Scherz und Kurzweil.

Einst wurden auch am Hofe ritterliche Spiele aller Art gekämpft. Da sprach der König zu Wate: „Wird in eurem Lande auch so herrlich gekämpft, wie hier in Irland?“ Da lachte Wate heimlich und antwortete: „Ich habe nie so kämpfen gesehen. Wollte aber jemand mich das auch lehren, so würde ich gern hier bleiben und reichen Lohn wollte ich dem geben, der mein Lehrmeister sein wollte.“ Das hörte der König gern und darum sprach er zu dem Helden: „Meinem besten Lehrmeister will ich auftragen, dich fechten zu lehren und wenn du auch nur die drei wichtigsten Schläge lernst, die in der hitzigen Feldschlacht nöthig sind, so können dir doch schon diese gar manchmal recht zu statten kommen.“

Alsbald ward ein Fechtmeister herbeigerufen; der begann, Waten die drei Schläge zu lehren. Wate aber verstand schon längst gar wohl zu kämpfen und wußte sich vor den Hieben des Fechtmeisters trefflich zu schirmen. Ja, gar bald brachte er den Fechtmeister durch seine Schläge selbst in Noth und nichts anderes blieb diesem am Ende übrig, als vor dem kühnen Wate in schnellen Sprüngen die Flucht zu ergreifen.

Da sprach der König: „Gebt mir mein Schwert! Nun will ich einmal selbst mit dem von Sturmland fechten. Vielleicht kann er von mir noch einen vierten Schlag lernen, für den er mir später einmal dankbar ist.“ Der Kampf begann. Wate wußte aber auch den vierten Schlag so wohl, daß die, die zusahen, kaum ihren Augen trauen wollten. Bald hatte Hagen nur Mühe, sich vor seines Schülers kunstgerechten Schlägen zu hüten.

Noch lange wurde über Wate, den gelehrigen Schüler, gescherzt.

II. Eines Abends geschah es, daß Horand von Dänemark mit herrlicher Stimme sang, so schön, daß es allen Leuten gefallen mußte und daß selbst die kleinen Vöglein ihr Singen darüber vergaßen und dem Helden zuhörten. Auch dem Könige und allen seinen Helden gefiel der Gesang gar wohl; die Königin aber, zu der der süße Schall durchs Fenster drang, sprach: „Was höre ich da? Wahrlich, das ist das schönste Lied, das jemals in meine Ohren gedrungen ist. Wollte Gott, so schön könnten meine Kämmerer auch singen!“ Dann ließ sie den herrlichen Sänger zu sich kommen, um ihm Dank zu sagen. Auch bat sie ihn: „Singt uns das Lied, das wir heute von euch vernommen haben, von jetzt ab jeden Abend und reicher Lohn soll euch dafür werden.“ Dazu war Horand gern bereit.

Kaum graute der nächste Morgen, so begann Horand wieder sein süßes Singen. Da mochte keiner, der das hörte, länger schlafen und die Vöglein in den Hecken stellten ihr Singen ein. Selbst der König und die Königin erhoben sich alsbald vom Schlafe und traten an die Zinne, die junge Hilde aber und ihre Jungfrauen lauschten am Fenster. Drei seiner schönsten Lieder hatte Horand schon gesungen, denen aber, die da zuhörten, war es, als hätte er eben erst angefangen und während der König sprach: „Wollte Gott, ich könnte auch so singen!“ behauptete einer seiner Helden, daß von solch süßem Sange selbst die Kranken gesund werden müßten. Noch ein anderer meinte, wenn Horand so lange singen wollte, daß einer unterdessen hundert Meilen weit reiten könnte, so würde es den Zuhörern doch immer noch nicht lange genug sein.

Damit die junge Hilde noch recht oft so süßen Sang hören könnte, ging sie zu ihrem Vater und diesem schmeichelnd die Hand ans Kinn legend, bat sie: „Liebes Väterlein, sage doch diesem Helden, daß er öfter an unserm Hofe singen möge.“

Der Vater erwiederte ihr: „Liebe Tochter, gern wollte ich ihm tausend Pfund Gold schenken, wenn er uns stets um die Abendzeit seine Lieder singen wollte. Aber unsere Gäste sind so stolzen Sinnes, daß wir nicht wagen dürfen, ihn darum zu bitten. Wir müßten uns sonst wohl von ihm antworten lassen, daß er kein gewöhnlicher Spielmann sei.“

Zur großen Freude der jungen Hilde sang aber Horand, auch ohne daß er besonders darum gebeten wurde. Hilde aber wollte nun den Helden selbst bitten, daß er sein Singen nicht wieder einstelle. Darum sorgte sie, wie er einmal zu ihr in die Kemenate kommen könnte, ohne daß ihr Vater und ihre Mutter etwas davon erführen. Ein dienstwilliger Kämmerer richtete den Auftrag Hildens aus und verdiente damit reichen Lohn.

Zur Abendzeit ward Horand nach der Kemenate geführt, Hilde

aber befahl ihrem Kämmerer, daß er vor der Thüre Wache halte, damit kein anderer zu derselben Zeit zu ihr kommen könnte. So war sie allein mit Horand und mit Morung, den Horand mitgebracht hatte.

Da sprach sie zu Horand: „Nun laßt mich noch einmal alle eure süßen Lieder hören. Darnach habe ich große Sehnsucht, denn euer Gesang ist mir unter allen Freuden, die ich kenne, die liebste." Da begann er ein Lied zu singen, wie man noch nie ein schöneres gehört, und das er bis jetzt noch nicht am Hofe gesungen hatte. Als er geendet, sprach die Jungfrau: „Habe Dank, mein Freund!" und dazu gab sie ihm von ihrer Hand einen goldenen Ring. Horand dankte für solche Freundlichkeit, den Ring aber wollte er nicht nehmen. Nur um einen Gürtel bat er; den wollte er seinem Herrn bringen.

Da fragte die Jungfrau: „Wer ist denn dein Herr? Um deinetwillen bin ich ihm hold, wer er auch sei." Horand erwiederte: „Ich habe nie einen reicheren König gesehen, als meinen Herrn. Würde es nicht verrathen, so wollte ich euch, edle Jungfrau, gern sagen, wie uns unser Herr entlassen hat und wie er uns um euretwillen zu eures Vaters Burg gesandt hat."

Die Jungfrau sprach: „So laß mich hören, was mir dein Herr entbietet." Horand berichtete: „Das läßt euch mein Herr sagen, daß er euch von Herzen minnet und euch lieber hat, als alle anderen Frauen." Da antwortete die Jungfrau: „Lohne ihm Gott, daß er mir so gewogen ist. Wenn er an Rang und Macht mir ebenbürtig ist, so wollte ich wohl gern sein Weib werden; so hätte ich doch auch Hoffnung, dich immer des Morgens und des Abends singen zu hören." — „Das wollte ich gar gern thun," sprach Horand; „aber mein Herr hat an seinem Hofe zwölf Helden, die singen alle noch besser, als ich und am besten singt mein Herr selbst."

Als die Jungfrau das hörte, sprach sie: „So will ich nimmer ablassen, darauf zu denken, wie ich deinem Herrn seine Liebe zu mir lohnen möchte. Dürfte ich es vor meinem Vater, so wollte ich euch gleich jetzt zu eurem Herrn folgen."

Solcher Bereitwilligkeit freuten sich die beiden Helden gar sehr und Morung sprach: „Herrin, wir haben siebenhundert Recken mit uns, die sind bereit, Lieb und Leid mit uns zu tragen. Wäret ihr nur erst mit uns unterwegs, so wollten wir schon dafür sorgen, daß ihr nicht wieder in die Hände eures Vaters Hagen gerathet." Dann gab er einen Rath, der lautete: „Wir wollen nun hingehen und uns bei eurem Vater wieder verabschieden. Ihr aber mögt ihn bitten, daß er euch vor unserer Abreise erlaube, unsere Schiffe zu besehen. Kommt ihr dann mit ihm und mit eurer Mutter, so

wollen wir es einrichten, daß ihr von ihnen getrennt werdet und auf unserem Schiffe mit uns entflieht."

Die Jungfrau war mit diesem Plane einverstanden und sie bat die Helden nur, daß sie selbst den König Hagen bäten, einen Besuch der Schiffe zu gestatten. Wenn es der König erlaubte, so sollten sie ihr sofort Nachricht davon zukommen lassen.

Als die Helden wieder zu ihrer Herberge kamen, erzählten sie dem alten Wate, wie es ihnen ergangen war und wie die junge Hilde bereit sei, ihnen zu dem Könige Hettel zu folgen. Da ward Wate froh.

Man hielt aber alles ganz geheim und in größter Stille ward alles zur Abfahrt bereit gemacht. Als die Bewaffneten, die in den Schiffen verborgen lagen, diese Anstalten sahen, wurden sie froh, denn das Stilliegen war ihnen schon seit lange unbequemer, als selbst der härteste Kampf.

Wie es verabredet war, ritten am vierten Morgen die vornehmsten der Helden zu der Burg, um sich zu verabschieden. Als der König ihren Wunsch vernahm, sprach er: „Warum wollt ihr mein Land verlassen? Habe ich nicht alles gethan, um euch den Aufenthalt hier angenehm zu machen?" Aber Wate erwiederte ihm darauf: „Der König der Hegelingen hat nach uns gesandt, weil er sich wieder mit uns versöhnen will. Auch lassen uns die Lieben, die wir daheim gelassen haben, an unsere Rückkehr mahnen. Darum wollen wir nicht länger warten."

Der König sprach: „Es thut mir leid, daß ihr nicht länger bleiben wollt. So nehmt wenigstens noch Roß und Gewand, Gold und Edelsteine von mir zur Gabe an." Davon mochte aber Wate nichts hören. „Ich bin selbst zu reich," sprach er, „als daß ich euer Gold mit mir nehmen sollte. Nur um eins bitten wir; daß ihr nämlich selbst euch überzeugen wollt, wie reich wir noch sind und wie viel wir noch von guter Speise und von edlem Weine in unsern Schiffen bei uns führen. Wir würden in drei Jahren kaum verzehren, was wir noch besitzen. Nun aber wollen wir es gern jedem geben, der Lust darnach hat. Bringet auch die Königin und eure Tochter mit zu den Schiffen, daß sie unsere Habe schauen."

Der König versprach es. Darauf ritten die Helden wieder an das Meer und allerlei Speisen und viel guten Wein trugen sie aus den Schiffen an den Strand, damit die Schiffe leichter würden.

III. Am nächsten Morgen nach der Frühmesse bereiteten sich die Frauen und Jungfrauen, die Hagen zum Strande führen wollte, zu der Fahrt. Tausend gute Recken aus Irland aber begleiteten sie.

Als sie an dem Ufer ankamen, fanden sie die Kramläden ge-

öffnet und wunderbare Kleinode konnte man in denselben schauen. Während die Jungfrauen sich über diese freuten, auch von den freigebigen Gästen geschenkt erhielten, was sie wünschten, ging der König zu einem Lastschiffe, um sich dessen Einrichtung anzusehen. Diesen Augenblick benutzte Wate, der mit der jungen Hilde sich auf dem Hauptschiffe befand, um die Anker zu lichten. Die alte Königin ward von ihrer Tochter geschieden, die Bewaffneten, die bisher im Schiffe verborgen gewesen waren, sprangen auf — dann wurden die Segel aufgezogen und das Schiff sollte in Bewegung gesetzt werden.

Als Hagen das sah und die Bewaffneten auf dem Schiffe erblickte, ward er sehr zornig und rief, daß man ihm seinen Speer bringe. In kurzer Zeit hatte er ein ansehnliches Heer von Recken um sich versammelt. Aber es war zu spät. Das Schiff mit seiner Tochter und deren Jungfrauen flog dahin und die Helden, die am Ufer standen, mußten sich damit begnügen, den Räubern einige Speere nachgeschleudert zu haben, die niemand verwundeten. Sobald aber Hagens Schiffe segelfertig gemacht waren, eilte er mit dreitausend Mann den Räubern seiner Tochter nach.

Die kühnen Dänen hatten unterdes einen Boten zu dem König Hettel gesandt, ihm zu melden, daß sie Hagens Tochter in sein Land brächten. Da freute sich der König, dem Boten ließ er reiche Gabe reichen und dann machte er sich mit seinen Rittern auf, um der schönen Hilde an den Strand entgegen zu gehen.

Als der König Hettel zu seinen Freunden kam, sprach er: „Ihr lieben Boten mein, große Sorge habe ich um euch gehabt, denn schon wähnte ich euch in Hagens Kerkern schmachtend.“ Und dazu küßte er den alten Wate und Frute von Dänemark. Wate antwortete: „So weit ist es zwar glücklicher Weise nicht gekommen. Aber das muß ich gestehen, daß ich noch keinen so gewaltigen König kennen gelernt habe, wie den starken Hagen von Irland. Und seine Tochter, die wir dir in dein Land gebracht haben, ist in Wahrheit die schönste Jungfrau in allen Landen. Nur fürchte ich, daß Hagen diesem Raube nicht ruhig zusehen werde und wir mögen uns wohl hüten, daß er uns nicht noch ereile.“

Nun führten Wate und Frute den König zu der schönen Hilde, die von Irold und Morung geführt wurde. Auch von zwanzig Jungfrauen ward sie begleitet.

Alle die Jungfrauen grüßte der König Hettel aufs freundlichste, seine Braut aber umschloß er mit den Armen und innig küßte er sie auf den Mund.

IV. Als es Abend ward, sah Horand ein Schiff nahen, das trug als Zeichen ein Kreuz im Segel. Horand kannte das Zeichen

wohl; auch Wate wußte, wer unter diesem Zeichen nahte und wenig erfreut war er über die Ankunft dieser Pilger.

Als man es Hetteln sagte, wollten er und die Helden, die bei ihm waren, kaum glauben, daß Hagen so schnell seiner Tochter nachgeeilt wäre, bis sie mit ihren eigenen Augen die nahenden Schiffe sahen. Auch die schöne Hilde erfuhr von der Ankunft ihres Vaters; da sprach sie: „O weh, so werden viele Frauen um ihre Männer trauern müssen, denn ich kenne meines Vaters Art und es wird nicht ohne einen harten Kampf abgehen."

Die Jungfrauen weinten, wenn sie an das dachten, was bevorstand. Wate dagegen traf die nöthigen Vorkehrungen zum Kampfe. Hilde und ihre Jungfrauen ließ er in ein Boot bringen und hundert Ritter gab er ihnen mit, sie mit ihren Schilden zu schützen. Die übrigen Helden ermahnte er, sich zum Kampfe zu bereiten.

Unterdessen waren die Schiffe Hagens an den Strand gekommen. Zahlreich flogen sofort die Speere von dem Ufer zu den Schiffen hinüber und von diesen wieder zum Ufer zurück. Manche tiefe Wunde ward da den Helden geschlagen und bald färbte sich das Wasser mit rothem Heldenblute.

Kaum war Hagen nahe genug zum Strande gekommen, so sprang er in das Wasser und watete hinüber. Ein Wolke von Pfeilen begrüßte ihn und wie Schneeflocken, die von dem Winde getrieben werden, tanzten sie durch die Luft. Auch manches scharfe Schwert ward gegen ihn gezückt; vor allem aber stellte sich Hettel ihm gegenüber. Das gab einen harten Kampf zwischen den beiden herrlichen Helden und Hilde weinte wohl mit Recht, als sie erfuhr, wer ihrem Vater gegenüber stand.

Auch die Gesellen Hagens hatten nun das Land erreicht und waren bereits im hitzigsten Kampfe mit denen von Dänenland. Hagen, der sich bis jetzt für unbesiegbar gehalten hatte, hatte in Hettel einen nicht weniger starken Gegner gefunden und es blieb ihm endlich nichts anderes übrig, als von dem Kampfe mit ihm abzulassen. Die Dänen waren aber nicht gesonnen, Hagen in Ruhe zu lassen; sie ermunterten vielmehr den alten Wate, sich ihm jetzt gegenüber zu stellen. Der machte sich mit seinem Schwerte Bahn durch die Kämpfenden und manchen Feind mußte er todt vor sich niederstrecken, ehe er zu dem Könige drang.

Als sich die beiden Tapfern endlich gegenüber standen, wichen vor ihren gewaltigen Schlägen alle Kämpfenden aus ihrer Nähe zurück. Hettel aber, dem unterdes die Wunde verbunden ward, die er aus dem Kampfe mit Hagen davongetragen hatte, freute sich, als er hörte, daß Wate dem Könige gegenüberstand.

Schon hatte Hagen die Speerstange zerbrochen, mit der er auf

Wate losschlug, schon hatte dieser einen Schlag auf den Helm des Königs geführt, daß dem Könige davon das Tageslicht vor seinen Augen verschwunden war, schon waren an andern Orten Irold und manch anderer tapfrer Held verwundet worden, da bat die schöne Hilde den König Hettel unter Thränen, daß er den Streit nun enden und besonders ihren Vater von dem grimmigen Wate befreien möge.

Hettel war dazu bereit, denn auch ihm ging der Tod so vieler seiner Freunde sehr zu Herzen. Darum machte er sich auf und noch einmal ließ er sein Volk von dem Fahnenträger zum Sturme führen. Mit starkem Arme kämpfte er sich bis zu den wuthentbrannten Helden hindurch, um sie von einander zu scheiden. Wate war über diese Absicht seines Herrn wenig erfreut, denn lieber hätte er den Kampf fortgesetzt. Hettel aber rief Hagen zu: „Um eurer eignen Ehre willen laßt den Streit sich enden, damit nicht noch mehr unserer Freunde sterben müssen.“

Aber Hagen mochte nichts davon hören und fragte, wer der sei, der ihn zum Frieden mahne. Hettel erwiederte: „Ich bin es, Hettel, der König im Lande der Hegelingen, der seine Freunde gesandt hat, eure Tochter als Königin in dieses Land zu holen.“ Hagen freute sich dessen, was er da hörte und sprach: „Nun ich vernommen habe, daß mir meine Tochter nicht von gemeinen Räubern entführt ist, sondern daß ehrenwerthe Helden sie hierher gebracht haben, damit sie in diesem Lande königlicher Ehren genieße, so bin ich es wohl zufrieden und nachdem ich gesehen, wie wohl man in diesem Lande zu kämpfen weiß und wie tapfer du selbst bist, möchte ich keinem andern meine Tochter lieber überlassen als dir.“

So ward der Streit geschieden und laut der Friede ausgerufen. Auch Wate mußte, wie ungern er es that, sich fügen. Hettel band sich den Helm vom Haupte, und alle, die kurz vorher noch gekämpft hatten, entwaffneten sich und überließen sich der Ruhe. Daneben aber lagen die Verwundeten, die vor Schmerz stöhnten und die Todten, die kein Leid mehr rührte.

Da wurden Boten zu Wate gesandt, daß er käme und mit seiner Heilkunst, deren er kundig war, den Verwundeten hälfe. Zunächst verband er jedoch seine eigenen Wunden, und heilkräftige Kräuter legte er darauf.

Da klagte die Jungfrau: „Ach, dürfte ich doch selbst zu meinem Vater gehen und ihn bitten! Aber ich fürchte, er mag mich nicht sehen, weil ich mit meiner Flucht unrecht an ihm gethan habe.“ Die das gehört hatten, sagten es dem Könige Hagen wieder. Der war freundlich gesinnt und sprach: „Was sie auch gethan habe, ich will sie gern empfangen.“

Als das der Königstochter gesagt wurde, führten Horand und Frute sie zu ihrem Vater und auch Hildeburg, eine ihrer Jungfrauen, begleitete sie. Der König stand, als sie ankamen, von seinem Sitze auf und sprach: „Sei willkommen, meine Tochter!“ Nun wollte ihm Hilde seine Wunden verbinden: er aber wollte die Jungfrauen seine Wunden nicht schauen lassen. Dafür kam Wate herbei und unter seinen geschickten Händen ward der König bald heil. Da ließ Hilde von ihrem Weinen ab.

Auch Hettel kam wieder herbei und lud Hagen ein, mit in sein Land zu gehen. Der nahm die Einladung an und nun zogen alle, die heil waren, froh der Burg Hettels zu.

Alsbald ward auch Hilde als Königin im Hegelingenlande gekrönt. Fünfhundert junge Knappen empfingen dabei den Ritterschlag und mit so großer Pracht ward das Fest gefeiert und so große Ehre ward der jungen Königin zu Theil, daß Hagen über das Los seiner Tochter nur erfreut sein konnte.

Am zwölften Morgen nach dem Feste nahm Hagen Abschied von seiner Tochter und von Hettel, seinem neuerworbenen Freunde. Der Jungfrau Hildeburg, die bei ihrer Herrin blieb, empfahl Hagen, daß sie dieselbe wohl pflege. Das versprach Hildeburg. Auch die übrigen Jungfrauen, die mit Hilde in dem Hegelingenlande blieben, ließ Hagen herbeirufen und sie empfahl er der Gnade des Königs Hettel.

Zu seiner Tochter aber sprach er: „Liebe Tochter, herrsche an der Seite deines Gatten so, daß ich und deine Mutter nimmer sagen hören, daß jemand Haß gegen dich im Herzen trage. Sei auch mild und freigebig, denn es würde dir übel stehen, wenn du bei so reichem Gute, wie du es hier besitzest, karg und geizig sein wolltest.“ Da küßte die Tochter ihren Vater und versprach zu thun, wozu er sie ermahnt hatte. Darauf reiste Hagen ab.

Als er wieder zu Hause ankam und Hildens Mutter besorgt nach ihrer Tochter fragte, gestand er gern, daß er seine Tochter keinem andern mehr gönne, als dem Könige Hettel. Da ward die Königin froh und lobte Gott. Auch war es ihr ein Trost, daß Hildeburg bei ihrer Tochter geblieben war.

V. Nach dem Hochzeitsfeste ritten auch Hettels Helden wieder heim; Wate ritt nach Stürmen, Morung nach Nifland, Horand nach Dänemark, Irold nach Ortland und jeder diente in seinem Lande dem Könige Hettel. Auch kamen sie manchmal nach der Burg des Königs; so Wate des Jahres dreimal. Horand aber kam noch öfter und wurde von allen Bewohnern der Burg gern gesehen.

Mit seinem Weibe lebte Hettel fröhlich und gern that er, was ihr gefallen mochte. Hettels und Hildes größtes Glück waren ihre

zwei Kinder. Ein Knabe, Ortwin geheißen, der später ein kühner Recke ward und der Obhut des alten Wate anvertraut war, daß dieser ihn erzöge in allem, was einem Ritter an Kraft, Gewandtheit und Tugend nöthig war. Die Tochter, Gudrun geheißen, schickten die Eltern nach Dänemark, daß sie dort von ihren Freunden erzogen würde. Die ließen es an nichts fehlen, worin sie ihrem Könige dienen konnten. Herrlich wuchs das Mädchen heran und sie ward schöner, als ihre Mutter je gewesen war. Dazu war sie von so freundlichen Sitten, daß jeder, der sie sah, sich ihrer freute und sie lobte.

Als sie das Alter erreicht hatte, in welchem junge Ritter das Schwert nehmen mußten, begehrte mancher reiche Fürst sie von ihrem Vater zum Weibe. Der aber versagte sie allen. Auch ein König aus Morland, Siegfried mit Namen, bewarb sich um ihre Minne. Weit und breit war er als ein gewaltiger König bekannt und wenige konnten sich ihm an Macht und Reichthum vergleichen. Er war mit großem Gefolge an Hettels Hof gekommen und mit tapfern ritterlichen Thaten suchte er sich der schönen Gudrun angenehm zu machen, wenn dieselbe mit ihren Jungfrauen von ihrer Kemenate aus den ritterlichen Spielen zusah. Darum war ihm auch die Jungfrau nicht ungewogen; ihr Vater aber verweigerte sie ihm standhaft.

Das verdroß Siegfried sehr und auch seine Helden bedauerten, daß sie eine so weite Reise vergebens gemacht hatten. In großem Zorne reiste Siegfried wieder ab und drohte von nun an auf Hettels Schaden denken zu wollen und wiederzukommen, um Rache für den ihm angethanen Schimpf zu nehmen.

VI. Um diese Zeit hörte man in dem Lande der Normannen von der großen Schönheit Gudruns und Hartmuth, der König des Landes, beschloß daher, sie sich zum Weibe zu erwählen. Auch seine Mutter Gerlind, die ein gar stolzes Weib war, rieth ihm dazu. Zu dem alten König Ludwig, ihrem Gatten, sprach sie: „Nun heißet Briefe an Gudruns Vater schreiben; ich aber will den Boten, die sie überbringen sollen, reichen Lohn an Schatz und Gewand geben.“

Da ließ Ludwig zwölf Saumrosse mit Silber beladen zum Geschenke für Gudruns Vater. Hartmuth aber wählte unter seinen Mannen sechzig aus, die die Botschaft ausrichten sollten.

Als diese zur Reise fertig waren, übergaben ihnen Hartmuth und Gerlind die versiegelten Briefe, die sie überbringen sollten; dann machten sie sich, von den besten Wünschen begleitet, auf den Weg. Tag und Nacht ritten sie vorwärts, während Hartmuth zu Hause in bangen Sorgen über den Erfolg der Botschaft saß, und nach langer Reise kamen sie im Hegelingenlande an.

Noch wußte man an Hettels Hofe nicht, warum die Boten kamen; man sah ihnen nur an, daß sie reich waren und deshalb wurden sie wohl empfangen und beherbergt. Am Morgen nach ihrer Ankunft ließ sie der König Hettel vor sich kommen, sie nach ihrer Botschaft zu fragen. Da trat ein Graf hervor und übergab die Briefe, die ein des Lesens Kundiger vorlesen mußte. Hettel aber war von dem Inhalte derselben wenig erfreut.

Da trat einer der Gesandten hervor und sprach: „Hartmuth ist wohl ein so herrlicher Held, daß eure Tochter, wenn sie nur an ihm Gefallen fände, sich gewiß nicht zu schämen brauchte, im Lande der Normannen die Krone zu tragen.“ Dagegen erwiederte die Königin Hilde: „Wie sollte meine Tochter das Weib des Mannes werden, dessen Vater von meinem Vater Hagen hundert und drei Burgen im Karadinerlande zu Lehen genommen hat? Nein, euer König ist meiner Tochter nicht ebenbürtig, er mag sich nur anderswo ein Weib suchen.“

Mit großem Herzeleide hörten die Boten solchen Bescheid und trauernd ritten sie wieder heim zum Normannenlande. Als sie dort ankamen, bestürmte sie Hartmuth alsbald mit Fragen: „Habt ihr Gudrun gesehen und ist sie so schön, als man es sagt? Und was sagte Hettel zu eurer Werbung?“ Der Graf, der unter den Gesandten war, trat hervor und sprach: „Ich kann euch wohl sagen, daß ich nie eine schönere Jungfrau gesehen habe und wer sie sieht, wird gewiß in dieses Lob einstimmen. Euch aber will sie der König Hettel versagen.“ Und nun erzählte er, wie es ihnen auf der Reise ergangen war.

Ueber diese Aufnahme der Boten und über Hettels Weigerung waren Ludwig und Hartmuth sehr erzürnt. Gerlind aber sprach: „Noch mag ich die Hoffnung nicht aufgeben. Wir fangen es ein andermal wohl klüger an und so hoffe ich, die stolze Jungfrau noch in unserem Lande zu sehen.“

VII. Bei Gudruns Schönheit war es kein Wunder, daß alsbald ein anderer König sich um ihre Liebe bewarb. Herwig, der junge König von Seeland war es, der mit ritterlichen Thaten und mit reichen Geschenken sich das Herz der Jungfrau zu gewinnen hoffte. Aber wenn auch die Jungfrau gern bereit gewesen wäre, ihm als Königin in sein Land zu folgen, so dachte doch König Hettel durchaus nicht daran, seine Einwilligung dazu zu geben. Das war dem Helden Herwig leid und große Sorge lag darum auf seinem Herzen.

Auch Hartmuth hatte seine Gedanken noch immer auf Gudrun gerichtet und da man früher seine Boten abgewiesen hatte, machte er sich jetzt selbst auf den Weg nach Hettels Landen. Dort blieb

er allen unbekannt; niemand wußte, wie er hieß und von wannen er gekommen war; alle aber, die ihn sahen, Ritter und Frauen, mußten gestehen, daß er ein reicher und herrlicher Held war. Darum ward ihm und seinen Begleitern auch gedient, wie man reichen Gästen zu dienen pflegte, und wer seinen Namen und Stand gewußt hätte, der würde sich gewundert haben, daß Hettel und Hilde einem so edeln Helden ihre Tochter versagt hatten.

Wie sehr auch Hartmuth das Geheimniß seines Namens wahrte, so entdeckte er sich doch mit Fleiß der schönen Gudrun. Ihr sagte er, wer er war und viele heimliche Blicke wurden seitdem zwischen ihnen gewechselt. Nur zu gut wußte Gudrun jedoch, daß der Tod dem Helden gewiß war, wenn ihr Vater seinen Namen erführe. Darum warnte sie ihn und gab ihm den Rath, eilig wieder von dem Hofe zu fliehen, wenn ihm sein Leben lieb sei.

Da schied Hartmuth wieder von dannen und in seinem Herzen dachte er darüber nach, wie er sein Leid an Hettel rächen möchte, ohne doch darum das Herz der Jungfrau zu verlieren. Mancherlei Pläne kreuzten sich in seinen Gedanken und bald hatte die Hoffnung, bald das Verzagen die Oberhand. Endlich entschloß er sich, einen Kampf mit dem Könige Hettel zu wagen und sich in demselben die Jungfrau zu erzwingen. Als er nach Hause kam, ward er in diesem Vorhaben bestärkt und besonders seine Mutter Gerlind, die ein böses Weib war, stachelte seinen Zorn gegen Hettel an.

Während Hartmuth seine Helden versammelte und sich zu dem Kampfe rüstete, zürnte auch Herwig von Seeland darüber, daß ihm Hettel seine Tochter verweigert hatte und ebenso wie Hartmuth beschloß er, den König darum mit Krieg zu überziehen. Dazu hatte er nicht wie Hartmuth eine weite Reise zu machen, ehe er zu Hettels Lande kam, denn er war Hettels Nachbar. Dreitausend Helden rüstete er zu dem Zuge und mit ihnen machte er sich auf den Weg.

VIII. Ehe es sich die Hegelingen versahen, stand Herwig an einem frühen Morgen mit seinen Mannen vor Hettels Burg. Noch schliefen Hettel und seine Helden, als der Wächter von dem Thurme der Burg herabrief: „Steht auf, ihr Helden, und waffnet euch, denn es sind schlimme Gäste uns ins Land gekommen und viele Helme sehe ich glänzen.“ Da sprangen alle aus den Betten, die in der Burg wohnten.

Auch Hettel und die Königin Hilde traten an das Fenster und mit Schrecken sah der König, wie heftig Herwigs Volk gegen die Burg andrang. Unterdessen waffneten sich die Bewohner der Burg und bald begann zwischen den Belagerern und den Belagerten ein wüthender Kampf. Gudrun schaute vom Fenster aus zu und ob-

gleich sie zu ihrem Leide manchen ihrer Freunde von Herwigs tapfrer Hand erschlagen sehen mußte, freute sie sich doch auch solcher Tapferkeit, an der sie einen Helden erkannte, der ihrer werth war. Schon waren die Belagerer bis zu den Thoren der Burg vorgedrungen und nicht mehr vermochten die in der Burg das Eindringen der Feinde abzuwehren. Da sprang Hettel seinen Mannen voraus und stürmte auf Herwig ein. So standen sich zwei Helden gegenüber, die sich einander an Kraft und Muth wohl gleich waren und ein harter Kampf begann.

Als Hettel merkte, ein wie tapferer Held Herwig war, dachte er bei sich selbst: „Die mir den König Herwig nicht zum Freunde gegönnt haben, die haben ihn schlecht gekannt." Vom Fenster aus sah aber auch Gudrun diesem Kampfe zu und sie wußte wirklich nicht, wem sie den Sieg wünschen sollte. Endlich rief sie ihrem Vater zu: „Lieber Vater, es ist schon gar zu viel Blut geflossen. Nun machet Friede und ruhet aus von dem Kampfe, ich aber will den Fürsten Herwig fragen, von wie edlem Geschlechte er ist und wer seine Verwandten sind."

Herwig, der das gehört hatte, antwortete: „Ich will nicht eher Frieden geben, als bis ihr, Herrin, erlaubt, daß ich ohne Waffen zu euch komme. Dann mögt ihr mich fragen, was ihr wollt."

So ward durch Gudrun dem Kampfe ein Ende gemacht. Die Helden legten die Panzer ab, und wuschen sich an den kühlen Brunnen. Herwig aber ging mit hundert seiner Mannen zu Gudrun, die zwischen der Liebe zu ihren Eltern und zu dem herrlichen Helden schwankend nicht wußte, was sie thun sollte. Von ihren Jungfrauen umgeben empfing sie die Helden. Sie nöthigte sie, sich niederzusetzen; Herwig aber sprach: „Mir ist gesagt worden, daß ihr mich verschmähet, weil euch mein Geschlecht nicht edel genug ist." Die Jungfrau entgegnete darauf: „Die thäte nicht klug, die einen Helden wie euch verschmähen wollte. Glaubet mir, daß euch niemand holder gesinnt sein kann, als ich euch bin und wenn es meine Freunde und Verwandten mir erlauben wollten, so wollte ich gern immer bei euch sein."

Als Herwig das hörte, freute er sich und mit lieblichen Blicken sah er die Jungfrau an; diese aber machte gar kein Geheimniß mehr daraus, daß sie den Helden im Herzen trug und als dieser zu ihr sprach, daß er mit allen seinen Sinnen ihr ergeben sei und daß Land und Burgen ihr gehorchen sollten, da bekannte sie, daß er mit seinen ritterlichen Thaten ihr Herz gewonnen und daß sie nun gern bereit sei, ihm in sein Land zu folgen und so den Streit zu schlichten.

Hierauf wurden der König Hettel und die besten Helden der Hegelingen zu Gudrun gerufen und der König fragte seine Tochter,

ob sie Herwig zum Gemahl haben wollte. Als die Jungfrau das bejahte, ward sogleich die Verlobung gefeiert; nicht aber gestatteten Hettel und Hilde, daß Herwig seine Braut sofort mit sich fortnahm, denn die Königin wollte ihre Tochter erst noch besser zu der bevorstehenden Krönung ausrüsten. Nach einem Jahre sollte sich Herwig seine Braut holen.

IX. Der König Siegfried von Morland, der einst auch um Gudrun geworben hatte, hörte, daß Gudrun Herwigs Braut war. Da ward er sehr zornig und befahl, daß man die Schiffe ausrüstete, denn er wollte nach Seeland fahren und Herwig bekämpfen.

Als er in allem wohlgerüstet war, sandte er Boten an Herwig, ihm den Frieden aufzukündigen. Der erschrak über die Botschaft und befahl seinen Helden, daß sie die Grenzen seines Landes und die Burgen nun um so besser bewachen sollten. Auch ließ er allen seinen Freunden sagen, was ihn bedrohe.

Um die Maienzeit kam Siegfried über das Meer daher nach Seeland und so gewaltig war er ausgerüstet, als ob er alle Länder bis ans Ende der Welt erobern wollte. Alsbald begann er, in Herwigs Lande zu brennen und zu morden und in den heißen Schlachten, zu denen Herwig sich ihm gegenüber stellte, ward die Erde reichlich mit Blut gedüngt.

Wie tapfer sich auch Herwig mit seinen Mannen hielt, kam er doch in große Noth und endlich blieb ihm nichts anderes übrig, als sich mit den Getreuen, die ihm geblieben waren, zu flüchten. Zugleich sandte er auch Boten ab, die in dem Hegelingenlande dem Könige Hettel und der schönen Gudrun sagen sollten, in wie große Noth er durch Siegfried gekommen wäre.

Als die Boten ankamen, wurden sie von Hettel wohl empfangen und nachdem dieser die traurigen Nachrichten, die sie brachten, vernommen hatte, sprach er zu ihnen: „Gehet nun zu meiner Tochter Gudrun. Was die will, das soll geschehen und wenn sie verlangt, daß wir Herwigs Schaden an Siegfried rächen, so wollen wir gern dazu bereit sein."

Unterdessen hatte Gudrun schon vernommen, was für Nachricht die Boten gebracht hatten. Als die Boten kamen, fanden sie Gudrun weinend und klagend und der Jungfrau erste Frage war, wie sie Herwig verlassen hätten. Da sprach einer der Boten: „Als wir abreisten, war Herwig noch lebend und gesund; wie es ihm freilich seitdem von denen aus Morland ergangen ist, das wissen wir nicht. Euch aber, edle Jungfrau, läßt er sagen, daß er samt seinen Helden in großer Noth sei und daß er täglich fürchten müsse, Leben und Ehre zu verlieren. Auf euch und eure Treue hofft unser Herr jetzt."

Da stand Gudrun auf und eilte zu ihrem Vater. Thränen standen ihr in den Augen, mit den Armen umschloß sie ihn und flehentlich bat sie, daß er ihrem Bräutigam zu Hilfe eile. „Hilf, lieber Vater, mir und meinem lieben Herren Herwig, denn niemand kann besser als du das Unglück wenden.“ Der König versprach ihr, um was sie bat und sprach: „Ich will gar bald deinen Willen thun. Nur muß ich erst nach meinen Helden senden. Wate aus Stürmen, Morung, Horand und Frold werden uns ihre Helden zuführen und auch dein Bruder Ortwin soll an dem Kriegszuge theilnehmen.“ Sofort wurden Boten ausgesandt und bald kamen die entbotenen Helden an Hettels Hofe an.

Unterdessen waren Herwigs Boten zu ihrem Herrn zurückgekehrt und hatten ihm die willkommene Nachricht von der nahen Hilfe gebracht. Im Vertrauen auf die Hilfe setzte sich nun Herwig um so muthiger zur Wehr gegen die aus Morland, die nicht abließen gegen die Burg anzustürmen. Als endlich Hettel mit seinen Scharen herbeikam, erhob sich ein gar grimmiger Kampf. Wie tapfer auch Siegfrieds Helden kämpften, doch waren sie Kämpfern, wie dem alten Wate und dem Könige Hettel nicht gewachsen. Auch Horand, Frute, Morung, Ortwin und Herwig kämpften so, daß die von Morland gedachten, solche Helden nicht wieder zum Kampfe herauszufordern, wenn sie nur diesmal heil entkämen.

Zwölf Tage hatte der Kampf schon gedauert. Da sprach am dreizehnten Morgen Siegfried zu seinen Helden: „Seht, wie viele unserer Helden schon hier erschlagen liegen. Uns selber wird es nicht besser ergehen, wenn wir noch länger diesen Feinden zu widerstehen versuchen. Darum wollen wir uns in eine Festung an dem Wasser zurückziehen.“ Den Rath fanden Siegfrieds Mannen gut und alsbald begaben sie sich zu der Festung, die von einem reißenden Strome umgeben war. Jedoch auch diesen Zufluchtsort mußten sie sich erst erkämpfen.

Bald sahen die aus Morland mit Schrecken, daß die Feinde ein Lager um die Festung schlugen. Die Belagerten wagten nicht mehr, sich in eine offene Feldschlacht mit den Belagerern einzulassen und beschränkten sich darauf, ihren Zufluchtsort zu vertheidigen. Und schon damit hatten sie Mühe genug.

X. Als Hettel sah, daß Siegfried und seine Helden nicht mehr zu fürchten waren, sandte er Boten in sein Land und ließ seinem Weibe und seiner Tochter sagen, wie es ihnen gelungen sei, die von Morland im Kampfe zu bestehen und wie sie diese jetzt nur noch in der Burg, in die sie sich zurückgezogen, belagerten. Auch ließ er melden, daß man seine und seiner Helden Rückkehr in kurzer Zeit erwarten könne. Da wurden die Frauen froh und

wünschten, daß auch bis ans Ende der Kriegszug des Königs ein glücklicher sein möchte.

Die armen Belagerten aber waren in großer Noth. So oft sie versuchten, an das Meer zu gelangen und nach ihrem Heimathlande zu entfliehen, wurden sie von den Belagerern daran verhindert und in beständiger Angst mußten sie in ihrer Burg ausharren. Hettel hatte einen Eid geschworen, daß er nicht eher von dannen weichen wollte, als bis er alle Helden aus Morland zu Gefangenen gemacht hätte.

Das war aber ein unbesonnener Eid und großen Schaden sollte er noch davon gewinnen. Denn Hartmuth hatte aus dem Normannenlande Späher nach Herwigs Lande gesandt, die ihm berichten mußten, was sich da ereignete. Als sie mit der Botschaft nach Hause kamen, daß Hettel und Herwig noch hart mit denen aus Morland zu kämpfen hätten, freute sich Hartmuth und er sprach:

„Nun habe ich eine Hoffnung, die mich aller Sorgen frei macht. Während die Hegelingen in Herwigs Lande streiten, wollen wir zu ihrem Lande ziehen und die schöne Gudrun, die sie uns nicht freiwillig geben wollen, mit Gewalt entführen."

Diesem Plane stimmten Hartmuths Helden mit Freuden bei und auch der alte König Ludwig war damit einverstanden. Am meisten aber freute sich darüber die böse Gerlind, die nun den Schimpf, den man ihrem Sohne angethan hatte, gerächt zu sehen hoffte.

Tag und Nacht rüstete man sich zu dem Zuge und von allen Enden strömten die Helden herbei. Bald waren ihrer dreiundzwanzigtausend beisammen.

Endlich reiste das Heer ab und von günstigen Winden getrieben, gelangte es bald zum Lande der Hegelingen. Schon sah man die Burgen dieses Landes, darunter auch die, in welcher Hilde mit ihrer Tochter wohnte. Da ließ der König Ludwig die Anker in den Grund werfen und den Helden befahl er, so schnell als möglich an das Land zu steigen, damit die Hegelingen nicht noch Vorkehrungen treffen und sie daran verhindern könnten. Auch das Heergeräth ward eiligst aus den Schiffen getragen und bald war alles zum Kampfe bereit.

XI. Noch einmal aber wollte Hartmuth versuchen, ob er Gudrun in Güte gewinnen möchte, ehe er mit der Schärfe des Schwertes gegen ihre Burg heranzog. Darum schickte er Boten zu der Königin Hilde und ließ ihr sagen, daß er um Gudruns Liebe willen gekommen sei. Wollte ihm die Jungfrau zu dem Erbe seiner Väter folgen, so werde das zu aller Nutzen sein und stets

wolle er es ihr mit liebevollem Dienste zu vergelten trachten. „Wenn aber,“ sprach er weiter zu seinen Boten, „die Jungfrau euch noch einmal verweigert wird, so sagt ihr, daß ich nicht eher wieder auf das Meer gehen will, als bis ich die Jungfrau, mir zu folgen, mit Gewalt gezwungen habe.“

Die Boten ritten fort und kamen bald zu der Burg Matelane, darinnen Hilde mit ihrer Tochter saß.

Kaum sahen die, die zu der Frauen Schutze in der Burg zurückgeblieben waren, die Boten nahen, als sie es der Königin verkündeten. Die erschrak wohl, als sie hörte, daß es Hartmuths Boten wären; sie befahl aber, daß man sie einlasse. Die Thore der Burg wurden geöffnet und die Boten zu der Königin geführt, bei der auch Gudrun war.

Als die Boten erzählten, wie sie gekommen seien, um ihrem Könige die schöne Gudrun zur Braut zu werben, sprach Gudrun: „Euer König mag sich darum keine Mühe mehr geben, denn ich mag nichts von ihm und seiner Liebe wissen. Der, dem ich im Herzen hold gesinnt bin, heißt Herwig; dem bin ich zum Weibe versprochen, ihm will ich auch treu bleiben und nie eines andern Freundes begehren.“

Auf diese Rede Gudruns erwiederte einer der Boten: „Seid ihr so gesinnt, so läßt euch Hartmuth sagen, daß ihr ihn von heut am dritten Morgen mit streitbaren Recken vor eurer Burg sehen sollt.“ Das mochte Gudrun nicht glauben und sie lachte daher der Drohung. Die Boten gingen aber zu ihrem Könige zurück.

Als Hartmuth seine Boten zurückkehren sah, lief er ihnen entgegen und fragte, wie sie empfangen worden seien. Einer der Boten erwiederte: „Gudrun läßt euch sagen, sie habe schon einen Helden, dem sie von Herzen hold sei und dem sie treu als Weib angehören wolle.“

Die Nachricht schmerzte Hartmuth sehr. Doch klagte er nicht nur, sondern er schwur auch, Rache nehmen zu wollen und die, die ihm getreulich im Kampfe beistehen wollten, die wollte er für seine besten Freunde halten und reichlich belohnen. Da sprangen alle seine Helden auf und mit Ludwig und Hartmuth an der Spitze zogen sie ihren fliegenden Fahnen nach zum Kampfe.

Als man auf der Burg Matelane das Heer herannahen sah, ward man froh, denn man wußte noch nicht, wer die Nahenden waren und Gudrun sprach: „Wohl mir, da kommt mein Vater Hettel und mein lieber Bräutigam.“ Gar bald aber bemerkte man den Irrthum, denn in den Fahnen waren fremde Wappen. Hildens Mannen sprachen zwar der Königin Trost zu und meinten, sie wollten Hartmuths Heer wohl mit übeln Wunden heimschicken,

Hilde aber war nicht so guter Zuversicht und befahl, die Thore der Burg zu schließen.

Das wollten aber ihre kühnen Mannen nicht thun. Sie banden vielmehr die Banner an die Fahnenstangen und stürmten vor die Burg hinaus, um in offener Feldschlacht den Normannen gegenüber zu treten.

Nun begann ein grausamer Kampf. Wie mannhaft sich auch die Bewohner der Burg wehrten, so waren ihrer Feinde doch zu viel und bald mußten sie bereuen, daß sie dem Rathe der Königin nicht gefolgt und die Thore nicht verschlossen hatten. Vor allem trachteten die Normannen darnach, ihre Fahnen in die Burg hinein zu bringen und wie oft sie auch von denen, die auf der Mauer standen, mit Schwertern und Speeren, ja sogar mit großen Steinen zurückgetrieben wurden, erneuerten sie den Sturm doch immer wieder und nicht kümmerte sie der Anblick der vielen Todten, die bereits vor der Burg lagen.

Endlich drangen Ludwig und Hartmuth in die Burg ein. Da entstand großes Trauern und Weinen unter den Bewohnern der Burg und am meisten weinte die schöne Gudrun. Der Normannenkönig aber wendete sich mit den Waffen in der Hand zunächst nach dem Saale des Königs und von der Zinne desselben ließ er seine Fahne wehen. Dann ging Hartmuth zu Gudrun und sprach zu ihr: „Hier bin ich nun, den ihr verschmäht habt, edle Jungfrau."

Die Jungfrau erwiederte darauf nur: „Weh mir, mein Vater; wenn du es wüßtest, wie man deine Tochter jetzt gefangen fortführt, so würdest du kommen und mich mit starker Hand erlösen."

Unterdessen hatten Hartmuths Helden alles, was ihnen gefiel, aus der Burg hinaus geschafft. Darauf ward auch Gudrun hinausgeführt und die Burg wollte man verbrennen. Hartmuth aber eilte, so schnell als möglich wieder aus dem Lande hinweg zu kommen. Darum sprach er zu seinen Helden: „Laßt das Rauben sein. Ich will euch daheim von meines Vaters Schätzen geben, so viel ihr wollt und wenn wir hier unsere Schiffe nicht zu sehr mit Schätzen beschweren, so kommen wir um so schneller wieder in unser Land."

So ward Gudrun von dannen geführt und mit ihr zweiundsechzig Jungfrauen, unter denen auch Hildeburg war. Darüber klagten und weinten viele, die zurückblieben, am meisten aber die Königin Hilde, die von dem Fenster aus den Abziehenden nachschaute. Dann schickte sie Boten an Hettel und ließ ihm sagen, wie übel es ihr ergangen war.

XII. Eilend ritten die Boten dahin und am siebenten Morgen kamen sie bei Hettel an.

Der ging ihnen entgegen und fragte sie: „Was bringt ihr uns für Nachricht und wie geht es meinem Weibe, der Königin Hilde?"

Einer der Boten antwortete: „Die Königin Hilde hat uns hergesandt, euch zu sagen, daß Feinde eure Burgen zerbrochen, eure Helden erschlagen, euren Schatz geraubt und eure Tochter weggeführt haben." Da fragte der König weiter, wie der heiße, der ihm solches gethan habe. Der Bote erwiederte: „Einer heißt Ludwig aus dem Lande der Normannen, der andere ist Hartmuth, sein Sohn."

Da erkannte Hettel, daß Hartmuth gekommen war, weil man ihm Gudrun verweigert hatte, und er sprach: „Wie hätte ich Hartmuth meine Tochter geben können, da er doch von Hagen Land zu Lehen trägt?" Dann wandte er sich an seine Helden: „Sorget dafür, daß unsere Feinde aus Morland nichts von unserem Unglücke erfahren; darum saget es unsern Freunden heimlich und ladet sie ein, zu mir zu kommen."

Als Herwig und alle Freunde Hettels herbeikamen, fanden sie den König gar traurigen Muthes und seine Augen sahen sie voll Thränen, als er ihnen sein Unglück berichtete. Da rieth Wate: „Wir wollen Friede machen mit dem Könige von Morland und mit seinen Helden und dann wollen wir zu Schiffe den Jungfrauenräubern nacheilen. Morgen früh wollen wir noch einen Hauptsturm gegen die Festung Siegfrieds unternehmen, damit sie merken, daß sie nimmer von hinnen kommen werden, wenn wir sie nicht in Frieden ziehen lassen. So werden wir sie zu einem Frieden geneigt machen."

Der Rath gefiel allen wohl und als der andere Morgen erschien, eilte man mit fliegenden Bannern zum Sturme. Ein harter Kampf entbrannte.

Mitten im Kampfe machte Frute denen von Morland einen Vorschlag und sprach: „Wenn ihr uns versprecht, dienstwillig uns beistehen zu wollen, so werden wir euch gern frei und ungehindert in euer Land zurückkehren lassen." Als das Siegfrieds Helden hörten, waren sie zum Frieden bereit und alsbald ward eine Versöhnung gestiftet, durch welche die, die vorher Feinde waren, sich zu gegenseitiger treuer Hilfe verpflichteten.

Nun erst erzählte Hettel dem Könige Siegfried von seinem Unglücke und zugleich bat er ihn um seinen Beistand. Siegfried war bereit. Da fragte Hettel: „Woher sollen wir aber Schiffe nehmen?"

Da wußte der alte Wate Rath. „Ich weiß hier in der Nähe Schiffe liegen," sprach er; „wohl siebzig an der Zahl, die sämmtlich gut mit Speise ausgerüstet sind. Sie gehören Pilgrimen, die nach dem heiligen Lande fahren wollen. Nehmen wir ihnen aber ihre

Schiffe weg — und etwas besseres können wir jetzt nicht thun —, so bleibt ihnen nichts anderes übrig, als am Strande zu warten, bis wir aus dem Kampfe mit den Normannen wieder zurückkehren."

Wates Rath ward angenommen und die Pilger mußten wider ihren Willen ihre Schiffe hergeben. Wie sehr sie auch klagten, half es ihnen doch nichts.

Endlich war alles zur Abfahrt gerüstet, ein günstiger Wind schwellte die Segel und fort ging es, den Normannen nach auf Wegen, die Wate bezeichnete.

XIII. Ludwig und Hartmuth waren mit ihren Mannen unterdessen bis zu einer Insel gekommen; die hieß der Wülpensand. Dort gönnten sie sich und ihren Rossen einmal Ruhe, aber sie sollten dieselbe gar theuer büßen. Allenthalben am Strande wurden Feuer angezündet und da man von den Hegelingen keines Ueberfalls gewärtig war, vielmehr annahm, daß Hettel nun aller seiner Freunde beraubt wäre, so machte man es sich bequem und beschloß, sieben Tage da zu bleiben.

Die Jungfrauen aber, die man aus Hegelingenland entführt hatte, saßen seitab, traurig und niedergeschlagen.

Plötzlich sah einer der normännischen Schiffer ein Schiff mit reichen Segeln sich nahen. Sofort meldete er es dem Könige Hartmuth. Der schaute mit etlichen der Seinen aus; als sie aber das Kreuz im Segel sahen, meinten sie alle, es seien Pilger, die da nahten. Nicht lange darnach sah man aber der Schiffe noch mehr kommen und bald gewahrte man auch, daß die, die in den Schiffen waren, Helme trugen. Da entstand große Sorge unter den Normannen und durch ihre Reihen lief der Ruf: „Die Feinde nahen!"

Die Nahenden eilten, so bald als möglich ans Land zu kommen und die Ruder krachten unter dem wuchtigen Drucke ihrer Hände, während die an dem Gestade sich so schnell als möglich kampfbereit zu machen suchten.

Schon waren die Schiffe so nahe gekommen, daß man sie vom Strande aus mit dem Speere erreichen konnte. Sofort begann daher auch der Kampf; die Speere flogen herüber und hinüber und nicht so dicht könnten die Flocken bei einem Schneesturme im Gebirge fliegen, wie die Pfeile in diesem Kampfe flogen.

Einer der ersten unter denen, die an das Land sprangen, war der alte Wate. Ihm warf sich Ludwig entgegen und so kräftig schleuderte er seinen Speer gegen ihn, daß derselbe in Stücke zerbrach. Wate aber stand fest und schlug mit seinem scharfen Schwerte so kräftig durch Ludwigs Helm, daß Ludwig in große Noth gerieth

und kaum mit dem Leben davon kam. Da suchte sich Wate andere Gegner, aber keiner wollte gern mit ihm zu thun haben.

Den König Hartmuth hatte sich Irold zum Gegner erlesen und beide waren einander würdige Gegner. Auch Hettel, Ortwin und Morung schlugen manche todtbringende Wunde und wer sein Leben lieb hatte, that gut, ihnen fern zu bleiben.

XIV. Den ganzen Tag hatte der Kampf, während dessen Gudrun und ihre Jungfrauen in der Ferne geweint und gebetet hatten, gewährt; die Speere waren verschossen und schon nahte der Abend. Noch war kein Sieg entschieden, denn auch die Normannen hatten sich tapfer gewehrt. Da geriethen Ludwig und Hettel einmal im Kampfe an einander. Wohl konnte jeder an den Schlägen des andern abnehmen, wie tapfer sein Gegner wäre. Endlich aber erlag Hettel doch einem fürchterlichen Hiebe Ludwigs und todt stürzte er zu Boden.

Als das bekannt wurde, erhob sich großes Weinen und Klagen und die schöne Gudrun wollte sich gar nicht trösten lassen. Der alte Wate aber ward, als er es erfuhr, um so zorniger und wie ein wilder Bär stürzte er sich unter die Feinde. Feuer stob unter seinen Schlägen aus den Helmen und die übrigen Helden Hettels blieben an Muth und Kampfbegier kaum hinter ihm zurück. Besonders trachtete Ortwin, den Tod seines Vaters zu rächen.

Während dieses grimmigen Kampfes drang ein Däne auf Horand ein, den er in Folge der schon eintretenden Dunkelheit nicht erkannte und für einen Feind hielt. Er ward aber von Horand erschlagen. Schon befahl dieser, die Fahne, die der Erschlagene geführt hatte, als Siegeszeichen hinter Horands Fahne herzuführen; da erkannte er an der Stimme des Verendenden, daß er seinen Neffen erschlagen hatte. Darum klagte er sehr. Auch Herwig hörte von dieser unglückseligen Irrung und sprach: „Hier wird gemordet, weil das Licht des Tages der Nacht nun schon gewichen ist. Wir erschlagen alle einander die Freunde mit den Feinden.“

So mußte denn der Kampf abgebrochen werden, wie ungern mancher auch — und besonders der alte Wate — sich dazu verstand, da der Sieg noch nicht entschieden war. Eine finstere Nacht, von keinem Stern erhellt, brach an.

Da besprachen sich Ludwig und Hartmuth mit einander, wie sie es nun am klügsten beginnen wollten. Als sie ihren Entschluß gefaßt hatten, berief der alte König seine Mannen und sprach zu ihnen: „Warum sollten wir hier bleiben, wo der alte Wate uns so grimmig nach dem Leben trachtet? Darum legt euch nieder, mit den Häuptern auf die Schilde und macht großen Lärm. Dann

werden die Hegelingen nicht ahnen, daß wir in dieser Nacht von hier entfliehen wollen.“

Die Recken folgten Ludwigs Worten und mit Posaunen und Trompeten ward großer Lärm gemacht. Fast hätte man meinen sollen, die Normannen wären daheim in ihrem eignen Lande, wenn man hörte, wie sie so guter Dinge waren. Unterdessen wurden aber doch in aller Stille die Vorbereitungen zur Flucht getroffen. Als die Jungfrauen das merkten, begannen sie laut zu klagen. Die Normannen aber drohten ihnen, sie ins Wasser werfen zu wollen, wenn sie nicht still wären und mit ihren Klagen Hettels Recken die Flucht verriethen. Da mußten die Jungfrauen schweigen und still das Leid tragen, wiederum von ihren Freunden geschieden zu werden, von denen sie Befreiung gehofft hatten.

Die Todten ließen die Normannen am Strande liegen und so klein war die Zahl der noch Lebenden geworden, daß man etliche Schiffe gar nicht mitnehmen konnte, sondern leer zurücklassen mußte. Die aber das Meer erreicht hatten, waren schon weit von dem Wülpensande entfernt, als endlich der Morgen heraufstieg.

Kaum dämmerte es, da ließ Wate das Heerhorn blasen, daß sich die Helden zum neuen Angriff auf die Normannen sammelten. Wie erstaunte man aber, als man keinen Feind mehr vorfand und bemerkte, daß nur etliche leere Schiffe noch am Ufer standen. Wate war ganz außer sich vor Wuth und wollte die Normannen verfolgen. Frute aber schaute nach dem Winde aus und sprach: „Es hilft uns nichts und wenn wir noch so sehr eilen wollten. Auch hätten wir nicht mehr Leute genug, um einen wirksamen Angriff auf die Normannen unternehmen zu können.“

Die Helden sahen ein, daß Frute recht hatte; darum dachten sie nicht weiter an eine Verfolgung der Normannen. Nun suchte man die Todten zusammen, die da Christen waren, und begrub sie und sehr einverstanden war man mit Ortwins Vorschlage, zum Gedächtniß der Erschlagenen auf der Insel ein Kloster zu gründen.

Hierauf fragte Irold: „Soll man auch die begraben, die uns diesen Schaden zugefügt haben? Oder soll man sie liegen lassen, damit sie von Wölfen und Raben gefressen werden?“ Da riethen die Alten und Verständigen, daß man auch nicht einen unbeerdigt liegen lassen sollte.

So wurden alle begraben. Sechs Tage dauerte es, ehe alle zur letzten Ruhe gebracht waren. Später aber gründete man auf dem Wülpensande ein Kloster, das mit Einkünften reich versehen ward.

XV. Ein günstiger Wind führte die Hegelingen, die heil aus dem Kampfe auf dem Wülpensande hervorgegangen waren, wieder heim. Wohl noch nie waren Helden trauriger heimgekehrt als diese.

Als in der Burg der Königin bekannt wurde, daß Wate heimkehre, ahnte man sogleich nichts Gutes; denn wenn der Held sonst aus einem Kampfe zurückkehrte, hörte man sein Volk schon von ferne jubelnd und singend heranziehen, diesmal aber war alles so still. Darum sprach die Königin: „O weh, was soll das bedeuten? Wate kehrt mit zerschlagenen Schilden heim, die Rosse tragen schwer an der Last der Rüstungen, die man den Erschlagenen ausgezogen und das Volk geht traurig einher. Auch sehe ich den König Hettel nicht. Hilf Gott, was werden das für Nachrichten sein?"

Viele eilten hinaus, den Kommenden entgegen und besorgt fragten sie nach Freunden und Verwandten. Was sie da erfuhren, das preßte manchem Thränen aus.

Bald wurde auch bekannt, daß König Hettel erschlagen war. Als die Königin es erfuhr, brach sie in herzzerreißende Klagen aus. Wate versuchte, sie zu trösten und sprach: „Herrin, laßt das Klagen, denn ihr könnt damit keinen Todten erwecken und keine Geraubte heimführen. Wenn aber die Jugend unseres Landes zu Männern herangewachsen sein wird, dann wollen wir Rache nehmen an Ludwig und Hartmuth." Da sprach die Königin: „Alles was ich noch besitze, wollte ich gern darum geben, wenn ich das noch erleben sollte."

Nun erinnerte sich Wate auch dessen, was er den Pilgern, denen er die Schiffe wegnahm, versprochen hatte und zur Königin sprach er: „Herrin, ich habe Pilgern Schiffe weggenommen; die will ich ihnen nun wiederbringen, damit wir nicht etwa Gottes Zorn auf uns laden." Das fand die Königin billig und sie fügte noch hinzu: „Ersetzt auch den Pilgern allen Schaden und gebt ihnen aus meinem Schatze das Dreifache alles dessen, was ihnen genommen worden ist. Denn wer Pilgern Schaden thut, der muß die Sünde zwiefach büßen." Wate that, wie ihm die Königin gerathen und die Pilger, die kaum gehofft hatten, ihr Eigenthum wieder zu erlangen, freuten sich und segneten die treuen, ihres Wortes eingedenk bleibenden Helden.

Am nächsten Morgen kam auch Herwig zu der Königin, die er noch immer jammernd und händeringend fand. Auch Ortwin und die übrigen Helden kamen herbei und es wurde ein Rath gehalten. Alle hießen Wates Vorschlag gut.

Ehe die Helden sich von der Königin verabschiedeten, um in ihre Heimath zurück zu kehren, bat Wate die Königin noch: „Herrin, laßt im Westerwalde gute Schiffe zimmern, damit wir deren haben, wenn wir sie zur Heerfahrt gegen die Normannen brauchen werden." Das versprach die Königin.

Der letzte, der von dannen ging, war Siegfried von Morland. Wie feindlich dieser früher den Hegelingen gewesen war, so sehr

war er jetzt zu ihrem Dienste bereit. Darum sprach er zu der Königin Hilde: „Laßt mich nur wissen, Herrin, wann der Zug gegen die Normannen unternommen wird, so will ich kommen und mit euern Helden ziehen."

So ward im Hegelingenlande auf den Schaden der Normannen gesonnen, während diese in sorgloser Ruhe lebten.

XVI. Als die Normannen unter dem schützenden Dunkel der Nacht glücklich von dem Wülpensande entronnen waren und über ihre Flucht nachdachten, schämten sie sich doch ihrer Feigheit und es ward ihnen dadurch ihre Freude über die glückliche Entführung Gudruns und ihrer Jungfrauen doch etwas vergällt.

Schon waren sie dem heimischen Strande ziemlich nahe gekommen und man konnte schon die Burgen sehen; da trat Ludwig zu Gudrun und sprach zu ihr: „Sehet ihr die Burgen, Herrin? Das ist unser Land. Nun seid freundlich und findet euch in euer Geschick; über reiche Länder sollt ihr Herrin sein." Gudrun aber mochte davon nichts hören, sondern sprach in ihrer Trauer: „Wie könnte ich freundlich sein, ich, die ich nun immerdar in Leide leben muß?"

Ludwig erwiederte ihr: „Das Leid müßt ihr eben überwinden. Mein Sohn, den ihr zum Manne nehmen sollt, kann es euch wohl vergessen machen." Gudrun aber sprach: „Jedes eurer Worte thut mir weh. Ehe ich Hartmuth zum Manne nähme, wollte ich lieber sterben."

Ob solcher Rede ward Ludwig zornig. Er ergriff die Jungfrau bei den Haaren und warf sie in das Meer. Da hätte sie ertrinken müssen, wenn nicht Hartmuth sogleich dazu gesprungen wäre und sie wieder herausgezogen hätte. Als er sie in eine Barke legte, da weinten all die andern Jungfrauen, daß man mit ihrer Herrin so unsanft verfuhr und mit Schrecken dachten sie daran, was ihrer noch für Noth und Unglück harren würde.

Hartmuth aber wendete sich an seinen Vater und unwillig sprach er: „Warum wollt ihr mir mein Weib, die schöne Gudrun, die ich wie mein Leben liebe, ertränken? Wahrlich, wenn ein anderer das gethan hätte, was ihr der armen gethan habt, so wollte ich ihn mit dem Tode darum strafen." Auch dem alten Ludwig that jetzt leid, was er im Zorne gethan hatte, und dies um so mehr, als er sonst noch nie vergessen hatte, wie man edle Frauen behandeln soll. Darum sprach er zu Hartmuth: „Bitte Gudrun, daß sie mir nicht ferner zürne."

Dann sandte er Boten in sein Land voraus; die sollten seinem Weibe Gerlind sagen, daß er zurückkehre und die schöne Gudrun mit sich bringe. Lange hatte Gerlind nichts lieberes gehört, als

diese Nachricht. Weiter sprach der Bote: „Euch läßt der König Ludwig ferner sagen, daß ihr mit eurer Tochter zu dem Gestade kommen möchtet, um die Ritter und die Jungfrauen, die sie mit sich bringen, freundlich zu empfangen. Auch sollt ihr eure Mägdlein und Frauen, sowie eine Anzahl edler Ritter mit zum Ufer bringen."

„Das thue ich gern," sprach da Gerlind, und alsbald rüstete man sich zur Fahrt.

Am dritten Morgen ritt alles wohlgerüstet zu fröhlichem Empfange an den Strand. Da waren die Helden schon im Hafen angekommen. Als die Jungfrauen aus den Schiffen geführt wurden, ergriff Hartmuth Gudrun bei der Hand, um sie zu begleiten. Solches Geleit hätte Gudrun gern entbehrt; sie nahm es aber als eine Form der Höflichkeit an. Hartmuth freilich empfand dabei in seinem Herzen mehr, als das Bedürfniß, sich höflich gegen Gudrun zu erweisen.

Auch Hartmuths Schwester Ortrun ward von zwei Fürsten geführt, als sie Gudrun begrüßte. Voll herzlichen Mitleides mit der armen aus ihrer Heimath Entführten küßte sie dieselbe und Thränen standen ihr dabei in den Augen. Als aber auch Gerlind sich nahte, um Gudrun mit einem Kusse zu empfangen, sprach diese: „Nimmermehr will ich euch küssen, denn euer Rath war es, daß man mich raubte und in solch Herzeleid brachte." Trotzdem benahm sich Gerlind freundlich gegen Gudrun, denn sie dachte, daß solcher Unmuth sich wohl bald verlieren würde.

Von allen, die zum Empfange gekommen waren, mochte Gudrun gegen niemand freundlich sein, als gegen Ortrun, deren Herzensgüte sie sofort aus ihrem ganzen Gebaren erkannte und diese beiden waren sich auch ferner stets hold gesinnt. Wie viel Leid der armen Gudrun auch im Normannenlande noch zugefügt wurde, so suchte doch Ortrun stets, ihr das schwere Los so viel als möglich erträglich zu machen.

Als alle ausgeschifft waren, zogen die Helden ihrer Heimath zu. Da freute sich manches Weib und Kind, als der lang entbehrte Gatte und Vater zurückkehrte, aber gar viele auch mußten weinen um einen, der auf dem Wülpensande begraben lag.

Hartmuth führte Gudrun nach einer Burg und befahl allen Bewohnern der Burg, der Jungfrau mit willigem Dienste ergeben zu sein. Schon lange wohnte sie da und noch immer mochte sie nicht freundlicher gegen Hartmuth gesinnt werden. Das verdroß die alte Gerlind und sie sprach einst: „Wann soll denn nun Gudrun endlich Hartmuths Weib werden? Sie dünkt sich doch nicht etwa so edel, daß sich Hartmuth nicht mit ihr vergleichen dürfte?"

Das hatte Gudrun gehört und sie sprach: „Frau Gerlind, wolltet ihr etwa einen zum Manne nehmen, der euch den Vater

und die liebsten Freunde ums Leben gebracht hätte?" Die alte Königin erwiederte: „Was sich nicht ändern läßt, darein muß man sich fügen." Was aber auch die Königin sagen mochte, Gudrun war nicht zu bewegen.

Hartmuth war über solche Gesinnung Gudruns traurig. Da sprach seine Mutter eines Tages zu ihm: „Alte und erfahrene Leute sollen die jungen und unerfahrenen erziehen. Darum überlaßt mir Gudrun; ich denke sie wohl bald dahin zu bringen, daß sie ihren Hochmuth vergesse." Hartmuth war es zufrieden und bat seine Mutter nur, daß sie freundlich mit Gudrun verfahren möchte. Das versprach Gerlind wohl, aber sie hielt es gar übel. Denn alsbald sprach sie zu der Jungfrau: „Wenn du das Glück, das wir dir bieten wollten, nicht haben magst, so sollst du Leid haben. Von jetzt an sollst du die Dienste einer Magd thun müssen und mein Zimmer heizen und die Brände schüren."

Gudrun antwortete darauf: „Ich bin in eurer Gewalt und ihr könnt mich wohl zwingen, so niedere Dienste zu thun. Mir bleibt nichts übrig, als auf Gottes Erbarmen zu hoffen."

Als einst Hartmuth seine Mutter fragte, wie Gudrun jetzt gesinnt sei, antwortete sie: „Dich und dein ganzes Geschlecht achtet sie so gering, daß ich es ihr nimmer verzeihen kann." Wiederum bat da Hartmuth: „Wie auch Gudrun sich gebare, so verfahret doch gütlich mit ihr. Das werde ich euch immer Dank wissen. Wir müssen wohl bedenken, daß ich ihr freilich großes Leid zugefügt habe und wir dürfen uns kaum wundern, wenn sie jetzt meine Liebe noch nicht zu erwiedern vermag." Mit solcher Milde war aber die böse Gerlind nicht einverstanden. „Gudrun ist so übel gesinnt," sprach sie, „daß wir nur durch Strenge und Härte sie auf einen andern Weg bringen können. Und so will ich auch mit ihr verfahren."

Was die Königin gedroht hatte, führte sie auch sofort aus. Vor allen Dingen schied sie Gudrun von ihren Jungfrauen und alle mußten die verschiedensten Magddienste thun. Die früher Herzoginnen hießen, mußten nun Garn winden und Flachs hecheln, die früher nach der Weise adlicher Frauen Seide mit Gold durchwirkten, mußten nun grobes Garn spinnen und Wasser tragen. Hildeburg, eines Fürsten Tochter, mußte mit ihrer weißen Hand den Ofen heizen für Gerlinds Frauen und was die niedrigste Magd den edlen Jungfrauen gebot, das mußten diese thun.

In solcher Knechtschaft lebten Gudrun und die Jungfrauen Jahre lang, denn Hartmuth konnte sich nicht um sie kümmern. Der war auf Heerzügen von seinem Lande abwesend. Als er endlich zurückkam, ging er sofort zu Gudrun. Da sah er ihr wohl an, daß es ihr die Zeit daher nicht sehr wohl ergangen sein konnte

und er fragte sie, wie es ihr ergangen sei. Die Jungfrau erwiederte: „Ich habe hier dienen müssen, daß es euch immer zur Sünde und Schande gereichen wird."

Das that Hartmuth leid und zu seiner Mutter sprach er: „Warum habt ihr das gethan, liebe Mutter?" Darauf erwiederte die böse Gerlind: „Wie hätte ich sonst diese Widerspenstige ziehen sollen? Habe ich doch weder durch Bitten noch durch Befehle so viel erlangen können, daß sie dich und deinen Vater, sowie alle deine Verwandten nicht schmähte." Trotzdem redete Hartmuth zu Gudruns Gunsten und sprach: „Wir müssen auch bedenken, wie großes Leid wir ihr zugefügt haben." Gerlind blieb zwar bei ihrer Ansicht und behauptete: „Und wenn wir Gudrun dreißig Jahre lang freundlich behandeln und bitten wollten, würden wir doch nicht erreichen, daß sie sich entschlösse, dein Weib zu werden;" doch fügte sie hinzu: „Ich will es noch einmal in Güte versuchen und will sie nun um so besser behandeln."

Auf dieses Versprechen verließ sich Hartmuth und nicht ahnte er, daß Gudrun es von nun an noch schlimmer haben sollte. Denn alsbald nach dieser Unterredung sprach Gerlind zu ihr: „Wenn du dich nun nicht bald eines Besseren besinnst, so will ich dich noch strenger halten, als bis jetzt. Mit deinen Haaren sollst du den Staub von den Bänken wischen müssen und mein Zimmer sollst du mir täglich dreimal kehren." Gudrun erwiederte darauf nichts anderes, als: „Dies alles will ich lieber thun, als meinem lieben Herwig untreu werden."

Schon kam das neunte Jahr heran, seit Gudrun in unglückseliger Knechtschaft schmachtete. Um diese Zeit kehrte Hartmuth wieder von einem Kriegszuge heim, in dem er große Ehre gewonnen hatte. Nun wollte er nicht länger mehr auf Gudruns freien Entschluß warten, sondern sie zwingen, sein Weib zu werden. Das riethen ihm auch seine Freunde. Deshalb ließ er die Jungfrau zu sich rufen und freundlich sprach er zu ihr: „Nehmt nun die Krone an, edle Jungfrau, die ich euch biete und werdet mein Weib."

Gudrun aber blieb bei ihrer Weigerung. „Mir ist nicht so zu Muthe, daß ich euch lieben möchte. Eure Mutter hat mir so viel Leid angethan, daß ich ihr und ihren Verwandten nimmer hold werden kann." — „Das thut mir leid," erwiederte Hartmuth, „daß es euch so übel ergangen ist; aber ich will es alles wieder gut machen." — „Nein, nein," sprach aber die Jungfrau, „ich mag nichts von euch wissen und mag euch nimmer trauen. Alles will ich gern dulden, wenn ich nur dem treu bleiben kann, den ich im Herzen trage. Und die Hoffnung auf die Hilfe Gottes, der jetzt meiner freilich vergessen zu haben scheint, bleibt mir doch immer."

Noch einen Versuch, den letzten, wollte man machen, Gudruns Gesinnung zu ändern. Darum bat Hartmuth seine Schwester Ortrun, die immer freundlich mit Gudrun gewesen war, daß sie mit Gudrun spreche. Aber auch sie vermochte mit den freundlichsten Worten nicht, Gudrun zu einer Aenderung ihres Sinnes zu bewegen. Die edle Jungfrau sprach: „Habt Dank, liebe Freundin, für das Wohlwollen, das ihr mir erweist und daß ihr gerne sähet, wenn ich die Krone in eurem Lande trüge. Das kann aber nicht sein, denn immer werde ich hier fremd bleiben und mich nach meiner Heimath sehnen müssen."

XVII. Noch immer hoffte Hartmuth von Ortruns freundlicher Beredsamkeit das Beste. Auch fing man wieder an, Gudrun besser zu behandeln. Speise und Trank gab man ihr, wie es einer Königstochter geziemte und des harten Dienstes ließ man sie frei. Da erblühten ihre Wangen bald wieder in rosiger Farbe. Wenn aber Hartmuth sie freundlich anredete, so erwiederte sie es mit bittern Worten.

So fing denn Gerlind wieder an, Gudrun übel zu behandeln und den niedrigsten Mägden ward die edle Jungfrau wieder zugesellt. Eines Tages sprach die alte Königin zu ihr: „Von jetzt an sollst du alle Tage zum Strande gehen und dort meine und meiner Frauen Kleider waschen. Sorge dafür, daß man dich dabei nicht müßig finde, sonst wirst du bittere Strafe leiden müssen." Gudrun erwiederte: „Ich habe noch nie gewaschen und verstehe auch nichts davon. So heißet wenigstens eine eurer Wäscherinnen, daß sie es mich lehre." Da befahl Gerlind einer Waschfrau, daß sie mit Gudrun an den Strand ginge und ihr zeigte, wie man die Gewänder wasche. Bald hatte es Gudrun gelernt und niemand wusch die Kleider besser, als sie.

Ihre Jungfrauen aber mußten aufs neue das harte Los ihrer Königstochter bitter beklagen. Am meisten klagte die edle Hildeburg. Als Gerlind ihr Klagen hörte, sprach sie zu ihr: „Wenn es dir gar so sehr leid thut, so erbarme dich doch deiner Freundin und hilf ihr beim Waschen, damit sie eher fertig werde." Hildeburg kehrte sich nicht an den Spott, der in diesen Worten lag. Sie nahm dieselben vielmehr ganz ernsthaft und sprach: „Immer wollte ich euch dankbar sein, wenn ihr mir das erlaubtet."

Solcher Freundschaft verwunderte sich Gerlind und sie sprach: „Bedenke wohl, daß es dir hart ankommen wird, wenn du im Winter auf dem Schnee hinausgehen sollst, um am Strande zu waschen. Du wirst dich manchmal nach dem geheizten Gemache sehnen." Hildeburg blieb aber bei ihrem Vorsatze.

Als Gudrun am Abend heimgekehrt war, ging Hildeburg zu

ihr und als sie dieselbe weinend fand, sprach sie ihr Trost zu mit den Worten: „Ich habe die böse Gerlind gebeten, daß sie mich mit dir zum Strande gehen lasse. Nun sollst du dein Leid nicht mehr allein tragen, sondern ich will es mit dir theilen.“ Da freute sich Gudrun und sprach: „Das lohne dir Gott, daß du solche Liebe an mir beweisen willst. Wenn du nun mit mir waschen gehst, so werden wir uns mit Gesprächen einander die Zeit verkürzen und weniger werden wir dann die Schwere unseres Unglücks fühlen.“

So gingen denn nun die beiden Freundinnen täglich hinaus zum Strande, den Normannen, die edle Königstöchter so unwürdig behandelten, zur Schande, den aus Hegelingenland geraubten Jungfrauen aber zu großem Leide.

XVIII. Während es Gudrun im Normannenlande so übel erging, hatte ihre Mutter Hilde nie vergessen, an den Rachezug zu denken, den ihre Helden gelobt hatten. Herrliche Schiffe hatte sie bauen lassen und mit allem nöthigen hatte sie dieselben ausgerüstet.

Da war es einst um die Weihnachtszeit, als sie ihre Boten aussandte, die Helden zum Zuge zusammenzurufen.

Von allen Enden kamen die Helden herbei, wohlgerüstet und gutes Muthes. Die Königin Hilde empfing die Ankommenden freundlich und bot ihnen reiche Geschenke, und als die Helden die Reise antraten, bat sie noch, daß alle sich ihres Sohnes Ortwin annehmen möchten, der oft gar zu vermessen sei und daß sie ihm in Gefahren beistünden. Das versprachen die Helden. Die Mütter und Frauen der Dahinziehenden aber standen noch lange in den Fenstern und schauten nach, so lange sie die Schiffe noch sehen konnten.

Zuerst ging die Reise nach dem Wülpensande, auf dem vor Jahren die Schlacht gewesen war. Da besuchten die jungen Helden die Gräber ihrer Väter und an ihnen entflammte sich ihr Zorn. Gar mancher schwur da, blutige Rache an den Normannen nehmen zu wollen.

Auf dem Wülpensande vereinigte sich auch Siegfried von Morland mit den Helden aus Hegelingenland und Dänemark. Vierundzwanzig Schiffe voll tapferer Mannen brachte er mit sich.

Als der Zug von dem Wülpensande wieder aufbrach, erhob sich ein Südwind, der die Helden bald zum Lande der Normannen trug.

Auf einer Insel, die nahe bei dem Normannenlande lag und auf welcher sich ein großer Wald befand, landeten die Helden endlich. In dem Walde lagerten sich die Wassermüden, um auszuruhen und an den frischen klaren Brunnen, die darin flossen, labten sie sich.

Irold aber stieg unterdessen auf einen Baum, der über die anderen emporragte und schaute sich um nach dem Wege, den man nun einschlagen sollte. Da rief er herab: „Nun freut euch, ihr Helden, denn unsere Sorge ist nun von uns genommen. Ich sehe sieben Burgen, bei denen können wir morgen noch vor Mittag sein.“

Als das Wate hörte, sprach er: „So traget die Schilde und Waffen aus den Schiffen an den Strand, sehet auch nach, ob an den Panzern und Helmen die Riemen alle noch fest sind, und tummelt die Rosse ein wenig, die von dem Stehen während der langen Seereise wohl steif geworden sein werden.“

Da that man, wie Wate gesagt hatte und ein jeder versuchte sein Roß wieder einmal. Dann zündete man Feuer an, um Speise zu bereiten, denn man wollte die Nacht in dem Walde bleiben. Während die Helden um die Feuer gelagert saßen, machte Ortwin den Vorschlag, Boten vorauszusenden, die sich erkundigen sollten, wie es Gudrun und den übrigen Jungfrauen erginge und wo man sie treffen könnte. Der Vorschlag ward von den übrigen gut geheißen und als man unter einander berieth, wer die Boten sein sollten, trat Ortwin vor und sprach: „Ich will der Bote sein. Gudrun ist meine Schwester, darum könntet ihr unter der ganzen Ritterschaft keinen besseren Boten finden.“ Sofort meldete sich auch Herwig und sprach: „Ist Gudrun deine Schwester, so ist sie meine Braut. Darum will ich mit dir gehen und entweder mit dir meine Braut erlösen oder mit dir sterben.“ Das waren alle zufrieden.

Ehe die Helden aber auf Kundschaft ausgingen, versammelten sie ihre Mannen um sich und ermahnten sie, der Eide nicht zu vergessen, die sie ihnen geschworen. „Ich mahne euch eurer Treue,“ sprach Ortwin zu ihnen, „daß ihr bereit seid, Lösegeld zu bezahlen, wenn man uns fangen sollte. Würden wir aber erschlagen, so vergeßt nicht, uns zu rächen mit euern guten Schwertern. Vor allem aber geht nicht eher von hier wieder fort, als bis ihr die Jungfrauen befreit habt und in unsere Heimath mitnehmen könnt.“

Die Helden versprachen es und verpfändeten ihre Treue dafür, daß sie nicht ohne die Jungfrauen wieder heimkehren wollten.

Darüber war der Tag hingegangen. Die Sonne war im Westen verschwunden und Herwig und Ortwin mußten ihr Kundschaften bis zum andern Morgen verschieben.

XIX. Es war zur Fastenzeit um einen Mittag. Gudrun und Hildeburg waren am Strande und wuschen. Da kam ein schöner Vogel auf der Fluth daher geschwommen. Gudrun sah ihn zuerst und sprach: „O weh, armer Vogel, wie muß ich dich bedauern, daß du bei dieser Kälte allein auf der kalten Fluth schwimmen mußt.“

Mit menschlicher Stimme antwortete ihr der Vogel: „Ich bin ein Bote, edles Mägdlein, den Gott zu dir gesendet hat; wenn du mich fragen willst, so will ich dir von deinen Freunden Nachricht sagen.“ Gudrun erschrak über die Stimme des Vogels so sehr, daß sie kein Wort reden konnte; der Vogel aber sprach weiter zu ihr: „Fürchte dich nicht; Gott hat mich dir zum Troste gesandt.“

Da fiel Gudrun auf ihr Angesicht und dankte Gott. Dann fragte sie den Vogel zuerst nach ihrer lieben Mutter. Dieser antwortete ihr: „Deine Mutter Hilde sah ich gesund, als sie vor wenigen Tagen ein Heer ausrüstete, das ausziehen sollte zu deiner Befreiung.“

Weiter fragte Gudrun: „Nun sage mir, lieber Bote, auch, ob mein Bruder Ortwin und mein Bräutigam Herwig noch leben und gesund sind.“ Der Vogel erwiederte: „Ich sah sie beide gesund auf den Wogen des Meeres; sie schlugen die Ruder, daß es krachte, um schneller zu dir zu kommen.“

Nachdem Gudrun auch noch nach Wate, Frute und Horand, nach Morung und Irold gefragt und ihr Nahen erfahren hatte, fragte sie endlich, wenn das geschehen sollte. Da sprach der Vogel: „Morgen früh werden zwei Boten zu dir kommen; was die dir sagen, das magst du glauben,“ und damit flog er von dannen.

Die Jungfrauen dachten nach über das, was sie gehört hatten und Freude und Besorgniß wechselten in ihrem Herzen mit einander ab. Das Waschen aber wollte bei so aufregenden Gedanken nicht mehr recht gelingen.

Der Tag ging zu Ende und als die Jungfrauen die Wäsche nach Hause brachten, wurden sie arg gescholten, weil sie an diesem Tage nicht so fleißig wie sonst gewesen waren. „Ihr seid zu träge jetzt,“ sprach die Königin zu ihnen, „und meine Wäsche bleicht ihr mir nicht weiß genug. Wenn ihr euch nicht ändert, so sollt ihr eure Trägheit noch beweinen müssen.“ Hildeburg wagte zu entgegnen: „Herrin, wolltet ihr doch Nachsicht mit uns haben. Uns friert jetzt oftmals gar zu sehr; wenn erst wieder wärmere Winde wehen, dann wollen wir um so besser waschen.“

Die Königin aber wollte kein Mitleid haben und sprach: „Wie auch das Wetter sei, sollt ihr euch doch nicht säumen; sobald es morgen tagt, müßt ihr wieder zum Strande, denn es stehen uns Festtage bevor und wenn ihr dazu nicht schneeweiße Wäsche liefert, so soll es euch schlimm ergehen.“

Die Jungfrauen gingen nach ihrer Kammer, um die nassen Kleider abzulegen und ihr Abendbrot, das nur aus Schwarzbrot und Wasser bestand, zu genießen. Als sie sich dann zum Schlafen niederlegten, kam freilich wenig Schlaf in ihre Augen, die Gedanken an die nahenden Befreier ließen sie nicht in Ruhe. Als es endlich

tagte, trat Hildeburg ans Fenster. Da sah sie, daß während der Nacht ein Schnee gefallen war und sie sprach zu Gudrun: „Sollen wir heute wieder barfuß zum Strande gehen, so mögen wir uns leicht zum Tode erkälten.“

Gudrun erwiederte ihr: „Liebe Gespielin, laß uns die böse Gerlind bitten, daß sie uns heute erlaube, Schuhe zu tragen.“ Da gingen sie zu der Königin. Die schlief noch und als die Jungfrauen ihre Bitte anbrachten, sprach sie zornig: „Geht ihr nur ohne Schuhe und waschet fleißig. Wenn ihr aber nicht fleißig gewesen seid, so erwartet harte Strafe.“

Barfuß wie sonst, gingen die Jungfrauen hinaus und ihr einziger Trost war die Nachricht, die ihnen der Vogel gebracht hatte. Sehnsüchtig ließen sie ihre Blicke über die Fluth gleiten, ausschauend, ob Hildens Boten nicht bald kämen.

XX. Nach langem vergeblichen Harren sahen die Jungfrauen endlich eine Barke auf dem Meere daher kommen. In der saßen zwei Männer. Da sprach Hildeburg: „Dort kommen die Boten, von denen uns der Vogel gesagt hat.“ Gudrun schämte sich, daß die Boten sie in so ärmlicher Kleidung und bei einer für Königstöchter so wenig passenden Beschäftigung finden sollten; deshalb wäre sie lieber von dem Strande entflohen. Hildeburg jedoch redete ihr zu, zu bleiben.

Als die Männer ans Land sprangen, rief Ortwin den Wäscherinnen zu: „Ihr schönen Jungfrauen, ihr seid so schön, daß es mich fast dünken will, ihr solltet lieber bedient werden, als selbst dienen.“ Gudrun antwortete: „Unser Herr hat wohl noch schönere Jungfrauen, als wir es sind. Fraget uns aber bald, wenn euch daran gelegen ist, von uns etwas zu erfahren, denn wenn uns unsere Herrin mit euch sprechen sähe, so möchte es uns theuer zu stehen kommen.“

Da bot ihnen Ortwin vier goldene Armringe und fragte: „So saget uns, wem diese Burgen gehören und wie der Herr heißt, der euch so schmählich behandeln läßt.“ Gudrun sprach darauf: „Behaltet nur euer Gold, denn wir können es doch nicht gebrauchen. Der Fürsten aber, denen dieses Land gehört, sind zwei. Einer heißt Hartmuth, der andere ist Ludwig, der König von Normannenland.“ Weiter fragte Ortwin: „Könnt ihr uns auch sagen, wo wir die beiden Fürsten finden werden, denn wir sind als Boten eines anderen Königs an sie gesandt.“ Gudrun sprach wieder: „Als ich heute früh zum Strande ging, waren sie in der Burg mit ihren vierzighundert Mannen, die sie immer bei sich haben. Ob sie nun von dort fortgegangen sind, das weiß ich nicht.“

Erstaunt warf Herwig ein: „Wie kommt es denn, daß die

Könige eine so große Anzahl von Recken um sich haben? Müssen sie etwa in Furcht vor einem Ueberfalle leben?" Gudrun antwortete: „Wir wissen nicht, warum so viele Helden bei den Königen sind; aber das haben wir gehört, daß weit von uns in einem Lande, das sie Hegelingenland nennen, arge Feinde unserer Könige wohnen müssen."

Während dieses Gespräches hatte Herwig bemerkt, wie bitter die Jungfrauen von der Kälte litten. Darum warf er ihnen seinen und Ortwins Mantel zu und bat sie, daß sie die Mäntel, obgleich es Männerkleider wären, zum Schutze gegen die Kälte anlegen möchten. Gudrun aber dankte dafür und meinte, man solle sie nie in Männerkleidern sehen. Auch war Herwig aufgefallen, daß die eine der Wäscherinnen jener Jungfrau so sehr glich, die er im Herzen trug. Ehe er aber noch eine Vermuthung aussprechen konnte, fragte Ortwin die Jungfrauen wieder: „Ist euch nicht bekannt, ob vor Jahren fremde Jungfrauen, die in einem fernen Lande geraubt waren, hierher gebracht worden sind und ob eine darunter war, die man Gudrun nannte?"

Gudrun erwiederte: „Ich erinnere mich der armen Jungfrauen wohl; aber das ist nun schon lange her. Viel bittere Noth haben sie erdulden müssen und besonders die, die Gudrun genannt wurde, habe ich oft weinend gesehen."

Nicht länger konnte Herwig die Vermuthung zurückhalten, die sich ihm beim Anschauen Gudruns aufgedrängt hatte; darum sprach er zu seinem Begleiter: „Wahrlich, Herr Ortwin, wenn eure Schwester Gudrun noch am Leben ist, so möchte ich schwören, daß keine andere es ist, als die Jungfrau, die vor uns steht." Ortwin mochte das nicht glauben und sprach: „Ihr habt wohl recht, daß diese Jungfrau hier gar lieblich ist, aber mit meiner Schwester kann sie doch nicht verglichen werden; die war noch schöner; ich erinnere mich ihrer noch wohl aus unserer Jugend."

Gudrun hatte das Gespräch gehört, obgleich es leise geführt worden war und als sie den Namen Ortwin nennen hörte, jauchzte ihr Herz heimlich auf. Dann wendete sie sich an Herwig: „Wie ihr auch heißen mögt, so gleicht ihr doch sehr einem, den ich früher kannte und der Herwig geheißen war. Ach, lebte dieser Held noch, so würden wir alle wohl bald aus dieser Gefangenschaft erlöst. Denn wisset, daß ich auch eine jener Jungfrauen bin, die Hartmuth einst gefangen aus dem Hegelingenlande fortführte. Die Gudrun aber, nach der ihr fragtet, die ist in Noth und Mühen gestorben."

Als die beiden Helden das hörten, flossen ihnen helle Thränen von den Augen über die Wangen. Gudrun aber, als sie das sah, sprach: „Fast möchte es scheinen, als sei Gudrun euch verwandt

gewesen, da ihr so sehr um ihren Hingang klagt." Herwig erwiederte ihr: „Wohl traure ich mit Recht um Gudrun, denn sie war meine Braut." — „O, dürfte ich euch glauben!" entgegnete Gudrun darauf; „aber mir ist oft gesagt worden, Herwig, der Gudruns Bräutigam war, sei längst gestorben und wohl muß ich das glauben, denn wenn Herwig noch lebte, so wären wir armen Jungfrauen schon längst erlöst."

Da hielt ihr Herwig seine Hand hin und sprach: „So sehet meine Hand und an ihr den Goldreif, mit dem ich Gudrun verlobt ward. Aber — ängstiget mich nicht länger, edle Jungfrau; gestehet, daß ihr selbst Gudrun seid, meine liebe Braut." Gudrun sah den Ring und erkannte ihn wohl. In ihrem Innern lächelnd sprach sie: „Nun schauet den Ring, den ich an meiner Hand trage; ob ihr den vielleicht kennt." Und als Herwig den Ring erkannte, den er einst selbst Gudrun gegeben hatte, umschloß er die Jungfrau mit seinen Armen und mit Küssen bedeckte er ihr Wange und Mund.

Auch Hildeburg gab sich nun den beiden Helden zu erkennen.

Nachdem die erste Freude des Wiedersehens vorüber war, sprach Herwig: „Besser hätte es uns auf dieser Reise nicht ergehen können. Nun wollen wir aber eilen, daß wir die Jungfrauen von hinnen bringen." Darauf entgegnete ihm Ortwin: „Nein, das soll gewiß nicht geschehen. Und hätte ich hundert Schwestern, eher wollte ich sie alle sterben lassen, als daß ich hier die Jungfrauen heimlich stehlen sollte. Sind wir denn so furchtsam, daß wir uns vor einem Kampfe mit den Normannen fürchten? Sind wir nicht hierhergekommen, um die Jungfrauenräuber zu strafen? Und was sollte denn aus den übrigen gefangenen Jungfrauen werden, wenn wir bloß mit diesen zweien entfliehen wollten?"

Wohl mußte ihm Herwig recht geben, doch wollte er das Gewisse nicht für ein Ungewisses fahren lassen. Darum sprach er: „So wollen wir wenigstens erst meine Braut und ihre Begleiterin in Sicherheit bringen, dann wollen wir kämpfen um die übrigen Jungfrauen." Ortwin aber blieb bei seiner Weigerung. „Was wir um meiner Schwester willen gewagt hätten," sprach er, „das wollen wir um alle wagen." Auch als Gudrun ihn bat, sie nicht wieder in der Normannen Hände fallen zu lassen, blieb er fest bei seiner Meinung und sprach: „Es wäre entehrend, wenn wir dich wie eine Geraubte von hinnen führten und nur mit dir zugleich können wir auch deine übrigen Jungfrauen erlösen."

Wie Ortwin es gesagt hatte, so geschah es. Die beiden Helden gingen wieder zu ihrem Schiffe, nachdem sie den Jungfrauen noch versprochen hatten, am andern Morgen, ehe die Sonne aufginge, mit einem großen Heere vor Hartmuths Burg zu erscheinen. Das gab ein großes Trauern und Klagen, als die Helden schieden und

so lange die Augen das Schifflein erspähen konnten, schauten die Jungfrauen den Davonziehenden nach.

Kaum dachten sie noch an die Wäsche und an den übeln Empfang, den ihnen Gerlind heute bereiten würde, wenn sie sähe, daß sie nicht gar fleißig gewesen waren. Hildeburg war die erste, die daran erinnerte; sie sprach zu ihrer Freundin: „Edle Königstochter, denket daran, daß wir noch waschen müssen, wenn wir nicht heute Abend mit Schlägen empfangen sein wollen." Da regte sich aber in Gudrun wieder der alte Stolz und sie sprach: „Mich haben zwei Könige geküßt und mit ihren Armen umfangen. Ich bin zu edel dazu, daß ich der bösen Gerlind ihre Kleider waschen sollte."

Darauf nahm sie die Kleider und trotz Hildeburgs Widerrede warf sie die Kleider ins Wasser, daß sie lustig von dannen schwammen.

Nun machten sie sich auf den Heimweg, Hildeburg mit ihrem Linnen unter dem Arm, Gudrun aber ledig. Als sie zum Thore der Burg kamen, kam ihnen schon Gerlind entgegen und zu Gudrun sprach sie: „Wo hast du denn die Kleider, die du mir waschen solltest?" Trotzig erwiederte ihr Gudrun: „Eure Kleider liegen am Strande. Ob sie dort von dannen schwimmen oder ob ihr sie wiederfindet, das soll mir gleich sein." Ueber eine solche Antwort gerieth die Königin ganz außer sich und sofort gab sie Befehl, daß man neue Ruthen bände, um Gudrun damit zu züchtigen.

Gudrun aber war getrosten Muthes und als Gerlind kam, um selbst die Züchtigung zu vollziehen, sprach sie zu ihr: „Hütet euch, mich zu schlagen; denn die mich heute mit Ruthen schlägt, die kann ich wohl noch härter strafen, wenn ich einst die Krone trage. Ihr sollt nämlich wissen, daß ich nun Königin im Normannenlande und Hartmuths Weib werden will."

Da ließ Gerlind sofort ihren Zorn und sprach: „Und hättest du mir tausend Kleider verloren, so wollte ich sie gerne missen, wenn du Hartmuths Weib werden willst." Gudrun sprach weiter: „Rufet mir den König Hartmuth her, daß ich mit ihm rede."

Da liefen schnelle Boten zu Hartmuth, der bei seines Vaters Mannen saß.

Hartmuth war froh, als er solche Botschaft hörte und sprang von seinem Sitze auf, um zu Gudrun zu eilen. Als er zu ihr kam, ging sie ihm entgegen, aber noch nicht gestattete sie, daß er sie mit seinen Armen umschloß. „Nein, Herr Hartmuth," sprach sie, „das würde euch übel stehen, denn jetzt bin ich noch eine arme Wäscherin. Wartet, bis ich unter der Krone vor euren Recken mit euch stehe, dann ziemt es uns beiden, dann mögt ihr mich mit den Armen umfangen."

Dann bat Gudrun, daß man ihr ihre Jungfrauen wieder zu-

sende und daß man für sie alle Bäder zurichte. Das ward alsbald gethan. In großen Freuden kamen die Jungfrauen zu ihrer Herrin und Hartmuths Kämmerer beeiferten sich jetzt in Gudruns Dienste so sehr, daß jeder ihr am besten dienen wollte. Als die Jungfrauen kamen, sprach Gudrun zu Hartmuth: „Schauet, reicher König, in wie schlechten Kleidern meine Jungfrauen gehen müssen." Hartmuth antwortete darauf: „Das soll nicht mehr geschehen." Dann befahl er, daß man den Jungfrauen die kostbaren Kleider wieder gäbe, die sie aus Hegelingenland mitgebracht hatten.

Als die Jungfrauen alle gebadet hatten, brachte man ihnen Wein und herrliche Speisen. Auch Ortrun kam auf Gerlinds Geheiß zu Gudrun, um ihr Glück zu wünschen und große Freude war in dem Saale, als die beiden edeln Jungfrauen sich küßten. Freute sich Ortrun darüber, daß Gudrun nun endlich ihrer Familie angehören wollte, daß sie in ihr nun eine liebe Schwester zu finden hoffen durfte, so war Gudruns Freude freilich anderer Art, eine Freude, die sie laut nicht äußern durfte, die Freude, die Ihrigen bald wieder zu sehen.

Eine kluge List hatte Gudrun noch ersonnen, als sie zu Hartmuth sprach: „Ihr solltet, Herr Hartmuth, Boten senden in das Normannenland und alle eure Freunde zu Hofe laden, damit sie an unserer Freude theilnehmen könnten." Mit dieser List hoffte sie etliche der Helden aus der Burg hinauszubringen, so daß die Hegelingen am andern Tage desto weniger Gegner zu überwinden hätten. Das gelang ihr auch, denn hundert oder mehr der Boten sandte Hartmuth alsbald nach seinen Freunden.

Endlich ging man aus einander, Gudrun aber blieb noch eine Weile mit ihren Jungfrauen zusammen. Da sprach eine derselben: „Wenn ich daran denke, daß ich nun hier bleiben soll, so muß ich weinen, denn ich habe bis jetzt noch immer gehofft, wieder in unsere Heimath zu gelangen." Auch etliche andere der Jungfrauen weinten da, Gudrun aber lachte laut, denn ihr Wille war es keineswegs, im Normannenlande zu bleiben.

Das laute Lachen hatte Gerlind gehört und sie vermuthete von demselben nichts Gutes. Darum ging sie sogleich zu Hartmuth und sprach zu ihm: „Mein Sohn, ich weiß nicht, warum Gudrun so laut gelacht hat, aber ich fürchte, daß dieses Lachen unserm Lande theuer zu stehen kommen wird. Vielleicht sind ihr von ihren Freunden heimliche Boten gekommen; darum hüte dich." Hartmuth aber erwiederte: „Denkt nicht so Schlimmes. Ich gönne es Gudrun wohl, daß sie mit ihren Jungfrauen jetzt einmal Freude hat; sie hat lange genug Noth und Kummer getragen."

Unterdessen waren Gudrun und ihre Jungfrauen müde geworden und wollten schlafen gehen. Ehe sie sich aber niederlegten,

begann Gudrun leise, daß kein Lauscher es erhorchen konnte: „Nun freut euch, meine Lieben, denn mit einer frohen Nachricht, deren Bestätigung ihr morgen sehen sollt, will ich all euer Leid verscheuchen. Ich habe heute meinen Bräutigam Herwig und meinen Bruder Ortwin geküßt. Morgen früh werden sie mit einem Heere zu unserer Befreiung vor der Burg erscheinen. Welche nun unter euch reiche Gabe von mir verdienen will, die möge morgen, sobald der Tag graut, ausschauen nach unsern Befreiern und uns wecken."

So fröhlich wie an diesem Tage waren die Jungfrauen im Normannenlande noch nie zur Ruhe gegangen.

XXI. Als Herwig und Ortwin wieder zu ihren Genossen zurückkehrten, berichtete Ortwin: „Nun höret, wie es uns wunderbar ergangen ist. Wir haben Gudrun gesehen, meine Schwester, und auch Hildeburg, die aus Irland zu uns kam. Leider aber haben wir die edeln Jungfrauen so gesehen, daß wir nur mit Schmerzen daran denken können, denn sie mußten an dem Ufer des Meeres die Kleider der Königin Gerlind waschen."

Als die Helden das hörten, wurden sie traurig und weinten. Der alte Wate aber sprach: „Ihr thut ja wie alte Weiber, die auch mit Thränen gar schnell bei der Hand sind. Wollt ihr Gudrun erlösen, so helfen eure Thränen nichts. Färbt lieber den Normannen die Kleider, die Gudrun weiß gebleicht hat, blutigroth; das wird besser sein."

Dann fuhr er fort: „Die Luft ist heiter und der Mond scheint hell. So laßt uns aufbrechen, tapfere Helden, und noch in dieser Nacht zum Normannenlande fahren. Dann stehen wir morgen früh vor Ludwigs Burg, ehe derselbe noch die schlaftrunkenen Augen öffnet." Der Rath gefiel den Helden. Eilig wurden Roß und Gewand zu den Schiffen gebracht und ehe die Nacht zu Ende war, landeten die Hegelingen in Ludwigs und Hartmuths Lande. Da hieß Wate die Helden sich still verhalten. Am Morgen aber sollten sie zeitig zum Zuge bereit sein. „Wenn ihr zum ersten male," sprach Wate, „mein Heerhorn blasen hört, so richtet euch zum Kampfe, wenn ihr es zum andern male hört, so müssen schon die Rosse gezäumt und gesattelt sein, beim dritten Blasen aber sollt ihr euch um das Banner unserer Königin Hilde scharen." Das versprachen alle.

Die Nacht war fast zu Ende und der Morgenstern stand leuchtend am Himmel; da erhob sich in Gudruns Kammer ein schönes Mägdlein von dem Lager und trat ans Fenster, um nach den erhofften Befreiern auszuschauen. Im Dämmerlichte des Morgens sah sie an dem Wasser lichten Glanz, wie den Glanz von Schilden und Helmen. Alsbald ging sie da zu ihrer Herrin und weckte sie:

„Wachet auf, edle Herrin, das ganze Land und unsere Burg sind von Kriegern umlagert.“

Bei dieser frohen Nachricht sprang Gudrun auf und eilte ans Fenster; der Jungfrau aber sagte sie Dank und sie versprach ihr, sie für diese Botschaft reichlich zu belohnen, wenn sie erst König Herwigs Weib sein würde.

In der Burg lag unterdessen alles noch in tiefem Schlafe. Nur der Wächter auf der Zinne war munter. Als der die feindlichen Krieger erblickte, rief er laut: „Wachet auf, ihr stolzen Recken! Herr König, wachet auf! Gar zu lange habt ihr schon geschlafen und der Feind ist euch unterdessen ins Land gekommen.“

Das hörte die Königin Gerlind und eilend stieg sie selbst auf die Zinne. Wie erschrak sie, als sie die Menge der Feinde erblickte! Sie ging zu ihrem Gemahl und sprach zu ihm: „Wache auf, Herr Ludwig! Deine Burg und dein Land sind von Feinden umringt. O weh, heute werden deine Recken Gudruns Lachen von gestern Abend büßen müssen.“

XXII. Als Hartmuth das Heer der Feinde sah, wußte er wohl, daß hier kein Säumen rathsam war. Alle seine Helden rief er unter die Waffen und er selbst nahm nebst seinem Vater Schwert und Schild zur Hand. Die Frauen in der Burg aber waren traurig, denn sie gedachten, daß an diesem Tage manche würde weinen müssen, die gestern noch fröhlich gelacht hatte.

Gerlind kam zu ihrem Sohne und sprach: „Was wollt ihr thun? Wollt ihr alle eure Helden und euer eigenes Leben verlieren? Ihr werdet alle erschlagen, wenn ihr vor die Burg hinausziehen wollt.

Schießt mit euern Armbrüsten von der Burg aus auf die Feinde, stellt Wurfmaschinen auf und werft aus ihnen einen Hagel von Steinen auf die Belagerer. Wahrlich, lieber wollte ich selbst in meinem Kleide euch Steine herbeitragen, als euch zur offenen Feldschlacht vor die Burg ziehen sehen.“

Hartmuth blieb jedoch unbeugsam. „Wo wäre mein Heldenmuth,“ sprach er, „wenn ich mich in diese Burg wollte einschließen lassen? Lieber will ich draußen in ehrlichem Kampfe sterben.“

Alles war zum Kampfe gerüstet. Fünfhundert auserwählte Recken ließ Hartmuth zum Schutze der Burg zurück; dann wurden die Riegel der vier Thore zurückgestoßen und hinaus stürmte der Held an der Spitze seiner Scharen.

Auch Wate hatte unterdessen dreimal in sein Horn gestoßen und als sich darauf schnell sein ganzes Heer versammelt hatte, gebot er Horanden, daß er mit Hildens Banner voranziehe. So rückten die Heere gegen einander und hell leuchteten im Strahle

der Morgensonne die glänzenden Panzer und Schilde. Gudrun stand am Fenster und freudig erregt sah sie ihre alten Bekannten nahen.

Aber auch Hartmuth ritt vor seiner Schar als ein herrlicher Held. Silbern erglänzte sein Gewand und aus den Augen leuchtete freudiger, hoher Muth. Da sah ihn Ortwin und alsbald fragte er, wer jener Recke wäre. Einer der Helden antwortete ihm: „Das ist Hartmuth, der auf dem Wülpensande gegen deinen Vater stritt, ein gar tapferer und edler Recke.“ Als das Ortwin hörte, erkor er sich den jungen König zu seinem ersten Gegner. Seinem Rosse gab er die Sporen und in wildem Trotze rannte er gegen Hartmuth an. Der legte auch seinen Speer ein und als die Helden zusammenstießen, da war der Stoß der Lanzen gegen die Schilde so gewaltig, daß selbst die Rosse strauchelten und mit den Hinterfüßen in die Knie stürzten. Bald aber erhoben sich die Helden wieder und laut erklangen die Schwerter von den Schlägen, die sie gegen einander führten. Keiner aber mochte vor dem andern weichen.

Nun ward der Kampf allgemein. Mancher tapfere Recke fiel todt in den Sand und in kurzer Zeit waren die Reihen der Kämpfer bedeutend gelichtet. In dem Gedränge dieses Kampfes, in dem jeder sein bestes that, waren Hartmuth und Ortwin von einander geschieden worden. Als sie sich dann zufällig wieder einmal begegneten, nahmen sie den Kampf von neuem auf. Dichter als die Schneeflocken bei einem Wintersturme fielen die Schläge der Schwerter. Nicht weniger gut als sein Gegner, kämpfte Ortwin; doch schlug ihm Hartmuth einmal einen Schlag, der durch den Helm drang und in einem Augenblicke war Ortwins Panzer ganz mit Blut überströmt.

Als das Ortwins Helden sahen, mischten sie sich in den Streit, um ihren Herrn zu rächen und großes Gedränge entstand. Manches Haupt rollte, vom Rumpfe getrennt, den Kämpfenden vor die Füße und mancher sah sich plötzlich seines liebsten Freundes durch den Tod beraubt. Da kam auch Horand heran und als er sah, daß Ortwin blutig war, fragte er: „Wer hat denn meinen lieben Herrn so zugerichtet?“ und als er es erfahren, gab er das Banner Hildens aus seiner Hand und stürzte wüthend in die Schar der Feinde, um sich mit seinem Schwerte einen Weg zu Hartmuth zu bahnen. Schon war mancher Held unter seinen Streichen gesunken und lautes Wehklagen erscholl über sein Wüthen. Da drehte sich Hartmuth um und sprach: „Nun will ich meiner Helden Tod rächen.“ Damit stürzte er auf Horand los. Als die beiden einander gegenüber standen, stoben Funken aus den Panzern und die Spitzen der Schwerter bogen sich um, wenn sie auf die Helm-

spangen fielen. Wie aber vor kurzem den Ortwin, so schlug jetzt Hartmuth auch Horand, daß ihm das Blut in Strömen über den Panzer lief. Da warfen sich die Mannen der beiden Kämpfer dazwischen und schieden Hartmuth und Horand von einander. Dann wurden beide aus dem Getümmel des Kampfes geführt und beiden verband man ihre Wunden, denn auch Hartmuth war nicht ohne Wunden geblieben. Sobald dies aber geschehen war, ließen sich weder Hartmuth noch Horand länger zurückhalten. Kampfbegierig eilten sie wieder in die Schlacht.

An andern Orten des Schlachtfeldes ward eben so tapfer gekämpft und Wate zeichnete sich besonders aus. Wer von den Feinden heute ihm begegnete, der hatte gewiß sein letztes Stündlein erlebt.

XXIII. Auch Herwig kämpfte wie ein rechter Held. Mitten im Getümmel traf er auf den König Ludwig. Den wählte er sich zu seinem Gegner und mit einem wohlgezielten Streiche schlug er ihm eine tiefe Wunde ins Gesicht. Nachdem der König dadurch kampfunfähig geworden war, trennte er ihm auch das Haupt vom Halse. Als das Ludwigs Helden sahen, wollten sie nach der Pforte der Burg zurückfliehen. Sie hatten sich aber gar zu weit von derselben weg gewagt und nur wenige erreichten sie; die meisten mußten todt neben ihrem Herrn auf der Walstatt liegen bleiben. Auch die Fahne ward ihnen von Herwigs Helden abgenommen.

Das alles hatten die Wächter der Burg gesehen und als sie es erzählten, erhob sich lautes Weinen unter Männern und Frauen.

Hartmuth hatte aber nicht gesehen, wie sein Vater erschlagen ward. Als er nun das laute Klagen in der Burg hörte, sprach er zu seinen Mannen: „Gar mancher liegt hier todt, der uns erschlagen wollte; lasset uns nun zur Burg zurückkehren und auf eine günstigere Zeit warten, um den Kampf mit den Feinden wieder aufzunehmen.“

Da machten sich Hartmuths Helden nach der Pforte auf. Wate aber war ihnen zuvor gekommen und hielt mit tausend seiner Helden die Pforte besetzt. Wohl wurden von der Burg herab Unmassen von Steinen auf Wates Helden geschleudert. Das kümmerte Wate aber gar wenig. Als ihn Hartmuth vor dem Thore stehen sah, sprach er zu seinen Helden: „Ich sehe den alten Wate vor der Pforte der Burg. Wo der Pförtner ist, da darf man nicht viel Gutes erwarten.“

Zugleich bemerkte er, daß auch die übrigen Pforten von den Feinden umstellt waren. An der einen stand Siegfried mit seinen Morlandshelden, an der anderen Ortwin, an der dritten hielt Herwig die Wache und die vierte hatte Wate besetzt. Darum sprach er: „Ich habe zu spät an den Rückzug gedacht. Da es nun aber

einmal nicht zu ändern ist, so bleibt uns nichts anderes übrig, als von den Rossen zu steigen und nochmals mit grimmigen Schlägen die Panzer blutigroth zu färben.“ Das thaten die Helden.

Als sie Wate so herankommen sah, sprach er zu Frute, der seine Fahne trug: „Nun seht euch vor, daß euch niemand von der Pforte verdränge.“ Er selbst aber lief zornig gegen Hartmuth an. Da entstand ein so fürchterlicher Kampf, daß von dem Staube, der dadurch aufgewirbelt ward, selbst die Sonne ihren hellen Schein verlor. Wate und Hartmuth standen sich gegenüber wie zwei grimmige Löwen; keiner wich vor dem andern.

Draußen vor der Burg tobte noch immer der Kampf. In derselben aber ging die holde Ortrun zu Gudrun und ihr zu den Füßen fallend, bat sie: „Laß dich erbarmen, edle Fürstentochter, all der Verwandten, die mir heute schon erschlagen sind. Gedenke, wie es dir war, da man dir deinen Vater erschlug. Nun ist mein Vater heute auch erschlagen, dazu noch mancher liebe Vetter und Freund. Mein Bruder Hartmuth aber ist in großer Noth vor dem alten Wate. Ach, verlöre ich auch den Bruder, so wäre ich ganz und gar verwaist. Denke auch daran, wie ich deine einzige Freundin war, als im Normannenlande alle dich quälten und plagten. Erbarme dich nun und schlichte den Streit, denn ich weiß, daß du es kannst.“

Gudrun erwiederte der weinenden Jungfrau: „Wohl weiß ich, wie du allein in eurem Lande mir freundlich gesinnt gewesen bist und gern möchte ich dir helfen; doch weiß ich kein Mittel, dem Kampfe zu wehren. Wäre ich selbst ein Recke, so wollte ich hinaus gehen und deinen Bruder schützen.“ Ortrun ließ aber nicht nach mit Bitten und Klagen, bis Gudrun ans Fenster trat und mit der Hand hinaus winkte, fragend, ob nicht ein Held aus ihres Vaters Lande in der Nähe wäre. Da antwortete ihr Herwig: „Wer seid ihr, Jungfrau, und was wollt ihr von uns? Vom Hegelingenlande ist niemand hier, wir sind aus Seeland gekommen.“ Gudrun sprach: „So bitte ich euch, daß ihr Hartmuthen von dem alten Wate erlöst; dafür will ich euch immer dankbar sein.“ Herwig aber fragte noch einmal, wer die Jungfrau sei, die solches bitte. Da sprach sie: „Ich bin Gudrun, Hettels Tochter.“ — „Seid ihr die,“ rief darauf Herwig, „so seid ihr meine liebe Braut, denn ich bin Herwig. Nun aber will ich thun, um was ihr mich gebeten habt.“

Da berief er seine Mannen zu sich und sprach zu ihnen: „Tragt mein Banner dahin, wo Hartmuth gegen Wate kämpft.“ Er selbst brach sich mit seinem Schwerte Bahn und als er zu Wate kam, rief er ihm zu: „Wate, lieber Freund, laßt nun den Kampf sich enden. Gudrun, eure Herrin bittet euch darum.“ Das war aber wenig nach Wates Sinne und zornig antwortete er: „Seid

ihr nicht klug, Herr Herwig, daß ihr den Frauen folgen und die Feinde schonen wollt? Nein, nein, mit Hartmuth bin ich noch lange nicht fertig."

Da wagte es Herwig, Gudrun zu Liebe, zwischen die Kämpfer zu springen und so es zu versuchen, ob er sie nicht von einander trennen könnte. Das nahm aber Wate noch viel mehr übel und er führte in seinem Zorne einen so heftigen Hieb, daß Herwig von demselben sofort zu Boden stürzte. Während Herwigs Mannen ihren Herrn in Sicherheit brachten, gelang es Waten, Hartmuth gefangen zu nehmen, unbehindert durch Herwig und seine Mannen.

XXIV. Mit Hartmuth wurden auch achtzig seiner Recken gefangen und sie alle führte man gebunden auf ein Schiff. Die übrigen Helden Hartmuths aber waren im Kampfe gefallen.

Nun versuchte Wate einen Hauptsturm auf die Burg und wie grimmig sich auch die Bewohner derselben mit Werfen und Schießen wehrten, erzwang der alte Held den Eingang doch. Die Riegel wurden aus der Mauer gebrochen und unaufhaltsam ergoß sich der Strom der Feinde in die Burg, voran Horand, Hildens Bannerträger. Wate wüthete am grimmigsten. Mann und Weib erschlug er.

In allen Gemächern der Burg floß Blut. Da kam Ortrun in ihres Herzens Angst wieder zu Gudrun und bat: „Edle Gudrun, erbarme dich meines Jammers und laß mich nicht verderben. Wenn du es nicht hinderst, so bringen deine Freunde auch mich ums Leben." Gudrun erwiederte ihr: „Ich will dich retten, wenn ich es vermag. Komm nur mit all deinen Frauen und Jungfrauen zu mir." Das that Ortrun und als sie mit dreiunddreißig ihrer Frauen kam, ward sie auch von zweiundsechzig Normannenhelden begleitet.

Auch Gerlind kam in hastiger Eile zu Gudrun, fiel ihr zu den Füßen und sprach: „Rette uns vor Wate und seinen Mannen; in deiner Hand allein liegt unser Leben." Gudrun aber antwortete ihr: „Wie sollte ich eure Bitte erhören, da ihr mich nie erhört habt?" In diesem Augenblicke kam Wate in das Gemach; zornig blitzten seine Augen, mit den Zähnen knirschte er und sein Kleid war mit Blut beronnen. Wer ihn so sah, der mußte sich vor ihm fürchten. Gudrun aber trat vor und grüßte ihn: „Nun sei willkommen, Wate! Freilich sähe ich dich noch lieber, wenn nicht so viel Jammer mit dir zugleich in die Burg eingedrungen wäre." Als hätte er den Zusatz zu dem Gruße gar nicht verstanden, sprach Wate: „Dank euch, edle Jungfrau, denn ihr seid doch wohl Gudrun, die Tochter meiner Herrin Hilde. Nun sagt mir aber, wer die Frauen sind, die ich hier bei euch sehe."

Gudrun antwortete, auf Ortrun zeigend: „Das ist Ortrun,

die sollst du, lieber Wate, schonen. Die andern sind die armen, die mit mir aus Hegelingenland geraubt worden sind und alle Noth mit mir getragen haben.“ Da ging Wate aus dem Saale hinaus zu den übrigen Helden, die noch gar manchen Normannen zu bestehen hatten.

Nicht lange darnach kam auch Hergard hilfeflehend zu Gudrun. Sie war auch eine der mit Gudrun geraubten Frauen. Weil sie aber ehrgeizig war und nicht die Noth der übrigen Jungfrauen theilen wollte, hatte sie sich mit dem Mundschenken des Königs Ludwig verlobt und war nun eine reiche Herzogin. Jetzt kam sie wieder zu Gudrun, um die sie sich seit Jahren nicht gekümmert hatte und bat: „Edle Gudrun, erzeige mir jetzt deine Gnade und gedenke daran, wie wir einst Genossen waren.“ Gudrun erwiederte ihr aber: „Um unser Leid habt ihr euch früher nicht gekümmert und euch galt es immer gleich, wie es der armen Gudrun erging. Nun sollte ich auch nicht fragen, ob es euch wohl oder übel ergeht. Tretet aber dort hinter meine Mägdlein, vielleicht, daß euch das rettet.“

Während dessen war Wate durch die Burg gestürmt und hatte die Königin Gerlind gesucht. Als er sie nirgend fand, kehrte er in den Saal zurück, in dem Gudrun war, und trotzig sprach er: „Herrin Gudrun, gebt mir Gerlind und die andern, die euch zu waschen nöthigten, heraus.“ Die Jungfrau wollte die Königin, die sich in ihren Schutz begeben hatte, nicht verrathen und sprach: „Von denen ist niemand hier.“ Wate aber ließ sich so schnell nicht abweisen und in höchstem Zorne rief er: „Wenn ihr nicht bald die rechte mir zeigen wollt, so werde ich die Freunde samt den Fremden erschlagen.“ Als er das sagte, rollten seine Augen so fürchterlich, daß sich alle vor ihm fürchteten. Weil aber Gudrun ihm noch nicht die Königin ausliefern wollte, gab ihm eine der Jungfrauen ein Zeichen mit den Augen, wo er die Gesuchte finden könne.

Da ergriff Wate die Königin bei der Hand und sie hervorziehend, fragte er spottend: „Nun, edle Königin, wollt ihr auch ferner noch so edle Wäscherinnen haben? Diese hier wenigstens kann ich euch nicht lassen, die will ich nun wohl hüten, daß sie euch nie mehr ein Kleid wasche.“ Bei diesen Worten zog er sie vor die Thüre des Saales hinaus und schlug ihr das Haupt ab.

Schrecken ergriff die Frauen, als sie das sahen und vor Furcht schrieen sie laut auf. Wate aber kam wieder in den Saal herein und fragte, ob nicht auch Verwandte Gerlinds da seien. Da trat Gudrun wieder vor und sprach, indem Thränen ihre Augen füllten: „Laßt die in Frieden, die noch bei mir sind. Es ist die edle Ortrun mit ihren Jungfrauen.“ Weiter frug Wate: „Wo ist denn

Frau Hergard, die junge Herzogin, die sich so klug aus aller Noth zu bringen gewußt hat?“ Niemand wollte sie ihm zeigen; er fand aber die Zagende selbst heraus. „Und wenn ihr noch so mächtig geworden wäret,“ sprach er zu ihr, „so sollte euch das jetzt doch wenig nützen. Jetzt will ich euch für die treuen Dienste belohnen, die ihr eurer Herrin Gudrun im fremden Lande geleistet habt.“ Und obgleich alle für die Zitternde baten, schlug er ihr doch das Haupt ab. Da flohen alle Frauen erschreckt hinter Gudrun, gleich als wollten sie hinter ihr Schutz suchen vor dem schrecklich zürnenden Helden.

Stiller war es in der Burg geworden, der Kampf und das Strafgericht war zu Ende. Nun kamen die Helden zu Gudruns Saal, wo sie als Befreier alle freundlich empfangen wurden; am freundlichsten freilich empfing Gudrun ihren Bräutigam Herwig. Nachdem die Helden Rüstung und Waffen abgelegt und es sich bequem gemacht hatten, hielten sie Rath, was man nun thun wollte. Da kamen sie überein, daß mit der Burg Kassian, die sie so eben erobert, auch das ganze Land der Normannen ihnen eigen geworden sei. Wate aber rieth, die Burg Kassian mit Feuer zu verbrennen. Dagegen sprach Frute: „Nein, lasset die Burg stehen und sorget dafür, daß das Blut von den Wänden gewaschen werde. Hier mag unsere Herrin Gudrun wohnen, während wir weiter ins Land ziehen und uns genauer ansehen, was wir erobert haben.“

Diesem Rathe Frutes leistete man Folge. Viele todte Ritter wurden aus der Burg hinausgetragen und da man unmöglich die Leichen alle begraben konnte, warf man ihrer viele in das Meer. Ortrun aber sollte nebst ihren dreißig Mägdlein und zweiundsechzig Recken in der Burg gefangen gehalten werden. Dem widersetzte sich Gudrun, indem sie sprach: „Mag Wate mit den Geiseln, die er gefangen genommen, machen, was er will. Die Mägdlein aber haben sich in meinen Schutz begeben und für die will ich auch Sorge tragen.“

Da vertraute man Horand und seinen Dänenhelden die Aufsicht über die Burg Kassian und die in derselben gefangenen Geiseln an, denn auch den König Hartmuth hatte man von dem Schiffe wieder zu der Burg gebracht. Auch befahl man ihm, für Gudrun Sorge zu tragen, deren nächster Verwandter er war.

Wate und Frute aber wollten noch mehr Schilde zerhauen und zogen tiefer in das Land hinein. Brennend und sengend durchzogen sie es nach allen Richtungen; wo sie auf eine Burg trafen, brachen sie dieselbe und Raub häuften sie, so viel sie nur zusammen bringen konnten. Auch mancher Held und manche schöne Frau ward noch gefangen genommen. Sechsundzwanzig Burgen waren gebrochen, tausend Geiseln gefangen und siegreich hatte man Frau Hildens

Banner im Normannenlande von einem Strande zum andern getragen. Da kehrten die Helden wieder zur Burg Kassian zurück.

Nun dachte man aber auch an die Rückkehr nach Hegelingenland und Wate fragte deshalb: „Wen wollen wir denn hier lassen, daß er des Landes hüte, wenn wir mit Gudrun und mit den Gefangenen zu unserer Herrin Hilde zurückkehren?“ Da sprachen alle: „Horand und Morung mögen mit tausend kühnen Recken hier bleiben.“ Das war Wate zufrieden. Darauf brachte man all das geraubte Gut nach den Schiffen und auch die Gefangenen, Hartmuth und Ortrun und die übrigen Helden und Frauen der Normannen, wurden herbeigeführt. Zwar bat Hartmuth, daß man ihn ledig in seines Vaters Lande lassen möge und sein Leben und alles, was er hatte, wollte er dafür zum Pfande setzen, daß die Hegelingen nichts von ihm zu fürchten hätten. Wate erwiederte ihm aber: „Wenn ihr gefesselt seid, so haben wir ein Pfand, das noch viel sicherer ist. Zwar sehe auch ich nicht ein, warum Ortwin die, die ihn am liebsten getödtet hätten, nach seinem Lande führen will. Wenn es auf mich ankäme, so wollte ich mit wenigen Schlägen meines guten Schwertes dafür sorgen, daß wir um euretwillen nie mehr in Sorge zu sein brauchten.“ Das hatte Ortwin gehört und er sprach zu Wate: „Was hülfe es uns, wenn wir alle, die in diesem Lande sind, erschlügen? Nein, so schlimm soll es Hartmuth und den Seinen nicht ergehen; ich will sie alle sicher zu meiner Mutter Hilde bringen.“

Endlich war alles zur Abfahrt gerüstet. Fröhlich singend zogen die Helden nach glücklich vollbrachtem Streite heim, Horand und Morung aber blieben in dem Normannenlande.

XXV. Ein günstiger Wind trieb die Schiffe heimwärts. Der Königin Hilde aber hatte man schon voraus Boten gesandt, ihr die Rückkehr ihrer Helden anzuzeigen. Die Boten eilten, so viel sie konnten, und nichts lieberes hätte Hilde hören können, als daß Ludwig erschlagen sei. Die Königin fragte auch sogleich, wie es ihrer Tochter und deren Jungfrauen erginge. Die Boten sprachen: „Herwig bringt euch seine liebe Braut und eure Tochter zurück. Mit ihr kommen auch Hartmuth und Ortrun, die gefangen sind.“

Es war zur Maienzeit, als die Schiffe vor Matelane landeten und ein Jahr hatte der Kriegszug gewährt. Mit Trommeln und Posaunen, mit Flöten und Hörnern verkündeten die Helden im Hafen ihre Heimkehr und die Königin Hilde ritt ihnen mit ihren Mannen und Frauen bis an den Strand entgegen. Als Irold die edle Gudrun, umgeben von ihren Jungfrauen, ihrer Mutter, die unterdessen vom Rosse gestiegen war, entgegenführte, sprach diese: „Willkommen all ihr Helden und Jungfrauen! Nun saget mir,

welche unter den Jungfrauen ist meine Tochter Gudrun? Ich kenne sie nicht mehr, denn ich habe sie gar zu lange nicht gesehen." Da führte Irold ihre Tochter zu ihr. Das war ein herzliches Grüßen und Küssen; viel Kummer und Herzeleid ward mit diesen Küssen geendet und keine Freude der Welt hätte sich der Freude dieses Wiedersehens vergleichen dürfen.

Dann trat auch Wate heran und neigte sich tief vor der Königin. Die sprach zu ihm: „Willkommen, Held von Sturmland! Du hast mir Dienste geleistet, die ich dir mit einem Lande und mit einer Krone nicht zu vergelten vermöchte." Der Held aber sprach: „Euch will ich dienen, wie ich nur kann, bis an meinen letzten Tag. Von Lohn aber schweigt mir." Da konnte sich die Königin nicht enthalten. Sie küßte den alten bärtigen Helden so herzlich, wie sie gleich darauf ihren lieben Sohn Ortwin küßte.

Darnach kam Herwig herbei und an seiner Rechten führte er die edle Ortrun. Da bat Gudrun ihre Mutter: „Küsset, liebe Mutter, auch diese Jungfrau, die mir in Feindesland oft Dienst und Ehre erwiesen hat. Es ist Ortrun, die Tochter König Ludwigs, und sie hat es um mich verdient, daß ihr ihr mit einem Kusse ein Unterpfand des Friedens und der Versöhnung bietet." Die Königin antwortete: „Sollte ich sie nicht lieber tödten lassen, statt sie zu küssen? Haben mir ihre Verwandten nicht das größte Leid zugefügt? Waren meine heißen Thränen nicht bis jetzt Ludwigs und Hartmuths größte Freude?" Aber Gudrun bat weiter und sprach: „Meine liebe Freundin Ortrun hat nie an solchen Plänen Theil gehabt. Gedenket auch, liebe Mutter, wie bitter unsere Verwandten unser Leid schon an ihr gerächt haben. Vater und Mutter sind ihr erschlagen, darum entziehet ihr eure Huld nicht." Als die Königin bei diesen Worten Gudrun weinen sah, sprach sie: „Du sollst nicht länger weinen!" und sie küßte Ortrun.

Dann führte Gudrun ihre liebe Hildeburg zu Hilden. Die küßte sie und sprach: „Ich habe schon vernommen, wie diese edle Jungfrau alles Leid mit dir getragen hat. Wahrlich, ich will nie fröhlich mehr meine Krone tragen, wenn ich ihr das je vergesse und nicht nach allen meinen Kräften lohne."

Nachdem die Begrüßungen alle vorüber waren, führte Hilde ihre Gäste auf das Feld vor der Burg Matelane. Dort hatte sie Zelte und Hütten aufschlagen und Tische und Bänke zurichten lassen und herrlich pflegte man dort mit Essen und Trinken der Helden. Nur Hartmuth war unterdessen in großen Sorgen. Da machten sich eines Tages Gudrun und Ortrun auf und gingen zu der Königin. Gudrun sprach: „Liebe Mutter, gedenket daran, daß man nicht Böses mit Bösem vergelten soll und lasset auch dem Könige Hartmuth eure Gnade zu Theil werden." Die Königin

antwortete ihr: „Darum bitte mich nicht, liebe Tochter, denn solche Bitte müßte ich dir versagen. Hartmuth soll in meinem Kerker seine Uebelthaten büßen." Die beiden Jungfrauen fielen ihr aber zu den Füßen und Ortrun sprach: „Ich will mich dafür verbürgen, daß mein Bruder euch stets zu Dienst bereit sein wird, wenn ihr ihm sein Land als ein Lehen von euch wiedergeben wollt. Wollt ihr aber das nicht, so laßt ihn wenigstens am Leben." Dabei weinten die Jungfrauen.

Da sprach die Königin: „Weinet nicht mehr; ich will Hartmuth und seine Helden ohne Fesseln an meinem Hofe gehen lassen, wenn sie schwören, daß sie mir nicht entrinnen wollen." Alsbald nahm man den Gefangenen die Fesseln ab. Auch wurden ihnen bessere Kleider gegeben und als nun Hartmuth wieder frei und in prächtiger Kleidung bei den Helden stand, da mußte jeder gestehen, daß man kaum einen schönern Recken finden konnte. So war endlich der alte Haß zwischen den Hegelingen und Normannen versöhnt.

Nun wollte Herwig wieder nach Seeland zurück. Schon ließ er seine Saumthiere beladen und zu der Königin Hilde ging er, daß sie nun Gudrun mit ihm ziehen ließe. Die Königin wollte ihn aber noch nicht ziehen lassen und bat ihn, nicht eher von ihr zu scheiden, als bis auch die übrigen Gäste von dannen zögen. Bis dahin sollte er noch an den Festen, die die Königin veranstaltet hatte, theilnehmen. Ungern blieb Herwig noch länger, denn er gedachte, wie man daheim sich nach ihm sehnen würde; doch konnte er der Königin ihren Wunsch nicht versagen und diese freute sich herzlich seines endlichen Entschlusses.

In großer Pracht ward das Fest gefeiert.

Als einst die Helden und Frauen alle am Hofe versammelt waren, ließ Gudrun ihren Bruder Ortwin zu sich rufen. Als er kam, nahm ihn die Schwester bei der Hand und führte ihn ein Stück von den übrigen Gästen beiseite. Dann sprach sie zu ihm: „Viel lieber Bruder, in Treuen will ich dir einen Rath geben. Wenn du den befolgen willst, so wirst du mir eine große Freude bereiten und auch dir wird es zur Freude gereichen. Ich bitte dich, daß du Ortrun, Hartmuths Schwester, zum Weibe nehmen mögest." Ortwin war von diesem Rathe überrascht und sprach: „Sollte das wohl gut gethan sein? Ich glaube nicht, daß mich die Jungfrau lieben kann, nachdem wir ihr den Vater und die Mutter erschlagen. Sie würde oft, wenn sie mein Weib wäre, darum seufzen." Gudrun entgegnete: „Es liegt an dir, lieber Bruder, daß du sie das Leid vergessen machst und das weiß ich, daß du nie ein besseres Weib gewinnen kannst. An ihrer Seite wirst du gewiß keinen traurigen Tag verleben." Ortwin sprach wieder: „Wenn du die Jungfrau so genau kennst und mir solches versprechen kannst, so will

ich sie gern zur Königin machen und Land und Leute sollen ihr unterthan sein."

Dann ging er zu seinen Verwandten und Freunden, ihnen seinen Entschluß mitzutheilen und ihre Ansicht darüber zu hören. Seine Mutter sprach dagegen, Herwig aber rieth ihm zu diesem Bunde. Auch Frute sprach: „Du thust recht daran, um Ortruns Liebe zu werben, denn manchen guten Recken wirst du durch sie gewinnen und es ziemt sich, daß wir den Haß, den wir so lange getragen haben, nun endigen. Darum rathe ich auch, daß man dem Könige Hartmuth eine von unseren Jungfrauen zur Gemahlin giebt, und ich denke, Hildeburg würde am besten für ihn passen." Damit war auch Herwig ganz einverstanden und er sprach: „Hartmuth und Hildeburg sind einander wohl werth."

Große Freude hatte Gudrun, als sie von dem neuen Plane hörte und sofort ging sie zu Hildeburg, sie heimlich zu fragen: „Liebste Freundin, willst du, daß ich dir nun die treuen Dienste lohne, die du mir im Normannenlande gethan hast, so sollst du die Königin jenes Landes und Hartmuths Weib werden." Hildeburg antwortete: „Wie sollte ich dessen Weib werden, der mich noch nie beachtet und noch nie seine Sinne auf mich gerichtet hat?" Da sprach Gudrun: „So will ich selbst mit Hartmuth reden."

Alsbald ward ein Diener zu Hartmuth geschickt, daß er zu Gudrun käme.

Hartmuth kam und Gudrun sprach zu ihm: „Ich will euch einen Rath geben; wenn ihr den befolgt, so werdet ihr bald all eures Kummers frei sein." Da meinte Hartmuth: „Ich weiß, daß ihr mir nichts übles rathen werdet. Darum sprechet nur." Nun sagte ihm Gudrun, daß sie und ihre Freunde ihm ein Weib geben wollten, durch das aller Haß geschlichtet und ihm Land und Ehre wiedergegeben werden sollten. Von dieser Nachricht war Hartmuth nicht wenig überrascht und er erwiederte: „So sagt mir, Herrin, wer die Jungfrau ist, denn ehe ich eine zum Weibe nähme, um die mich meine Freunde daheim verachten müßten, wollte ich wahrlich lieber getödtet sein." Gudrun antwortete ihm: „Mein Bruder Ortwin will deine Schwester zum Weibe nehmen, du aber sollst Hildeburg heimführen."

„Herrin, wenn ihr das fügen könntet," sprach Hartmuth, „so wollte ich euch immer dankbar sein." Als ihm Gudrun sagte, daß es nur auf ihn ankomme, da ihr Bruder, sowie Hildeburg, ihr festes Versprechen schon gegeben hätten, da gelobte er ihr mit der Hand, Hildeburg in sein Land, das er von Ortwin zu Lehen nehmen wollte, als Königin zu führen.

Darnach hieß man Ortrun und Hildeburg in den Kreis der Helden treten. Hilde erklärte laut, wie sie sich der Verlobungen

freue, weil sie einen steten Frieden verbürgten, und Ortwin und Hartmuth umschlossen darauf ihre Verlobten mit den Armen und steckten ihnen ein goldnes Ringlein an die Hand.

So wurden im Hegelingenlande in kurzer Zeit drei Königstöchter in Gegenwart vieler tapferen Ritter zu mächtigen Königinnen geweiht.

XXVI. Wiederum wurde, den Brautpaaren zu Ehren, ein glänzendes Fest veranstaltet. Sechshundert oder mehr Knappen wurden an demselben zu Rittern geschlagen und all die Fürsten, die an Hildens Hofe weilten, überboten sich an Freigebigkeit. Noch nie hatten Ritter und Frauen so reiche Geschenke erhalten und die fahrenden Leute, die in Menge zu dem Feste gekommen waren und die mit ihren Liedern und Künsten die Pausen ausfüllten, die zwischen Gottesdienst und ritterlichem Turnier noch blieben, zogen am Ende des Festes alle reich davon.

Als das Fest zu Ende war, nahm Hartmuth nebst seiner Gemahlin zuerst Abschied. Hilde und Gudrun, sowie die Helden und Frauen alle, die am Hofe waren, geleiteten sie bis zu den Schiffen und Ortwin und Herwig gaben ihnen die Geiseln wieder, die man einst aus Normannenland entführt hatte. Obgleich die Zahl derselben so groß war, daß sie ein ansehnliches Heer bildeten, gab man ihnen doch auch noch den Helden Irold mit seinen Mannen zum Geleite mit, daß er sie bis in ihre Heimath begleite.

Als man am Strande angekommen war, gab es ein schmerzlich Scheiden; viel Thränen flossen und viel Küsse wurden gegeben. Am meisten aber klagten Gudrun und Hildeburg, daß sie sich vielleicht in ihrem Leben nie wiedersehen sollten.

Endlich führte ein günstiger Wind die Schiffe der Normannen hinweg und aus den Augen der Nachschauenden. Als sie im Heimathslande ankamen, erzählte Irold dem zurückgebliebenen Horand, was unterdessen sich zugetragen und mit Freuden begrüßte Horand den Ruf, der ihn nun wieder in sein Land zurück rief. Eilend ließ er seine Helden sich zur Abreise bereit machen.

Herwig und Gudrun waren die letzten, die von dannen zogen, denn Ortwin blieb mit seiner holden Gattin bei seiner Mutter. Ehe aber Gudrun ging, bat ihre Mutter Hilde sie noch, daß sie jährlich dreimal Boten nach Hegelingenland senden möchte, damit Hilde wisse, wie es ihrer Tochter ergehe. Das versprach Gudrun. Freudig und traurig zugleich nahm sie mit ihren Jungfrauen Abschied von der Burg Matelane und noch oftmals schaute sie dann nach ihr zurück. Hilde, sowie Ortwin und seine Gattin gaben

Gudrun noch ein Stück das Geleit. Als man sich endlich unter vielen Küssen und Thränen trennte, dankte Ortrun ihrer lieben Freundin noch einmal, der sie, wie sie sagte, all ihr Glück verdankte.

Ortwin und Herwig aber schwuren, mit steter Treue einander beizustehen und in ihren Ländern zu herrschen, wie es edler Fürsten würdig wäre.

---

# Roland.

I. Dem Kaiser Karl kam die Kunde, daß in Spanien Heiden eingedrungen wären, die ein lasterliches Leben führten. Das betrübte sein Herz und in der Nacht, als alles schlief, betete er laut zu Gott, daß er ihm sage, was er nun thun sollte.

Da erschien ihm ein Engel; der sprach zu ihm: „Karl, du Dienstmann Gottes, eile nach Spanien, denn es ist des Herrn Wille, daß du das Volk dort dir unterthan machst und zu dem Worte des Herrn bekehrest."

Des ihm gewordenen Auftrages sich freuend, lud Karl am andern Morgen seine zwölf vornehmsten und weisesten Helden zu sich, die man die zwölf Paladine nannte. Das waren treffliche Helden, Vorfechter und Heerführer im Kampfe und sie waren so gesinnt, daß sie gern den Leib darum gaben, wenn sie damit das Heil ihrer Seele erwerben konnten.

Ihre Namen waren Roland und Olivier, die beiden treuesten Freunde und die tapfersten unter allen, ferner Samson, Anseis, Gergirs, Werner, Engelirs, Anshelm, Gottfried, der des Kaisers Fahne trug, Ivo, Otto und der Erzbischof Turpin.

Ihnen sagte der Kaiser, daß er Willens sei, die Herrschaft der Heiden in Spanien zu zerstören und das Reich Christi zu mehren und er mahnte sie auch, um Gottes Willen in diesem Kampfe treu zu ihm zu stehen.

Da war keiner, der nicht gern dem Rufe des Kaisers gefolgt wäre und alle beriefen sofort ihre Mannen.

Als die Helden alle beisammen waren, trat der Kaiser auf einen Hügel, sagte ihnen noch einmal, wozu er sie berufen hatte und zeigte ihnen, wie sie sich anschickten, ein Gott wohlgefälliges Werk zu thun. „Die Heiden," sprach er, „thun dem Volke Gottes großen Schaden; sie rauben und brennen, sie zerstören die Gotteshäuser, sie führen die Christen gefangen fort. Darum ist es Gottes Wille, daß wir gegen die Heiden ziehen."

Alle sprachen Amen zu des Kaisers Rede. Der Erzbischof Turpin aber erhob sich und betete in aller Namen um Gottes Segen zu der bevorstehenden Heerfahrt.

Dann machte sich das Heer auf und zog in das Land der Heiden. Als die Heiden die Nachricht erhielten, daß Kaiser Karl mit einem großen Heere der Christen gegen sie heranziehe, wagten sie nicht, das Heer zu erwarten und ihm die Spitze zu bieten. Sie ergriffen eiligst die Flucht und verwüsteten hinter sich das Land mit Raub und Brand, daß die Christen nach ihnen nichts fänden. Als sie aber an den Fluß Gerunde kamen, brachen sie die Brücken ab und nahmen die Schiffe aus dem Flusse. So meinten sie sich vollkommene Sicherheit vor den Christen verschafft zu haben. Voll Freuden bliesen sie ihre Hörner, fingen an zu singen und zu tanzen und trieben im Gefühle ihrer Sicherheit großen Uebermuth.

Die Christen hatten aber unterdessen einen Heiden gefangen, der eine Furt durch den Strom wußte. Die mußte er ihnen zeigen. Alsbald setzten die Christen hinüber und als das ganze Heer auf dem andern Ufer war, zogen sie gegen eine Stadt der Heiden, Tortolose genannt, und belagerten sie.

Als sie vor der Stadt lagen, blies der Held Roland in sein Horn Olivant. Das gab so starken Ton, daß die ganze Heidenschaft davon erschrak. Die Berge und die Häuser erzitterten von dem Schalle und mancher Heide stürzte nieder. Alle aber waren verzagt, die vorher noch so übermüthig gewesen waren.

Da war ein alter Heide, Josias mit Namen, der rief seinen Genossen zu und sprach: „Ihr kühnen Helden, wollt ihr nun ohne Schwertstreich das Erbe dahingeben, das eure Väter euch mit dem Schwerte gewonnen haben? Dann seid ihr nicht werth, jemals wieder Lehen oder eigenes Land zu gewinnen und man wird noch lange von eurem schimpflichen Schrecken erzählen."

Die Heiden schämten sich ihrer Verzagtheit, ergriffen die Schwerter, bliesen ihre Kampfhörner und stürmten zur Stadt hinaus gegen die Christen. Von denen wurden sie aber übel empfangen. Gottfried, des Kaisers Fahnenträger, führte ihnen eine Schar junger, kräftiger Helden an den Burggraben entgegen, daß sie des Kampfes bald genug hatten und nur trachteten, wieder in die Stadt zu kommen.

Auf ihrer Flucht waren ihnen jedoch die Christen so hart auf den Fersen, das sie zu gleicher Zeit mit den Heiden an dem Stadtthore anlangten und sich mit ihnen in die Stadt hineindrängten.

Das gab ein wildes Durcheinanderdrängen in den Straßen der Stadt. Viele Heiden flohen in die Tempel ihrer Götter und riefen diese um Hülfe an. Als aber die Christen sie auch bis

hierhin verfolgten und sie die Ohnmacht ihrer Götter sahen, da warfen sie die Bilder von ihren Gestellen herab, zerschlugen sie und erboten sich, den Christenglauben anzunehmen.

Eine große Schar der Heiden ward von dem Erzbischof Turpin getauft, denen sagte der Kaiser Karl seine Gnade zu. Wer aber seinen heidnischen Glauben nicht aufgeben wollte, der mußte sein Leben verlieren von dem Schwerte der Christen.

Die ganze Stadt war in der Gewalt des Kaisers und noch manche andere heidnische Stadt in Spanien ward seitdem von dem Kaiser erobert.

Eine Stadt aber widerstand noch der Gewalt des Kaisers. Sie hieß Saragossa und in ihr herrschte der König Marsilie. Wiewohl die Stadt sehr befestigt war und ein großes Heer der Heiden darin lag, wollte der Kaiser doch nicht abziehen, ohne auch sie unterworfen zu haben und er traf Anstalten, die Stadt zu belagern.

Als Marsilie das sah, ward ihm Angst, denn er kannte den Muth und die Tapferkeit der Christen, und wußte auch, daß sein Volk verzagt war. Deshalb berief er seine Rathgeber, die vornehmsten seiner Herzöge und Grafen, zu sich und fragte sie, was wohl zu thun sei.

Stumm saßen eine Zeit lang die Rathgeber, bis endlich ein alter, grauer Mann sich erhob, dessen Rath schon oft als der beste war befunden worden. Er hieß Blanscandiz, und obwohl er vom Alter gebeugt war, war er doch noch eine stattliche Erscheinung. Der sprach: „Gegen den Kaiser Karl zu fechten, ist unnütz; wir würden dabei nur unser Land und unser Leben verlieren. Darum ist mein Rath, daß man zwölf der weisesten Männer auswähle und zu dem Kaiser sende. Durch sie sollst du, o König, ihm freundlichen Gruß und reiche Geschenke überbringen lassen. Sende ihm Löwen und Bären, gute Jagdhunde und schnelle Rosse eine große Zahl. Dazu Saumthiere und Kameele, mit Gold und Silber beladen, so viel man auf fünfzig Karren fahren kann. Auch bietet ihm Geiseln an und laßt ihm sagen, daß ihr euer Land von ihm zu Lehn nehmen und ihm immerdar dienstbar sein wollt."

Mit diesem Rathe war der König Marsilie wenig zufrieden und er sprach: „Ich halte für Thorheit, was du uns gerathen hast. Es ist doch wohl kein Zweifel, daß wir nicht halten würden, was wir da versprächen. Dann würde aber der Kaiser unsere Kinder, die wir ihm als Geiseln übergeben hätten, zu Tode martern und uns dennoch Land und Leben nehmen."

Blanscandiz aber erwiederte: „Mein Rath ist noch nicht zu Ende. Ihr sollt den Kaiser auch bitten lassen, daß er wieder heimkehre an den Rhein und zu St. Michaelis Tag eine Reichsversammlung nach Aachen ausschreibe. Dort wolltet ihr mit euern Mannen

erscheinen, um eure Zinspflicht anzuerkennen, das Christenthum anzunehmen und euch taufen zu lassen. Wenn der Kaiser das hört, wird er froh sein, das Reich des Christengottes mehren zu können. Er wird abziehen und einen Tag nach Aachen ausschreiben, einen kleinen Theil seines Heeres aber wird er hier zurücklassen. Dann sind wir in der Uebermacht; wir fallen über die Zurückgelassenen her und machen sie nieder oder nehmen sie gefangen. Ehe dann der Kaiser zurückkehrt, haben wir Zeit, unser Land so zu befestigen, daß wir ihn ohne Furcht erwarten können. Auf diese Weise können wir auch unsere Geiseln wieder zurückerlangen. Der Kaiser liebt seine Helden so sehr, daß er für die, die wir gefangen haben, gern unsere Geiseln als Lösegeld geben wird. Darum, Herr König, gebt einen von euern drei Söhnen als Geisel; auch ich will gern einen geben, damit die andern dadurch gerettet werden."

Die Rathgeber fanden den Rath des Blanscandiz gut und auch der König Marsilie war schließlich damit einverstanden. Die Geiseln wurden ausgewählt, die reichen Geschenke zubereitet und zwölf Helden wurden erwählt, die sie dem Kaiser anbieten sollten. Blanscandiz als der Klügsten einer war auch unter ihnen.

II. Die zwölf Boten machten sich, nachdem sie ihre besten Kleider angelegt hatten, auf den Weg zu dem Lager der Christen. Als sie von einem Berge herabstiegen, sahen sie das große Heer der Christen und sie mußten sich unter einander gestehen, daß sie nie ein größeres Heer gesehen hatten. Im Lager fanden sie den Kaiser, wie er gerade mit einem seiner Fürsten am Schachbrete saß. Sie brauchten aber nicht zu fragen, welcher der Kaiser war, sie sahen es wohl an der herrlichen, schönen Gestalt.

Sie fielen vor ihm auf ihr Antlitz nieder und Blanscandiz sprach: „Mächtiger, hehrer Kaiser! Erlaube, daß wir uns dir mit einer Bitte nahen. Wir sind Heiden, aber wir möchten den Gott kennen lernen, den ihr verehrt; nun hilf uns, daß wir seine Huld gewinnen."

Der Kaiser schwieg erstaunt, Blanscandiz aber fuhr fort: „Edler Kaiser, dir entbietet der König Marsilie seinen williglichen Dienst, neben allen Fürsten in seinem Lande. Sie bitten dich, daß du sie durch die Taufe in die Christenheit aufnehmen lassest; dafür wollen sie dir immer unterthan sein und dir Zins zahlen, so viel du verlangst. Um deines Gottes willen aber lassen sie dich bitten, daß du nun ihr Land nicht länger mit des Krieges Schrecken heimsuchst, sondern wieder in dein Land zurückkehrst und auf St. Michaels Tag eine Versammlung in deiner Stadt Aachen ausschreibst. Dahin will der König Marsilie mit tausend Fürsten kommen, um feierlich die Taufe zu empfangen."

Da erhob der Kaiser das Haupt und mit einem dankbaren Blicke zum Himmel sprach er bei sich selbst: „Lob sei dir, Herr, daß du diesen Heiden das Herz gelenket hast!“ Zu dem alten Heiden aber sprach er: „Du sprichst schöne Worte. Wie willst du aber bewähren, daß du die Wahrheit geredet hast?“

Blanscandiz antwortete darauf: „Ich gebe mich in deine Gewalt, bis du die Wahrheit meiner Worte erkannt hast. Mein Herr, der König Marsilie, hat drei Söhne. Davon will er einen dir als Geisel stellen, bis du seine Treue erkannt hast. Auch ich will einen meiner Söhne in deine Gewalt geben, dazu sollst du noch zehn andere edle Geiseln erhalten, die Söhne der mächtigsten Fürsten.“

Der Kaiser sprach: „Wollt ihr das thun, so habt ihr wohl gesorgt für das Heil eurer Seele. Begebt euch nun in eure Herberge und wartet dort bis morgen der Antwort, über die ich mich mit meinen Helden berathen will.“

Am andern Morgen berief Kaiser Karl Herzöge und Bischöfe vor sich, um mit ihnen über Marsilies Anerbieten zu berathen. Als die Fürsten vor ihn kamen, hieß er sie niedersitzen und dann sprach er: „Marsilie, unser Feind, hat Boten her gesandt und durch sie sagen lassen, daß er ein Christ werden, uns Zins zahlen und zur Bekräftigung dessen uns seinen Sohn nebst noch elf andern Fürstensöhnen als Geisel stellen wolle. Nun rathet, wie wir am besten Gottes Ehre bei diesem Handel wahren können.“

Auf sprang da der Held Roland und schnell sprach er: „Marsilies Anerbieten ist nur eine List, mit der er uns in unser Verderben locken will.“

Auch Olivier stand auf, trat vor den Kaiser und sprach: „Verlassen wir uns nicht auf die Versprechungen ungetreuer Leute, die ihr Wort schon gebrochen und die Boten des Kaisers erschlagen haben; vertrauen wir der Hilfe Gottes und unsern guten Schwertern, die wir in Spanien von einem Meere bis zum andern tragen wollen. Wollten wir jetzt zurückkehren, so würde auch das verloren gehen, was wir der Ehre Gottes bis jetzt gewonnen haben.“

Der Kaiser hörte mit gesenktem Haupte zu und sprach noch nicht seine Meinung aus. Die Paladine aber traten der Meinung der beiden jungen Helden bei und sprachen, sie wollten gern ihrem Rathe folgen, wenn es des Kaisers Wille sei.

Nur Herzog Genelun, der Stiefvater Rolands und des Kaisers Schwager, war anderer Meinung. Zornig sprang er auf eine Bank und rief laut in die Versammlung: „Seit wann ist es denn Sitte, daß vorlaute Jünglinge zuerst Rath geben und daß alte, erfahrene Männer ihrem thörichten Rathe folgen? Wolle man doch erst den Rath der Alten hören. Roland, mein Stiefsohn,

der des Fechtens und Streitens nicht genug haben kann, räth freilich, den Kampf fortzusetzen. Sollen wir das, weil Roland gern fechten will? Oder sollen wir nicht lieber den Heiden Frieden gewähren, wenn sie des Kaisers Gewalt anerkennen und sich taufen lassen wollen? Sie bieten uns die Kinder ihrer Fürsten als Geiseln; wollen wir noch mehr verlangen?

Hat Roland nicht neulich erst einen Beweis seiner unbändigen Kampflust und seines maßlosen Ehrgeizes gegeben? Wir stürmten eine Burg und der Herzog Naimes von Baiern war mit den Seinen voran und der erste am Burgthor. Das verdroß aber Roland. Er stürzte herbei und schlug, um der erste zu sein, so unsinnig mit seinem Schwerte drein, daß er auch die Baiern erschlagen hätte, wenn er nicht von andern daran verhindert worden wäre. So ist Roland gesinnt, Menschenblutes kann er nicht satt werden. So sind auch seine Gesellen gesinnt und darum sollen wir Spanien von einem Ende bis zum andern mit dem Schwerte verheeren. Bedenket euch wohl, Herr Kaiser, und höret auf den Rath der Alten."

Es war begreiflich, daß Roland von dieser Rede in großen Zorn gerieth; doch antwortete er ohne Eifer und ruhig, wie ein Mann, der sich zu beherrschen versteht. „Ich muß bei meiner Meinung verbleiben," sprach er, „denn Marsilie ist treulos und man darf sich auf sein Wort nicht verlassen."

Etliche der versammelten Helden neigten sich Geneluns Rathe zu, die meisten aber waren Rolands Meinung. Da entstand unter den Helden selbst ein Streit. Als der aber heftig ward, stand der Kaiser, der bis jetzt noch immer geschwiegen hatte, auf und rief zornig in die Versammlung: „Ihr streitet, wie es sich nicht geziemt und kommt dabei an kein Ende. So gebiete ich euch, daß ihr jetzt aus einander geht. Wenn ihr aber ruhiger geworden seid und bei euch über die Sache nachgedacht habt, so kommt wieder zusammen und wenn ihr dann einer Meinung seid, so kommt und saget mir's."

Die Helden versammelten sich nun auf einem Hügel und beriethen, was sie dem Kaiser sagen wollten. Wieder rieth Genelun, das Anerbieten Marsilies anzunehmen und heimzukehren. Vielerlei ward von den Helden dafür und dawider gesagt, bis endlich der Erzbischof Turpin das Wort nahm und sprach: „Es ist wohl wahr, wenn Roland sagt, daß man sich auf des Königs Marsilie Wort nicht verlassen dürfe; es ist aber auch wünschenswerth, daß wir den Kampf und das Blutvergießen nicht verlängern, wenn die Heiden in Wahrheit unsern Glauben annehmen wollen. Darum rathe ich, daß wir einen weisen und verständigen Mann erwählen, der mit des Königs Boten nach Saragossa geht und da genau erforscht,

wie Marsilie gegen uns gesinnt ist. Ein Kluger wird gar bald erkennen, ob es ihm ein Ernst ist mit seinem Wunsche, Christ zu werden, oder ob er mit bösen Listen umgeht." Dieser Rath gefiel allen und sie waren es zufrieden, daß dieser Vorschlag dem Kaiser gemacht würde.

Nun war da ein alter Bischof, Johannes war er geheißen, der war dem Kaiser vor allen andern lieb. Ihn baten die Helden, dem Kaiser ihre Meinung vorzutragen und der Bischof war dazu bereit. Auf seine Krücken gestützt und im Schmucke silberweißer Locken trat er mit den Fürsten vor den Kaiser und begann zu sprechen:

„Die Fürsten sind unter einander eins geworden, daß du mit Marsilies Boten auch einen deiner Helden zu dem Könige sendest, einen weisen, der Marsilies Pläne wohl zu durchschauen vermag, damit wir erfahren, ob es ihm Ernst ist oder ob er mit Listen umgeht. Wenn das erstere der Fall ist, so sollt ihr dem Könige seine Bitte gewähren, im andern Falle aber des Schwertes Schärfe walten lassen."

Ehe noch der Kaiser erklären konnte, ob er mit dem Vorschlage einverstanden war, sprang Roland auf und erbot sich, des Kaisers Bote zu sein. „Herr, sendet mich," sprach er, „mein Auge ist so hell, daß sie mich nicht betrügen mögen. Von mir sollt ihr genauen Bericht erfahren, wie es um des Königs Meinung steht."

Der Kaiser aber winkte ihm mit der Hand und sprach: „Schweig nur, Neffe Roland; dich werde ich nimmermehr senden."

Da erhob sich Olivier und sprach: „So sendet mich, Herr Kaiser; ich will die Botschaft zu Gottes und des Reiches Ehre ausrichten. Nicht das leiseste Flüstern der Heiden soll mir entgehen, ihre Mienen und Gedanken will ich belauschen."

Aber auch ihn wollte der Kaiser nicht senden. „Ich traue dir alles Gute zu und danke dir für deinen guten Willen," sprach er zu ihm, „aber ich will dich trotzdem nicht senden. Du bist mit der Rede zu schnell und polterst leicht zornige Worte heraus, wie mein Neffe Roland. Ihr möchtet mit all eurem guten Willen leicht ein Unheil anrichten. Ich gedenke einen Bedächtigeren zu senden."

Nun erbot sich der Erzbischof Turpin. Er sprach: „Herr, laßt mich den Boten sein. Ich will den Heiden das Evangelium predigen. Vielleicht möchte ich sie bekehren."

Doch der Kaiser sprach: „Lieber Erzbischof, ich will euch und euern Rath hier nicht entbehren. Setzet euch daher nieder und überlaßt andern Helden die Botschaft."

Da erhob sich noch einmal Roland und sprach: „Wäre es meines Herrn Wille und dünkte es die Fürsten gut, so wüßte ich

wohl einen Boten, wie wir keinen bessern finden könnten. Soll ich der Bote nicht sein, so gönne ich diese Ehre keinem andern mehr als meinem Stiefvater, dem Herzog Genelun. Er ist muthig und stark, dazu auch weise und wohlberedt; er wird die Botschaft am besten ausrichten."

Die Fürsten gaben ihr Einverständniß mit diesem Vorschlage zu erkennen; Genelun aber erbleichte und den Blick gegen Roland gewandt sprach er: „Roland möchte gern, daß ich bei den Heiden mein Leben verliere, darum hat er mich zum Boten vorgeschlagen. Er will sich an meinem Eigenthum bereichern und meinen Sohn Baldewin seines Erbtheils berauben. O, ich kenne deine Bosheit," wendete er sich an Roland; „aber sei versichert, daß ich dir's gedenken will, wenn ich heil und gesund von den Heiden zurückkehre."

Solche Rede verwies der Kaiser dem Herzog und hieß ihn schweigen. „Komm näher her," sprach er zu ihm, „meine Botschaft zu empfangen und richte sie mit Klugheit und Bedacht aus. Laß aber deinen Zorn gegen Roland fahren, denn er ist es nicht, der dich sendet, sondern mein Wille trägt dir diese Botschaft auf."

Damit reichte ihm der Kaiser seinen Stab und seinen Handschuh hin, zur Bestätigung seiner Botschaft. Als Genelun darnach griff, ließ er den Handschuh fallen. Das schien den Fürsten ein schlimmes Zeichen und sie sprachen unter einander: „O weh, diese Botschaft wird ein schlimmes Ende nehmen."

Der Kaiser aber sprach zu Genelun: „Hier ist ein Brief, mit meinem Siegel verschlossen; der soll dem Könige Marsilie bestätigen, was ihr ihm sagen werdet. Will er unserem Gott die Ehre geben und sich zu ihm bekehren, so will ich ihm das halbe Land Spanien zu Lehen geben, während Roland die andere Hälfte haben soll. Will er das aber nicht und weigert er sich, Geiseln zu stellen, so saget ihm, daß ich nicht eher in mein Land zurückkehren will, als bis ich ihn gefangen genommen habe."

Der Kaiser küßte seinen Schwager zum Abschied und entließ dann die Versammlung.

III. Genelun machte sich nun auf den Weg. Seine besten Kleider legte er an, gürtete sein gutes Schwert Mulagir um und bestieg sein Roß, das ihm der Kaiser geschenkt hatte. Eine gar stattliche Erscheinung war der Held, hoch gewachsen und von breiten Schultern.

Auch siebenhundert seiner Mannen hatten sich gewappnet und gaben ihm das Geleite. Er nahm sie aber nur eine kurze Strecke mit sich.

Dann entließ er sie und schweigend ritt er mit den Boten des Heidenkönigs weiter.

Als die Heiden sahen, daß Genelun traurig war, fingen sie an, lustige Märchen zu erzählen und allerlei Kurzweil zu treiben. Da ward von den Heiden viel gelacht und auch Genelun ließ endlich seine trübe Stimmung fahren und lachte mit.

Blanscandiz bemerkte das und meinte, nun sei der Zeitpunkt gekommen, an dem er zur Ausführung seiner Pläne schreiten könnte. Er ritt also neben Genelun und sprach zu ihm: „Wolltest du es erlauben, Herr, so möchte ich dich etwas fragen. Mich wundert, daß ihr so viel Mühe und Arbeit auf euch nehmet. Ihr habt so viele Völker, die Friesen und Sachsen, die Baiern und Ungarn, die Longobarden und wie die Völker alle heißen bezwungen und immer wieder zieht ihr aus zu neuen Kriegen. Ist es nun, daß eure Fürsten damit einverstanden sind oder zwingt euch der Kaiser, ihm in alle diese Kriege zu folgen?"

Herzog Genelun antwortete: „Diese Kriege sind uns kein Ungemach, sondern eine Freude der Christenheit. Der Kaiser zwingt uns nicht dazu, ja, diese Kriege gehen nicht einmal aus seinem eigenen Willen hervor, sondern Gott hat sie ihm durch seine himmlischen Boten befohlen. Darum folgen wir ihm."

Blanscandiz hatte gehofft, den Herzog Genelun auf den Kaiser erzürnt zu finden; als er nun seinen Irrthum einsah, versuchte er auf einem andern Wege seinem Ziele näher zu kommen und sprach mit listigen Worten:

„Nun erkläre mir, wie ging das zu: Als ich meinen Auftrag vor deinem Herrn ausgerichtet hatte, da fuhr ein Held, Roland geheißen, mit zornigen Worten dazwischen und während der Kaiser schon geneigt war, unsere Unterwerfung anzunehmen, rieth ihm dieser, mit dem Schwerte gegen uns vorzugehen. Wie kommt es denn, daß dieser Held so viel sich erlauben darf und daß man auf seinen Rath so viel hört?"

Diesmal war des Heiden Versuch von günstigerem Erfolge, denn Genelun freute sich der Gelegenheit, seinen Zorn gegen Roland aussprechen zu können und antwortete daher dem Heiden: „Du hast sehr richtig beobachtet. Von diesem Roland und von seinem Gesellen Olivier müssen wir uns gar viel gefallen lassen. Diese beiden können Menschenblutes nicht satt werden und treiben uns von einem Kampfe zum andern. Die andern Paladine aber sind so schwach, von ihnen sich bereden zu lassen. Ganz unbegreiflich ist auch die Liebe und die Verehrung, die sie bei dem ganzen Heere genießen. Was sie wollen, das geschieht. Nichts lieberes könnte mir geschehen, als wenn diese beiden hochmüthigen Jünglinge einmal gedemüthigt würden. Euch würde das ein Leichtes sein und wenn ihr es wolltet, so wüßte ich euch wohl eine gute List zu rathen."

Genelun hatte nicht bedacht, wie sehr seine letzte Rede seiner

ersten widersprach; auch Blanscandiz achtete nicht darauf, sein falsches Herz war viel zu sehr von der Freude erfüllt, die Genelons letzte Worte ihm machten. Er hatte einen kennen gelernt, der zu Verrath bereit war. Darum sprach er: „Die Worte, die ich zuletzt von dir vernommen habe, sind wohl geeignet, meinen Herrn zu deinem Freunde zu machen.“

Darauf lud er Genelun ein, sich mit ihm abseits vom Wege ins grüne Gras zu setzen und dort beriethen die beiden schlimme Anschläge. Blanscandiz versprach dem Herzog Genelun große Reichthümer, dieser aber erbot sich, dafür das Leben Rolands und der andern Paladine in die Hand der Heiden zu liefern. Größere Untreue ward nie erhört.

Nachdem die beiden, die durch gemeinschaftlichen Verrath zu Freunden geworden waren, sich unter einander Treue geschworen hatten, ritten sie wieder weiter.

Sie kamen endlich zu der Stadt Saragossa, wo sie den König Marsilie fanden. Blanscandiz nahm zuerst das Wort, als sie vor den König kamen und sprach: „Mächtiger König! Mögen unsere Götter dich schützen immerdar! Ich habe die Botschaft ausgerichtet, die du mir aufgetragen hattest. Die Antwort läßt dir Kaiser Karl durch seinen eigenen Boten sagen.“

Da befahl der König dem Herzog Genelun, zu sprechen und dieser begann: „Dir entbietet Kaiser Karl, daß du an den wahren Gott glaubest und dich taufen lassest. Er will aber dessen Gewißheit haben und deshalb sollst du ihm einen deiner Söhne nebst elf andern Fürstensöhnen als Geiseln überschicken. Thust du das, so will er dir in deinem Lande steten Frieden gewähren und mit der Hälfte von Spanien will er dich belehnen, die andere Hälfte aber will er seinem Neffen Roland geben. Thust du es aber nicht, so wird der Kaiser dich mit dem Schwerte heimsuchen. Das hieß mich mein Herr dir sagen und zur Bestätigung dessen sendet er dir einen Brief, mit seinem Siegel verschlossen.“

Als Marsilie das hörte und besonders, wie der Kaiser ihm drohte, ward er so zornig, daß er seinen Stab erhob, um nach dem Herzog Genelun zu schlagen. Der wich dem Schlage aus.

Blanscandiz aber trat zu dem Könige und sprach: „Ihr thut übel, Herr König, wenn ihr gegen des Kaisers Boten so grimmig seid. Er ist unsere einzige Stütze, ohne ihn müssen wir Land und Leben verlieren. Bietest du ihm Ehre, so will er dafür sorgen, daß der Kaiser heimkehre und nur einen Theil des Heeres in unserem Lande lasse; den will Genelun dann aus Haß gegen Roland in unsere Hand liefern. So habe ich es mit ihm auf dem Wege hierher beredet.“

Als der König solches erfuhr, war er sehr froh und es that

ihm nun leid, daß er den Herzog erzürnt hatte. Er reichte ihm daher die Hand und hieß ihn freundlich willkommen.

Dann begann er zu fragen: „Woher kommt denn deinem Kaiser die Gewalt, daß er mich aus meinem Lande vertreiben will und sich unterwindet, die ganze Welt zu bezwingen?"

Genelun erwiederte: „Das geschieht alles nach Rolands Rath. Er und seine Gesellen, die zwölf Paladine, sind so übermüthig, daß sie die ganze Welt bezwingen möchten. Sie sind es auch, die dir den Frieden nicht gönnen wollen." „O, so wollte ich," sprach da der König, „daß jemand die zwölf Paladine erschlüge, dazu auch den Kaiser. So möchte ich doch endlich einmal wieder Ruhe haben. Wenn es aber nicht anders sein kann, so will ich alle meine Helden versammeln, dazu auch in fremde Länder Boten senden, daß andere heidnische Könige mir zu Hilfe kommen." „Das ist alles vergeblich," sprach da Genelun. „Wenn sich auch alle Helden der Erde auf einem Felde versammeln wollten, um gegen den Kaiser zu fechten, so möchten sie doch nichts ausrichten. In des Kaisers Heere sind so treffliche Helden und so kostbare Schwerter, daß vor ihnen die Feinde davon fliehen würden, wie der Staub vor dem Winde. Schau nur mein Schwert. Den besten Helm, den du hast, laß herbeitragen und ich will ihn mit einem einzigen Schlage zerspalten." Der König ließ den festesten Helm, den er besaß, herbeiholen und Genelun spaltete ihn, wie er es gesagt hatte, mit einem einzigen Schlage. Als Marsilie das sah, sprach er: „Gieb mir dein Schwert, ich will dir tausend Mark Goldes dafür geben." Genelun aber antwortete: „Und wenn es noch besser wäre, so wollte ich es dir doch umsonst geben, wenn du damit Roland erschlagen wolltest." Das versprach der König mit Freuden. Genelun gab ihm sein Schwert und Marsilie schwur bei seinen Göttern, mit diesem Schwerte den Helden Roland aufzusuchen.

Noch wußte der König aber nicht, welchen Plan Genelun gemacht hatte, um Roland in der Heiden Hände zu liefern. Als er darnach fragte, sprach der Herzog: „Sende vor allen Dingen Boten aus in alle Lande und versammle deine Mannen. Dann sende an den Kaiser die Geiseln und die Schätze, die deine Boten ihm versprochen haben. So wird auch der Kaiser sein Versprechen halten und nach seinem Lande zurückkehren, seinen Neffen Roland aber wird er hier zurück lassen, daß er des Landes walte. Den mußt du dann überfallen. Darum eile, daß du ein großes Heer zusammenbringst; ich aber will dich durch einen Brief wissen lassen, wenn der Kaiser abgezogen ist."

Dieser Rede war der König sehr froh und um sich dem Verräther dankbar zu erweisen, ließ er für ihn herbeitragen Gold und Silber ungewogen. Dann wurden auch die Schätze herbeigeholt, die

dem Kaiser übersandt werden sollten. Als man aber auch die Geiseln herbeibrachte und unter ihnen des Königs eigenen Sohn, traten dem König die Thränen in die Augen. Da tröstete ihn Genelun und sprach: „Die Geiseln sollen in meinem Schutze bleiben und eher sollst du hören, daß ich um ihretwillen mein Leben verloren habe, als daß du deinen Sohn und die andern Fürstenkinder nicht wiedersehen solltest.“ Dann bestieg Genelun sein Roß und ritt davon; die Heiden aber gaben ihm ein großes Stück das Geleite. Zu dem Kaiser zurückgekehrt sprach er: „Ich habe den Streit mit dem König Marsilie geschlichtet und eine dauerhafte Versöhnung herbeigeführt. Der König sendet die versprochenen Schätze und die Geiseln. Dafür habe ich aber dem Könige versprochen, daß nun keine weiteren Feindseligkeiten gegen ihn unternommen werden sollen, sondern daß wir nach Deutschland zurückkehren. Wolltest du nun, Herr Kaiser, das nicht thun, so müßte ich in des Königs Augen ein Verräther sein. Ich müßte dann die Geiseln wieder zurückführen und Marsilie würde natürlich sein Versprechen, nach Deutschland zu kommen, um sich taufen zu lassen, auch nicht halten.“

Der Kaiser freute sich, daß alles einen so günstigen Ausgang genommen hatte und dankte Gott mit lautem Gebete dafür. Auch versprach er, alles zu halten, was Genelun in seinem Namen versprochen hatte.

IV. Während Marsilie treuloser Weise ein großes Heer sammelte und von allen Enden heidnische Könige mit ihren Mannen ihm zuzogen, traf Kaiser Karl Vorbereitungen, sein Versprechen zu erfüllen und in sein Land heimzukehren. Ehe er aber heimkehrte, wollte er das Land Spanien noch der Obhut eines guten Helden anvertrauen. Nun hatte er zwar schon früher daran gedacht, Roland als Wächter des Landes zurück zu lassen. Er liebte aber seinen Neffen so sehr, daß er sich nicht gern von ihm scheiden mochte. Darum frug er seine Helden noch einmal um ihre Meinung und es wäre ihm lieb gewesen, wenn sie einen andern zum Hüter der spanischen Mark vorgeschlagen hätten. Genelun aber sprach: „Ihr edlen Helden, wir können keinen bessern Hüter dieser Mark finden, als Roland. Ihn fürchten die Heiden vor allen andern und wo sie nur seinen Namen hören, da fliehen sie.“ Damit waren auch die andern Fürsten einverstanden und der Kaiser gab Roland die Fahne und damit die Herrschaft über Spanien.

Als Roland sie empfangen, trat er bei Seite auf einen Hügel und rief laut: „Nun soll man erkennen, wer mein Freund ist. Wer mit mir Freude und Leid in diesem Lande tragen, wer mich in keiner Noth, die mir vielleicht von den Heiden bevorsteht, verlassen will, der trete zu mir.“ Da gingen alle Paladine zu Roland

und mit ihnen zwanzigtausend ihrer Mannen. Des freute sich Roland sehr.

Es war aber Abend geworden und die Helden gingen zur Ruhe, zum letzten male vor des Kaisers Heimkehr, die schon am nächsten Tage erfolgen sollte. In der Nacht hatte der Kaiser einen Traum. Ihm träumte, er hätte einen Speer in der Hand, Genelun aber schlich ihm nach, um ihm denselben zu entreißen. Dabei brach der Speer entzwei, ein Stück behielt der Kaiser in den Händen, das andere warf Genelun auf die Erde. Dort blieb es aber nicht liegen, sondern schwang sich in die Lüfte empor, bis es die Augen des Kaisers nicht mehr erblicken konnten.

Der Kaiser erwachte von dem Traume und große Sorge ängstigte sein Herz. Er dachte an Roland, der die Hauptstütze seiner Macht war und fürchtete, Genelun möchte Verrath gegen ihn ersonnen haben.

Er schlief endlich wieder ein. Da hatte er einen zweiten Traum. Ihm träumte, er wäre in Aachen. Ein Bär lag vor ihm, mit zwei Ketten gebunden. Der Bär zerbrach aber die Ketten und lief gegen den Kaiser an. Die Fürsten, die dabei standen, wollten es zwar wehren, konnten aber doch nicht verhindern, daß der Bär des Kaisers Arm zerfleischte, so daß man den Knochen bloß liegen sah.

Wieder erwachte der Kaiser von seinem Traume und wieder war er deshalb in großer Sorge um seinen Neffen Roland. Er konnte aber nicht wieder einschlafen und erwartete wachend und betend den Tag.

Seine Helden waren auch zeitig aufgestanden und bereiteten alles zur Heimreise. Sie waren froh und guter Dinge, Kaiser Karl aber war ernst und traurig gestimmt, als er unter sie trat. Als er Genelun ersah, sprach er zu ihm: „Mein Freund, ich fürchte, daß du nicht ehrlich mit mir und meinem Neffen verfahren bist. Schlimme Träume haben mich in dieser Nacht geängstigt und ich bin in Sorge um Roland, den ich nun allein hier lassen soll.“ Roland, der dabei stand und das mit angehört hatte, erwiederte jedoch voll frohen Muthes: „Seid ohne Sorgen, Herr Kaiser, und fahrt fröhlich eure Straße. Die Fahne, die ihr mir anvertraut habt, will ich wohl zu Ehren bringen und nicht so leicht soll sie meinen Händen entfallen, wie Herrn Genelun der Handschuh, den ihr ihm reichtet.“ Einen grimmigen Bick warf Genelun dem Sprecher zu, aber er sagte kein Wort.

Als die Vorbereitungen zur Abreise alle beendet waren, nahm man Abschied von einander. Das gab ein bitteres Scheiden. Der Kaiser und Roland hingen einander lange am Halse, weinten und

küßten sich. Es war in dem Thale Ronceval, wo dieser Abschied geschah.

Am andern Morgen nach des Kaisers Heimkehr waffnete sich Roland. Einen prächtigen Panzer legte er an; der glänzte fernhin; vorn auf der Brust aber sah man einen Drachen, der war, als wäre er feurig. Auf dem Helme waren mit goldenen Buchstaben die Worte geschrieben:

Aller Welt Waffen
Müssen mich unversehrt lassen;
Wer mich will gewinnen,
Der trägt Schaden von hinnen.

Das Beste aber war das gute Schwert Durendart, dessen Name ein Schrecken der Feinde war. Wo dieses Schwert hinkam, da verbreitete es Schrecken und Tod um sich, kein Stahl und kein Stein waren so hart, daß das Schwert sie nicht zerschnitten hätte. Kein Schmied konnte ein so gutes Schwert mehr schmieden, es wußte auch keiner, wie vor alten Zeiten möglich gewesen war, diesem Schwerte solche Schärfe zu geben.

Endlich bestieg Roland sein gutes Roß Valentich und sprach zu seinen Helden: „Ich will hinausreiten auf eine Warte und mich umschauen, ob wir etwa von den Heiden einen Ueberfall zu erwarten haben."

Nur einen seiner Mannen nahm er mit auf die Warte hinaus, der war Walther geheißen. Mit ihm ritt er auf einen Berg. Da sah er in der Ferne große Staubwolken aufwirbeln, wie wenn ein Heer heranzöge. Bald unterschieden die Beiden auch die Panzer und die glänzenden Helme der sich Nähernden und wie in den vergoldeten Schilden die Sonne sich spiegelte.

Da sprach Roland zu Walther: „Reite eilig ins Thal und sage den Helden, daß sie sich waffnen, denn die Heiden reiten ins Land. Du aber nimm tausend Mann mit dir und besetze jenen Berg, damit die Heiden uns nicht zuvorkommen und uns umgehen. Ich hoffe, sie sollen heute einen Fall erleben, daß ihnen der Kriegszug leid thut, den sie unternommen haben."

Walther ritt hinab und als die Helden von ihm das Kommen der Heiden erfuhren, freuten sie sich, daß sie wieder Gelegenheit haben sollten, zur Ehre Gottes zu kämpfen. Mit Beten und Psalmensingen bereiteten sie sich auf den Kampf vor. Die Heiden aber schwuren bei ihren Göttern, daß dies Rolands letzter Tag sein müßte und so sicher waren sie ihres Sieges, daß sie vor Freude schon sangen und tanzten und allerlei Uebermuth trieben.

Ein Heide, der voraus geritten war, um zu sehen, wo das Heer der Christen stünde, kam zurück und sprach: „Ich sah die Christen, wie sie verzagt waren. Sie knieten an der Erde und

rangen die Hände." Da lachten die Heiden und mit großem Geschrei rückten sie gegen die Christen vor.

Die Masse der Heiden war aber so groß, daß sie alle Höhen und Thäler bedeckten, und die Christen sahen wohl, daß der Kampf gegen eine solche Unmasse nicht etwas Leichtes sein konnte; doch waren sie getrosten Muthes. Olivier sprach zu Roland: „Wir haben ein starkes Volk vor uns, doch verzagen wir darum nicht. Aber es wäre wohl gut, wenn du dein Horn blasen wolltest, damit es der Kaiser hörte und uns zu Hilfe zurückkehrte. Ich bitte dich darum um meiner Schwester Alda willen, die dir zur Braut gegeben ist."

Roland wollte das aber nicht thun und sprach: „Verlassen wir uns nur auf Gottes Hilfe! Die Heiden möchten denken, wir fürchteten uns, wenn ich durch mein Horn Hilfe herbei riefe. Gott wird heute seine Wunder an ihnen erweisen und mein gutes Schwert Durendart seine Schärfe."

V. Roland hatte die Scharen der Christen geordnet. Er selbst erhob seinen Schild und stellte sich an die Spitze der einen Schar. Die Heiden kamen heran, aber sie hatten ihr Kommen zu bedauern. Die die ersten waren, wären gern die letzten gewesen. Die Fürsten, die vorher dem König Marsilie geschworen hatten, Rolands Haupt ihm zu bringen, wären nun gern ihres Eides ledig gewesen und während des Kampfes schwand ihnen ihr Uebermuth gänzlich. Wie erschraken sie, als gleich der erste, der den Kampf mit Roland wagte, Adalrot, ein starker Held, seine übermüthigen und prahlerischen Worte von Rolands gutem Durendart gerächt fühlen mußte. Mit einem einzigen Schlage theilte Durendart den Helden bis auf das Roß herab in zwei Theile. Als die Franken das sahen, ward ihr Herz voll Freude.

Schrecklich war der Kampf, der nun folgte. Dicht wie Hagel flogen die Speere gegeneinander, wie die raschen Schläge des Schmiedes auf den Ambos fielen die Schläge der Schwerter auf Panzer und Helme, das Blut floß in Strömen. In dem Blute aber lagen goldene Kleinode und Edelsteine, die von den Schilden und Helmen abgeschlagen waren.

Wo der Kampf am dichtesten war, da war Roland zu schauen und wo sein Schwert die Feinde niedermähte, da entstand bald eine Gasse, durch die ihm seine Freunde folgen konnten.

Nicht minder thaten die andern Paladine ihr Bestes, vor allen der kühne Olivier und der ehrwürdige Turpin. Wen ihre Lanzen trafen, der bedurfte keines Arztes mehr und von ihren Schwertern schmolzen die Scharen der Feinde zusammen wie Schnee vor der Sonne.

Die erste Schar der Heiden war besiegt und einer neuen Schar, die nun heranstürzte, erging es nicht besser. Schar auf Schar rückte heran und Schar auf Schar ward vernichtet und die Führer, die alle hochmüthig geprahlt hatten, Rolands Haupt dem Könige Marsilie bringen zu wollen, lagen erschlagen und färbten mit ihrem Blute die Erde.

Nur einer der heidnischen Führer entkam lebend dem furchtbaren Gemetzel, Margries, der Führer der letzten Schar. Als Olivier eben von vier starken Heiden bedrängt ward, kam auch Margries heran und stach den Helden mit seinem Spieße in das Bein. Darnach zog er auch das Schwert gegen Olivier, versetzte ihm damit ein paar furchtbare Schläge und sprach: „Davon wird man noch lange Zeit erzählen, wie Margries den Olivier geschlagen hat, ohne daß ihm auch nur ein Splitter von seinem Schilde geschlagen worden ist.“ Das hörte Olivier und nachdem er sich seiner übrigen Gegner entledigt hatte, gab er seinem Rosse die Sporen und setzte Margries nach, der es vorgezogen hatte, dem Olivier nicht als einziger Gegner gegenüber stehen zu bleiben. Olivier erhob seinen Speer und schleuderte ihn dem Gegner nach, daß er fest in dessen Rücken sitzen blieb. Dabei sprach er: „Nun kannst du erzählen, daß du mich geschlagen hast; nun werden dirs die Leute wenigstens glauben.“ Vor Schmerzen und vor Wuth zitternd, suchte Margries sein Heil in der Flucht.

Die Heiden waren alle erschlagen. Nur Margries kehrte zu dem Könige Marsilie zurück, um ihm zu sagen, wie es seinem Heere ergangen war. Als Marsilie das hörte, fing er laut an zu klagen und er fragte, ob nicht auch Roland oder ein anderer von den zwölf Paladinen dabei sein Leben verloren habe. Margries sprach: „Es ist ihrer keiner gefallen; aber die noch leben, die sind alle verwundet oder ermüdet. Hätten wir sofort ein neues Heer ihnen entgegenzustellen, so möchten wir vielleicht den Sieg noch gewinnen.“ Da ermannte sich Marsilie wieder. Wie viel er noch Helden hatte, die sammelte er alle um sich und sprach zu ihnen: „Liebe Freunde und Mannen! Jetzt ist die Zeit gekommen, da ihr mir vergelten könnt, was ich euch zu Liebe gethan habe. Jetzt gilt es, uns zu rächen an den Christen, daß sie nicht daheim erzählen können, sie hätten uns den Sieg abgewonnen.“ Sie hofften die Christen im Taumel der Siegesfreude überraschen zu können. Das gelang ihnen aber nicht. Turpin war mit den Seinen auf die Warte gegangen und schaute aus, wo sich etwa etwas Verdächtiges blicken ließe. Als er das heidnische Heer nahen sah, ritt er zu dem Heere zurück und sprach: „Wohlauf, ihr Helden, die Hölle hat noch ein Heer gegen uns losgelassen, Marsilie naht mit neuen Scharen.“ Die Helden sprangen auf und ordneten sich um ihre Fahnen.

Unterdessen erhoben die Heiden einen großen Schall; sie sangen ihre Kampflieder, bliesen ihre Heerhörner und sprengten gegen die Christen an. Da konnten sie wohl merken, daß noch nicht alle Speere der Christen zerbrochen und ihre Schwerter noch nicht stumpf geworden waren.

Aber auch das Häuflein der Christen schmolz vor den immer neu anstürmenden Scharen zusammen. Selbst unter den zwölf Paladinen hielt der Schlachtentod seine Ernte. Der erste unter den Paladinen war Engelirs, den Thibors von Saragossa mit dem Schwerte niederstach. Als das aber Olivier sah, ließ er sein gutes Schwert Altecläre mit solcher Gewalt auf Thibors herabschmettern, daß der Heide vom Scheitel bis zur Schwertscheide durchschnitten ward. Auch sieben andere Fürsten der Heiden erschlug er zur Rache für Engelirs Tod. Roland, der alles gesehen hatte, rief Olivier zu: „Recht so, du theurer Held, Altecläre haben sie nun kennen gelernt; nun will ich ihnen weisen, was Durendart kann."

Alle Tapferkeit der Christen aber konnte nicht verhindern, daß sie von der übergroßen Zahl der Heiden in große Noth kamen. Da ritt Roland zu Olivier und sprach zu ihm: „Lieber Freund, ich bereue, daß ich nicht früher deinem Rathe folgte und in mein Horn blies, damit der Kaiser uns zu Hilfe kam. Wir werden der Uebermacht der Feinde erliegen müssen, alle unsere Helden werden uns nach und nach erschlagen werden und das Land, das uns der Kaiser zu hüten aufgetragen, wird in die Hände der Heiden fallen. Ist es dir recht, so will ich jetzt noch mein Horn blasen. Wenn auch der Kaiser nicht so schnell zurückkehren kann, daß er uns noch von dem Verderben errettete, so kann er doch zeitig genug kommen, um den Feinden das Land wieder zu entreißen."

Olivier aber sprach: „Viel lieber Heergeselle! Ich will nicht, daß du jetzt in dein Horn bläst. Hättest du es vorher gethan, so hättest du dem Kaiser manchen herrlichen Mann erhalten können und du selbst hättest vielleicht sieggekrönt in die Arme deiner Braut, meiner Schwester Alda, zurückkehren können. Der Kaiser kann uns einmal nicht mehr zur rechten Zeit zu Hilfe kommen; so laß uns tapfer aushalten."

Der Erzbischof Turpin hatte diesem Gespräche zugehört und nun sagte auch er seine Meinung: „Es ist sicher," sprach er, „daß wir nicht lebend von hinnen kommen, daß unser letzter Tag angebrochen ist. Darum blase dein Horn, Held Roland. Kann uns der Kaiser nicht mehr zu Hilfe kommen, so kann er wenigstens unsere Leichname aufheben und mit sich nehmen. So dürfen wir hier nicht den Raubvögeln zur Speise dienen, sondern in geweihter Erde wird man uns begraben und fromme Bischöfe werden mit unsern Verwandten und Freunden an unsern Gräbern beten."

Da ergriff Roland sein Horn und blies mächtig in dasselbe. Wie ein starker Donner drang sein Schall durch die Lande; die Berge erbebten vor dem Klange, die Heiden erschraken und hielten sich vor dem Getöse die Ohren zu.

VI. Der Klang des Hornes drang bis zu dem Kaiser, der mit seinem Heere auf der Heimkehr begriffen war. Als er und seine Helden den wohlbekannten Ton vernahmen, erschraken sie alle, denn sie wußten, Roland hätte es nicht geblasen, wenn er nicht in großer Gefahr schwebte.

Da trat Genelun zu dem Kaiser und sprach: „Warum geberdest du dich so angstvoll und bist ganz außer dir? Was soll dem Roland Schlimmes geschehen sein, seit Marsilie unser Freund ist?“ Er ist vielleicht auf der Jagd und bei der Verfolgung eines Hirsches hat er vor Lust sein Horn geblasen.“

Der Kaiser aber, dem eine Ahnung aufging über alles, was geschehen war, antwortete zornig: „Weich von mir, du Verräther, mit deinen listigen, gottlosen Reden. Wehe mir, daß ich dich je gesehen habe! Durch dich allein ist diese Noth über unsere Helden gekommen, die jetzt mit ihrem Blute die Schätze bezahlen müssen, die du von Marsilie genommen hast.“ Dann hieß der Kaiser den Verräther mit Stricken binden.

Mit Noth vermochte der Kaiser das Leben des Treulosen zu schützen, dem die erzürnten Helden schon die Kleider vom Leibe rissen. „Bereitet euch lieber,“ sprach der Kaiser, „daß wir sofort dem theuren Helden Roland zu Hilfe eilen.“ Da eilten alle zu ihren Rossen und alsbald machte sich das ganze Heer des Kaisers auf den Rückweg nach Spanien. Nicht wurden die Sporen geschont, damit die Rosse um so schneller liefen.

Unterdessen waren Roland und seine Helden auf dem Schlachtfelde nicht müßig gewesen. Manchen Heiden hatten sie noch todt dahingestreckt. Roland aber sehnte sich vor allen Dingen darnach, mit dem Könige Marsilie zu kämpfen. Darum stürzte er sich immer wieder in das dichteste Kampfgewühl und immer schweifte sein Auge suchend umher, ob es den König erspähen könnte.

Nun hatten die Heiden, die immer um Marsilie waren, unter sich festgesetzt, wer in diesem Kampfe entflöhe und seinen Herrn verließe, der solle des Todes sein. Als aber Roland in des Königs Nähe kam und sein gutes Schwert Durendart dröhnend auf die Helme der Heiden niederfiel und eine Gasse bahnte, durch die Rolands Freunde nachdrängten, da vergaßen die Heiden ihres Gelöbnisses und wendeten sich eilig zur Flucht.

Der König Marsilie floh nicht mit, sondern hielt tapfer Stand und viele der Christen fielen von seiner Hand. Endlich ersah ihn

Roland. Da rief er über den Rand seines Schildes ihm zu: „Bist du hier, König Marsilie? Ich bin gekommen, dir mit meinem Schwerte das Gold wiederzuerstatten, das du dem Verräther Genelun gegeben hast.“

Bei diesen Worten erhob er sein Schwert und als es sausend niederfiel, schlug es dem Könige einen Arm ab. Da ward die Flucht der Heiden eine vollständige. Nur etliche sammelten sich um den König und halfen ihm davon, die andern warfen alle ihre Spieße weg, um desto schneller fliehen zu können.

Roland gab seinem Rosse die Sporen und jagte hinter den Fliehenden her, ob er den König wiederfinden möchte. Es war jedoch umsonst. Wen Roland noch einholte, der mußte von seinem Schwerte todt niedersinken, der König aber war auf einem schnellen Rosse entkommen. Freilich half es ihm wenig, denn die Wunde war derart, daß er in kurzer Zeit daran sterben mußte.

Auf dem Schlachtfelde gab es keinen Heiden mehr zu bekämpfen, aber schon nahete ein neues Heer der Heiden. Zwei mächtige Könige von Aethiopien und Karthago, die Marsilie auch zu Hilfe gerufen hatte, kamen nach langer Reise jetzt eben mit ihren Scharen an. Fünfzehntausend Mann waren es, denen das kleine Häuflein der Christen noch einmal gegenüber treten sollte. Das Heer kam heran und das Morden begann von neuem. Der erste, der unter den christlichen Helden verwundet ward, war Held Olivier. Ihm stach der König Algarich von Karthago den Speer in den Leib. Trotz der Wunde und des Schmerzes aber erhob sich Olivier im Sattel und mit einem furchtbaren Schlage vergalt er den Stich, so daß der König vom Scheitel bis auf den Sattel mitten auseinander geschnitten ward. Damit aber noch nicht zufrieden, stürmte Olivier trotz seiner Schmerzen noch in das dichteste Gewühl und von seinem Schwerte fielen Todte über Todte. An seiner Seite waren Roland und Turpin, die nicht minderen Schrecken unter den Heiden verbreiteten.

Endlich verließen den verwundeten Helden die Kräfte. Er ward bleich und farblos, die Augen vergingen ihm, daß er niemand mehr erkennen konnte. Als das Roland bemerkte, ergriff er des Freundes Roß beim Zügel und führte den Freund aus dem Kampfgewühle zurück. Er brachte ihn zu einem sicheren Orte und sprach dann zu ihm: „O, du Ehre aller Christen, wer soll dich nun ersetzen, wenn dein Leben dahin schwindet?“ Dabei weinte er bitterlich. „O, du liebster meiner Freunde,“ fuhr er fort zu klagen, „soll ich nun von dir scheiden und dich nicht lebend wiedersehen? Das ist das größte Leid, das mir heute geschehen, und nimmer kann ich es genug beklagen. Mit dir sinkt die Blüthe der Ritterschaft, ein starker Trost der Christenheit dahin.“

Nicht länger konnte Roland bei dem Freunde bleiben; vor dem Feinde war er jetzt am nöthigsten. Nach einem herzlichen Abschiede und nachdem er dem Freunde das Lager noch so bequem wie möglich gemacht hatte, riß er sich los, sprang auf sein Roß und stürmte wieder gegen die Feinde. Nur um so grimmiger schlug er jetzt auf die Feinde los, die ihm den liebsten Freund genommen hatten. Er und Turpin schlugen hunderte von Heiden und ganze Berge von Leichen thürmten sich ringsum auf.

Unterdessen war auch Olivier die Besinnung zurückgekehrt. Mit Anstrengung seiner letzten Kräfte hob er sich wieder auf's Roß und noch einmal wollte er den Freunden zu Hilfe eilen. Er gab dem Roß die Sporen, krampfhaft hielt er sein gutes Schwert in der Hand und lenkte das Roß dahin, wo er das ärgste Getöse wahrnahm. Seine Augen waren aber noch dunkel und er konnte Freund und Feind nicht unterscheiden. Trotzdem hob er sein Schwert und schlug in den Haufen. Er traf auf einen guten Helm; während er jedoch zu einem neuen Streiche ausholte, rief er: „Roland, lieber Geselle, wo bist du? Meine Augen können dich nicht sehen.“ Roland kehrte sich um, denn er war es, dem Olivier durch den Helm geschlagen hatte, und als er den Freund erblickte, rief er: „Lieber Gesell, ich bin hier; du hast mich auf den Helm geschlagen.“ Da brach Olivier in laute Klagen aus: „O weh, lieber Bruder, ich höre deine Stimme, aber ich sehe dich nicht. Nun vergieb mir, was ich nicht gern gethan habe.“ Roland tröstete ihn und sprach: „Es hat mir nichts gethan! Aber kehre zurück, ein Sterbender taugt nicht, wo starke Männer kämpfen.“ Sie schieden von einander in großem Leide. Roland spornte sein Roß gegen die Feinde, Olivier aber ritt zurück, um in Frieden zu sterben.

Er stieg von dem Rosse und als er den Tod nahen fühlte, fiel er in Kreuzesgestalt zur Erde und betete: „Gnädiger Gott, nimm meine Seele zu dir in dein Reich. Was ich je gegen dich gethan habe, das reuet mich sehr. Beschütze auch den Kaiser, meinen lieben Herrn und mache ihm seine Feinde unterthan. Meinen lieben Freund Roland und alle die Christenhelden, die um deinetwillen hier gekämpft haben, empfehle ich deiner Gnade, schreibe sie ein in das Buch des Lebens.“ Da vermochte er nicht weiter zu reden. Das Licht seines Lebens erlosch und mit einem tiefen Seufzer hauchte er seine tapfere, edle Seele aus.

VII. Nur drei von den Christenhelden waren noch übrig. Roland, Walther und Turpin. Die stürmten nun noch einmal neben einander gegen die Heiden an. Viele Heiden fielen noch unter ihren Schlägen, aber auch Walther, der schon aus vielen Wunden

blutete und dessen Kräfte zu Ende gingen, ward erschlagen. Da beklagten ihn seine beiden Genossen.

Endlich ward auch der Erzbischof Turpin durch den Schwertstreich eines Heiden vom Pferde geschlagen. Als Roland das gewahr ward, klagte er laut und den Schild wegwerfend, stürzte er sich unter die Feinde wie einer, der den Tod sucht. Die Heiden aber, so viele es ihrer auch waren, wichen entsetzt zurück.

Unterdessen hatte der Erzbischof Turpin die Besinnung wieder gewonnen. Er stand auf und griff wieder nach Schwert und Schild. Dann sprach er zu Roland: „Lieber Geselle, der Kaiser wird den Ton eures Hornes gehört haben und jetzt in großer Sorge um euch heran eilen. Vielleicht wähnt er euch schon todt. Darum gebt ihm ein Zeichen, daß ihr noch lebt und blast noch einmal euer Horn.“ Da setzte Roland Olivanten an den Mund und blies einen Ton, der weit über das Gebirge hallte. Der Kaiser hörte ihn und sprach zu seinen Helden: „Roland bläst sein Horn noch einmal; es wird Zeit, daß wir ihm zu Hilfe kommen. Nun eilet und spornt die Rosse zum schnellsten Laufe. Gebt auch Antwort mit den Heerhörnern, damit Roland merke, daß wir ihm nahe sind.“ Da hörte man alsbald den Ton von tausend Heerhörnern durch die Berge hallen. Welch ein Trost, welch eine Freude war das für die beiden edeln Helden, die allein noch übrig geblieben waren!

Die Heiden aber, als sie die Hörner hörten, erschraken und riefen: „O weh, nun kommt der Kaiser, nun sind wir alle verloren,“ und wiewohl sie bedauerten, daß Roland noch lebte, wendeten sie sich alle zur eiligsten Flucht.

So standen die beiden übrig gebliebenen Helden als Sieger auf dem Schlachtfelde. Traurig blickten sie auf die Leichname der Freunde, die da umher lagen und lange redeten sie kein Wort.

Turpin legte die Rüstung ab und fiel halb ohnmächtig zur Erde, Roland aber suchte auf dem Schlachtfelde die Leichen der Paladine und trug sie zusammen, um sie zu begraben. Manche Thräne floß ihm über die Wangen, wenn er einen der Helden fand, am meisten aber weinte er über Oliviers Leiche. So groß war sein Schmerz, daß er ohnmächtig neben dem lieben Heergesellen ins Gras sank.

Als das Turpin sah, raffte er seine letzten Kräfte auf, um Roland Hilfe zu bringen. Er nahm Rolands Horn und suchte nach einer Quelle, um etwas Wasser für den geliebten Freund zu schöpfen. Ehe er aber fand, was er suchte, sank er erschöpft zusammen. Seine Kräfte waren zu Ende, die Augen, verklärt zum Himmel gerichtet, brachen und Engel trugen seine Seele vor Gottes Thron.

So war Roland allein noch übrig. Auch er fühlte sein Ende herannahen. Nur einen einzigen Wunsch hatte er noch, den Kaiser noch einmal zu sehen, der jetzt herankam und dessen Heerhörner sich immer näher vernehmen ließen. Mühsam schleppte er sich bis in den Schatten eines Baumes, fern von den Erschlagenen, wo vier Felsen einsam in die Höhe ragten. Dort setzte er sich ins Gras, in der Linken sein Horn Olivant, in der Rechten sein gutes Schwert Durendart haltend.

Da sah ihn ein Heide, der verwundet auf der Walstatt lag und sich todt gestellt hatte, damit ihn die Christen nicht vollends erschlügen. Der dachte bei sich selbst: „Roland stirbt, so will ich ihm sein Horn und sein Schwert wegnehmen und wenn ich dann in Arabienland erzähle, daß ich ihn erschlagen habe, so wird man mir großen Dank sagen und reiche Geschenke geben."

Leise schlich er sich heran. Roland aber bemerkte sein Kommen und seine Absicht wohl. Als er ihn nahe genug hatte herankommen lassen, schlug er ihm das Horn mit solcher Gewalt an den Kopf, daß Horn und Kopf in Stücke zerschellten.

Nachdem das Horn zu nichte war, wollte Roland auch sein Schwert vernichten, damit es nicht etwa noch in der Heiden Hände käme. Er nahm das Schwert und schlug damit gegen den Felsen, aber das Schwert blieb ganz. Da faßte er es mit beiden Händen und schlug noch einmal gegen den Felsen, aber auch nicht die kleinste Scharte war an dem Schwerte zu sehen. So geschah es auch zum drittenmale.

Da sprach Roland: „Daran erkenne ich deine Sitte, du gutes Schwert. Wo du hintriffst, da schneidest du und nichts kann dir widerstehen oder dir schaden. Du hast dem Kaiser treu gedient in den Kämpfen, die er gegen die Longobarden, die Sachsen und all die andern Völker zu bestehen hatte. Deines gleichen ist nie auf Erden geschmiedet worden, wird es auch nie wieder werden. Wie konnte ich so sinnlos sein, dich zerschlagen zu wollen! Ach, lägest du auf dem Grunde des Meeres, damit ich sicher wüßte, daß du nie einem Christen zum Schaden gereichen wirst."

Roland steckte das Schwert wieder in die Scheide. Dann zog er seinen Handschuh ab und warf ihn, sein Ende fühlend, in die Luft, dem Kaiser sein Lehn damit gleichsam zurückzugeben.

Darnach fiel er in Kreuzesgestalt zur Erde nieder und betete.

Nachdem er gebetet, streckte er noch einmal die Arme zum Himmel empor, dann verschied er.

VIII. Die Heiden waren alle entflohen, die Christen lagen alle erschlagen auf dem Kampfplatze. Da stieg der Kaiser mit seinen Helden von den Bergen herab in das Thal von Ronceval.

Großes Klagen und Weinen entstand, als sie die Leichname liegen sahen. So dicht lagen sie bei einander, daß man vor ihnen die bare Erde nicht sehen konnte. Jeder ging und suchte seine Freunde unter den Todten hervor, der Kaiser aber schlug an seine Brust und klagte: „Ach, wo finde ich wieder Helden, wie diese?“ Am meisten weinte er, als er die Leichen Rolands, Oliviers und Turpins fand.

Während er noch so klagte, trat der Herzog Naimes von Baiern zu ihm und sprach: „Herr, ich sehe noch die Staubwolken von dem abziehenden Heere der Heiden. Sie sind noch nicht so weit, daß wir sie nicht einholen könnten. Darum laß uns eilen, daß wir sie erreiten und Rache an ihnen nehmen für Rolands und der andern Helden Tod.“ Damit war der Kaiser wohl zufrieden und das Heer brach alsbald wieder auf. Die beiden Helden Otto und Gebwin aber ließ der Kaiser mit tausend Mann zurück, die Todten zu bewachen.

Die Heiden waren auf ihrer Flucht bis zum Ebro gekommen. Auf den Schiffen, die sie dort gelassen hatten, gedachten sie glücklich ans andere Ufer zu entkommen. Aber die Schiffe waren von Stürmen fortgetrieben worden. Da kam ein großer Schrecken über die Heiden; sie riefen in großer Angst ihre Götter an, daß ihnen die helfen möchten und versprachen, ihnen dafür immerdar mit reichen Opfern zu dienen. Aber ihre Götter hörten sie nicht und das Heer des Kaisers kam immer näher. In ihrer Verzweiflung sprangen viele in das Wasser und versuchten, schwimmend das andere Ufer zu erreichen. Die hochangeschwellten Fluthen rissen sie jedoch mit fort und sie mußten alle ertrinken. Die aber nicht ertranken, die wurden von den Schwertern der Christen ereilt.

Roland und seine Genossen waren gerächt, keiner der Heiden wahr mehr am Leben. Da sank die Sonne und die Schleier der Nacht breiteten sich über das Gefilde. Die Christenhelden schufen sich in dem Felde ein Lager, so gut sie es vermochten, der Kaiser aber blieb noch lange auf seinen Knieen liegen und dankte Gott in demüthigem Gebete.

Marsilie, dem Roland den Arm abgeschlagen, war unterdessen zu seiner Burg Saragossa gelangt. Was für ein Jammer entstand da, als man den fliehenden verwundeten König sah und von ihm hörte, wie es seinem Heere ergangen war. Die Königin Brechmunda konnte sich vor Weinen gar nicht fassen und in ihrem Jammer klagte sie ihre Götter an, denen sie so große Opfer gebracht hatte und die doch nichts zu ihrem Schutze gethan hatten. In ihrem Zorne hieß sie sogar die Götterhäuser zerbrechen und die Götzenbilder auf die Straße werfen, daß man sie mit den Füßen trete.

Marsilie war in ein Gemach gebracht worden und lag in großen Schmerzen auf seinem Lager. Als ihm angesagt ward, daß auch die Könige von Aethiopien und Karthago samt ihren Heeren von dem Kaiser Karl vernichtet wären, starb er vor Schrecken. Sein Weib Brechmunda beweinte ihn sehr. Sie ging aber auf eine Warte, um zu schauen, ob Kaiser Karl gegen Saragossa heranzöge. Da ward ihr angesagt, wie die Sieger auf Schiffen über den Ebro setzten und mit wehenden Fahnen gegen Saragossa heranzögen. Alsbald eilte sie von der Warte hinab und hieß die Burgthore aufschließen, daß der Kaiser ungehindert einziehen konnte.

Als Karl die Stadt betrat, fiel ihm die Königin zu Füßen. Sie schwur ihre Götter ab, die in der Noth ihr nicht zu helfen vermocht hatten, und versprach, sich taufen zu lassen. Des freute sich der Kaiser sehr. Die Königin ward getauft und mit ihr ihr ganzes Volk. Die Königin aber führte von nun an den Namen Juliane.

IX. Der Kaiser rüstete sich nun nebst seinem Heere wieder zur Heimfahrt. Sie nahmen die Leichname Rolands, Oliviers und Turpins mit und begruben sie dann zu Sanct Romane.

Darauf sandte der Kaiser vier seiner Mannen nach Viane zu dem Markgrafen Gerhard, daß sie ihn nebst seiner Pflegetochter Alda zu ihm einlüden. Er verbot aber den Boten, zu sagen, daß Aldas Bruder Olivier und ihr Bräutigam Roland zu Ronceval gestorben waren. Die Boten versprachen das und eilten nach Viane. In kurzer Zeit kamen sie dahin; der Markgraf empfing sie mit Freuden und fragte, was der Krieg für ein Ende genommen. Die Boten erwiederten: „Dem Kaiser ist nichts zu Leide geschehen und siegreich kehrt er aus Spanien heim. Der König Marsilie und sein ganzes Heer sind erschlagen; nicht einer ist lebendig entkommen. Marsilies Weib aber, die Königin Brechmunda, hat sich samt ihrem Volke bekehrt und sich taufen lassen.“ Da lobte der Markgraf Gott für seine wunderbare Fügung. Die Boten aber sprachen weiter: „Nun läßt unser Herr, der Kaiser, dir sagen, daß du zu ihm kommest nach Blavie, auch deine Tochter Alda mitbringest. Er läßt dich auch bitten, daß du eilest. Bereite dich daher, daß du morgen früh mit uns reitest.“

Sofort besandte der Markgraf seine Helden und am andern Morgen waren zweihundert derselben versammelt, ihm das Geleit zu geben. Auch Alda war schnell zur Abreise bereit und alsbald setzte sich der Zug in Bewegung. Alles eilte, so schnell als möglich zu dem Heere des Kaisers zu gelangen. Als man endlich da ankam, wunderten sich Gerhard und alle, die mit ihm kamen, über die Stille, die in dem Heere herrschte.

Auch der Kaiser sah ernst und traurig aus, als Gerhard und Alda vor ihn kamen. Da beschlichen bange Ahnungen das Herz Aldas und voll großer Sorge fragte sie den Kaiser: „Wo ist denn Roland, mein Verlobter, den ich hier zuerst zu treffen hoffte?" Da antwortete ihr der Kaiser mit Thränen in den Augen: „Viel liebe Alda, den wirst du leider lebend nimmer wieder sehen. In Spanien ist er den schönsten Heldentod, den Tod als Sieger gestorben. Nun klage und weine nur nicht zu sehr; ich will dich trösten, so viel ich es vermag. Zwar kann ich Roland dir nie ersetzen, doch will ich dir, wenn du es zufrieden bist, meinen Sohn Ludwig zum Gatten geben und du sollst Herrin sein über alle meine Reiche."

Alda aber begann heiß zu weinen und sprach: „Was soll mir Armen Reichthum und Macht, wenn Roland nicht mehr ist. Soll ich Rolands Weib nicht werden, so will ich auch keines andern Weib je werden, so wäre mir lieber, Gott riefe mich alsbald zu sich in sein Reich."

Da fühlte sie, daß sie schwach ward; sie befahl Gott ihre Seele. Die umherstanden sahen sie erbleichen und der Kaiser selbst fing sie in seinen Armen auf, als sie umsank. Alle Versuche, sie wieder zu beleben, waren vergebens; da ward sie unter großem Klagen und Weinen begraben.

X. Als der Kaiser endlich wieder zu Aachen angekommen, gebot er einen Gerichtstag, daß man über Genelun, den Verräther, Gericht halte. Alle seine Fürsten und Mannen hatte er um sich versammelt und als er in ihrer Mitte saß, hieß er Genelun herbeibringen. Er klagte ihn an, daß er Roland und seine Helden verrathen habe für die Geschenke, die ihm Marsilie gegeben.

Da bat Genelun, daß man ihm ein Wort gestatte und als das geschehen, sprach er: „Herr, ihr dürft mich nicht des Mordes und des Verrathes bezichtigen. Wohl habe ich Rolands und der Paladine Tod gewollt, aber nicht hinterlistiger Weise habe ich sie ums Leben gebracht. Ich habe ihnen vielmehr öffentlich und in euer aller Beisein angekündigt, daß ich nach ihrem Tode streben würde."

Der Kaiser erwiederte darauf: „Wir bedürfen deiner Rede nicht weiter. Es ist genug, daß du selbst öffentlich anerkannt hast, daß du die Christen in die Gewalt der Heiden gegeben hast. Nun will ich die Richter um ihr Urtheil fragen."

Genelun hatte aber zahlreiche und mächtige Verwandte. Die hätten gern des Kaisers Huld dem Verräther wiedergewonnen.

Da drängte sich hervor Binabel, ein Verwandter Geneluns, ein sehr großer und starker Mann. Der sprach: „Ich will, wenn

es der Kaiser erlaubt, heute mit meinem Schwerte Geneluns, meines Oheims, Unschuld erweisen. Ist nun jemand hier, der mit mir darum kämpfen will, der trete hervor." Die Fürsten schwiegen alle, keiner hatte Lust, mit Binabel zu kämpfen, weil er so groß und stark war. Der Kaiser aber schaute umher, ob kein Kämpfer auftreten wollte. „Sollte ich Genelun heute unbestraft von dannen ziehen lassen," sprach er, „so wollte ich lieber die Krone nicht mehr tragen." Endlich trat Dietrich hervor, bat um Stille und sprach: „Roland ist mein nächster Verwandter. So Gott mir hilft, gedenke ich durch mein Schwert zu erweisen, daß er von Genelun verrathen und um Goldes willen in die Hände der Heiden gegeben ist. Nicht fürchte ich mich vor Binabels Stärke. Gott wird mir beistehen, wie er David beistand im Kampfe gegen den Riesen Goliath."

Der Kampfplatz ward bereitet, der Kaiser aber bat Gott, daß er der Wahrheit zum Siege verhelfen möge. Dann bildeten die Helden einen Kreis um die beiden Kämpfer und der Kaiser gebot, daß niemand sich in den Kampf menge. Wer aber zu Gunsten des einen oder des andern Kämpfers eingreifen wollte, der sollte sein Leben verwirkt haben.

Nun ritten die Kämpfer in den Kreis. Die Grieswärtel gaben das Zeichen und Binabel und Dietrich ritten mit eingelegten Speeren gegen einander. Die Speere zerbrachen beide von dem gewaltigen Stoße und die Kämpfer fielen aus dem Sattel zur Erde herab. Da zogen sie ihre Schwerter und setzten mit ihnen den Kampf fort. Wiewohl Dietrich der Schwächere war, verlieh ihm Gott doch solche Kraft, daß von seinen Schlägen Binabel in große Noth kam. Mit einem wohlgezielten Streiche schlug er ihn durch den Helm, daß ihm das Blut über die Augen herabrann.

Nach kurzem Kampfe und nachdem Dietrich seinen Gegner noch einmal den Helm durchschlagen und ihn verwundet hatte, schlug er ihm das Haupt ab. Da lobten alle Gott, daß er der Wahrheit zum Siege verholfen hatte.

Der Kaiser aber setzte sich mit den Fürsten zum Gericht nieder. Da urtheilten sie alle, daß Genelun für seine Untreue den Tod verdient habe. Er ward wilden Rossen an den Schweif gebunden und so zu Tode geschleift.

Also rächte der Kaiser Rolands und der Paladine Mord.

---

Druck von C. Grumbach in Leipzig.